This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das Ahnenerbe e. V.
Bücherei
Hc 64

Friedrich Schiller.

Curioſe Freunde,

trübſelige Tage, Mißachtung bis in's Grab hinein,

kein Ehrenbuch für Weimars Größen.

Von

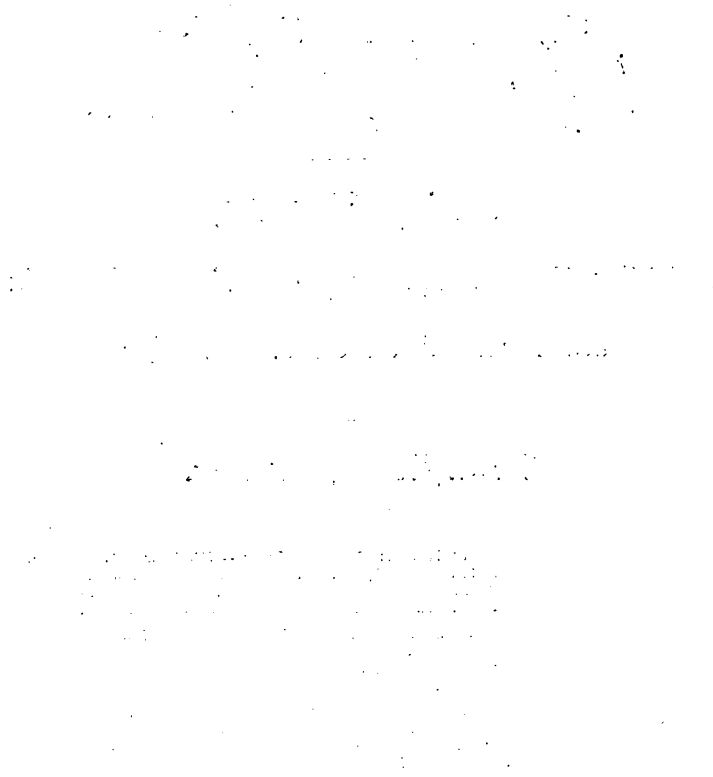
Sebaſtian Brunner.

Was in Weimars gold'nen Tagen — Schiller in Geduld getragen,
Das bleibt Alles abſeits liegen — Und wird weislich todtgeſchwiegen;
Folgen wir der Wahrheit Spuren — Bei den Dichter-Dioskuren,
Ob wem immer ſie getroffen — Zeige ſich die Wahrheit offen!

Als die Beiden Brief gewechſelt — Wurde Alles fein gedrechſelt,
Farbenſchimmer zu erzielen — Wie zwei Falter, die ſich ſpielen;
Darf man aber auch betrachten — Was ſie von einander dachten?
Es iſt nicht geheim geblieben — Was ſie ihren Freunden ſchrieben.

Als zwei innige Genoſſen — Seh'n wir ſie aus Erz gegoſſen,
Wie ſie ſich als Freunde eben — Liebevoll die Hände geben;
Doch die Wahrheit war hienieden — Von dem Erzbild ſehr verſchieden;
Wie die Freundſchaft iſt geweſen — Iſt im Büchlein hier zu leſen!

Wien
Druck und Verlag der „St. Norbertus" Druckerei
1887.



Als Einleitung.

Die Biographien der großen deutschen »Geistesheroën« wurden von den Autoren derselben oft derartig mit einem phantastischen Ueberschwang behandelt, daß es nöthig geworden ist, dieselben ihres überladenen Aufputzes zu entkleiden — und ihre Monumente auf der Basis der historischen Wahrheit wieder herzustellen.

Der mehrfach angefeindete Julian Schmid bemerkt in dieser Angelegenheit ganz richtig: [1])

»Großer Männer bemächtigt sich stets die Sage: das Volk arbeitet ihr Bild nach seinen eigenen Idealen aus. So ist Schiller fast eine mythische Figur geworden, und noch jetzt bemüht sich eine wohlgemeinte Pietät, ihn etwa nach dem Schema des Max Piccolomini oder des Marquis Posa zu idealisiren. Schiller ist solchen Schimmers nicht bedürftig, er erträgt das Tageslicht, ja er wird uns werther, je deutlicher seine Gestalt uns entgegentritt.«

In dem kleinen Weltwinkel zu Weimar, in welchem sich die verschiedensten Interessen der schöngeistigen, nach Gunst von oben mehr oder minder bedachten Hofpensionäre gekreuzt haben, sind oft schlechte Wetter und Stürme unvermeidlich gewesen.

Die pecuniäre Abhängigkeit vom Hofe machte nicht selten die Autoren nothgedrungen zu Höflingen; — Schiller sagte ein Mal treffend: »In Weimar wohnt jede Familie wie in einem Schneckenhaus.«

---

[1]) »Schiller und seine Zeitgenossen.« Von Julian Schmid, Leipzig, Grunow 1863, Vorrede II.

Wenn der Hausherr sich aus seiner Schneckenschale herauswindet, muß er die Fühlhörner ausstrecken und mit weiser Vorsicht alle bösen Wege, die von Hindernissen voll sind, zu umkriechen suchen.

Nach dem poetisch geschilderten Jubel der Hoffeste, nach der tollen Lustigkeit derselben kann der stille Friede und die stille Freude im Familienkreise nicht bemessen werden.

Die seufzervollen Briefe, welche die nicht herrschenden Geistesfürsten in Weimar an ihre vertrauten Freunde nach Auswärts schrieben, lauten ganz anders, als die nothgedrungenen Complimente, welche sich die Herren bei ihrem gesellschaftlichen Verkehre mündlich oder schriftlich ins Gesicht hinein adressirt haben. Mit Einem Worte: das Loos der Dichter in Weimar, den mächtigsten derselben ausgenommen, ist kein beneidenswerthes gewesen.

Auf Schiller's, Wieland's, Herder's Nacken lastete zudem der beständige Druck der Familiensorgen. Es mußte Geld ins Haus geschafft werden. Für Schiller's Genie liegt das beste Zeugniß in dem traurigen Zustande seines stets kränkelnden Körpers, in den steten, nichts weniger als zur Poesie stimmenden Sorgen, Reibungen, Zerwürfnissen, in dem Fühlen und Ertragenmüssen von Eifersüchteleien, Chikanen und allen jenen Annehmlichkeiten, welche das Leben an einem kleinen Hofe und in einer kleinen Stadt unter der beständig aufgeregten und aufregenden Menschenclasse von Schriftstellern im Gefolge hat.

Im Ertragen aller dieser Widerwärtigkeiten standhaft auszuharren, sich täglich zum Schreibpulte hinsetzen und sein Stück Poesie herabarbeiten, man konnte öfter sogar sagen: herabschinden — das verdient alle Beachtung!

Der zartfühlende Schiller konnte wie oft im Style seiner »Räuber« zum desperaten Ausrufe gedrängt worden sein: »Das ist doch ein wahres Hundeleben!«

Besonders lehreich in besagter Richtung ist dieselbe Schrift Julian Schmid's im sechsten Capitel: »Zerwürfnisse«.

Es steht jedem Leser nach seinen Anlagen frei, diese entsetzlichen Krakehle und Durcheinander, in welche Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Kant, Fichte, die Schlegel,

Humboldt, Tieck und Andere gerathen waren, entweder betrübend oder erheiternd auf sich wirken zu lassen.

Wir wissen sehr gut, daß es vielen Enthusiasten und Begeisterlingen nicht recht ist, wenn wir dem Leser Rührung oder Humor hierüber zur Disposition stellen; — nun, wir sind aber nicht »freisinnig« genug, um unseren Lesern Betrübniß oder irgend andere traurig geartete Gefühle vorzuschreiben. Man kann ja die historischen Wahrheiten auch in heiterer Form berichten.

Wir könnten aus dem 40 Seiten langen Capitel Julian Schmid's eine pikante Blumenlese zusammenstellen, unterlassen es aber, weil wir diese geringe Arbeit des Copirens zur Schilderung der damaligen Verhältnisse nicht benöthigen und weil wir anderwärtigen Stoff genug vorräthig haben.

Wir wiederholen, was wir schon öfter betont: daß wir das Genie der Dichter zu ehren wissen, und daß wir nur dem abgöttischen Cultus — der in jüngster Zeit sogar das Privatleben dieser Dichter als eine Norm für die studirende Jugend aufgestellt wissen wollte — mit unseren geringen Mitteln entgegentreten werden; und zwar nicht durch eine sehr billige Tugendentrüstung, sondern durch historisches Nachweisen des Umstandes: daß sich diese Herren Enthusiasten durch ihr unsinniges Vorhaben lächerlich gemacht haben. [1])

Vor fünfzig Jahren, ehe noch die Corruption auf allen Lebensgebieten durch eine verlüderlichte Literatur und Presse hereingebrochen war, hat Schiller unter der Jugend mehr und begeistertere Verehrer gehabt, als in der Jetztzeit, trotz aller Statuen und Schiller-Stiftungen. Die Begeisterung war damals rein und edel, man hat damit nicht groß gethan und öffentlichen Spectakel gemacht.

Im Gymnasialcurse 1826—1832 (den Schreiber dieses am Schottengymnasium zu Wien durchgemacht) gab es schon in den unteren Classen Studenten, welche größere Gedichte von Schiller ganz auswendig herdeclamiren konnten, obwohl es dort keinen Professor der deutschen Literatur gegeben, derlei

[1]) Wir verweisen auf unsere Schrift: »Der Himmel voller Geigen zu Weimar«, S. 251—256.

Gedächtnißübungen gar nicht gefordert wurden — und nur das Studieren, Erklären und Bewundern der alten griechischen und römischen Classiker ex offo betrieben werden mußte. Selbstverständlich war der Jugend das Lesen ihrer zeitgenössischen deutschen Dichter tausendmal lieber, als das mühsame, mit philologischen und antiquarischen Noten verpfefferte Studium dieser alten Schwerenöther.

Auch wir wären im Stande unsere damalige Verehrung Schiller's jetzt noch mit genauer Recitation von ganzen Gedichten und vielen Stellen aus Werken desselben nachzuweisen, so daß wir es in dieser Richtung und vielleicht hie und da auch sogar, was das Verständniß anbelangt, mit so manchem ästhetischen Krakehler der jüngsten Zeit aufnehmen könnten, der sich in seiner eigenen Ueberschätzung hoch über das ganze neunzehnte Jahrhundert hinaufstellt.

Also, alle Anerkennung dem Genie des Dichters und seiner idealen Richtung, die er in dem letzten Decennium seines Lebens immer entschiedener eingeschlagen hat, aber als einen Lehrer und Führer der Jugend und auch des Alters in Religion und Sitte vermögen wir ihn nicht anzuerkennen — und eben auf diesen Umstand wollen wir jenen modernen Schreiern gegenüber aufmerksam machen, welche die mitunter außerordentlich menschlich einseitigen und auch zweideutigen Offenbarungen unserer Dichterfürsten als Surrogat der göttlichen Offenbarung in Schwung bringen möchten.

In diesem Urtheile werden umsomehr positiv christliche Protestanten mit uns einverstanden sein — als wir zumeist bedeutende und ehrenhafte protestantische Schriftsteller, welche die gleiche Ansicht aussprechen, mit ihren entschiedenen Aeußerungen hierüber angeführt haben.

Nachdem Herren, die von Geschichtsschreibung absolut nichts verstehen (oder nichts verstehen wollen), auch noch in der neuesten Zeit die historischen aus Geldnoth übernommenen Jugendarbeiten Schiller's als Meisterwerke anpreisen, haben wir aus Janssen und ausgezeichneten protestantischen Geschichtskennern, die entschiedene Verurtheilung dieser Arbeiten angeführt.

Wenn wir wiederholt die kleinstädtischen Verhältnisse besprechen, in denen die großen Dichter in Weimar sich

bewegen mußten, so kann uns das nur ein Leser verübeln, der sich nicht um die großartigen öffentlichen Huldigungen bekümmert hat, die berühmten Dichtern in Italien zu Theil geworden sind.

Nur ein kleiner Vergleich, den wir schon anderwärts vorgebracht. Als die Venediger in drei Tagen die Insel Kandia erobert hatten, wurde auf St. Marco ein großartiges Fest gefeiert. Dort, wo die Zuschautribüne des Dogen aufgeschlagen war, auf welcher in der Regel nur Könige und regierende Fürsten mitsitzen durften, saß bei diesem Feste auf der Dogen-Estrade zur Rechten des Dogen Marco Cornaro — Petrarca, der Dichter, auf dem Königsplatze vor dem ganzen Volke — und Friedrich Schiller hatte als Titularhofrath die Erlaubniß, bei den Hofbällen in Weimar einzutreten — und sich bescheiden daselbst erlustriren zu dürfen, nachdem ihm auf Verwendung des Herzogs der römisch-deutsche Kaiser das »Herr-von-Diplom« zugesendet.[1])

Wir haben schon öfter bei Gelegenheit in den »Hau- und Bausteinen« historische Belege gebracht, welche nachweisen, wie eigentlich das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller zu Weimar beschaffen gewesen ist. Wer nun ein solches Wagniß in den Zeiten des Enthusiasmus sich erlaubt, der muß gefaßt sein — wie es auch schon geschehen, der Gemeinheit, kleinlicher Verdächtigungen und mißwilliger Entstellungen beschuldigt zu werden. Wir sind es von Seite dieser Herren gewohnt, daß sich dieselben statt einer Widerlegung angeführter Thatsachen, mit ihrem abgebrauchten Taschenspielerapparat von Schimpfwörtern zu helfen suchen.

Wir haben in vorliegender Schrift auch einige weniger bekannte (aus Schriften die nur in kleinen Kreisen verbreitet sind) Episoden gebracht, die in Schiller's Leben mächtig hineinspielen und jedenfalls auf seine Lebensrichtung nicht ohne bleibende Nachwirkung geblieben sind. So ist z. B. das Verhältniß Schiller's zu seinem positiv christlichen Vater in den Biographien Schiller's zumeist ganz todtgeschwiegen, oder nur sehr oberflächlich berührt worden;

[1]) In: »Der Himmel voller Geigen zu Weimar« haben wir über eine noch ärgere Krähwinckelei (die Zusendung eines Lorbeerkranzes in einer Schachtel von Goethe an Wieland) berichtet. S. 17—18.

auch über den Charakter, das Leben, und die Ansichten der Frau von Kalb, die mit Schiller, und Jean Paul in sehr intime Beziehungen verwickelt gewesen, so auch über das eigentliche Verhältniß Schiller's zu den Lengefeld'schen Schwestern, konnte man erst in neuester Zeit sehr interessante Nachrichten erfahren. Die Kalb war geistig begabter als Goethe's »Frau von Stein«, über deren Geist, Gemüth, Edelsinn, und weiß Gott was noch, immer ein sehr unverdienter Lärm geschlagen wird; diese Frau v. Kalb war ein in jeder Richtung verunglücktes Genie — voll Extravaganzen — die aber mindestens am Ende ihres Lebens mit tiefer Reue auf ihre Verirrungen zurückgeschaut und in der früher sehr vernachlässigten Religion ihren Trost gesucht hat.

Mit der traurigen, man könnte sagen wegwerfenden Behandlung Schiller's — und sogar seiner Leiche — bis in ein gemeinsames Grab hinein, haben wir geschlossen.

Wir wissen sehr gut, daß wir von Seite blind-enthusiastischer Cultusbeamten unserer Classiker für die vorliegenden thatsächlichen Berichte keinen Dank einernten, sondern uns auf einen neuen ausgiebigen Krakehl gefaßt machen müssen. Wir können und werden aber zufrieden sein, wenn wir auch auf diesem Gebiete der Wahrheit eine Gasse eröffnet haben, die mit auf uns geworfenen Steinen und mit dem schmutzigen Schimpfmörtel von Seite einer corrumpirten Presse nicht mehr zugemauert werden kann.

1. Goethe und Schiller.

Wie sich Goethe und Schiller zum ersten Male begegnen. Eckermann's Gespräche mit Goethe, von Goethe redigirt. Riemer nennt die Gespräche authentisch und glaubwürdig. Düntzer kann das nicht brauchen und hat »kein Zutrauen« auf Eckermann.

Düntzer berichtet:[1])

»Das erste Nebeneinanderleben beider Dichter dauerte in Weimar von Mitte November 1788 bis Anfangs Mai 1789. Zu einer näheren Verbindung konnte es umsoweniger kommen, als Goethe, in seinen ‚Tasso' und in ‚das Glück seiner Liebe' (Vulpius) versenkt, zugleich vom Grolle der Frau v. Stein und aller auf ihrer Seite stehenden Damen Weimars bedrängt, Schiller von seinen schriftstellerischen Arbeiten und von Vorbereitungen zu seiner Professur sehr in Anspruch genommen war. . . .« —

Schiller in seinen Briefen gibt ganz andere Gründe an. Viele Goethe-Erklärer berichten, die Stein sei für Goethe das Vorbild der edelsten Frauengestalt im »Tasso« gewesen, und hier arbeitet Goethe am »Tasso« wieder, als er dieses vortrefflichen Modells einer edlen Frauengestalt überdrüssig geworden und in das Glück einer neuen Liebe versenkt war, deren Gegenstand (die Mademoiselle Vulpius) am Hofe zu Ferrara und im Kreise »Tasso's« nicht so leicht unterzubringen gewesen wäre.

Wir finden also hier factisch nach Düntzer — Goethe in das »Glück seiner Liebe« (Vulpius) und in »das Unglück

[1]) Goethe-Jahrbuch von Geiger. Zweiter Band, Frankfurt 1881, im Artikel von Düntzer, S. 174.

seiner Liebe« (Stein) zugleich versenkt. Die Weimarer Damenwelt bewegt sich hier in einem mehr eigenthümlichen als achtungswürdigen Rollenfach. Auf die Stein, die ihrem Manne nicht treu war, hatte sie keinen Groll; warum hat diese Damenwelt mit ihrem Groll den Goethe »bedrängt«, der doch nur an einer Untreuen Wiedervergeltung geübt hat, indem er der Untreuen consequenterweise auch wieder untreu geworden ist. Die Untreue der Stein fanden diese Damen ganz in der Ordnung — bei der Untreue Goethe's suchten sie ihre moralischen Habseligkeiten hervor, um selbige in einem bitteren Groll über Goethe verwerthen zu können.

Eckermann's Berichte über Goethe—Schiller. Düntzer findet in Eckermann's Gesprächen mit Goethe allerhand Aeußerungen, die ihm nicht behagen wollen; deshalb stellt er nun Eckermann's Glaubwürdigkeit in Abrede.

Düntzer sagt:[1])

»Wie wenig Zutrauen die Aeußerungen Goethe's in den Gesprächen mit Eckermann verdienen, ergibt sich aus seinem Berichte I. 308. »Der Großherzog bestimmte Schiller bei seiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlichen 1000 Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Falle er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letztere Anerbieten ab und machte nie Gebrauch davon. Ich habe das Talent, sagte er, und werde mir selbst helfen können.« [2])

Nachdem aber Goethe die Gespräche mit Eckermann redigirt hat, könnte dieser Vorwurf nicht den Eckermann, sondern nur den Goethe treffen.

Düntzer fährt in seiner Weise, Conjecturalpolitik zu treiben, fort:

»Bald darauf wird Schiller mündlich seinen Dank ausgesprochen haben, wo dann der Herzog das in einem Briefe an

---

[1]) »Schiller und Goethe«. 1859, Seite 281.

[2]) Riemer in seinen Mittheilungen über Goethe sagt (I. Bd.), »daß die Relationen Eckermann's ‚in Sinn und Ausdruck' vollkommen wahr und zuverlässig für authentisch gelten dürfen.« — — Wir überlassen dem Leser die Entscheidung, wer hier mehr Glauben verdient, Düntzer oder Riemer.

Körner vom 3. Juli erwähnte Versprechen gethan haben möchte, den Tausender voll zu machen.«

Daß Goethe die Gespräche mit Eckermann redigirt hat, geht aus einer Bemerkung Riemer's hervor und selbst Düntzer in seiner Goethe-Biographie (S. 647) bestätigte es.

»Goethe hatte den Eckermann zum Begleiter seines Sohnes auf der Reise nach Italien ausersehen. Unterdessen war es Eckermann unmöglich geworden, mit dem wild stürmenden August länger zusammen zu reisen. Unter der Vorgabe: er fühle sich unwiderstehlich getrieben, seine in Weimar zurückgelassenen Gespräche mit Goethe zu bearbeiten, machte er dem Vater, dem die Briefe seines Sohnes schon gezeigt, wie wenig dieser sich mit Eckermann vertrage, am 12. September (1830) von Genf aus die Anzeige, daß er sich am 25. Juli von diesem getrennt habe. Goethe wollte von einer sofortigen Veröffentlichung der Gespräche nichts wissen, erklärte sich aber bereit, sie mit ihm durchzugehen, doch unterließ er, ihn nach Weimar einzuladen.«

Am 11. November 1830 war August in Rom gestorben.

(648) »Als Eckermann am 23. November zurückkehrte, stand der edle Greis fest und aufrecht vor ihm und er schloß ihn bewegt in seine Arme. Hatte er ja an ihn für seinen literarischen Nachlaß die treueste Stütze. Des Hingeschiedenen (August) ward mit keinem Worte gedacht. Zwei Tage später war er (Eckermann) bei dem Vater (Goethe) und der Witwe (des August) zu Tische, wo er von seiner Reise erzählen mußte. Seine Gespräche wollte er (Goethe) mit ihm durchgehen.«

Seite 649, unter 6. December 1830 sagt Düntzer:

»Von Eckermann's Gesprächen war keine Rede mehr, er sollte jetzt seine Tagebücher und Briefe durchsehen und auch das in den literarischen Nachlaß Aufzunehmende auswählen.«

Daß nun während des Jahres 1831 die Gespräche nochmals durchgenommen wurden, unterliegt keinem Zweifel,

wenn auch über diese Revision keine Aufschreibung zu finden ist. Eckermann konnte doch füglicherweise nicht verkünden, daß Goethe selber die Gespräche redigirt und approbirt hat. Bei der Correspondenz mit Schiller und Zelter hat es Goethe selber offen bekannt, daß er diese Schriften für den Druck zubereitet. Die Genauigkeit, welche der Dichter auf ihn betreffende Publicationen so delikater Natur verwendet hat, ist bekannt. Eckermann war ja gerade zum Behufe des Ordnens, Reinschreibens und Revidirens (mit dem Dichter) des Goethe'schen Nachlasses aufgenommen worden.

Eckermann war bekanntlich seinem Wissen und Können nach eine sehr untergeordnete Persönlichkeit. Er entzog sich ängstlich fremden Besuchen, weil er offenbar fürchtete, von diesen über dies und das in den unter seinem Namen herausgegebenen Gesprächen interpellirt zu werden, und er sich des Zwirnmangels zu derlei verfänglichen Conversationen bewußt war. Zum Doctortitel kam er, wie wir anderwärts berichten, bei Gelegenheit eines Goethe-Jubiläums, als dem Goethe die Universität zu Jena zwei Carta bianca-Diplome zur Verfügung stellte. Goethe belohnte mit dem einen seinen Neffen und mit dem zweiten seinen Geheimschreiber Eckermann. Dieser Promotionsvorgang ist sicher sehr interessant. — Goethe selber hat somit den Eckermann erst vor dem Lesepublicum »gesprächfähig« gemacht. Von Eckermann sind sichtlich (in den nächstfolgenden Auszügen aus den Gesprächen) nur die sehr geistlosen Lobsprüche ausgegangen, die er in die »Gespräche« hie und da hineingeflochten hat.

2. Wie Eckermann den Goethe in's Gesicht hinein gelobt hat.

Die oft wiederkehrenden Verbeugungen Eckermann's in den mit Goethe gehaltenen und unter der Redaction des Dichters abgefaßten Gesprächen zeigen uns immer den Secretär in officio.

10. April 1829: »Ich hörte dieses mit großem Interesse.«

11. April 1829: »Goethe und Frau von Goethe empfingen mich sehr freundlich.«

13. April 1829: »Heute nachdem Goethe mir über Tisch manches gute Wort gesagt, erquickte ich mich zum Nachtisch noch an einigen Claude Lorains.«

6. December 1829: »Goethe las die Scene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlichen productiven Kraft, und wie alles so knapp beisammen war.«

16. December 1829: »Aber, ‚sagte ich', jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird.« »Es ist wunderbar«, sagte ich (über ‚Faust'), »wie in einem solchen Werke die einzelnen Theile sich aufeinander beziehen, aufeinander wirken, einander ergänzen u. s. w.«

27. December 1829: »Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das ‚Papiergeld von Mephistopheles' herleitet, und dadurch ein Hauptinteresse des Tages, so bedeutend verknüpft und verewigt.«

3. Januar 1830 sagt Goethe selbst: »Der ‚Faust' ist doch ganz etwas Incommensurables und alle Versuche, ihn dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man denken, daß der erste Theil aus einem etwas dunklen Zustand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen.« —

Diese eben so denk- als nachdenkenswürdigen Worte Goethe's hat noch keiner der Hunderte von »Faust«-Erklärern beachtet, denn, wenn Goethe selber sagt: alle Versuche, den »Faust« dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich, so hat Goethe den Düntzer und alle anderen Erklären-woller des Faust als ununütze Schwefelmacher und seinen »Faust« selber als unverständlich erklärt. Wir wollen diesen merkwürdigen Ausspruch Goethe's in einige Reime bringen — und wem diese Reime nicht recht sind, der soll vorerst die obige Prosa Goethe's widerlegen:

I. Ach gebt Euch keine Mühe — Mit Eurem Wortgefunkel,
War doch die ganze Brühe — Mir selber immer dunkel.

II. Ihr steckt in einer Klemme — Wie in Mephisto's Rachen,
Verworrene Probleme — Sind niemals klar zu machen.

III. Was incommensurabel — Kann auch kein Mensch ermessen,
Der ‚Faust' ist nicht capabel — Das sollt Ihr nie vergessen.

Das ist doch kein Gespötte — Es sind die eig'nen Worte,
Die sprach der Herr von Goethe — Zur Explicir-Cohorte,
Die weiß viel besser Alles — Als es der Dichter wußte,
Was man ihr jeden Falles — Hier einmal sagen mußte.

10. Januar 1830: »Heute zum Nachtische bereitete Goethe mir eine sehr hohe Gunst, indem er mir die Scene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.« »Das Neue, Ungeahnte des Gegenstandes, sowie die Art und Weise, wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wunderſam, so daß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mittheilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.« »Ich war darauf glücklich bei wiederholter ruhiger Betrachtung dieſer merkwürdigen Scene.«

11. Februar 1831: »Heute bei Tisch erzählte mir Goethe, daß er mit dem vierten Acte des ‚Faust' angefangen habe, und und so fortzufahren gedenke, welches mich sehr beglückte.«

30. März 1831: »Ihre Biographie (sagte ich zu Goethe) ist ein Buch, wodurch wir uns in unſerer Cultur auf die verſchiedenſte Weiſe gefördert sehen.« u. ſ. w.

Goethe wurde von seiner Umgebung und von seinen Freunden immer »mit dem Complimenturbuch in der Hand«, bearbeitet. Am unverfrorensten waren Zelter, und — wenn er von Goethe etwas brauchte, oder erhielt — Knebel. Der feine Holtei fühlte das Komiſche aus lobhudelnden Tischgesprächen heraus, und hat auch Einiges in seinen »40 Jahren«, was er selber beim Goethe'ſchen Tiſche gehört, mitgetheilt. Am meisten Takt in dieſer Richtung besaß Riemer, der beim Loben doch nie über die Grenzlinie sich hinauswagte, wo die Höflichkeit anfangt lächerlich oder abgeſchmackt zu werden. Es ist Thatsache, daß Goethe den Lobrednern nie widerſprach; öfter aber in ihren Text einging und das hie und da noch Mangelnde

zu verbessern suchte. Wie der Dichter auch einen leisen Widerspruch nicht vertragen konnte, und jenem, der einen solchen wagte — nicht mehr so leicht grün werden wollte, — hat der alte Professor Luden in seinen Denkwürdigkeiten, nachgewiesen.[1])

Eben finden wir eine Aeußerung über Eckermann, die wir hier anführen wollen.[2])

»Was Eckermann als Dichter geleistet hat, ist mäßig. Ingrimm, tiefer Ingrimm erfaßt mich immer, wenn ich an die hämischen Angriffe und gemeinen Spötteleien denke, mit denen gewisse Leute Eckermann begeiferten. Was mag der edle schlichte Mann unter solchen boshaften Nadelstichen, deren letzter Impuls doch nur der Neid war, gelitten haben!« —

Uns sind die hämischen Angriffe und gemeinen Spötteleien und boshaften Nadelstiche unbekannt, welche den Ingrimm, ja den tiefen Ingrimm des Herrn Marshall in Bewegung gesetzt haben; nur wissen wir nicht, um was diese Spötter Eckermann's diesen guten Herren beneidet haben sollten? Nach dem von uns eben zuvor gebrachten Complimenten Eckermann's, ist seine Stellung Goethe gegenüber derartig in athemloser Ehrfurcht gebeugt, ja unterwürfig gewesen, daß sie nicht beneidet werden kann; daß den armen Eckermann aber um seinen Dichterruhm Niemand beneidet hat, wird von Marshall selber eingestanden, der die Dichterleistungen desselben als mäßig bezeichnet. Einigen Dank verdient die Beigabe des Porträts von Eckermann — es harmonirt ganz mit den oben angeführten Aeußerungen dieses allerunterthänigsten Mannes.

3. Schiller's trauriges Loos.

Was Goethe für eine Absicht gehabt, als er dem Eckermann das traurige Loos Schiller's, die Nahrungssorgen desselben, die Anstrengung, seine Familie zu unterhalten, geschildert, das

[1]) Siehe: »Der Himmel voller Geigen zu Weimar.« S. 112—114.
[2]) Leipziger Illustrirte Zeitung (Nr. 2085, Juni 1883) bringt ein William Marshall eine Jugenderinnerung bezugs Eckermann.

konnte nur Goethe selber wissen, es wäre sehr unbillig, ihm ein unedles Motiv unterzuschieben. Auf den Leser aber macht diese Schilderung den tiefen Eindruck des Mitleides. Der arme Schiller hat sich factisch zu Tod gearbeitet, zu Tod gedichtet. Goethe sagt zu Eckermann 18. Juni 1827:

»Der Großherzog bestimmte Schiller bei seiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich 1000 Thalern und erbot sich das Doppelte zu geben, im Falle er durch Krankheit gehindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent', sagte er, ‚und muß mir selber helfen können.' Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie mußte er wegen seiner Existenz jährlich zwei Stücke schreiben und um solches zu vollbringen, trieb er sich auch an solchen Tagen und Wochen zur Arbeit, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Schiller hatte nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich. Denn was gescheidte Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respect, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann; allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem.«

Aus diesen Aeußerungen ist ersichtlich, daß Goethe es wußte, wie sich Schiller in den Tod hinein arbeitete. Der Leser fragt sich hier: Warum ist Goethe nicht zum Herzog gegangen und hat ihm diese Lage Schiller's mitgetheilt? — Der Herzog war ein nobler Mann und hätte sicher die 1000 Thaler mehr dem Schiller gegeben. Das wäre von Goethe eine noble und ihn sicher mehr ehrende Handlung gewesen, als die Mittheilung, daß der »arme Teufel von

Dichter« zu Spirituosen greifen mußte, um arbeiten und seine Familie erhalten zu können. Daß Schiller um diese 1000 Thaler nicht betteln wollte, da hatte er Recht, es zeigt, daß er bei seinem tiefen Gemüth auch einen noblen Charakter besessen; daß man ihm aber die 1000 Thaler ohne Betteln nicht geben wollte, das mußte den feinfühlenden Mann sicher verletzen.

Am 20. December 1829 sagt Goethe zu Eckermann:

»Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebt keine vier Wochen. Aber er hatte eine größere Zähheit, er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch lange halten können.«

4. Goethe über Schiller's „Tell" und seinen „Tasso", über „Wallenstein's Tager" und „Abraham a Sancta Clara."

(Eckermann, 6. Mai 1827.) Goethe erzählt, wie er 1797 den Plan gehabt, die Sage vom »Tell« als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln. Er war in der Schweiz von den Gegenden begeistert, in denen die Tell-Geschichte sich abgespielt; darüber sagt er:

»Von allem diesem erzählte ich Schiller, in dessen Seele sich nun Landschaften und handelnde Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu thun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand Schiller förmlich ab, der denn darauf sein bewunderungswürdiges Gedicht schrieb.«

Goethe über seinen »Tasso.« (Eckermann 6. Mai 1827.) Das Gespräch wendete sich auf »Tasso« und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht.

»Idee,« sagte Goethe — »daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso's, dem ich als pro-

saischen Contrast, den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.«

Dasselbe sagt Menzel auch, aber etwas unfreundlicher.

Goethe über Schiller's »Tell« (16. März 1831):

»Ich (Eckermann) gebe über den Schluß des ‚Tell' meine Verwunderung zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen That brüstete. ‚Es ist kaum begreiflich', sagte Goethe, ‚allein Schiller war dem Einflusse von Frauen unterworfen, wie andere auch, und wenn er in diesem Falle so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen, als aus seiner eigenen guten Natur.«

Goethe über Schiller's »Wallenstein's Lager.« (Eckermann 25. Mai 1831.)

»Wir sprachen über ‚Wallenstein's Lager'. Ich hatte nämlich häufig erwähnen gehört, daß Goethe an diesem Stücke Theil gehabt, und daß besonders die Capucinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tische und er gab mir folgende Antwort: ‚Im Grunde,' sagte er, ‚ist Alles Schiller's Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältnisse miteinander lebten und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, communicirte, und meine Bemerkungen hörte und nützte, so mag ich wohl auch daran einigen Theil haben. Zu der Capucinerpredigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er dann sogleich jene Predigt mit großem Geiste zusammenstellte.'«

Es fällt auf, daß Goethe so kurzweg sagt: er habe Schiller die Reden des Abraham a Sancta Clara

geschickt. Welche Reden? Die Schriften Abraham's füllen einen Bücherschrank. In Lindau (Stettner) sind sie in neuer Auflage 1846 in 19 Bänden erschienen. — Somit klingt das ungefähr, als wenn Jemand sagen würde: ich habe dem und dem die Theater Schiller's oder die Theater Shakespeare's geschickt. Und Schiller hat sogleich jene Predigt daraus mit großem Eifer zusammengestellt.

Diese Bemerkung veranlaßte den Herausgeber, im Briefwechsel nachzusuchen, und daraus ergibt sich folgendes Resultat:[1])

Schiller an Goethe, 1. September 1798: »So ist z. B. ein Capuciner hereingekommen, der den Kroaten predigt, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes hat mir noch gefehlt. Es liegt aber auch nichts daran, wenn er vom Theater wegbleibt.«

Goethe an Schiller, 5. October 1798: »Ich schicke Ihnen einen Band des Pater Abraham, der Sie gewiß gleich zur Capucinerpredigt begeistern wird.«

Goethe an Schiller, 6. October 1798: »Die Capucinerpredigt schicken Sie mir ja, so bald sie fertig ist.«

Schiller an Goethe, 9. October 1798: »Hätte ich gedacht, daß die Capucinerpredigt morgen Früh nicht zu spät kommen würde, so hätte sie noch besser ausfallen müssen. Im Grunde macht es mir große Lust, auf diese Fratze noch etwas zu verwenden, denn dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidtigkeit nachzuthun. Indeß werde ich das Möglichste versuchen.« — —

Welches von den Werken Abraham's Goethe dem Schiller gesendet, ist nicht angegeben. Schiller spricht sich anerkennend aus, macht aber doch aus dem Capuciner eine »Fratze«. Abraham ist in seinem Leben und Wirken trotz seines Witzes ein ernster Mann gewesen. Sein Porträt zeigt den geistvollen Menschen an. — Von Schauspielern

[1]) »Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.« Stuttgart 1829. 4 Bd. S. 308, 317, 326.

(wie vom Berliner Beckmann im Wiener Hoftheater) wird der Capuciner erst noch zum Hanswurst gemacht — er tritt taumelnd und betrunken mit einer Schnapsflasche auf; — das ganze Spiel zeigt die Freude, im Capuciner den katholischen Priester herabwürdigen und lächerlich machen zu können. Das dürfte doch Schiller selbst nicht beabsichtigt haben. Es gehört zur »Toleranz« der Schauspieler.

Goethe: »Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen: ‚Ein Hauptmann, den ein Anderer erstach — Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.' Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in's Manuscript hinein. Ein sorgfältiges Motiviren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag.«

Es ist auffallend, wie Goethe die Zugkraft der Stücke Schiller's nicht der Poesie, dem Schwung, dem Anregen der Gemüthsseiten, sondern immer nur Fehlern (dem Mangel an Motiven) zuzuschreiben sucht.

Bei Wachsmuth [1]) haben wir nach längerem Forschen gefunden, welche Schriften Abraham's Schiller für seinen Capuciner benützt hat.

»Die Vorrathskammer, aus welcher Schiller holte, ist die Schrift: ‚Reimb Dich, oder ich frieß Dich', Cöln 1702, und in dieser ein Traktat. ‚Auf, auf, ihr Christen!' Das ist eine bewegliche Auffrischung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Blutegel.«

Die folgenden Stellen sind entweder von Schiller übertragen worden, oder zeugen doch von der Beschaffenheit dessen, was ihm zur Benützung vorlag. Z. B. S. 196: »Von vielen Jahren her ist das Römische Reich schier Römisch arm geworden durch stätten Krieg. Vor etlichen Jahren ist Niederland noch niederer worden durch lauter Krieg; Elsaß ist ein Elendsaß

[1]) Wachsmuth: »Weimar's Musenhof.« Berlin, Dunker 1844. Seite 132–133.

worden, Hungarn führt ein doppeltes Kreuz im Wappen, und bisher hat es viel tausend Creutz ausgestanden durch lauter Krieg. S. 197: »Il peccato è la calamita della calamità; die Sünde ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen und Kriegsschwerd in unsere Länder ziehet.« S. 198: »Lebt man doch allerseits, als hätte der allmächtige Gott das chiragra, und köndte nicht mehr dreinschlagen.« S. 199: »Wer hat den Türken gezogen in Hungarn? Niemand anders als die Sünd, nach dem S im A-B-C folgt das T und nach der Sünd folgt der Türk.« S. 207: »Bei uns findet man warm, arm, und daß Gott erbarm in Einem Tag.« S. 211: Quid hic statis otiosi? — sollt sein beherzthafft nach dem Degen greifen, denn mit Menschen-Degen und Gottes-segen. S. 220: Wie David den großmauligen Goliath überwunden und solchem stolzen Hahn den Kam gestutzet. S. 226: Fort mit den Soldaten, die lieber mit den Mußgatellern als mit den Musqueten, fort mit denjenigen Soldaten, die lieber mit der Decken als mit dem Degen umgehen. Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als zu Preßburg in Quarnison liegen. Nichtsnutz seynd diejenigen Soldaten, welche lieber Lucelburg als Luxenburg belagern . . . die lieber mit der Sabiel als mit dem Säbel umspringen. S. 236. »Ein Schneider, welcher erst heute vom Schneidern herkommt, soll morgen schon wissen, dem Feind ein Vortheil abzuschneiden; ein Müller, der erst heute den Sack ausgestaubt, soll morgen schon wissen, wie man muß den Feind in den Sack schieben; ein Schuster, der erst heute das Leder mit den Zähnen zerrt, soll wissen, wie er schon morgen muß von dem Leder ziehen. S. 231. »Ein guter Soldat muß in seiner Karten nichts mehreres haben als hertz, ein guter Soldat muß einen Magen haben wie ein Strauß, daß er also das Eysen wohl kann verdäuen, er muß sich reimen wie ein Faust auf ein Aug, er muß keine Blumen mehr lieb haben als die Schwerdlilien, er muß sein Feind zu keiner anderen Speiß laden, als auf ein Gestößenes, er muß sein Feind nicht mit der Zung, sondern mit dem Degen die Stichwörter geben. S. 233: »Zu dem heil. Joanni dem Täufer seynd etliche scrupulosi Soldaten getretten, sprechend: Was sollten denn wir thun? Worauf Joannes geantwortet: Thut niemand überlast noch Gewalt: Contenti estote Stipendiis vestris. Und seydt mit

Eurem Sold zufrieden. S. 235: »Ubi erit Victoria si Deus offenditur? — Dann euch gar oft die Becher angenehmer als die Bücher. S. 236: Wenn euch sollte von jedem Flucher ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monat der Schädel so glatt, und so er auch des Absolon's Strobel gleich wäre, wie ein gesottener Kalbskopf. Wenn auch der Himmel wäre ohne Wolken und von den göldenen Sonnenstrahlen ganz ausgehäutert, so muß doch bei euch Donner und Hagel allezeit einschlagen: So mann zu allen Wettern, welche eure Fluch-zunge ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte gleichsamb nicht Meßner genug herbeischaffen. Es fließet kaum ein Wort aus eurer Zung, wo nit auch ein Teufel mitschwimmt. David war auch ein Soldat u. s. w., ich vermeine ja wohl, daß man muß das Maul gleich weit aufsperren zu: Gott helfe dir, als: der Teufel hole dich. S. 237: Man kann gantz richtig wissen, was ihr für Landsleut seyd, ob ihr aus dem Himmelreich oder Limmelreich. — Das Weib in dem Evangelio hat den verlornen Groschen gesucht und gefunden, der Saul hat die Esel gesucht und gefunden; der Josef hat seine saubern Brüder gesucht und gefunden, der aber Zucht und Ehrbarkeit u. s. w. S. 239: Du sollst nit stehlen; die Soldaten haben statt das nit das mit gesetzt: du sollst Mit-stehlen. Es stecken demnach unter ein Pickelhauben viel Rauben und Klauben, als seyen sie deßwegen Kriegsleuth genannt, damit sie allenthalben sollten etwas kriegen.«

5. Goethe's weitere Bemängelungen Schiller's.

Wie Goethe den geringen Erfolg seiner Theater dem »zu viel Moliviren« zuschreibt.

(18. Januar 1825.) Riemer erinnerte an Schiller's Persönlichkeit. »Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen,« sagte er, »war stolz, nur seine Augen waren sanft.« »Ja,« sagte Goethe, »Alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper, war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von Außen

an, eine ſtille Entwicklung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deshalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.«

»Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beim ‚Tell' für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopfe des Knaben ſchießen laſſen wollte. Das war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tell's Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt großthun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf 100 Schritte einen Apfel vom Baume ſchieße. Schiller willigte anfänglich nicht darein, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo, wie ich ihm gerathen. Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine ‚Eugenie' iſt eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen. Schiller's Talent war recht für's Theater geſchaffen. Mit jedem Stücke ſchritt er vor und ward vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den ‚Räubern' her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nicht ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im ‚Egmont' in der Gefängnißſcene, wo dieſem das Urtheil vorgeleſen wird, den Alba, in einer Maske und in einen Mantel gehüllt, im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an den Effect zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. [1]) Hiedurch ſollte ſich der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtirte jedoch und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch. Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer, jedesmal, wenn ich ihn wieder ſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urtheil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Angedenken, was ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben.«

---

[1]) Schiller hatte den »Egmont« für die Aufführung auf der Bühne in Weimar etwas umgearbeitet. (Siehe Eckermann, 19. Februar 1829.)

(12. Mai 1825) sagte Goethe: »Nun streitet sich das Publicum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.«

(17. Januar 1827.) »Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer beiweitem größer herauskam, als das Beste dieser Neueren; ja, wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer, wie diese Herren.«

Eckermann bemerkt hiezu: »Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses.«

6. Wie Goethe einen sehr unsinnigen Ausspruch über Schiller's „Räuber" von einem „Fürsten" gehört, und dieser Ausspruch dem Goethe so gefallen hat, daß er selbigen durch Eckermann verewigen ließ. Goethe's „Werther" und Schiller's „Räuber".

Goethe sprach weiters zu Eckermann:

»Aber ich habe doch Personen gekannt,« fuhr Goethe fort, »die sich über die ersten Stücke Schiller's gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade, ging ich durch einen eingeschlossenen, sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte; es begegnete mir der Fürst *** und da in demselben Augenblicke einige mit Mehlsäcken beladene Maulthiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier in einem engen Stübchen geriethen wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge, wir kommen auch auf Schiller's ‚Räuber' und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe, die Welt zu erschaffen, und hätte ich in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schiller's ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht geschaffen.' Wir mußten lachen.« Was sagen Sie dazu,« sagte Goethe, »das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man sich kaum erklären konnte.« —

Warum es Goethe für der Mühe werth hielt — den Ausspruch dieses eventuellen »grausamen Weltschöpfers« von einem Fürsten an den Pranger zu stellen? — Die »Räuber« Schiller's haben doch gewiß sehr wenig junge Menschen zum Räuberwerden verleitet.

Der Fürst hätte denselben Schöpferspruch viel eher auf Goethe's »Werther« anwenden können; denn durch das »Werther«-Lesen sind in der »Werther«-Zeit eine Menge von Schwachköpfen zum »Werther«-Ende gekommen. Goethe hat das aber gewiß nicht beabsichtigt: der Mann war zu klug und vorsichtig, um sich selber zu erschießen; er ließ dies von einem Dienstmanne seiner kolossalen Phantasie besorgen, und war des Dafürhaltens: es werde doch nicht so erbärmliche Tröpfe geben, die sich durch den »Liebeszauber« insoweit werden verblenden lassen, daß sie zur Pistole greifen.

Goethe selber wußte sich ähnliche Gemüthsstürme dadurch zu entladen, daß er seines Grames auf dem Wege des Buchhandels sich entledigte und nachdem er »seinen Schmerz aus sich hinausgeworfen«, wieder ganz intensiv die lieben freundlichen Gewohnheiten des Daseins fortzusetzen wußte. [1])

7. Goethe über Schiller's erste und Schiller's lange Stücke, und über Schiller als Volksfreund.

Eckermann, 3. Mai 1827. »Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine ‚Räuber', seine ‚Kabale und Liebe' und seinen ‚Fiesco' schrieb. Allein, wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Aeußerungen eines außergewöhnlichen Talentes, als sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der

[1]) Wir werden über den »Werther« und die Folgen desselben eine eigene Abhandlung bringen, in welcher wir minder die schon von Vielen besprochenen traurigen Folgen der Lecture dieses Romanes, sondern die wahrhaft lächerlichen Pointen, in diesem von Goethe selbst außerordentlich bis an sein Lebensende hochgehaltenen Werke herauszukehren gesucht haben.

Culturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir Alle erfahren, auf einsamen Wegen uns durchzuhelfen.« —

Es ist jedenfalls von Interesse, die verschiedenen Gedanken zu lesen, die sich Goethe über den Erfolg der dramatischen Werke Schiller's gemacht hat; der Gegenstand muß ihm oft durch den Kopf gegangen sein.

Eckermann, 17. März 1830. »Goethe hatte über ein langes Theaterstück abfällig gesprochen. Eckermann erwiderte: Schiller hat es nicht viel besser gemacht, und doch ist er ein sehr großer dramatischer Schriftsteller.«

»Auch er hat freilich darin gefehlt,« erwiderte Goethe. »Besonders seine ersten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend schrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zu viel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, als daß er es hätte beherrschen können. Später, als er sich dieses Fehlers bewußt war, gab er sich unendliche Mühe und suchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden; aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenstand gehörig beherrschen und ihn vom Leibe halten, und sich auf das nur durchaus Nothwendige concentriren, erfordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen und ist schwerer, als man denkt.«

Eckermann, 4. Jänner 1824. Goethe: »Man beliebt einmal, mich nicht sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der unter uns weit mehr ein Aristokrat war, als ich, das merkwürdige Glück, als ein besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm vom Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen.«

Goethe ist im Betrachten Anderer ein sehr tiefgehender Psycholog gewesen — in der psychologischen Selbstbetrachtung aber hat er nicht den Muth gehabt, sich selber in seinen Tiefen zu erforschen, sonst hätte er manche dem Eckermann zur Veröffentlichung vorgetragene Passagen lieber der Oeffentlichkeit nicht übergeben lassen.

8. Wie Goethe den Schauspielern in Weimar, die er herangebildet, einen großen Theil des Erfolges von den Schiller'schen Theatern zuschreibt.

Das Theater in Weimar, in welchem Goethe durch 30 Jahre (1795 bis 1825 als oberster Director unumschränkt waltete, schildert er selbst. (Eckermann, 22. März 1825.) Das Gebäude brannte in der Nacht vom 21. März nieder. Goethe sagte anderen Tags unter Anderem zu Eckermann: »Der Schauplatz meiner fast 30jährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern.«

»Aeltere Personen (bemerkte Eckermann), die jene Zeit erlebt haben, konnten mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das Weimarer Theater damals gestanden.« — »Ich will nicht leugnen,« erwiderte Goethe, «es war etwas. Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ und ich schalten und machen konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Decorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, meine Gnade zu finden. Durch die guten Stücke hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stiche gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben und machte Jedem seine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu thun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am anderen Tage Alles, was mir nicht recht erschienen. Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehres mit mir werth achtete. (!) Hiedurch geschah aber, daß auch die übrige höhere weimar'sche Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauspieler

und Schauspielerinnen in den besten Cirkeln bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch Alles mußte für sie eine große innere, wie äußere Cultur hervorgehen. Schiller verfuhr in demselben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war, gleich mir, bei allen Proben gegenwärtig und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler und Publicum bereits in hohem Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolge seiner Stücke zugute kam.« —

Wie kommt es denn aber, daß die »Jungfrau von Orleans«, die in Weimar aus persönlichen Rücksichten für die Jageman, welche die Heldenjungfrau unmöglich ohne Gelächter hätte geben können, und auch aus anderen Rücksichten nicht zuerst aufgeführt wurde, in Berlin einen wahren Beifallssturm hervorgerufen hat, wo die Schauspieler doch von Goethe nicht geschult gewesen sind? Wir haben in »Drei Stichproben« aus der Goethe-Literatur (Seite 2, 3) das Urtheil Holtei's über das Weimarer Theater gebracht.

Ein in Jena herausgegebenes Büchlein über die erste Aufführung der »Maria Stuart« in Weimar, aus dem wir in den »Drei Stichproben« Auszüge brachten, schildert (und zwar unter herzoglicher Censur 1801) die Schauspieler zu Weimar — als totale Stümper. — Holtei erklärt uns, woher dieses Lobgedudel über das Weimarer Theater seinen Ursprung genommen, und wie es sich in der Geschichte des Theaters in Deutschland — durch das beständige Wiederholen desselben eingebürgert hat.

9. Wie Riemer seinen Patron Goethe auf Kosten Schiller's herauszustreichen sucht.

Nachdem wir die Auslassungen Goethe's über seinen Genossen und Freund Schiller in den Gesprächen mit Eckermann theilweise gebracht haben, und aus denselben ersichtlich ist, wie trotz aller Zurückhaltung und trotz des

Wiederholens, wie beide in einem intimen freundschaftlichen Verhältnisse gestanden seien, doch Goethe oft in seinen Urtheilen über Schiller eine mißliebige Stimmung durchklingen läßt, wird es dem Leser sicher nicht ohne Interesse sein, das zu hören, was Riemer, der dreißigjährige Goethe verpflichtete Client, über dieses Verhältniß ausspricht. Er hat diesem Verhältnisse (I Bd., Seite 454—463) ein eigenes Capitel gewidmet, das seinem ganzem Inhalte nach eine Apologie Goethe's auf Kosten Schiller's genannt werden könnte.

Riemer meint: »Man ist im Allgemeinen bald gegen den Einen, bald gegen den Anderen ungerecht und parteiisch, oder vor dem Einen gegen den Anderen blind (wie Gustav Schwab in Schiller's Album bemerkt), doch weit mehr gegen Goethe. Schiller hat in neuerer Zeit mehr Gönner gefunden als früher im Leben und gleich nach seinem Tode, wo die Partei seiner Gegner noch triumphirte. Schiller ist länger tod und dadurch schon canonisirt. Goethe muß erst durch das Fegefeuer der deutschen Journalisten und kritischen Anstalten hindurch, um zu derjenigen beneidenswerthen Unsterblichkeit zu gelangen, wo man ihn nennen wird, ohne weiters von ihm etwas zu wissen. Es ist natürlich, daß dabei subjective Interessen einwirken.«

So schrieb Riemer 1847: Seither hat sich die Literatur über Goethe zu ganzen Bergen übereinandergeschoben.

Riemer beginnt:

»Ich habe gefunden, daß kräftige, gesunde Menschen sich immer eher an Goethe als an Schiller behagten und daß kränkliche, verstimmte, sentimentale sich allemal zu diesem letzteren hinneigten: Schiller, glaubten sie, durch Mitleid und Theilnahme noch etwas schenken und gewähren zu können, der reiche Goethe schien ihnen dessen nicht zu bedürfen.«

Es dünkt uns, Riemer hat hier in seinem Uebereifer für seinen Wohlthäter und Patron diesem keinen Gefallen erwiesen, indem er die Ansicht ausspricht: eine vierschröttige kräftige Hausknechtnatur sei mit einer größeren Empfänglichkeit für die poetische Lebensanschauung Goethe's begabt, und dem Schiller sollte nur die schwächliche, krankhafte, verstimmte zufallen. Für Schiller werde

man nur durch Mitleid und Theilnahme gestimmt: das heißt, ihm wirft man nur die Bettelpfennige der Anerkennung zu, der reiche Goethe bedarf keines Mitleids. Riemer ist so schlau, gleich von vorneherein Denen, die Schiller dem Goethe vorziehen, Schwäche, Sentimentalität, Kränklichkeit, Verstimmung auf den Rücken zu werfen; und die Verehrer Goethe's als markige kräftige Kernnaturen herauszustreichen. Dieses ganze Urtheil Riemer's ist haltlos und gestaltlos! Die Lebensanschauungen Goethe's, die er in seinen Schriften kundgegeben und im Leben bethätigt hat, werden (ohne daß man deshalb dem großen Genie Goethe's nur einen Zoll streitig machen dürfte) nicht nur von gesunden, sondern auch von sehr ungesunden, in ihrer Physis durch ihre Moral herabgeschwächten, zu Schatten verkümmerten Gestalten zu ihren Lebensanschauungen gemacht, und von diesen hochgehalten.

10. Wie Riemer selbst die Gesundheit, Gestalt und klare Stimme Goethe's gegen Schiller in's Treffen führt.

Riemer fährt fort: »Aber man soll nur ehrlich und offenherzig sein und sich zu Vor- und Abliebe bekennen, und nicht mit Unparteilichkeit prahlen, die dem Menschen nun einmal nicht gegeben ist. Ich gestehe daher gleich aufrichtig, daß ich auf allen Seiten ein Uebergewicht Goethe's zu finden glaube. Vom Dichter will ich jetzt noch nicht reden, nur von der Persönlichkeit, dem Charakter, ihrer öffentlichen und geselligen Erscheinung und wie sie sich dabei ausnehmen. Goethe's Gesundheit des Leibes und der Seele zeigte sich in einer kräftigen imposanten Gestalt, in einem herrlichen Sprachorgan. Seine munter geniale Laune, sein treffender, aber nie beleidigender Witz und seine herrlichen Vergleichungen zogen unwiderstehlich an und vermittelten das Gespräch. Schiller, weder an Gestalt noch an Haltung so vortheilhaft erscheinend, obschon groß, auch freundlichen, milden, man könnte sagen, warmen Blickes, doch nicht angenehmen Sprachorganes, mehr docirend als conversirend, oft sarkastisch und mehr satyrisch, als eigentlich humoristisch witzig, wie schon aus den Xenien Beider erhellt, die an diesem Merkmal schon allein zu unterscheiden sind.« —

Die äußere Erscheinung im Leben der beiden Dichter, welche zum Vortheile Goethe's ausfällt, bringt Riemer zuerst ins Treffen. Goethe war allerdings begünstigt von allen Seiten, er war gesund, er konnte einen Puff aushalten, er konnte auf seine Gesundheit pochen, er hatte keine Familiensorgen, er hatte ein schönes Einkommen, war der specifische gewaltige Günstling des Herzogs, seit seinem dreißigsten Jahre Excellenz, was im vorigen Jahrhundert auch an einem kleinen Hofe etwas sagen wollte; er brauchte nicht um das liebe Brod zu schreiben; er heiratete die Vulpius in seinem 57. Lebensjahre; ihn drückten keine Nahrungssorgen. Den armen Schiller, kränklich, eine Familie am Halse, 400, dann am Ende 800 Thaler fixe Revenue, trieb die Noth wie oft zum Schreibtische; gerade in seine letzte Jahre fallen seine schönsten Schöpfungen, und da soll das Mitleid, das man mit diesem armen Hofrathe, oder besser gesagt, mit diesem armen Teufel von Dichter hat, von Riemer noch beanständet werden; und man soll Goethe beneiden, weil er gesund, stark gebaut, wohl versorgt, in guter Laune und hell und klar bei Stimme war; und alle Gesunden, Starken, wohl Versorgten und gut Gepflegten, sollen sich an Goethe erfreuen, und die Kranken, Schwachen, Herabgekommenen, Sentimentalen sollen sich an Ihresgleichen, an den armen Schiller halten.

11. Riemer setzt seine Arbeit fort im Herabdrücken Schiller's und Hinaufheben Goethe's.

Riemer's: Faule Fische. Das junge Deutschland und Goethe.

Um Schiller herabzudrücken, bringt nun Riemer jene kleinen Jalusien vor, den Vorwurf: was Goethe an und für Schiller gethan hat, wie er ihm Stoffe für seine Theater gegeben, wie er ihm mit Rath und That beigestanden, wie er durch ihn (Goethe) in die nähere Kenntniß des Theaters und der Forderungen desselben eingeführt worden, und wie Schiller undankbar an Goethe's Stücken Ausstellungen gemacht, den »Wilhelm Meister«, auch sogar die »Iphigenie« kritisirt habe u. s. w. Dann führt Riemer eine Menge

Lobsprüche an, die über Schiller's Theater und über ihn selber gemacht wurden, und spricht unverhohlen seinen Aerger darüber aus, daß es Leute gibt, denen der Schiller im Ganzen besser gefällt als der Goethe.

Riemer führt eine Menge von Belehrungen an, die Schiller dem Goethe zu danken hätte:

»Die nähere Kenntniß des Theaters, die ein Goethe ihm, dem nicht so Gelehrten, weniger Belesenen, von Natur und Kunst fast nur durch Hörensagen Unterichteten; poetische Stoffe, um die er immer verlegen ist, finden hilft und selbstgefundene freiwillig abtritt und überläßt, wie er ihn zum endlichen Abschluß des ‚Wallenstein' treibt, durch dessen Aufführung sein Ruhm wächst, aber auch sein Selbstgefühl steigt, daß er als Mitredacteur oder Redigent der Theaterstücke seine Scheere an Goethe's Stücken walten läßt u. s. w.«

»Und für alles dies, für alle diese Tugenden der Humanität, der Menschen- und Nächstenliebe, der Freundschaft und Theilnahme, der Geduld und Entsagung, was wird ihm? Angefeindet von allen Seiten nicht nur im Leben, noch mehr nach dem Tode; und zwar in allen Beziehungen gilt er nichts, er ist kein Mensch, kein Christ, keine Genie, kaum ein Talent, kein Deutscher, kein Patriot. Ein Unsittlicher ist er, ein Schwacher, ein Fauler, der beständigen Aufregung bedürftig, dem Künstlerneid unterworfen.« — —

Riemer bringt hier Vorwürfe über Goethe, die ihm gar nicht gemacht worden sind, um das nachfolgende auch wieder übertriebene Lob, welches über Schiller allgemein ausgegossen werden soll, herabdrücken zu können.

Wer hat denn z. B. dem Goethe das Genie abgesprochen, ihm kaum ein Talent zuerkannt? Als dem Goethe der vor Gift und Galle, Neid und Schimpfseligkeit zappelnde Börne das Genie abgesprochen, hat sich Börne in seiner Selbstüberschätzung förmlich überpurzelt und allgemein lächerlich gemacht! Wer hat ferner Goethe einen »Schwachen«, einen »Faulen« genannt? Das sind in der That »faule Fische«. Daß Goethe nicht ein Christ war,

das hat er in der Theorie selbst ausgesprochen und in der Praxis gewiß nicht widerlegt; daß er kein Deutscher, kein Patriot gewesen, ist auch nur ein gemachter Vorwurf. Was ist ein Deutscher, was ist ein Patriot? Wenn er sich über das junge Deutschland lustig machte, so war das nur eine Folge von seinem Scharfsinn; der die Herren vom jungen Deutschland durchschaute, keiner von ihnen hätte für die Revolution Partei genommen, wenn er an Goethe's Stelle Geheimrath und Minister gewesen wäre. Im Jahre 1848 haben sich diese Deutschen und Patrioten überall aus dem Staube gemacht, wo mit dem Schreien und Spectakelmachen allein nichts mehr auszurichten war, und wo sie sich hätten auf Keile oder auf kalte Bohnen müssen gefaßt machen. Der größte Schreier, des Liedes: »Der Freiheit eine Gasse« flüchtete unterm Spritzleder, als er in einer Schlacht der Freiheit hätte eine Gasse brechen können, er wollte aber nicht; der Mensch ist Herr seines Willens, dachte er sich, und das ist die rechte Freiheit. Mithin hätte er dichten können:

Mit der Winkelriederei — Soll man nicht spassen,
Es wäre eine Eselei, — Sich jetzt erschießen lassen.
Jetzt lautet anders mein Geschrei: — Der Feigheit eine Gassen.
Verknallen lassen kann sich Jeder — Ich hocke sicher hinter'm Leder.
Ich konnte nur Kampfmuth erwecken — Und wenn's d'rauf ankommt: mich verstecken!

12. Riemer bringt unwahre und übertriebene Lobsprüche für Schiller vor, um selbe im Interesse Goethe's auszubeuten.

Es ist begreiflich, das sich der alte »Excellenzherr«, der von jeher nie aufbrausend, und ein feiner ruhiger Hofmann gewesen ist, nicht dazu hergab, um mit diesen Herren Krakehl zu machen, sie wollten ihrer Größe eine Elle zusetzen, als sie ihre Verachtung ihm kundgaben; er durchschaute sie und hatte vor ihnen dieselbe Achtung; das »Ver-

kriechen« Börne's, so oft es einen Krakehl gab, ist notorisch, er wollte seinen Freunden nicht die Freude machen, »sich erschießen zu lassen«. Schade, daß Goethe nicht mehr erlebte, wie die größten Schreier des jungen Deutschland die Ersten waren, ihre Leiber in Sicherheit zu bringen; er hätte sein Plaisir daran gehabt.

Nachdem nun Riemer sich selber allerhand Tadel gegen Goethe, der gar nicht ausgesprochen wurde, nur deshalb erfunden hat, weil dieser Tadel sehr leicht zu widerlegen ist und die Unwahrheit dieser Vorwürfe jedem Leser einleuchten muß, sucht er den Schiller durch Anführung übertriebener und auch unwahrer Lobsprüche dem Goethe gegenüber herabzudrücken. So z. B. I. 459: »Schiller dagegen ist Alles, er ist der Abgott der Jugend, der Liebling der Frauen, das Orakel der Alten, die Begeisterung des Kriegers in Schlachten und Erstürmungen, die Devise und der Wahlspruch der debattirenden Republikaner, der Respect der Franzosen, Italiener, Engländer. Er ist der wahre Deutsche, Philosoph und Dichter in Einer Person und Incarnation, und es wäre zu verwundern, wenn er nicht in der Folge noch größere, in's Allgemeine gehende Wirkungen haben sollte, die ihn, wie einen zweiten Herman, zum Befreier Deutschlands stempeln. Er ist die kräftigere Natur, die Goethe's erschlaffter aufhilft, die ihn ermahnt und antreibt, während aus dem Briefwechsel sich das Gegentheil ergibt (Briefnummer 612, Seite 119) und selbst im strengsten Sinne die Einwirkung und der Beistand gegenseitig und zu gleichen Theilen stattfindet.«

Wir haben die von Riemer angezogene Beweisstelle im 612. Briefe aufgefunden, sie lautet:

Schiller an Goethe: »Ich höre, daß Ihre Hieherkunft nicht mehr weit entfernt ist. Es wird auch meiner Existenz einen ganz anderen Schwung geben, wenn wir wieder beisammen sind, denn Sie wissen mich immer nach Außen und in die Breite zu treiben; wenn ich allein bin, versinke ich in mich selbst.« — Diese Stelle kann schon deshalb nichts bedeuten, weil Schiller den Goethe wohl kannte — und ihn nach dieser Kenntniß immerfort behandelte und immer in den Briefen Goethe's Lob aussprach und seine Meisterschaft bewunderte.

Riemer führt nun weitläufig aus, daß Schiller, durch die Ruhe mehr begünstigt, und Goethe, durch seine vielerlei Geschäfte abgehalten, sich nicht mit aller Ruhe der Dichtkunst widmen konnte.

II. 460. »Nur abgerissenes Gespräch konnte er mit der Muse pflegen, während Schiller zu Hause in aller Gemächlichkeit, ohne Störung oder Ausübung anderer Pflichten, seine ästhetischen Krisen abwarten, bald seinem Hange zur Reflexion, bald zur Poesie folgen mochte, und bei dem kurzen und schmaleren poetischen Hausrath mehr Werke zu Stande bringen konnte, als er selber hoffen durfte, hätte nicht Goethe beim »Wallenstein« ihm wahre Hebammendienste geleistet, und durch glücklich geförderte Erstgeburt alle nachfolgenden erleichtert.«

13. Eckermann und Riemer zeigen sich Schiller gegenüber stets in gereizter Stimmung. Schiller zehn Jahre in seinem Elende, siech und leidend.

Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß Eckermann und Riemer, Beide als Clienten dem verstorbenen Goethe sehr verpflichtet — immer in eine außerordentlich gereizte Stimmung kommen, wenn von dem armen Schiller die Rede ist. Schiller konnte nicht, wie Riemer sagt, poetische Krisen abwarten, sondern mußte schreiben, um Geldkrisen auszuweichen. Schiller war die letzten zehn Jahre seines Lebens in Jena und Weimar, schon hektisch krank und leidend, an den Studiertisch gebunden. Goethe lebte gesund 37 Jahre länger als Schiller. (Schiller geboren 1759, † 1805, Goethe geboren 1749, † 1832.)

Schon am 17. October 1794 lamentirt Schiller an Goethe von Jena aus über seine schwankende Gesundheit, dann 19. Februar 1795: »Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen, und meine Thürschwelle ist wieder die alte Grenze meiner Wünsche und meiner Wanderschaft. Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren. Aber da ich doch einmal zum akademischen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, so will ich lieber hier in Jena,

wo ich gern bin, und wo möglich leben und sterben will, als irgend anderswo müssiggehen. Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, so lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat.« Am 25. März 1795 spricht er wieder von der Furcht vor »zunehmender Kränklichkeit.« 20. Juli 1795 klagt er, daß er seit den letzten zwölf Tagen sich schlimm befunden. 8. December 1795. »Das üble Wetter hat mich sehr gedrückt, so daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es ist auch jetzt noch nicht besser und die Arbeit geht langsam.« 12. Februar 1796: »Diese Woche habe ich wieder viele schlaflose Nächte gehabt, und sehr an Krämpfen gelitten. Es ist noch nicht besser, daher ich auch mit meiner Arbeit nicht vorwärts gekommen bin.« — In dieser Weise geht das Klagen und Lamentiren fort bis an das Ende Schiller's. Der gute Mann muß sich in seine Arbeiten zeitweilig so vertieft haben, daß er an seinen krankhaften Zustand zu denken gar keine Zeit gefunden.

14. Riemer setzt Schiller's Frauencharaktere herab und sagt, Schiller ist kein ganzes Genie gewesen. Am Ende behauptet Riemer, beide Dichter seien eigentlich nur wie Mann und Weib zusammengehörig, Goethe Mann und Schiller Weib.

Am Ende kommt Riemer in seiner Galle gegen Schiller so weit, daß er schlechte Witze über die weiblichen Charaktere Schiller's macht, wie (II. 461).

»Hatte doch schon W. von Humboldt ihm (Schiller) zu verstehen gegeben, daß er an den weiblichen Charakteren in »Don Carlos« zwar nichts gefunden, was er nicht wahr nennen möchte, aber doch bliebe ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas vom gewissen Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheide.« — Riemer fügt pikirt noch dazu: »Also eine Art Appretur wie bei Seidenstoffen.«

Nun sind ja aber Frauen nicht nur Natur-, sondern auch Geistes-Wesen; und wenn die Damen, welche Humboldt

den Frauen Schiller's gegenüberstellt, anders gewesen sind, so wäre zu bemerken, daß Frauen mit einem gewissen Glanz immer noch besser sind, als solche mit einem ungewissen Glanz, ebenso wie Seidenstoffe mit Appretur jedenfalls sich besser ausnehmen, als ohne Appretur!!

Mit diesen und ähnlichen Witzen läßt sich dem Schiller nichts abzwicken. Riemer streitet dem Schiller in seiner Begeisterung für Goethe sogar das ganze Genie ab, indem er am Ende sagt:

»Wäre Schiller ein ganzes Genie gewesen, so hätte er der Philosophie, d. h. eines Systemes nicht bedurft. Hatten Homer, Sophokles, Shakespeare ein philosophisches System? spricht nicht die wahre Weltweisheit, Kenntniß des Weltlaufes und des menschlichen Herzens aus ihnen, wie in keinem Compendium steht?«

Diese knatternde Rakete, gegen Schiller's Stern abgefeuert, fällt als zerrißener Pappenstiel Herrn Riemer auf die Nase. Das ist geradewegs gelinder Unsinn! — Shakespeare hat allerdings ein System, das wie ein rother Faden durch alle seine Dramen geht — es ist die unerschütterte christliche Weltanschauung [1]). Dann fährt Riemer fort:

»Auch Goethe hatte keine Philosophie, d. h. keine andere als selbstgefundene und was er von Kant, Fichte und Schelling angenommen zu haben scheint (!), sind Grundsätze, auf die er von selbst und unabhängig, d. h. durch philosophischen Instinct [2]) gekommen, und nur durch jene von ihrer anderweitigen Begründetheit versichert worden.«

Trotz all den Anstrengungen, die Riemer in Anwendung bringt, um Schiller, Goethe gegenüber klein zu machen, ist es eine bald hundertjährige Erfahrung, daß der Zuschauer bei den Dramen Schiller's in die Hand-

[1]) Die neueste und beweiskräftigste Schrift in dieser Richtung ist: »Shakespeare's Stellung zur katholischen Religion.« von Dr. J. M. Raich. Mainz, Kirchheim 1884.

[2]) Auch Schiller spricht schon in einem Briefe an Goethe (23. August 1794) vom »philosophischen Instinct« Goethe's. In der Regel wird der Instinct nur als ein Princip in der Thierwelt zur Erklärung vieler Erscheinungen in derselben angenommen.

lung mit dem höchsten Interesse hineingezogen wird und das Drama mitlebt; während er bei Goethe Zeit hat, schöne Gedanken und die schöne Sprache zu bewundern, übrigens aber in seinem Gemüthsleben zu keinerlei Affection gestimmt und nicht mitgerissen wird. Goethe hat es ja z. B. selber klagend gestanden, daß dem Weimarer Publicum die Vorstellung seines »Tasso« langweilig vorgekommen ist. Dem armen Schiller das poetische Genie herabmindern wollen, das ist keine dankbare Arbeit. Riemer hat sich derselben unterzogen, und seit der Ausgabe seiner Schrift (1841) wenig Anerkennung dafür eingeerntet. Mit dem versöhnenden Schluß ist nichts gut gemacht, wenn Riemer sagt: II. 463.

»Das Rathsamste wäre nun wohl: beide Dichter zusammen für Einen gelten zu lassen. Wie man den Menschen auch nicht anders haben kann, als in zwei Hälften: Mann und Weib, so werden wir wohl auch den Dichter nicht anders haben, als in jener Gestalt, Goethe und Schiller, die einander ergänzen.«

Dieses Urtheil Riemer's ist eigentlich eine Beleidigung beider Dichter, wenn es von einem Dichter käme, der ein Mann ist; nun gibt es aber auch Kritiker, die oft nicht nur wie ein Weib, sondern sogar wie ein »altes Weib«, daherreden.

Es ist fast immer interessant, auf derlei Berichte von Goethe nahestehenden, — dem Dichter verpflichteten Herren, wieder den Dr. Düntzer zu vernehmen, — der mit aller Seelenruhe, wie Eckermann so Riemer ignorirt und uns die Harmonie der beiden Dichter von seinem Standpuncte aus vorführt.[1]) Düntzer beschreibt Goethe's Glück und Freude über Schiller's Erfolge.

1803. »In diesem Jahre, welches drei der namhaftesten und einflußreichsten deutschen Schriftsteller, Gleim [2]), Klopstock und Herder zu Grabe trug, sehen wir Schiller auf der Höhe

[1]) Düntzer: »Schiller und Goethe«. Seite 47.

[2]) Wir haben in unserem »Vater Gleim«, diesen hochbedauerlichen deutschen »Horaz und Homer« (wofür er sich sehr bescheiden selber erklärt hat) mit seinen eigenen Aussprüchen geschildert.

seines Ruhmes, im frischesten Vertrauen auf die Macht seiner Muse, während Goethe's Glanz neben ihm erbleicht, da die herrliche dramatische Gabe, womit er nach so langer Zeit wieder auftritt, unverstanden verklingt und seine sonstige mühsame Thätigkeit unbeachtet bleibt. Neidlos schaut der Freund auf Schiller's große Erfolge, seines eigenen, reinen und tüchtigen Strebens bewußt, beglückt in der Erfüllung seiner auf Schiller gesetzten Hoffnungen.« Düntzer aber fährt selber sogleich fort: »Das kalte Wetter ist der persönlichen Verbindung während des Januars sehr hinderlich, besonders da Beide sich körperlich angegriffen fühlen; um so tiefer versenken sie sich in dieser Abgeschlossenheit in ihre geistigen Schöpfungen.«

Wir werden in den folgenden Nummern einen kleinen Bericht über das »kalte Wetter« bringen.

15. Die durch unsichtbare Hände hintertriebene Dichterkrönung Schiller's.

Eine Affaire — die in einem von Kotzebue projectirten Feste zur Verherrlichung Schiller's besteht — das aber durch unbekannte und bekannte Mächte mit Fiasko verhindert wurde, berichtet Falk, der aber das Capitel sehr diplomatisch nicht mit der Ueberschrift: »Goethe und Schiller«, sondern »Goethe und Kotzebue« überschrieben hat.[1]) Bekanntlich sind die drei Autoren, die über Goethe aus dem persönlichen Verkehre mit dem Dichter geschöpft, und über ihn geschrieben haben, auf einander nicht gut zu sprechen. Riemer macht seine Glossen über Eckermann und über Falk; dem Letzteren redet er nach, daß er eitel war, viel auf seinen Legationsrath-Titel hielt, mit blauem Frack und goldenen Knöpfen in Weimar herumspazierte u. s. w. — Riemer, der mit Goethe 30 Jahre lang verkehrte, sah es eben ungern, wenn Andere, die (wie Eckermann 10 Jahre, Falk eine kurze Zeit) mit ihm in Berührung kamen, über ihn Bericht erstatteten.

[1]) »Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt.« Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. 2. Auflage, Leipzig. Brockhaus 1836. Seite 173—199.

Wir wollen hier diese besagte Begebenheit, die immerhin interessant ist, so kurz als möglich, zum Theil mit den eigenen Worten Falk's widergeben.

Goethe konnte den Kotzebue nicht leiden. In einem Gespräche über Literatur kam die Rede auf Kotzebue's Schrift; »Merkwürdigste Lebensjahre.«

Goethe sagte darüber: »Ich bin gewiß, wenn Einer von uns im Frühling über die Wiesen von Ober-Weimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tausendmal mehr Merkwürdiges in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis an's Ende der Welt zugestoßen ist. Und das macht blos, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder, und wenn es in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudieren, zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten. Uebrigens bin ich durchaus nicht ungerecht gegen sein Talent für Alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt u. s. w. Er will die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften übertragen — indeß, auch diese Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine fast unerhörte Eitelkeit verfiele. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben sich leiden, und wenn es ein Land, und wenn es eine Stadt, und wenn es eine Statue wäre. In seiner Reise nach Italien hat er dem Laokoon, der medicäischen Venus und den armen Italienern selbst alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm so berühmt gewesen wäre. Aber da sitzt der Knoten. Zur Hälfte ist er ein Schelm, zur anderen Hälfte, besonders da, wo es die Philosophie oder die Kunst betrifft, ist er ehrlich genug, kann aber nichts dafür, daß er sich und

Anderen, wo davon die Rede ist, jedesmal, und zwar mit dem erheblichsten Anstande irgend etwas weiß macht.« —

Uebrigens konnte auch Schiller den Kotzebue nicht recht leiden. Er schreibt über ihn an Körner, 19. October 1801. »Daß Kotzebue so besonders gut für seine Arbeiten bezahlt werden soll, zweifle ich doch, da er es als ein Prahlhanns und Windbeutel gewiß überall rühmen würde, und er mir noch vor einigen Tagen geklagt hat, er würde nicht gut genug bezahlt, um eine revidirte und verbesserte Ausgabe seiner Schriften zu veranlassen, wozu er große Lust hätte.«

Falk berichtet nun des Längeren über eine Gesellschaft von Herren und Frauen, die allwöchentlich einmal in Goethe's Hause sich versammelten. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieser Cirkel meist nur weibliche Mitglieder.

16. Goethe als „Dalai Lama" in Weimar und die Pläne zu Schiller's Dichterkrönung.

»Herr v. Kotzebue war nun wieder einmal nach Weimar gekommen. Ein Fräulein v. J—n, Dame am verwitweten Hofe, suchte um die Aufnahme Kotzebue's in diesem Abendcirkel nach. Schiller und Goethe besonders waren nicht dafür. Da wurde nun geschwind ein neuer Artikel für die Statuten gemacht: »daß Niemand weder einen Einheimischen noch einen Fremden in diesen geschlossenen Cirkel mitbringen sollte, wenigstens nicht ohne vorhergegangene allgemeine Zustimmung der übrigen Mitglieder.« — Das war gegen Kotzebue gemünzt und dieser erfuhr es. Goethe machte überdies noch einen Witz auf Kotzebue, den dieser auch wieder erfuhr. Zu Japan besteht neben dem weltlichen Hof des Kaisers auch ein geistlicher Hof, der Dalai Lama; der im Stillen oft einen größeren Einfluß ausübt, als jener.«

»Nun hatte Goethe einst gesagt: »Es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hofe zu Weimar aufgenommen sei, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hof einen Zutritt zu verschaffen wisse.«

Allerdings konnte Goethe hier nur seinen Abendcirkel meinen, wo er und Schiller den Vorsitz führten.

»Kotzebue versuchte sich zu rächen. »Selbst ein Dalai Lama in Weimar zu werden, das konnte ihm nicht einfallen, und dazu besaß er auch zu viel Verstand; aber daß man Schiller zum Oberhaupte der deutschen Dichtkunst förmlich ausrief und er dann bescheiden in den Hintergrund zurücktrat, das konnte doch wohl eine Wirkung hervorbringen. Durch eine etwas auf Spitzen gestellte Erklärung Goethe's war seit Kurzem eine gegenseitige Erkältung zwischen Herren und Damen jenes Cirkels eingetreten. Weil nämlich die Bittgesuche des weiblichen Theiles der Gesellschaft zur Aufnahme Kotzebue's, die bald im Ernst, bald im Scherz wieder in Anregung gebracht wurde, noch immer nicht aufhörten, so wurde Goethe auch seinerseits darüber verdrießlich, so daß er sich folgendermaßen hierüber erklärte: »Den einmal als giltig anerkannten Gesetzen müsse man wohl treu bleiben, wo nicht, so solle man lieber die ganze Gesellschaft aufgeben, was vielleicht auch um so räthlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe.« — Die Damen fühlten sich über diese Aeußerung sehr verletzt. Ueberdies wurden einer Aufführung der »Jungfrau von Orleans« auf dem Hoftheater zu Weimar Hindernisse entgegengesetzt, so daß Schiller, um dieses Stück aufführen zu sehen, nach Leipzig reisen mußte. — — Kotzebue benützte diese Stimmung gegen Goethe. Er entwarf einen Plan zur Krönung Schiller's auf dem neuen Weimar'schen Stadthause. Scenen aus den Haupttragödien Schiller's: »Don Carlos«, »Jungfrau von Orleans« u. s. w., sollten vorausgehen. Im Costüme der handelnden Personen gesprochen, sollten sie nicht nur dem Ganzen zur Einleitung dienen, sondern auch die Gemüther auf den Hauptschlag, der sie erwartete, gehörig stimmen und vorbereiten.«

Die Gräfin von C., von Goethe früher schon etwas beleidigt, übernahm die Jungfrau von Orleans. Andere Hofdamen andere Rollen.

Eine Frau de Moreau sollte Stücke aus der »Glocke« vortragen. Kotzebue wollte als Thibaut in der »Jungfrau« und als Glockengießer erscheinen.

In der letzten Rolle hatte er vor, die aus Pappenstiel angefertigte Form der Glocke mit dem Hammer entzweizuschlagen.

Sobald diese Form zersprungen war, sollte Schiller's Marmorbüste zum Vorschein kommen, der anwesende Schiller aber persönlich mit dem Lorbeer von einer Dame bekrönt werden. Niemand zweifelte an dem Erfolge — Niemand dachte an ein Hinderniß.« — Aber die Schlange war klüger, als alle anderen Thiere des Weimarer Paradieses.

»Es wurden die Rollen über Hals und Kopf einstudiert, glänzende Costüme wurden angefertigt. Die Schneider nähten und die Herren und Damen studierten Tag und Nacht. Kleider und Rollen, Gesätze und Sittensprüche aus Schiller wurden auf das Artigste so lange zusammengesucht, eingepaßt und zugeschnitten, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs. Inmittelst rückte auch der zur Aufführung bestimmte Tag immer näher. Der in solchen Stücken äußerst gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte zugesagt. Von der höchst liebenswürdigen, viel zu früh verewigten Prinzessin Caroline, nachherigen Erbprinzessin von Mecklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man sich das Wort, bei diesem Feste zu erscheinen, ebenfalls zu verschaffen gewußt. Auch Friedrich Schiller wurde auf das Verbindlichste angegangen, sagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hause: »Ich werde mich wohl krank schreiben.« Goethe schwieg und sagte damals kein Wort. Es fehlte aber nicht an besonnenen Freunden, die zu ihrem größten Leidwesen aus allen diesen Umständen eine Spannung zwischen beiden so ausgezeichneten Geistern voraussagten.«

17. Die Krönung macht ein Fiasco, der Patriarch von Japan hat gesiegt.

»Das Ende davon ließ sich kaum absehen, besonders in dem Falle, wenn Schiller in die seiner edlen, höchst unbefangenen Persönlichkeit gelegten Schlingen hineingehen sollte. Die Vorbereitungen zum Feste waren nun so weit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit der Bibliothek und ihrem Vorsteher über Schiller's Büste schreiten konnte; denn diese von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek, wenn ich nicht irre, von Goethe geschenkte und noch daselbst befindliche Marmorbüste war zu jenem Knall-

effecte auserkoren worden. Jene Verhandlung wurde denn auch wirklich zwischen den damaligen beiden Professoren und Malern Meyer und Krause eingeleitet. Hier aber ergab sich als böses Vorzeichen sogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, den der gute Krause seinerseits wenigstens durchaus nicht beseitigen konnte. Meyer bemerkte nämlich in seiner Antwort auf das Gesuch des Ersteren ganz kurz: Die Jedermann bekannten Vorschriften der Bibliothek erlauben es durchaus nicht, ein Kunstwerk von solchem Werthe an Orten und Tagen, wo es in der Regel immer etwas tumultuarisch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beschädigung auszusetzen. Zudem entstehe, was den guten Geschmack anbelange, auch noch die Frage, ob sich Schiller durch eine Darstellung seiner Idee von der »Glocke« in Pappe auch wirklich geehrt fühlen dürfte, wie man zu erwarten scheine.« —

Meyer hatte sehr schlau den armen Schiller selber derartig hinzustellen gesucht, als ob er (der Schiller) am Ende durch das ganze Fest selber beleidigt werden könnte.

Falk weiter: »Ein Stück brennenden Schwammes in eine Pulvermine geworfen, kann schwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen, als der Inhalt dieses Billets unter den Herren und Damen, die einer günstigen Antwort auf ihr Bittgesuch sehnsüchtigst entgegensahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, könnte — so glaubte man wenigstens allgemein — nicht anders als im Auftrage desselben in dieser Angelegenheit so geschrieben und gehandelt haben.«

»Das war so klar und einleuchtend, daß ein halbwegs gescheidtes Kind auf diese Vermuthung kommen mußte, selbst wenn man es auch nicht etwa in Anschlag brachte, daß Goethe zugleich einer der ersten Vorstände der Weimar'schen Bibliothek war. Wie dem auch sei, so trat hier wenigstens der besondere Fall ein, daß es vielleicht mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, an dem genannten feierlichen Tage des Dichters selbst, als seiner Büste habhaft zu werden. So heftig nun schon dieser erste Schlag die Gemüther traf, so war doch der zweite, der sie erwartete, noch weit bedeutender. Es begab sich nämlich, als man den Tag vor der

Aufführung an den ersten regierenden Bürgermeister Schulze schrieb und diesen höflich um die Schlüssel zum Saale des neuen Stadthauses ersuchte, wo das ganze Prunkspiel sich erst entfalten sollte, daß dieser seinerseits im Namen des Magistrates die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: ‚Das Aufschlagen des Theaters im neuen Saale des Stadthauses sei schlechterdings nicht zulässig, Wände, Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu sehr darunter leiden; man bedauere darum recht sehr, in diesem Falle nicht dienen zu können.' Alle Gegenvorstellungen, alle Zusicherungen von Schonung, ja sogar von Schadenersatz bei eintretenden Unglücksfällen waren vergeblich und vermochten nicht die Hartnäckigkeit und den Starrsinn des regierenden Bürgermeisters zu beugen. Den rührendsten Bitten setzte er die strenge Erfüllung seiner Pflichten mit der größten Fassung entgegen, kurz, das Herz dieser ersten Magistratsperson, so verschiedene Stürme auch auf dasselbe versucht wurden, blieb so unzugänglich und so fest in sich verschlossen, wie die Thüre des neuen Stadthauses, dessen Schlüssel sich ebenfalls in seinen Händen befand.«

»Schwerlich hat es je einen trostloseren Tag als diesen für die schöne Welt in Weimar gegeben. So die schönsten glänzendsten Hoffnungen, nah am Ziele, gleichsam mit einem Schlage vereitelt zu sehen, was heißt es wohl anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden! Man denke sich nur einmal den nun völlig unnütz gewordenen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, den die schönen Kinder gemacht, die Pappen zur Glocke, die Farben, die Pinsel zu den Coulissen, die Wachslichter zur Erleuchtung gar nicht einmal in Anschlag zu bringen. Man erwäge den noch größeren Aufwand von Zeit und Mühe, der zur Einlernung so vieler und verschiedener Rollen erforderlich war; man zaubere sich eine reizende Maria Stuart vor, eine erhabene Jungfrau von Orleans, eine anmuthige Agnes, die so plötzlich, so ganz unerwartet von den höchsten Ehrenstellen herabsteigen und Kron und Scepter, Helm und Fahne, Perlen und Schmuck in einer einzigen unglücklichen Stunde niederlegen sollen — und man wird keineswegs die Stimmung unwahrscheinlich finden, wie sie in dem Gedichte aus der Feder einer von jenen Theilnehmerinnen selbst ausführlicher geschildert wird?! Wie konnte es anders sein? Es mußte in

diesen Tagen der allgemeinen Trauer zu Weimar gar manches artige Köpfen, auf beide Hände gestützt, in seinem Cabinete gefunden werden, das die düstersten Betrachtungen über diese arge Welt über die Heimtücke des Schicksals und den verkehrten Lauf aller menschlichen Dinge anstellte. Man denke nur, drei Königinnen des Herzens gleichsam an einem Tage so unverdient entthront zu sehen! Weniger zu bedauern schien Vater Thibaut (Kotzebue), der als ein großer Meister in der Intrigue, für diesmal noch einen größeren Meister in diesem Fache gefunden hatte.«

»Dieser Umstand könnte, bei richtiger Behandlung als Motiv benützt, etwas ungemein Ergötzliches herbeiführen. Wie der Patriarch von Japan (Goethe) es gleich im Anfange vorausgesagt: daß der geistliche Hof am Ende doch Recht behalten würde, so ist es wirklich in Erfüllung gegangen. Die Mittel, deren man sich dazu bedient, sowie der ersten unsichtbaren Fäden, woran sich das ganze Gewebe nachher immer unauflöslicher dem Gegner vor die Füße knüpfte, sind freilich wie in allen alten Stücken, worin das Schicksal die Hauptrolle übernimmt, den gemeinen Augen in heiliges Dunkel entrückt. Auf der anderen Seite aber ist die Thätigkeit auch nicht zu verkennen, womit unter dem Vorwande, eine Glockenform zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines, in solchen Unternehmungen keineswegs ungeübten Meisters angelegt, den Patriarchen von Japan und seinen ganzen Hof wo möglich in die Luft sprengen sollte. Dieser indeß und seine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten ihr durch Anlegung einer stillen Gegenmine gehörig auszuweichen. Auch stand Vater Thibaut (Kotzebue), als dieser Blitz einschlug, fast so erschrocken und gebeugt da, wie ehemals als die Glocken zur Krönungsfeierlichkeit in Orleans läuteten, und der Blitz in den Thurm der Kathedrale in demselben Augenblicke hereinfuhr, wo er mit dem löblichen Vorsatze umging, seine eigene Tochter zur Hexe zu erklären.«

»Sollte übrigens jemals ein Bulletin über die ebenso hartnäckig belagerte, als glücklich wieder entsetzte Festung des Patriarchen von Japan herauskommen, so verdient der Bürgermeister Schulze, der den Stadthaussaal so hartnäckig verweigerte, allerdings in demselben eine ehrenvolle Erwäh-

nung. Sehr witzig sagte daher Frau v. Wolzogen, Schiller's Schwägerin, mit geistreicher Beziehung auf eine Stelle in »Wallenstein's Tod«, als sie hörte, daß jener Mann (Bürgermeister Schulze) bald nach diesem Vorfalle den Titel als »Weimar'scher Rath« bekommen hatte: »billig hätte man unter sein Diplom Rath Piccolomini schreiben sollen.«

So berichtet Falk in seinem Buche, das er zum Lobe Goethe's geschrieben. Jeder, bei dem die zum Hausbrauche nothwendige Phantasie vorhanden ist, kann sich denken, wie interessant die Gespräche und Urtheile in den betheiligten Kreisen zu Weimar nach diesem »verregneten Feste« gewesen sein werden. Ob Goethe zu seiner Ehre, und zum Verdrusse Kotzebue's nicht klüger gehandelt hätte, als er von dem Plane vernahm, sich an die Spitze zu stellen, das ganze Fest selber zu arrangiren, und die Krönung Schiller's mit den größtmöglichsten Feierlichkeiten zu veranstalten. Dann wäre er als Sieger über sich selbst und über Kotzebue dagestanden; während in dem erzählten Falle, — beide Kämpfer zugleich gefallen sind.

Wie behandelt nun Düntzer diese von Goethe's Freund und Verehrer Falk in humoristische Form gekleidete Begebenheit? Er geht ignorirend an allen Detailberichten vorüber, und zeichnet die fehlgeschlagene Schiller-Krönung in einem sehr engen Rahmen.[1])

»An der wohlbegründeten (??) Weigerung der Bibliothek (!!) Schiller's Büste — und des Bürgermeisters — den neu hergestellten Stadthaussaal zu der beabsichtigten Schiller-Feier herzugeben, scheiterte dieses Kotzebue'sche Unternehmen zu Schiller's größter Freude.« (!!)

Nach Falk's ausführlichem, mit den Namen der betheiligten Personen gebrachten Berichte, scheiterte das Unternehmen zu Goethe's Freude, und Düntzer läßt es zu Schiller's größter Freude scheitern, und wir erlauben uns, beide Berichte zu des Lesers größter Unterhaltung zusammenzustellen.

---

[1]) Düntzer: »Schiller und Goethe« 1859, Seite 236.

Niemand wird bezweifeln, daß die Weigerung der »Bibliothek« und die des »Bürgermeisters« wegen Büste und Saal »wohlbegründet« war, wir überlassen es aber dem Leser, die wahrbegründete Weigerung, d. h. die wahren Gründe dieser Weigerung sich selber herauszusuchen.

Die Schwägerin Schiller's, Frau von Wolzogen hat sich über diese Hintertreibung nicht gefreut; Düntzer hat es unterlassen, für seine »größte Freude Schiller's« einen Beleg zu bringen. Einen Mißmuth über das Mißlingen des Vorhabens konnte Schiller nicht äußern, ohne sich lächerlich zu machen, wenn man aber die Tragweite der Stimmung der Frau von Wolzogen betrachtet und die Ursache dieser Stimmung in Erwägung zieht, wird man sich seine eigene Meinung bilden können.

In derselben Schrift: »Schiller und Goethe«, Seite 247, berichtet Düntzer über die innersten Seelenzustände Goethe's gegenüber dem wachsenden Ruhme Schiller's (1803) wie folgt: »Neidlos schaut der Freund auf Schiller's große Erfolge, seines eigenen, reinen und tüchtigen Strebens bewußt, beglückt in der Erfüllung seiner auf Schiller gesetzten Hoffnungen. Seite 250 berichtet Düntzer über die erste Aufführung der »Braut von Messina«: »Ja, es kam nach der ersten Aufführung zu einer lauten Ehrenbezeugung, die für Goethe höchst ärgerlich war, da die bestehenden Theatergesetze sie verboten.«

»Am Schlusse des Stückes, brachte der Sohn des Hofrathes Schütz von Jena nach vorhergegangener Abredung das Lebehoch auf Schiller aus, worin die Studenten und der größte Theil des Hauses begeistert einstimmten. Goethe beorderte schon am 21. den Commandanten von Jena, Major von Hendrich, dem Doctor Schütz das Mißfallen des Herzogs darüber, und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle erkennen zu geben, und bei schicklicher Gelegenheit die akademische Jugend zu einer ruhigen Theilnahme am Weimarer Schauspiele zu ermahnen. »Bei uns kann kein Zeichen der Ungeduld stattfinden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beifall nur durch Applaudiren bemerklich machen

kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweiten Male gefordert werden.« Dem Hofrath Schütz sollte Hendrich zu erkennen geben, der Herzog hätte sich von ihm versprochen, daß sein Sohn besser gezogen sein würde.«

Ob das oben durchschossen Gedruckte, das von Düntzer auch mit Anführungszeichen (»«) versehen ist, Theaterstatut war, oder ob es eine Bemerkung Goethe's in der Rüge für den jungen Schütz gewesen, darüber läßt Düntzer den Leser im Dunkeln.

Der Leser aber fragt hier unwillkürlich: Was wäre geschehen, wenn nach Aufführung eines Goethe-Stückes ähnliche Ungebührlichkeiten laut geworden wären, ob dann der junge Schütz dem Commandanten von Jena zur gehörigen, sehr viel Heldenmuth erfordernden Verarbeitung wäre empfohlen worden? Oder sollte vielleicht eine ähnliche Frage auch schon unter die Rubrik der »Ungebührlichkeiten« eingestellt werden? Wie man doch nur so dumm und frech fragen kann!!

18. Ansichten Schiller's über christliche Religion. Goethe will die „christliche Religion" in ihrem reinsten Sinne darstellen.

Der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel wurde, von Goethe redigirt, vier Jahre vor Goethe's Tod herausgegeben. Er enthält auf 2070 Seiten 971 Briefe;[1]) theils handelt diese Correspondenz über die Arbeiten beider Dichter, theils ist darin die Rede von ganz gewöhnlichen Tagesereignissen, Familienangelegenheiten, Wohl- oder Uebelbefinden, Literaten und Buchhändlergeschäften u. s. w. Wir wollen hier nur einige Stellen, die näher oder ferner auf die metaphysische Weltanschauung und auf die ethischen Principien der beiden Dichter einen Bezug haben, heraussuchen und vorführen. Merkwürdig ist, daß

[1]) »Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805.« Stuttgart und Tübingen, Cotta (1828—1829). Sechs Bände.

Schiller über die Arbeiten Goethe's, wenn ihm dieser selbe zur Begutachtung sendet, immer mit der allergrößten Anerkennung spricht, so daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann: der arme Schiller wußte wohl, daß sein Freund das beständige Lob schon gewohnheitshalber in Anspruch nehme.

Schiller an Goethe, 17. August 1795. »Mir däucht, daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerei noch zu wenig gesagt sei, daß Dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele sein kann, oder vielmehr, was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sei.[1]) Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form: Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; — daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird.«

Man muß es dem Schiller, der sich philosophisch an Kant anlehnt, theologisch aber rein studienlos dasteht und nur in jenen lauen Gewässern des Rationalismus herumschwimmt, die in Weimar aus dem Herder'schen und in Jena aus dem Griesbach'schen, Theologiepult hervorgeflossen, — man muß es dem Schiller schon, seine Zeit und Bildungsepoche berücksichtigend, zugute halten, daß er wenigstens nicht im julianischen Hasse losbricht, wie

[1]) Wenn »schöne Seelen« zum Religionmachen anfangen (natürlich nach eigenem Bedürfniß und Hausgebrauch), da kommt in der Regel eine »schöne Religion« heraus.

es bei Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien und den bekannten curiosen »classischen Studien« daselbst, der Fall gewesen ist.

Goethe schreibt an Schiller, 18. August 1795 bezugs Wilhelm Meister: »Er werde die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne (!) erst im achten Buche in einer ‚folgenden Generation' erscheinen lassen.«[1])

»Freilich bin ich sehr leise aufgetreten, und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatisiren vermeiden und meine Absichten völlig verbergen wollte, den Effect auf's große Publicum etwas geschwächt; es ist schwer, in solchen Fällen den Mittelweg zu halten.«

Schiller an Goethe, 29. August 1795. »Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug und die andere Hälfte kann ausruhen, aber die Musen saugen einen aus.«

19. Familienereignisse. Literarische Gegner — werden zum Verklopfen anempfohlen. Beide Dichter betreiben als Dilettanten die Theologie.

Goethe an Schiller. Weimar, 1. November 1795. Am 25. October hatte er geschrieben: »Jeden Tag erwarte ich einen neuen Weltbürger in meinem Hause, den ich doch gerne freundlich empfangen möchte. Statt einem artigen Mädchen ist endlich ein zarter Knabe angekommen und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zur Bildung der Schwägerschaft und zur Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen.«

Das Kind, von dem Goethe spricht, gebar ihm die »Vulpius«, welcher er sich 10 Jahre später kirchlich antrauen ließ. Das Kind starb — nach dem folgenden Schreiben:

[1]) Es wären jetzt schon drei folgende Generationen vorübergegangen, aber von der Goethe'schen Erfindung, »der christlichen Religion in der reinsten Form«, hat sich noch nichts sehen lassen. — Facit: Die verheißene Theologie des Wilhelm Meister — Ist ein eingedorrter Kleister!

Schiller an Goethe, 20. November 1795. »Den Verluſt, den Sie erlitten, haben wir vom Herzen beklagt. Sie können ſich aber damit tröſten, daß er ſo früh erfolgt iſt und mehr ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich ſchwer darein finden, wenn mir mit meinen Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete.«

Schiller an Goethe, Ende Januar 1796. »Denken Sie darauf, Reichardt, unſeren soi-disant-Freund, mit einigen (ſatyriſchen) Xenien zu beehren.« — Schiller hatte eben in dem Journal Reichardt's: Deutſchland, eine Recenſion der Horen geleſen, in denen die beiden Dichterfürſten nicht gut behandelt, hingegen Voß' Gedichte ‚Der Rhodiſche Genius' und was des Zeuges mehr iſt, ſehr herausgeſtrichen wurde. »Es iſt mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geſchrieben. Als das wichtigſte Stück der deutſchen Literatur wird Heinſe's muſikaliſcher Roman weitläufig beurtheilt.«

»Wir müſſen Reichardt, der uns ſo ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen. Hier wieder einige Pfähle ins Fleiſch unſerer Collegen.«

Goethe an Schiller, 12. April 1797. »Ich bin, indem ich in den patriarchaliſchen Ueberreſten nachſpürte in das alte Teſtament gerathen und habe mich auf's Neue nicht genug über die Confuſion und Widerſprüche der fünf Bücher Moſis verwundern können, die denn freilich, wie bekannt, aus hunderterlei ſchriftlichen und mündlichen Traditionen zuſammengeſtellt ſein mögen(!). Ueber den Zug der Kinder Israel's habe ich einige Bemerkungen gemacht, und es iſt der verwegene Gedanke in mir aufgeſtanden: ob nicht die große Zeit, welche ſie darin zugebracht haben ſollen, eine ſpätere Erfindung ſei?«

Schiller macht Goethe immer eine Freude, wenn er ihm in derlei kritiſchen Fragen Recht gibt. Goethe betrieb auch die Theologie als »Dilettant«, ein Bibelſtudium, wie es von Fachgelehrten gefordert wird, kannte er nicht, daß die von ihm angeregten Fragen und Zweifel ſchon nach allen Seiten discutirt worden, das wußte er nicht und das kümmerte ihn auch nicht. Schiller erwiderte ihm:

»Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moſis beluſtigen mich ſehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf,

sie möchten des Weges sobald nicht wieder kommen. So weit ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Testament Krieg gehabt. Ich muß gestehen, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem Anderen, was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung.«

Man darf nicht vergessen, daß Schiller nicht einmal Gymnasialstudien durchgemacht hat, dann wird man sich dieses überaus kühne Absprechen auch über den historischen Inhalt der heiligen Schrift erklären können.

Goethe an Schiller, 25. November 1797. »Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Ueberzeugung arbeiten wollen, denn so eine Salbaderei in Principien, wie sie im Allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen, und was die arme Philosophie Gutes stiften wird, ist erst noch abzuwarten.«

Goethe war über die Philosophieprofessoren in Jena gar nicht gut zu sprechen; den Fichte suchte er bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen; er selber hoffte nur von seiner poetischen Auffassung der Welt und der Menschheit das Heil der Zukunft.

20. Schiller's Anerkennung Shakespeare's. Schiller's elender Zustand.

Schiller an Goethe. Am 28. November 1797. — Die volle Anerkennung Shakespeare's macht dem Charakter Schiller's alle Ehre:

»Ich las in diesen Tagen die Shakespeare'schen Stücke, die den Krieg der zwei Rosen abhandeln, und bin nun nach Beendigung Richard III. mit wahrem Staunen erfüllt. Es ist dieses letzte Stück eine der erhabensten Tragödien, die ich kenne,

und ich wüßte in diesem Augenblicke nicht, ob selbst ein Shakespeare'sches ihm den Rang streitig machen kann: Die großen Schicksale, angesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt und nach der erhabensten Idee stellen sie sich nebeneinander. Daß der Stoff schon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausschließt, kommt dieser hohen Wirkung sehr zu Statten; Alles ist energisch darin und groß, nichts Gemeinmenschliches stört die ästhetische Rührung, und es ist gleichsam die reine Form des Tragisch-Furchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis wandelt durch das Stück in allen Gestalten, man kommt nicht aus dieser Empfindung heraus, vom Anfang bis zum Ende. Zu bewundern ist, wie der Dichter dem unbehilflichen Stoffe immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt, ich meine die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natnr nicht kann dargestellt werden. Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden.«

Goethe meint darauf: »Ich wünsche sehr, daß eine Bearbeitung der Shakespeare'schen Productionen Sie anlocken könnte. Wenn Sie nur einmal durch Bearbeitung des ‚Wallenstein' sich recht in Uebung gesetzt haben, so müßte jenes Unternehmen Ihnen nicht schwer fallen.«

Schiller an Goethe. Jena, 5. December 1797. Unter welchen deprimirenden kläglichen Zuständen Schiller die letzten zehn Lebensjahre, immer mehr verfallend, arbeiten mußte, davon zeugen die Stellen, die von seiner Krankheit berichten.

»Nach reiflich angestellter Ueberlegung habe ich gefunden, daß ich besser thue, die zwei ärgsten Wintermonate auch hier zuzubringen; der Januar und Februar sind gefährliche Monate für mich, weil ich schon zweimal von einer Lungenentzündung darin heimgesucht worden bin. Die leichteste Erkältung kann mir in diesen Monaten dieses Uebel zuziehen, das ich jetzt nicht mehr wie sonst werde überstehen können; bei einer solchen Disposition ist eine Veränderung der Gewohnheiten nicht zu wagen, und an's Aus-

gehen im Winter würde ich doch nicht denken dürfen in Weimar. Da aber das besprochene Logis äußerst eng ist und die Kinder kaum darin unterzubringen sind, so wäre keine Existenz für mich. Dazu kommt noch, daß die nächsten zwei Monate für meine Arbeiten entscheidend sind und also von Außen mich nichts drücken darf.«

Schiller an Goethe, 8. December 1797. »An den ‚Wallenstein' werde ich mich so sehr halten als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, wie Sie denken.«

Diese Lamentos über seinen traurigen Gesundheitszustand kehren immer in anderen Formen wieder.

21. Goethe, über Wieland's Abbrennen bei einer Vorlesung erfreut, verarbeitet zugleich den Wieland und den Fichte.

Goethe an Schiller, 2. Mai 1798, berichtet mit einer sichtlichen Schadenfreude, wie Wieland in Weimar mit seiner neuesten Production abgebrannt ist.

»Der arme Verfasser des ‚goldenen Spiegels' und des ‚Agathon', der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches, muß nun in den Zeiten der Freiheit — die Schooßkinder seines Alters, die Producte einer Silber-Hochzeit gleich namenlosen Liebeskindern verheimlichen. Vor vierzehn Tagen ungefähr kam er nach Weimar, um für diese Productionen, mit denen er sich im Stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuernten, er las sie in allen Etagen unseres Geschmacks- und Gesellschaftshauses vor, und ward mit mäßiger

Gleichgiltigkeit aufgenommen, so daß er vor Ungeduld bald wieder auf's Land flüchtete; indessen hielt man Rath, und jetzt höre ich, ist ihm angekündigt, diese Mestizen eines aristodemokratischen Ehebandes in der Stille zu erdrosseln und im Keller zu begraben, denn ausgesetzt dürften sie nicht einmal werden.«

Goethe an Schiller, Weimar 5. Juni 1799. »Mit welcher unglaublichen Verblendung der alte Wieland in den allzu frühen metakritischen Triumph einstimmt, werden Sie aus dem neuesten Stücke des »Merkur« mit Verwunderung und nicht ohne Unwillen ersehen.«

»Die Christen behaupteten doch: in der Nacht, da Christus geboren wurde, seien alle Orakel auf einmal verstummt; und so versichern uns auch die Apostel und Jünger des neuen philosophischen Evangeliums, daß in der Geburtsstunde der Metakritik der Alte zu Königsberg auf seinem Dreifuße nicht allein paralysirt worden, sondern sogar wie Dagon herunter und auf die Nase gefallen sei. Kein einziges der ihm zu Ehren errichteten Götzenbilder stehe mehr auf seinen Füßen! und es fehlt nicht viel, daß man nicht für nöthig und natürlich finde, sämmtliche Kants-Genossen, gleich jenen widerspänstigen Baalspfaffen, zu schlachten.«

Schiller an Goethe. 14. Juni 1799. Schiller hat es diesmal wieder eigentlich gegen Fichte zu thun, der dem Schiller und Goethe gleich zuwider war:

»Ich hörte dieser Tage, daß Fichte dem Rudolstädter Fürsten das Ansinnen gethan, ihm in Rudolstadt in einem herrschaftlichen Hause Wohnung zu geben, daß es ihm aber höflich refüsirt worden. Es ist doch unbegreiflich, wie bei diesem Freunde eine Unklugheit auf die andere folgt, und wie uncorrigibel er in seinen Schiefheiten ist. Dem Fürsten von Rudolstadt, der sich einen Teufel um ihn bekümmert, zuzumuthen, daß er ihm durch Einräumung eines Quartiers öffentliche Protection geben und umsonst und um nichts sich bei allen anders denkenden Höfen compromittiren soll! Und was für eine armselige Erleichterung verschaffte ihm wohl ein freies Logis dort, wo er durchaus nicht an seinem Orte wäre.« —

22. Schiller, schon 1799 physisch sehr heruntergekommen. Ein kluger Rath Goethe's bezugs „Maria Stuart". Schiller als Historiker. Gegen den Nachdruck.

Goethe an Schiller, 29. December 1799. Wie der leidende Schiller schon 1799 oft mit seiner Gesundheit und Kraft physisch herunter gewesen, geht aus folgender Einladung Goethe's hervor: »Ich frage an, ob Sie mich heute ein wenig besuchen wollen? Sie können sich in's Haus bis an die große Treppe tragen lassen, damit Sie von der Kälte weniger leiden. Ein Gläschen Punsch soll der warmen Stube zu Hilfe kommen; ein frugales Abendessen steht nachher zu Befehl.«

Goethe an Schiller, 12. Januar 1800 (bezugs der »Maria Stuart«):

»Der kühne Gedanke, eine Communion auf's Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Function zu umgehen. Ich darf bekennen, daß es mir dabei selbst nicht wohl zu Muthe war; nun, da man schon im Voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich.«

Aus dem Briefwechsel des Herzogs Carl August mit Goethe ist ersichtlich, daß der Herzog Goethen in dieser Angelegenheit interpellirte. (Brief 157, Seite 259. Erster Band.)

1800. »Es ist mir gestern erzählt worden, daß in der ‚Maria Stuart' eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch sein und vielleicht mit der in den ‚Jesuiten' entschuldigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der ‚Jesuiten' die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Crucifix, welches wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Siehe doch zu, daß dieses auch bei ‚Maria Stuart' der Fall sei; ich erinnere Dich daran, da ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit nach Schlegel'scher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn

es bei neuen Dichtungen darauf ankommt, einen Effect, wenigstens einen sogenannten, hervorzubringen und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Geberden das Herz des Zuschauers zu rühren. Leb' wohl! — Carl August.«

Schiller an Goethe, 17. September 1800. Ueber Reformation: »Ich habe dieser Tage Volkmann's Schrift über die Reformation, die bis an Luther's Tode fortgeführt ist, gelesen und bin durch jene theologische Revolution an die neueste philosophische erinnert worden. In beiden war etwas sehr bedeutend Reales: dort der Abfall von Kirchensatzungen und die Rückkehr zu den Quellen Bibel und Vernunft, hier der Abfall vom Dogmatismus und Empirie. Aber bei beiden Revolutionen sieht man die Unart der menschlichen Natur, sich gleich wieder zu setzen, zu befangen und dogmatisch zu werden. Wo das nicht geschieht, da fließt man wieder zu sehr auseinander, nichts bleibt fest stehen und man endigt so wie dort, die Welt aufzulösen und sich eine brutale Herrschaft über Alles anzumaßen.«

Als Historiker ist Schiller nach seinem eigenen bescheidenen Geständnisse am allerschwächsten; seine historischen Arbeiten sind stylistisch correcte Erzählungen mit vorgefaßter Tendenz. Quellenstudium kannte er gar nicht. Die Aeußerungen Martin Luther's z. B. über, d. h. gegen die Vernunft, waren ihm total unbekannt, sonst hätte er obige Sätze gar nicht niederschreiben können.

Luther sagt wörtlich: »Daß 2 und 5 gleich 7 sind, kann ich fassen mit der Vernunft, wenn es aber von oben herab heißt: Nein es sind acht, so soll ich's glauben wider meine Vernunft und fühlen. Darin geht der Teufel allein um, daß die Römischen Pfaffen Gottes Willen und Werk messen mit der Vernunft.« (!!!)

Schiller an Goethe. 1. October 1880. Schiller beklagt sich über die Nachdrucke auch in Wien; Dieses Nachdruckprivilegium hat aber im »Interesse der Wissenschaft« der sehr liberale Kaiser Joseph II. der Familie Trattnern zuerst verliehen:

»Die Nachdrucker machen Cotta jetzt wegen des ‚Wallenstein' zu schaffen. Einer in Bamberg hat ihn schon gedruckt und versendet, ein Anderer in Wien hat ein kaiserliches Privilegium darüber erhalten. So kommt uns von dorten nie etwas Gutes, aber sie stören und hindern desto mehr.«

23. Was Goethe dem König Ludwig I. über Schiller sagt.

Den sechsten Band des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels, der 1829, drei Jahre vor Goethe's Tod erschien, hat Goethe dem König Ludwig I. gewidmet, mit einer sechs Seiten langen Dedications-Ansprache an den König, welche folgende, sicher sehr interessante Stelle enthält:

»Zu Zeiten, wenn uns eine wichtige, auf unser Leben einflußreiche Person verläßt, pflegen wir auf unser eigenes Selbst zurückzukehren, gewohnt, nur Dasjenige schmerzlich zu empfinden, was wir persönlich für die Folge zu entbehren haben. In meiner Lage war dies von der größten Bedeutung, denn mir fehlten nunmehr eine innig vertraute Theilnahme, ich vermißte eine geistige Anregung und was nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte. Dies empfand ich damals auf's Schmerzlichste; aber der Gedanke, wie viel auch Er an Glück und Gunst verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Euerer Majestät höchste Gunst und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmuth über meine Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte. — Nun ward ich zum Gedanken und der Vorstellung geführt, daß nach Euerer Majestät ausgesprochenen Gesinnungen, dieses Alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre, um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen, vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorge entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe wohl auch in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden; seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude und der Welt

zur dauernden Erbauung.« (Alles post festum 24 Jahre nach Schiller's Tode gewünscht.)

»Wäre nun das Leben des Dichters auf diese Weise Euer Majestät gewidmet gewesen, so dürften wohl auch diese Briefe, die einen dürftigen Theil des strebsamsten Daseins darstellen, Allerhöchst derenselben bescheiden vorgelegt werden. Sie geben ein treues, unmittelbares Bild und lassen erfreulich sehen, wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinnten, besonders auch mit mir, er unablässig gestrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen.« Weimar, 16. October 1829.

Dieser Dank an König Ludwig I. für das verspätete Vorhaben, dem Schiller eine sorgenfreie Lebensstellung zu verschaffen, zeigt ganz entschieden, daß dem Goethe die Erinnerung an das sorgen- und kummervolle Dasein Schiller's sehr beunruhigen mußte.

24. Schiller über den heil. Bernhard. Schiller's Unwissenheit in der Geschichte von gelehrten Protestanten konstatirt. Goethe, immer erfreut, wenn es gegen einen Kirchenlehrer losgeht. Goethe über Chrysostomus.

Schiller an Goethe über den heil. Bernhard. Weimar, 17. März 1802.

»Ich habe mich dieser Tage mit dem heil. Bernhard beschäftigt und mich sehr über diese Bekanntschaft gefreut; es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltklugen geistlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem so trefflichen Elemente sich befände, um eine würdige Rolle zu spielen. Er war das Orakel seiner Zeit und beherrschte sie, ob er gleich, und eben darum, weil er blos ein Privatmann blieb und Andere auf dem ersten Posten stehen ließ. Päpste waren seine Schüler und Könige seine Creaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickste Mönchsdummheit; auch war er selbst nur ein Mönchskopf und besaß nichts als Klugheit und Heuchelei; aber es ist eine Freude, ihn verherrlicht zu sehen. Wenn Sie

Griesbach oder Paulus sprechen, so lassen Sie sich doch von ihnen erzählen, vielleicht können uns diese einige Schriften über ihn verschaffen.« — — —

Schiller hätte sich als Historiker kein kläglicheres Zeugniß über seine Geschichtskenntniß ausstellen können, — dem heil. Bernhard auch noch dazu das Epitheton eines geistlichen Schuftes zu geben, es ist, wie man's nimmt; — freilich solche Schufte wie der heil. Bernhard einer war, hätten in den Hofkreisen zu Weimar keinen Zutritt gefunden.

Wir erklären hier allen Ernstes, daß wir das im vollsten Unverstande und vollster Unkenntniß des historischen Momentes entschlüpfte Schmachwort in keiner Weise auf den armen Schiller retorquiren wollen.

Daß der Dichter seine vollkommene Unfähigkeit, über diese Geschichtsperiode und die in derselben agirenden Personen zu urtheilen, durch dieses wegwerfende Urtheil bloßgestellt hat, ergibt sich schon aus dem Buche des renommirten, gelehrten und protestantischen Theologieprofessors Neander in Berlin.[1])

Im Vorworte schon sagt Neander: »Das von mir entworfene Bild der ersten Blüthezeit des Mittelalters, einer in vielfacher Hinsicht so inhaltreichen und interessanten Zeit, das Bild eines Mannes von so tief christlichem Gepräge und so eigenthümlicher Kraft wollte ich nicht untergehen lassen.« Im Verlaufe der Vorrede sagt er: »Nicht allein Protestanten konnten das Christliche in den Formen des Katholicismus aufsuchen, sondern auch Katholiken konnten dem im Christenthume wurzelnden geschichtlichen Geiste in protestantischen Staaten bei aller Verschiedenheit des Urtheiles über einzelne Erscheinungen wohlwollend und ehrend anerkennen. Auf eine ungeschichtliche Zeit war ein neuer geschichtlicher Sinn und ein neues Verlangen, sich in die Geschichte zu vertiefen, gefolgt, ein neues Streben, das Individuelle geschichtlicher Erscheinungen gründlich und tief zu erfassen. Die Zeiten haben sich geändert. Eine dünkelhafte Geistesarmuth und Beschränktheit, die vornehm auf alles Alte herabsieht, kann von

[1]) »Der heil. Bernhard und sein Zeitalter.« Ein historisches Gemälde, entworfen von Dr. August Neander. Zweite umgearbeitete Auflage. Hamburg und Gotha. Perthes 1848. 523. Seiten.

Neuem ihr Haupt erheben. Wir sehen jene traurige Erscheinung von grauen, herzverkrüppelten Jünglingen, welche mit dem anfangen, was das Letzte sein sollte, mit dem Fanatismus eines altklugen Verstandes abzuurtheilen über die höchsten Fragen der Gegenwart, ehe sie im stillen Studium die Vergangenheit erforscht haben, die Alles reformiren wollen, ehe sie an die erste und wichtigste Aufgabe gedacht haben, sich selbst zu reformiren.« — —

Am Schlusse, S. 522, sagt Neander: »Eines Urtheiles über den Mann bedarf es nicht mehr, sein Leben und seine Wirksamkeit schildern ihn genugsam, soweit in dem Räthsel und Spiegel des äußeren Lebens, der Sprache und des Handelns das Innere sich uns offenbaren kann. Nicht zu verachten scheint uns das Zeitalter, in welchem ein Mann, von keinem weltlichen Glanze umgeben, durch seine sittliche Kraft, durch die Höhe und Stärke seines Geistes sich so großes Ansehen und so großen Einfluß verschaffte.« —

Der gelehrte Protestant W. Giesebrecht sagt über die Zeit, in welcher der heil. Bernhard gelebt, in seiner »Geschichte der Kaiserzeit.« Vierter Band. Seite 382:

»Man hat die Periode, an deren Ende wir stehen, nicht mit Unrecht das Zeitalter des heil. Bernhard genannt, denn in der That hatte dieser französische Mönch ein Menschenalter hindurch die Weltgeschichte mehr bestimmt, als irgend ein mit der Tiara oder der Krone geschmücktes Haupt. Wer die wunderbare Macht dieses außerordentlichen Geistes leugnen wollte, obwohl er überall ihre erstaunlichen Wirkungen wahrnimmt, der gliche einem Menschen, der Licht und Wärme der Sonne in Abrede stellte, deren belebenden Einfluß er doch rings um sich erkennt.«

Derselbe Giesebrecht sagt über die Briefe Bernhard's, Band IV, Seite 411: »Dieselben sind von unvergleichlicher Bedeutung für die allgemeine Geschichte seiner Zeit.«

Eben ist ein Historiker daran, die ausführliche, actenmäßige Biographie Bernhard's zu publiciren.[1])

[1]) »Der heil. Bernhard von Clairvaux.« Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens von Dr. Georg Hüffer, Privatdocent der Geschichte an der k. Akademie zu Münster. I. Band. Vorstudien. Münster 1886. Aschendorf, XV. 246 Seiten.

Man kann mit aller erdenklichen Ruhe sagen, Schiller hat durch sein hingeschriebenes Urtheil, und Goethe durch die Publicirung desselben, die totale Unkenntniß und das totale Unverständniß der Geschichte des Mittelalters documentirt. Der Hochmuth und die Brutalität im Absprechen über welthistorische Personen und Zustände ist im damaligen Aufklärungstaumel eine allgemeine Epidemie gewesen; wie hätte Schiller, der keine Idee von einem historischen Quellenstudium gehabt, sich über die hochmüthige Unwissenheit seines Zeitalters erheben sollen?

Ebenso bedauerlich in Beziehung auf Schiller's historischen Autoritätsglauben an »Historiker« ist seine Hoffnung, von Paulus (später in Heidelberg) und Griesbach in Jena etwas Rechtes über St. Bernhard zu erfahren. Wir haben Paulus, dem es nebenbei an Logik, Syntax und Kenntniß der deutschen Sprache mangelte, aus seinen eigenen Aufschreibungen auch als einen komischen Schwindler dargestellt, der mit Voß gemeinschaftlich ein Buch voll des ungestümsten Lobes über Voß und Paulus unter dem Namen Dr. Schott herausgegeben, das dann der biedere Voß fleißig citirt, und sich auf das Lob beruft, welches dieser gerechte Richter in Israel, dieser »weise Daniel« (vide »Kaufmann von Venedig«) über den großen Voß hat erschallen lassen. Das ist eine der heitersten Possen im Leben dieses alten Biedermayer's, wie er und Paulus in Compagnie sich beide selbst ein dickes Buch als Belobungsdecret ausstellen. (Näheres mit authentischen Belegen in unserer nächst zu erscheinenden Schrift: »Der Heidelberger Paulus, geheimer Kirchenrath und offenbarer Schwindler.«) Daß diese beiden großen Theologen Deutschlands der trostreichen Meinung sich hingaben, es werde diese mehr noch lächerliche als verächtliche Autorengaunerei nicht offen an das Tageslicht kommen, zeigt von dem blinden Glauben, den die beiden an ihren »Genius« in sich genährt haben. Und dieser traurige von der liberalen badischen Regierung zum Kirchenrath verurtheilte Geselle, der hätte sein Votum und seine Entscheidung über Schuft oder Nichtschuft abgeben sollen! Das ist sicher eine der heitersten Episoden im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel.

Statt uns nun des Näheren über Schiller's sogenannte »historische Schriften« hier bei Gelegenheit seiner in keiner Weise zu rechtfertigenden Schmähung St. Bernhard's einzulassen, wollen wir lieber dem Gegenstande einige Capitel: »Schiller als Historiker« widmen.

Daß Goethe, der 22 Jahre nach Schiller's Tod den Briefwechsel revidirte und ihn herausgab, gerade diese »Schuft«-Schmähung stehen ließ, nachdem er so manches Andere ausgestrichen und geändert hat, das verdient besonders beachtet zu werden. Goethe hätte Gelegenheit genug gehabt, sich über das Leben St. Bernhard's zu belehren; aber sicher taugte, nach seinem Hasse gegen das Christenthum zu urtheilen, gerade diese total ungerechtfertigte Schmähung Schiller's in seinen Kram.

Der gelehrte Protestant Neander hat hier Schiller's historisches Urtheil und die stille Entgegennahme desselben von Seite Goethe's als ein Ergebniß bedauerlicher Unwissenheit in einem dicken Bande nachgewiesen.

Goethe's Antwort auf die projectirten Bernhard-Studien lautet:

Jena, 19. März 1792. »Zu der Bekanntschaft des heiligen Bernhard gratulire ich.[1]) Wir wollen sehen, Speciales von ihm zu erfahren. Unsere hiesigen theologischen Freunde sind in üblen Umständen. Griesbach leidet an seinen Füßen, und Paulus mit seiner Frau. Sie ist sehr übel daran, so daß ich für ihre Existenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operiren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt.«

Es war sehr klug von Goethe, über den Paulus als Theolog sich eines Urtheils zu enthalten; über Frauen stand ihm Erfahrung zu Gebote und die Professorin Paulus

[1]) Der Dichterfürst gibt hier seine unverhohlene Freude über den Schuft zu erkennen. Da hört sich nicht nur Poesie und Geschichte, sondern auch Wahrheitsliebe auf. Man sollte ja doch meinen, für die Definition des Wortes »Schuft« wären in Weimar Original-Prämissen genug zu finden gewesen.

mag wirklich ein neckisches Wesen gewesen sein. Theologen wie Paulus sind schon nicht so selten, diese Gattung hat Ende des vorigen Jahrhunderts »die Natur zu Dutzenden zusammengebracht.«

Auf die Kirchenväter ist der Herr Geheimrath überhaupt nicht gut zu sprechen gewesen; und wenn er sprach, so geschah es vom hohen Rosse seines Excellenzschlafsessels herunter. Wir wollen seine Freude am »Schuft Bernhard« durch eine Aeußerung Goethe's selbst über den heil. Chrysostomus beleuchten. Goethe schreibt an Zelter, Ende Mai 1815

»Ein Citat Winkelmann's wies mich auf die Homilien des Chrysostomus; ich wollte doch sehen, was der Kirchenvater über die Schönheit zu sagen gewußt habe, und was fand ich? einen Pater Abraham a Sancta Clara, der die ganze hohe griechische Cultur im Rücken hat, in der niederträchtigsten Umgebung lebt und seinem schlechten Publicum mit goldenem Munde das dümmste Zeug vorsagt, um sie durch Erniedrigung zu erbauen. Was man über griechische Sprache und Bildung auch in diesem widerwärtigen Abglanze bewundert! Nun aber begreife ich erst unsere guten Neuchristen, warum sie diesen so hoch schätzen, sie müssen immer dieselben Salbadereien wiederholen, und Jeder fehlt, daß er diesen Vortrag nicht erreichen kann.«

Selbstverständlich lassen wir uns durchaus zu keiner fanatischen Entgegnung über diesen »üblen Humor« gegen die Kirchenväter hinreißen. Wie hätte auch Goethe, als unheiliger Vater, an einem heiligen Vater eine Freude haben sollen; das Verurtheilen des heidnischen Lebens mußte ihn erbittern, ihn, der sein Lebenlang, so gut es mit den christlichen Hindernissen ringsum angehen mochte, sich sein Leben, und zur Vertheidigung seines Lebens auch sein Denken und Schreiben heidnisch einrichtete. Die hohe griechische Cultur behandelte die Sclaven wie Nutzthiere, sie verherrlichte die Unzucht auf dem Theater, sie sang Loblieder auf jene »Knabenliebe«, welche vom plumpen Unverstand der christlichen Uncultur einen sehr unfreundlichen Namen bekommt; dieser Cultur galt ein Menschenleben so viel, wie das Leben einer Fliege,

und Chryſoſtomus ereiferte ſich gegen dieſe Cultur, und ſagte ſeinem »ſchlechten Publicum« »mit goldenem Munde das dümmſte Zeug vor.«

Es wäre intereſſant, wenn Dr. Düntzer, der alles Mögliche und alles Unmögliche weiß, auch herausbringen würde, welche und wie viele Predigten Goethe von Chryſoſtomus geleſen hat. Daß es im Griechiſchen bei Goethe ſehr übel beſtellt geweſen iſt, hat Voß' Sohn gedruckt deponirt. Wenn Goethe nun ſagt: »was man aber griechiſche Sprache und Bildung auch in dieſem widerwärtigen Abglanz bewundert!« — — ſo gehört dieſe angebliche Bewunderung der griechiſchen Sprache auf dieſelbe Stufe, wie die Angabe: daß Werther ſeinen »Homer« unter dem Baume (verſteht ſich griechiſch, denn damals gab es noch keine deutſche Ueberſetzung) geleſen hat, und wie die Angabe, daß Goethe in Waldek in ſeiner früheſten Jugend mit einer luſtigen Geſellſchaft die Weihnachtstage durchgeſpielt und den Pfarrer fragen ließ, ob er nicht eine »Odyſſee« beſitze, welche Goethe ſtatt des Gottesdienſtes habe leſen wollen. (Siehe: »Der Himmel voller Geigen zu Weimar«, Seite 160.) Möglicherweiſe hat Goethe in der deutſchen Ausgabe von Chryſoſtomus (überſetzt vom Prediger Joſ. And. Cramer, Leipzig 1749—1751) zehn Bände[1]) herumgeblättert. Während nun ſchon Mitte des 18. Jahrhunderts gelehrte Proteſtanten (wie dieſer Cramer) ihre hohe Bewunderung vor dem Genie und Charakter des Chryſoſtomus ausſprachen, findet Goethe nur »dummes Zeug« in dieſem Kirchenvater. Das darf freilich nun umſoweniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie Goethe den Newton zu fünfzigmalen herabgeriſſen und ſich hoch über ihn zu ſtellen geſucht hat.[1])

Sehr verdächtig muß es Jedem erſcheinen, warum Goethe auch nicht Eine Stelle zum Beweiſe des »dummen

[1]) Wie in neueſter Zeit die Fachmänner Dove, Dühring, Tyndall, Virchow u. A. den Größenwahn Goethe's bezugs wiſſenſchaftlicher Erkenntniß verurtheilt und nachgewieſen haben, wie er das, was er bekämpfte, nicht einmal annähernd verſtanden hat, und wie ihm die Macht mechaniſcher Schlußfolgerungen total unbekannt war u. ſ. w., ſiehe in S. Brunner: »Der Himmel voller Geigen zu Weimar«, Seite 145—149.

Zeuges« angeführt hat; Zelter's wegen war das freilich nicht nothwendig, der ist ja vor jedem Ausspruche seines hohen Correspondenten wedelnd auf dem Bauche gelegen, die Briefe sind aber auch für die Publication bestimmt gewesen; und da gehört doch eine gewisse Unverfrorenheit dazu, wenn ein Autor, um seine Unwissenheit zu decken, auf die Unwissenheit seines Lesepublicums speculirt.

Die Predigten des heil. Chrysostomus über die Keuschheit, das hohe Lob der Jungfräulichkeit, die Reden über heilige Jungfrauen und Märtyrinnen (Pelagia, Drosis, Bernice, Prosdoke u. a.) dürften dem außerordentlich »leibes-, liebes-, lebens«-lustigen Herrn Geheimrath besonders störend auf sein Concept eingewirkt haben. Nun, er hat von *seinem* Standpunct so gewiß *recht*, als *sein* Standpunct *nicht der rechte* gewesen ist. Man kann den Goethe mit seinem höchst süffisanten »*dummen Zeug*« nicht so leicht vorüberhuschen lassen.

Es ist notorisch, daß Goethe von der *Berechtigung* einer socialen Bewegung gegenüber der rücksichtslosen Ausbeutung des Volkes durch die arbeitsscheuen Menschenclassen *nicht nur keine Ahnung hatte*, sondern daß er schon die Stände, diese sehr willfährigen, in den Händen des Herzogs liegenden und nur in der rücksichtsvollsten Weise ihre Einstreuungen in das absolute Regiment wagenden weimar'schen Stände aus vollem und aufrichtigem Herzen gehaßt hat.

Goethe hatte keinen Blick in die *Bewegung*, die in einem halben Jahrhundert nach seinem Tode in Europa sich schon sehr fühlbar machte.

Der heil. Chrysostomus mit sammt dem ihm hinaufgeworfenen ‚dummen Zeug' wirft sein Licht auf *anderthalbtausend Jahre* in die Zukunft hinaus. Was er oft über den Werth des Geldes und den Werth der Arbeit und das Verhältniß beider zueinander sagt, gibt uns ein Zeugniß, daß Chrysostomus nicht nur ein gefeierter Redner, sondern auch ein Denker gewesen ist, der mit ungewöhnlicher Schärfe die Grundzüge der *Basis* entworfen hat, auf welcher das gesellschaftliche Leben der vom heidnischen Sclavenjoch befreiten Menschheit bestehen kann, ohne in die Sclaverei des Capitals zu verfallen.

Das wird in neuester Zeit auch von französischen Autoren anerkannt, welche der Herrschaft der Blutsauger an den Leib rücken. So bemerkt Drumond:[1]) ‚Schon vor Aquino hat Chrysostomus das faule und gierige Geld angegriffen, das ohne Arbeit schnöden Gewinn bezweckt. ‚Wie unverständig (ruft er aus), säen zu wollen ohne Erde, Regen und Pflug? Alle, die in so verwerflicher Weise ackern, werden nur Unkraut ernten, werth, in's ewige Feuer geworfen zu werden. Hinweg deshalb mit diesen Mißgeburten des Goldes und Silbers, Vernichtung jeder scheußlichen Fruchtbarkeit!'« . . .

Wenn Goethe (wie es sehr zu vermuthen ist) das Leben des heil. Chrysostomus im 1. Bande der von Cramer (wohlgemerkt des protestantischen Pastors) übersetzten Predigten S. 1—96 durchgeblättert hat, so mußte ihm, dem gebückten Höfling, dem Maître de plaisir, der kein Hofvergnügen gestört, sondern jedes zu fördern und mit poetischer Weihe zu verklären wußte, — im kleinen Krähwinkel zu Weimar — Chrysostomus, dieser Charakter-Riese, der dem Hofe des großen Reiches — im gewaltigen Byzanz, mit christlichem Heldenmuthe die verhaßte Wahrheit verkündete und dafür in der Verbannung gestorben ist, keine angenehme Erscheinung abgeben.

So haben wir in dieser historischen Glosse den Schlüssel zur Verbitterung Goethe's gegen Chrysostomus, der so »dummes Zeug« geschrieben.

Es ist interessant, den Schluß der Biographie des heil. Chrysostomus vom Pastor Cramer zu hören (S. 96): »Das ist das Leben dieses großen Bischofs, der, wenn ihn nicht seine Beredtsamkeit allein unsterblich machte, wegen seiner Wissenschaft und Heiligkeit, wegen seiner Strenge gegen alles Laster und wegen seiner außerordentlichen Tugend, Großmuth und Standhaftigkeit in seinen mannigfaltigen und unerträglichen Verfolgungen bei allen Jahrhunderten unvergeßlich sein wird. Es ist leicht kein Kirchenvater, welcher mehr und größere Lobeserhebungen erhalten hätte, als er. Hermant, Tillemont und Montfaucon haben sie mit großer Sorgfalt gesammelt, und ich

[1]) »Das verjudete Frankreich,« Paris 1886, hat bereits 80 Auflagen erlebt.

werde sie den Lesern mittheilen, wenn ich weitläufiger von den Schriften dieses großen Bischofs handeln werde.«

Wir sind so glücklich die Stimme ebenso ehrenhafter als gelehrter Protestanten den hochmuthsgeschwollenen Phrasen der Unwissenheit gegenüberstellen zu können.

Goethe sieht von der selbstgebauten Pyramide, deren Aufbau er sein ganzes Leben selbstgeständig gewidmet hat, — mit königlicher Verachtung auf die blinden Maulwürfe herab, die tief unter seinem Standpunct (in »Werther« und »Wahlverwandtschaften«) herumkriechen; er spricht die vernichtenden Worte: »Dummes Zeug« aus, und von der Loge und der Synagoge ihm Bund wird ihm Beifall zugejubelt.

25. Goethe über seine Umgebung zu Weimar und Einiges über Shakespeare.

Goethe an Schiller stellt seiner Umgebung in Weimar eben kein glänzendes Zeugniß aus. (Jena, 27. November 1803.)

»Bei Hegeln ist mir der Gedanke gekommen, ob man ihm nicht durch das Technische der Redekunst einen großen Vortheil schaffen könnte. Er ist ein ganz vortrefflicher Mensch, aber es steht der Klarheit seiner Aeußerungen gar zu viel entgegen! Fernow ist in seiner Art gar brav und hat eine redliche und rechtliche Ansicht der Kunsterscheinungen. Wenn ich mit ihm spreche, so ist mir's immer, als käme ich erst von Rom, und fühle mich zu einiger Beschämung vornehmer, als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch auch mehr oder weniger assimilirt.« [1])

Goethe macht hier über seine Umgebung eine schlimme, aber auch sich selber keine gute Conduitenliste.

Schiller starb am 9. Mai 1805. Sein letzter kurzer Brief an Goethe ist datirt vom 24. April 1805, also 15 Tage vor seinem Tode.

---

[1]) Wir ersuchen den Leser diesen sehr interessanten Ausspruch über die Niedertracht seiner nordischen Umgebung nicht zu vergessen. Wir haben Gelegenheit, denselben öfter als ein Zeugniß zu verwerthen.

Wenn Goethe nach Schiller's Tod gesagt: »Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen; daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen; die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, —«

so ist das insoferne wahr, als Schiller, wie es in dieser seiner Krankheit geht, immer an's Besserwerden dachte; es mag ihn auch der letzte Schmerz, als ein schneller, hinweggenommen haben. Aus seinen Briefen aber geht hervor, wie den armen Mann sein Lungen- und Herzleiden durch zehn Jahre nicht mehr ausließ; man muß seine Willenskraft bewundern, mit welcher er sich factisch an den Schreibtisch ankettete, und in diesem Zustande in einem beständigen Kampfe mit einer langwierigen Todeskrankheit noch so herrliche Schöpfungen zu Stande gebracht hat.

Aus einem Briefe, drei Monate vor seinem Tode (an Goethe, 22. Februar 1805), wird jeder erfahrene Arzt, der die früheren Briefe seit zehn Jahren über den allmäligen Verfall gelesen, schon das herannahende Ende herausfinden.

»Es ist mir erfreulich, ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen und es belebt wieder meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraume von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben: aber das Fieber war so stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustande überfallen, daß mir eben so zu Muthe ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe, meine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist. Möge es sich täglich und stündlich mit Ihnen bessern und mit mir auch, daß wir uns bald mit Freuden wiedersehen.«

Schiller an Goethe, 27. März 1805. »Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit angeklammert und

denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen, wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge. Der kalte Nordostwind wird auch Ihnen, fürchte ich, wie mir die Erholung erschweren; doch habe ich mich diesmal noch leidlicher befunden, als es sonst bei gleichem Barometerstand mit mir der Fall ist.«

Da der letzte Brief Schiller's vom 24. April datirt, so kann man sagen, was er im Briefe vom 27. März, also 42 Tage vor seinem Tode, gesagt: er ist an seinen Schreibtisch »angeklammert« gestorben. Wäre er in ein »heilsameres besseres Klima versetzt worden, wären häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen«, wie es Goethe so schön in dem eben so schönen Briefe an König Ludwig von Bayern am 18. October 1829, aber — leider erst 24 Jahre nach Schiller's Tode ausgesprochen.

Wenn wir hier nur wenige Stellen, die wir zur Beleuchtung und Charakteristik der beiden Dichter auswählten, anführen, so haben wir den ästhetischen und literarhistorischen Gehalt dieser Sammlung nicht nur nicht angefochten, sondern wollen ihn selbstverständlich mit Vergnügen anerkennen. In Kürze hat sich darüber ein Kritiker ausgesprochen,[1]) der, obwohl geborener Christ, sich auf den gewöhnlichen Standpunct des Journalisten stellt (was Religion anbelangt), der auch im Dienste von jüdischen Machthabern der Presse gearbeitet, dieselben aber, wie es aus seinem Buche hervorgeht, nach Verdienst zu schätzen gelernt hat. Dieser sagt über den Briefwechsel Seite 152:

»Wenn irgendwo das Unmögliche möglich ist, nämlich in das Innere des Kunstschaffens hineinzusehen, so ist es in Goethe's und Schiller's Briefwechsel. Wir hören unsere Dichter über das Epos, über das Drama, über den Roman, über die Ballade, über das lyrische Gedicht, über das Epigramm,

[1]) Literarische Herzenssachen, Reflexionen und Kritiken von Ferdinand Kürnberger. Wien, Rosner, 1877.

indem sie in all diesen Kunstgattungen arbeiten, und von ihrer Arbeit sich unterhalten, zugleich die Kunstgesetze dieser Dichtarten sich entwickeln, zugleich die Theorie ihrer Praxis definiren, erläutern, feststellen. Was im banalsten Sinne der Kritik so oft vorgerückt wird, daß sie nur zu kritisiren und nicht selbst hervorzubringen verstehe, dieser Unterschied erscheint im höchsten Sinne und im höchsten Style hier aufgehoben, denn hier hört man Diejenigen mustergiltig kritisiren, welche das Mustergiltigste hervorgebracht.«

Wie groß erscheint uns aber nun erst Shakespeare! Er conferirt mit keinem Mitdichter, er braucht den Rathschlag keines Kritikers, er überragt seine Zeitgenossen und seine Nachfolger, er studiert weder Philosophie, noch Psychologie, noch Aesthetik, er ist weder Professor noch Doctor, schief sehen auf ihn auch jetzt noch die gelehrten Häuser von Oxford und Cambridge herunter; er zeichnet nicht und berechnet nicht, er geht hin, macht sich das Modell aus seinem Genie heraus, bildet die Form, gießt das Erz hinein, und seine Gestalten aus Erz gegossen stehen da, für so lange als das Menschengeschlecht auf Erden bestehen wird.

Die Freiheit des Menschengeistes und der Gang der Vorsehung bilden das Gewebe seiner Riesenwerke, da gibt es keine pantheistische Düftelei und philosophische Zwirnverrüttung, der Mensch steht da als ein für seine Thaten verantwortliches Wesen. Da sind Gut und Böse nicht hohle Begriffe, nicht sich differenzirende Erscheinungsformen einer unverantwortlichen Willkür, da steht und fällt der Mensch seinem ewigen Richter.

Darum kann aber auch das moderne Heidenthum und Judenthum an Shakespeare zu keiner rechten Freude und Anerkennung kommen — mögen sie die Gliederpuppe »Nathan des Weisen« zum Himmel erheben wollen: Shylok, aus Erz gegossen, läßt sich von der Rialtobrücke nicht in den Canal Grande ersäufen; Shakespeare's stolze Könige brechen unter den Blitzschlägen der in die Weltgeschichte einwirkenden Vorsehung zusammen — der hat keine Kunstregeln aufgestellt; und an dem Sockel seines Monumentes liegen nicht nur Hohlköpfe, sondern auch

neidige Genies die mit ihrem Ruhme die Erde erfüllt haben; da liegt Voltaire, der, um sein von Neid gedrücktes Herz zu erleichtern, den Shakespeare einen Hanswurst genannt hat. Könnte Shakespeare aufstehen aus seinem Grabe und die langweiligen Tragödien Voltaire's lesen, er würde dieselben schweigend mit einem seiner Größe würdigen Lächeln bei Seite legen und dem Voltaire, dem (durch Voltaire's Ausspruch über ihn) geadelten Hanswurst, sicher nicht zurückgeben.

Im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel finden wir folgende hieher bezügliche Stelle in einem Briefe Goethe's vom 30. October 1824:

»Ich schließe nun auch das naturwissenschaftliche Heft, das dieses Jahr unschicklicherweise retardirt worden, redigire meine Correspondenz mit Schiller von 1794—1805. Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselweise steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war.« —

Ueber das eigenthümliche Verhältniß, in welchem Goethe zu Schiller gestanden, geben bekanntlich ihre Briefe an einander einen sehr lückenhaften Aufschluß, mehr die Briefe, welche Schiller an seine Freunde über Goethe, geschrieben. Vehse erzählt darüber:

»Am guten, ja am besten Willen mangelte es bei Carl August nicht, wohl aber gar oft an den Mitteln. Dieser Mangel ward die Veranlassung, daß einer der ‚vorzüglichsten' Menschen frühzeitig dahin gehen mußte, Schiller. Der Musenhof zu Weimar hatte für Schiller nicht so viel, als er für seinen Kammerjunker hatte. Goethe bestärkte seinen fürstlichen Freund lange Zeit in dieser Kargheit für den auftauchenden Rivalen.[1]) Um Fräulein v. Lengefeld heiraten zu können, nahm Schiller bekanntlich die Professur in Jena. Es handelte

[1]) So berichtet ein hochliberaler Autor; wenn ein »Ultramontaner« dergleichen vorbrächte, den würden ganze Rudel von liberalen Bulldogs, Spitzen, Dachsen und Möpsen niederbellen.

sich um 200 Thaler aus der Chatoulle Carl August's, desselben Carl August's, der die kostspieligen Jagden für die ‚schmarotzenden Edelleute aus der Nachbarschaft gab.' (Goethe's Worte.) In einem Conseilberichte, [1]) von Goethe's eigener Hand damals geschrieben (Adolph Stahr, Weimar und Jena. I. 426), heißt es: ‚Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalles der Niederlande bekannt gemacht hat' u. s. w. [2])

Schiller wurde unbesoldeter Professor in Jena auf Goethe's Antrag und mußte sich mit dem Titel begnügen. Schiller schrieb darüber: »daß er sehr wenig erbaut sei von der Geschwindigkeit, mit der man die Sache betreibe, und daß er sich habe übertölpeln lassen.« Aus besonderer Gnade gab ihm der Herzog 200 Thaler jährlichen Gnadensold.

26. Wie es Schiller in seinem häuslichen Leben und während seiner zehnjährigen Krankheit ergangen. Goethe's Bevorzugung bei Hofe.

Vehse: »Schiller's bemächtigte sich schon im ersten Jahre seiner Verheiratung jenes Siechthum, das ihn 15 Jahre, bis zu seinem Tode, nicht mehr los ließ. »Bekanntlich verfiel Schiller, weil er sich mit Collegienlesen und Bücherschreiben überarbeitet hatte, um das Leben zu gewinnen, in eine schwere Krankheit; er bekam Blutspucken und schwebte am Rande des Grabes. Schiller beschreibt 23. Februar 1791 seine Krankheit im Einzelnen; er war so elend, daß er, wenn man ihn vom Bette zur Sopha trug, schon ohnmächtig wurde. Der Herzog schickte ihm zu seiner Stärkung ein halbes Dutzend Bouteillen Madeira.« (!!!)

Nachdem sich Schiller erholt, gab er Abendgesellschaften, aber wie? Der arme Mann schreibt an Körner Ende 1797.

»Mir ist's denn hier ganz leidlich. Ich sehe oft Menschen bei mir und werde es so einrichten, daß ich einige Abende

[1]) Vehse: »Geschichte der deutschen Höfe.« Band 28. S. 229.
[2]) Wir haben diesen Conseilsbericht schon anderwärts gebracht.

regelmäßig Gesellschaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche sind schon durch zwei Privatclubs unter guten Freunden besetzt, nun will ich noch zwei dazu bestimmen. Viele Auslagen machen diese Butterbrodgesellschaften nicht, wenn ich das halbe Jahr vier Louisdor mehr daran wende, so kann ich alle Wochen zwei-, auch drei- und viermal bitten und zu meinem Wohlsein ist dies nöthig. Nun fehlt mir blos eine Equipage, um jeden Tag spazieren zu fahren, dadurch würde mir sehr viel geholfen sein. Aber diesem Wunsche muß ich freilich entsagen.«

Der Prinz von Augustenburg bot Schiller auf drei Jahre jährlich 1000 Thaler. Am 28. Mai 1804 schrieb Schiller an Körner: »Meine Besoldung ist klein (400 Thaler) und ich setze ziemlich Alles zu, was ich erwerbe.« Damals, kurz vor seinem Tode, bewilligte Carl August 800 Thaler. Nach anderen Berichten hätte Schiller jährlich 1000 Thaler gehabt; diese Summe harmonirt nicht mit den Angaben in Schiller's Brief — einer solchen Lüge ist doch Schiller sicher nicht fähig gewesen.

(Vehse 28. 235): »Zuletzt verschaffte der Herzog Schiller freilich auf eine wohlfeile, aber doch feine Weise von Wien den Adel. Interessant ist die Aufklärung, die Schiller hierüber (29. November 1802) an seinen Freund Körner gibt: ‚Der Herzog hatte mir seit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Bayern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, von dem Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitatsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. [1]) Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm Jedermann diese Kränkung gönnte, denn

[1]) Während eines Interregnums hatte der Kurfürst von der Pfalz als Reichsvicar das Recht, den Adel bis zum Grafen hinauf zu verleihen. In »Humor in der Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts« von Sebastian Brunner, erster Band, § 269, ist urkundlich nachgewiesen, wie Carl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und Bayern, aus diesem Privilegium ein lucratives Geschäft gemacht und vom Grafen angefangen abwärts Baron- und Ritter-Diplome »nach der Noten« den Meistbietenden verschließen hat.

er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof drang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bewogen haben, mich adeln zu lassen. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn in der Zukunft erhalten.'«

Ueber die Berufung Schiller's nach Berlin werden wir Nachricht im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel bringen.

Wie Schiller über die Stellung Goethes und seine eigene Stellung urtheilt:

(Vehse 28. 239): »Schiller war nicht so einfach, die große Bevorzugung Goethe's von Seiten des Herzogs nicht zu sehen, aber er verglich nicht und beschied sich mit seiner mehr als mittelmäßigen Lage. Daß er recht wohl sah, wie Goethe für sich zu sorgen wisse, beweisen die Worte, die er während dessen Aufenthalt in Italien an Körner unterm 19. December 1787 schrieb: Goethe's Zurückkunft ist ungewiß und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigt's und Schmid's für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen. Nur einmal preßte Schiller die Vergleichung seiner verzweifelten Lage mit der beneidenswerthen Goethe's, die starken aber wahren Worte ab: »Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksale getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen.«

27. Ob die Lage Schiller's nicht hätte erträglicher gemacht werden können und sollen? Goethe will die Biographie Schiller's nicht lesen.

»Goethe in seiner Eigenschaft als erster Minister zu Weimar, hätte es obgelegen, die Stellung Schiller's in Weimar auf eine würdige Weise sicher zu machen. Sein Einfluß auf den Herzog unterstützte ihn dabei mehr wie jeden anderen Minister. Aber Goethe hatte mehr Interesse für Sachen als für Menschen; namentlich wenn jene in Goethe's Lieblingsmaterien — Kunst- und Naturstudien — einschlugen, ward viel Geld ausgegeben, für Kupferstiche, Gemälde und andere Sammlungen verhältnißmäßig zu viel; jungen Leuten, die nachher Goethe nützlich wurden, ward Reisegeld nach Italien ausgemittelt; Schiller, dessen glühendster Wunsch es war, Italien zu sehen, kam nicht jenseits der Berge.« Er hätte seine Sehnsucht nach dem ewigen Rom nicht schöner aussprechen können als in den Worten:

Glücklicher als wir in unserem Norden
Wohnt der Bettler an den Engelspforten,
Denn er sieht dies ewig einz'ge Rom.

Vehse bringt einen Brief Goethe's, den er also einleitet:

»Drei Jahre vor seinem Tode überschickte Frau v. Wolzogen, Schiller's hochgeliebte Schwägerin, an Goethe ihr »Leben von Schiller.« Wahrscheinlich war es dieses Leben, über welches Goethe folgenden merkwürdigen Brief an Frau von Wolzogen gelangen ließ:

Weimar, 29. September 1829.

»Das mir geneigtest anvertraute Manuscript liegt schon einige Tage neben mir; ich habe hineingesehen und mache dabei eine Erfahrung, von der man sich in jüngeren Jahren nichts träumen ließ: ich finde ganz unmöglich es durchzulesen, und werde es Ihnen ohneweiters zurückschicken müssen. Durch diese Empfindungen werde ich nun aufmerksam auf das, was mir schon einige Zeit begegnet, daß ich nämlich in's längst Vergangene nicht zurückschauen mag. Mit dem abgedruckten Briefwechsel geht

es mir eben so, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich sie mir verdeutlichen will, sich ohngefähr dahin auflöst, daß ich in hohen Jahren, wo man mit der Zeit so haushältig umgehen muß, man über sich und Andere wegen vergeudeter Tage höchst ärgerlich wird. Jenes Manuscript laß ich daher noch kurze Zeit bei mir liegen, theile Meyern obige Bemerkung mit, und läßt sich das Gefühl durch Reflexion nicht beschwichtigen, so erhalten Sie die Hefte ungesäumt zurück, mit höchst dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereignisses, dessen ich nicht Herr werden kann.«

»Behalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unschätzbares Wohlwollen, und setzen Sie Ihre aufmunternde Theilnahme an Demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte. Mich angelegentlichst empfehlend, treu angehörig J. W. v. Goethe.«

Selbstverständlich wird die alte und mit dem Alter um so empfindlicher gewordene von Wolzogen über diesen entschiedenen Rückprall ihres Manuscriptes umsoweniger erbaut gewesen sein, als ihr Goethe unter Einem seine allenfalls noch erscheinenden Schriften zu lesen empfohlen hat. Nicht mit Unrecht mag sich die alte Dame gedacht haben: Recht sonderbar, ich sende ihm eine Speise aus meiner Küche, er sendet sie mir zurück und empfiehlt mir die Zukunftspeisen seiner eigenen Küche. Ich sende ihm ein Leben Schiller's, und er sagt mir zurück: »Ihr Leben Schiller's lese ich nicht, aber lesen Sie dafür die Schriften Goethe's.« Ja, ja, mein Schwager hat schon Recht gehabt; der hat ihn gekannt, der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist ganz etwas anderes, als der Wortwechsel Schiller's mit uns über Goethe.[1]) Wer sich in ein tiefverletztes Frauengemüth hineindenkt, dem werden die von uns angeführten Worte als Ausdruck der Empfindung der von Wolzogen, nachdem sie das Paket mit dem Absagebriefe retour bekam, sicher außer-

[1]) Eben zur Zeit der Abfassung dieses Goethe'schen Briefes, waren die sechs Bände besagten Briefwechsels, von Goethe redigirt, im Buchhandel erschienen.

ordentlich glimpflich erscheinen; es bleibt selbstverständlich jedem Psychologen überlassen, dieselben sich mit etwas helleren Farben und schärferen Conturen auszumalen.

28. Eine Aeußerung Goethe's als Schlüssel zu seinem Leben und zu seinen Schriften.

Zur Entschuldigung Goethe's oder zur Erklärung seines Wesens, das sich in ihm herausgebildet hat, muß man berücksichtigen, daß noch kein Dichter auf dieser Welt in einer so eigenthümlichen Stellung gelebt, noch keiner so von allen Seiten her durch ein halbes Säculum mit dem betäubendsten Weihrauch bearbeitet worden ist; ungestört konnte er seines Ruhmes genießen. Die noch bestehende Censur half mit, gegentheilige Stimmen in seinem ganzen deutschen Kreise niederzuhalten; das fühlte er wohl. Als das junge Deutschland anfing, ihn als Aristokraten, als Feind der Freiheit, als Egoisten anzugreifen, da war es ja auch sehr erklärlich, daß ihm, dem bisher widerspruchslos die fürstliche Dichterkrone zuerkannt worden, die Ergebnisse der auftauchenden Preßfreiheit keine Freude machten, und er sich mißbilligend darüber aussprechen mußte. Goethe's eigentliche Stimmung gegen Schiller ist psychologisch nicht so sehr aus dem Briefwechsel Schiller-Goethe, sondern aus den Gesprächen mit Eckermann und aus den Aeußerungen Zelter's im Zelter'schen Briefwechsel zu beurtheilen. Zelter — das geht nicht wie ein rother nur wenig sichtbarer Faden, sondern wie ein rothes Tau durch die Briefe dieses Mannes — war immer darauf bedacht, Goethe positiv über ihn nur Angenehmes aber auch negativ über Andere nur Unangenehmes (d. h. Goethe Angenehmes) zu schreiben; indem Goethe diesen und den Briefwechsel mit Knebel noch selbst redigirte, hat er doch offenbar seine Gutheißung über die in den Briefen vorkommenden Aburtheilungen anderer Dichterwerke und das ungeschmälerte Wohlgefallen über die ihm in's Gesichte hineingeschriebenen Lobeshymnen ausgesprochen.

Wer diese Briefwechsel nicht durchgelesen hat, dem fehlen auch die wichtigsten und unentbehrlichsten Factoren zur Beurtheilung des Goethe-Charakters.

Goethe's Weltanschauung ist ein Resultat seiner Handlungsweise, diese Handlungsweise tritt aber in den Correspondenzen mehr oder weniger entschieden hervor.

Deutlicher hätte sich Goethe über seine Stellung in der sittlichen Welt und der christlichen Sitte gegenüber nicht aussprechen können, als in der Antwort auf Klopstock's energischen, aber doch freundschaftlich wohlgemeinten Rügebrief.

»Entweder ich muß als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch aus allen dreien heraus.«

In diesen Worten liegt der Schlüssel zur Beurtheilung der Richtung, welche die Goethe'sche Poesie in Rücksicht auf Religion und Sitte eingeschlagen hat.

Zum Pater peccavi war er zu hochmüthig und so verlegte er sich auf die Vertheidigung seines Lebens, indem er es in den Personen seiner Dramen und Romane als ganz annehmbar und bürgerlich in der Ordnung darstellte. Das christliche Sittengesetz machte ihm das christliche Dogma verhaßt, und wenn es auf diesen Punct zu sprechen kam, da wurde er leidenschaftlich, brannte auf, und fing zu schmähen an.

29. Wie Schiller selber die Geschichte als ein Magazin für seine Phantasie erklärt und auch mit bedeutenden protestantischen Historikern in Conflict gerathen ist.

Schon 1863 hat Julian Schmidt eine Abhandlung: Schiller als Historiker in 41 Seiten publicirt.[1])

Es ist wieder anerkennenswerth von J. Schmidt, wenn er, der doch kein Fach-Historiker ist, nicht in das damals noch ziemlich übliche Lob- und Preisgedudel über Schiller's historische Schriften einstimmt, sondern auch sehr oft seine Bedenken über die Art dieser Geschäftsfabrication

[1]) »Schiller und seine Zeitgenossen.« Von Julian Schmidt. Leipzig, Grunow 1863. Seite 205—246.

äußert. In den ersten Zeilen bringt er noch der damaligen Zeitrichtung ein kleines Opfer:

»Schiller's Beschäftigung mit der Geschichte war freilich nur eine Episode in seiner glänzenden Laufbahn, aber charakteristisch für die Art seines Schaffens und Beobachtens, einflußreich auf seine weitere Entwicklung und von nicht geringen Folgen für die deutsche Geschichtsschreibung im Allgemeinen.«

Schmidt hat diese Folgen nicht gleich ausgesprochen. Wir haben dieselben bezugs der bis in die neueste Zeit herein thätigen Geschichtsbaumeister, die für irgend einen Staat oder ein Regierungssystem schreiben, in Lohn-Gewärtiger und in Lohn-Empfänger eingetheilt. Schiller gehörte dieser Classe offenbar nicht an, er erhoffte seinen Lohn von der Anzahl der Leser, für welche er schrieb und deren Ansichten er in der Geschichte zur Geltung bringen wollte.

J. Schmidt ist so ehrenhaft, die sonderbaren Ansichten Schiller's aus eigenen Briefen desselben zu citiren. So z. B. Seite 210:

»Die Geschichte wird unter meiner Feder hier und dort Manches, was sie nicht war.« »Denke ja nicht, als ob es mir je im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fache zu begraben; auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlicheren Dienst leisten werde als der Historie selbst, und dem Publicum einen angenehmeren als einen gründlichen den Gelehrten.«

Nachdem nun Schiller in vielen Wendungen selber eingestanden, daß seine Geschichte mehr eine poetische Unterhaltungslectüre als eine eigentliche Geschichte sein wird, bemerkt Schmidt:

(S. 211) »Diese Motive reichten aus in einer Zeit, wo bei uns die historische Kunst noch so sehr im Argen lag, das Buch zu rechtfertigen. Leider ist dazwischen eine kleine Charlatanerie eingeschoben: Schiller zählt die Quellen-Schriftsteller auf, die er gelesen haben will, und versäumt nicht, dieselben auf jeder Seite zu citiren. Und doch hat sich augen-

scheinlich seine Arbeit im besten Fall darauf beschränkt, die Citate seiner leitenden Quelle, die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab, zu verificiren — was höchst überflüssig gewesen war, da er nicht im Stande war, den Werth der Quellen zu beurtheilen.«

Schmidt sagt freilich gleich darauf wieder: »Wir können der niederländischen Geschichte das Lob eines geistvollen und anziehenden Buches nicht versagen.«

Schiller hätte aber das Buch nicht als eine Geschichte ausgeben, sondern es als eine zu einem bestimmten Zweck verfaßte poetische Bearbeitung der Geschichte nennen sollen.

Wir wollen in der Kritik Schiller'scher Geschichtsschreibung einen Fachmann ersten Rangs vernehmen.[1])

Janssen nimmt als Motto seiner Schrift Schiller's eigenes Urtheil über sich selbst (Schiller an Caroline von Beulwitz, am 10. December 1788): »Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meiner Hand werden.« — —

Schiller hat in diesem Ausspruche wenigstens ein Zeugniß für seine Aufrichtigkeit niedergelegt. Es gibt viele moderne Historiker, die es accurat so machen wie Schiller, die sich aber dabei heuchlerisch als objective unparteiische Darsteller entweder selber rühmen oder von ihren Freunden sich rühmen lassen.

Hoffmeister, in »Schiller's Leben«, II., 200, sagt entschuldigend:

»Es wäre doch sehr unbillig, wenn wir außer Acht lassen wollten, daß sich Schiller nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorbeigehen, und eigentlich um sich selbst zu bilden, und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte beschäftigte.«

Es kann über diesen Gegenstand, wie ihn Janssen's Schrift behandelt, nichts Gründlicheres vorgebracht werden.

---

[1]) »Schiller als Historiker« von Johannes Janssen. Zweite neu bearbeitete Auflage. Freiburg, Herder 1879.

Der erste historische Versuch Schiller's war eine Uebersetzung von Merciers Philipp II., worin der »richtende Kiel des Schriftstellers« ein »Ungeheuer brandmarkt«, welches »das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben ließ, und jeden hinwegschaffte, »der sich zu denken unterstand.« Er rechnete den spanischen König neben dem Papste Gregor VII. zu den fürstlichsten Despoten, die »an das edelste, heiligste Leben gegriffen« und in »wenigen Jahren verwüstet hätten, was hunderttausend thätige Menschen in einem Jahrhunderte nicht ersetzen könnten.« — —

Wer folgende protestantische Historiker kennt: Gaab: »Apologie des Papstes Gregor VII.« 1792; Voigt: »Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter.« Zweite Auflage. Weimar, 1846; Bowden: »Gregor VII.« London. 1840; Luden: »Geschichte des deutschen Volkes.« VIII. S. 463, und Plank: »Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung«; Neander: »Allgemeine Geschichte der christlichen Religion«; Gfrörer: »Das Jahrhundert Gregor VII.« Stuttgart. 1846 (die katholischen Historiker Gregor VII., wollen wir gar nicht erwähnen), der wird den blinden Fanatismus, in welchen der junge Schiller durch seine Erziehung hineingetrieben war, zu würdigen wissen.

Im Jahre 1787 bearbeitete Schiller nach dem Romane: »Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618« einen noch romantischeren Roman, trotzdem daß der kritische Pierre Grosley: »Discussion historique et critique sur la Conjuration de Venise par St. Real.« Paris 1756, die Unhaltbarkeit der Phantasiestücke St. Real's nachgewiesen hatte. Schiller erklärte, daß er St. Real beinahe wörtlich übersetzt habe, weil der Leser bei jeder anderen Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde!!

Somit sollte ein Historiker ein notorisch unhistorisches und verlogenes Machwerk dem Leser aus dem Grunde auftischen, weil dieser bei jeder anderen (d. h. echt historischen, auf Wahrheit basirten) Behandlung zu viel verloren haben würde.

Es ist merkwürdig, wie der junge Schiller selber seine »historischen Werke« mit der naivsten Aufrichtigkeit lächerlich gemacht hat.

Die erste selbstständige historische Arbeit Schiller's war: »Der Abfall der Niederlande.«

30. Als Schiller nach Jena kam, übte der fanatische, vom Priesterthum abgefallene und in Wien Freimaurer gewordene Reinhold den größten Einfluß auf ihn aus. Goethe galt dem Schiller ein Egoist in ungewöhnlichem Grade.

Janssen schildert die äußeren Verhältnisse, unter welchen Schiller anfing, Historiker zu werden, die Anregungen und Gemüthsstimmungen, welche ihn beeinflußten, und die Zwecke, welche er bei diesen seinen Arbeiten verfolgte:

»Nach einem unruhigen, wechselvollen Jugendleben kam Schiller, 28 Jahre alt, im Juli 1787 nach Weimar, dem Ilm-Athen jener Zeit, dem Sammelplatze aller Größen der deutschen Literatur. Er hoffte, daß in der dortigen geistigen Atmosphäre seine Poesie gedeihen, und an dem Herzoge Carl August, dem hohen Protector von Goethe, Herder und Wieland, einen Förderer finden würde. Allein er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Die ganze Umgebung, die er in Weimar vorfand und der geistige Verkehr, in den er eintrat, konnte seinem poetischen Idealismus keine Nahrung bieten, und seine gedrückte materielle Lage, in der ihm, wie er später an Goethe schrieb, ‚einmal alles Geld bis auf etwa zwei Groschen ausgegangen war, ohne daß er wußte, woher neues zu bekommen,' führte ihn zu allerlei Beschäftigungen, die mit seinem Ideale in Widerspruch standen.«

»Das vielfache Ungemach, welches den Dichter von Jugend auf betroffen, war zwar niemals im Stande gewesen, die Elasticität seines Geistes zu lähmen oder die Energie seines Willens niederzudrücken, aber es hatte sein Gemüth verbittert. Diese Verbitterung und die Unzufriedenheit mit der Gegenwart wurde in Weimar so groß, daß sie den Grundton fast aller seiner Briefe bildet. Als er dort ankam, war der Herzog

abwesend, und die Herzogin-Mutter, deren Geist er äußerst bornirt nennt[1]) (Brief an Körner, 28. Juli 1787), zog ihn so wenig an, daß er bald ganz entfernt vom Hofe lebte. Herder, auf dessen Bekanntschaft er sich am meisten gefreut hatte, machte sich, klagte Schiller (Brief an Körner, 18. August 1787) ‚aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und vollends dramatischen am allerwenigsten'; er habe noch kein einziges von Schiller's Erstlingswerken gelesen. Bei Wieland fand der Dichter freundliche Aufnahme, trat aber dem alternden Manne, den er mit den tausend Widersprüchen seiner Natur in seinen Briefen trefflich charakterisirt, niemals näher. Nur Wieland's Schwiegersohn Reinhold, Professor der Philosophie im benachbarten Jena, ein früherer Novize des Jesuiten-Ordens, der seinen Glauben abgeschworen hatte und nunmehr ‚den Katholicismus so herzlich haßte, wie nur ein Philosoph', übte Einfluß auf ihn, indem er ihn zum Studium der Kant'schen Philosophie, die später auf seine Geschichtsanschauungen so mächtig einwirkte, veranlaßte. Aber auch mit Reinhold konnte er kein Freundschaftsverhältniß schließen. Der Dichter fühlte sich in Weimar ganz isolirt. In Goethe wollte er damals einen ‚Egoisten in ungewöhnlichem Grade' erkennen, dessen ganze Handlungsart auf den ‚höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt sei' (Brief an Körner, 2. Februar 1789); ‚er wurde ihm abhold, weil er sich von ihm behindert glaubte' (Brief an Körner, 9. März 1789); bei dessen Anhängern, die sich durch ‚eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne' hervorthaten, fand er ‚so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochonderisches, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein.' (Brief an Körner, 12. August 1787.)«

Seine Briefe sind voll von heftigen und bitteren Aeußerungen über die literarischen Größen in Weimar. Aber man muß für seine damalige schriftstellerische Thätigkeit diese

[1]) Dafür hat Goethe diese Dame im Leben gefeiert und ihr im Tode einen sehr schmeichelhaften Nachruf angedichtet.

Aeußerungen berücksichtigen, weil sie seine Gemüthsstimmungen charakterisiren, und Gemüthsstimmungen und Empfindungen die Meinungen, Raisonnements auch des größten Geistes beeinflußen.

31. Schiller schreibt, um sich Geld zu verdienen. Sein „Abfall der Niederlande" ist ohne Wahrheitsgehalt. Schiller läßt sich (wie er selbst sagt) zum Geschichtsprofessor ohne Gehalt übertölpeln. Schiller kommt sich wegen seines geringen historischen Wissens als Professor selbst komisch vor.

Schiller wendete sich dem Journalismus zu, um sein Leben zu fristen. Er hatte schon früher geklagt: »Das deutsche Publicum zwingt seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen«. — So schreibt nun Schiller den »Geisterseher« im damaligen Modegeschmack gegen erdichtete hierarchische Tendenzen, und beginnt seine Geschichte der Niederlande; er freut sich, gut bezahlt zu werden.

Janssen unterzieht von Seite 19 bis 91 den Abfall der Niederlande einer historischen Kritik, die den historischen Wahrheitsgehalt der Schrift auf fast Null reducirt. Janssen weist dem Schiller aus protestantischen Historikern nach, wie er die Hauptcharaktere entweder gar nicht gekannt, oder entstellt und verstümmelt hat, so beispielsweise den Cardinal Granvell, aus dem Schiller ein Scheusal macht:

S. 56: »Wie ganz anders spricht sich die neuere unbefangene und auf Quellen gegründete Geschichtsschreibung aus. Groen van Prinsterer, obgleich eifriger Protestant, nimmt den Cardinal gegen alle Anschuldigungen in Schutz und spendet ihm reiches Lob und sagt: Der größte Verdruß der Gegner des Cardinals war: daß er offenen Auges alle ihre Pläne durchschaute. Weiß, Duvernoy und Bellamy, die sich mit der Ordnung und Herausgabe der Staatspapiere Granvell's befaßten, äußern die wärmsten Sympathien (Papiers d'état de Granvelle I. XX.), und selbst Borgnet, wiewohl entschiedener Gegner König Philipp's,

macht sich zum Vertheidiger des Cardinals. Am gewichtigsten aber erscheint uns das Urtheil Gachard's, der durch die detaillirtesten und gründlichsten Studien unter allen Geschichtsforschern der Gegenwart die größte Vertrautheit mit der Geschichte der Niederländischen Revolution erlangt hat. ‚Granvell', sagt er (Vorrede, I. Bd., Correspondenz Philipp II.), ‚war einer der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts; er wollte das Wohl, die Ruhe und den Glanz der Niederlande; seine Abreise von Brüssel hatte verderbliche Folgen, und es ist wahrscheinlich, daß unsere Provinzen, wenn er an der Spitze der Geschäfte geblieben wäre, nicht jene lange Reihe von Unglücksfällen zu erdulden gehabt hätten, die ein Land, welches bis dahin das blühendste und glücklichste Europas gewesen war, mit Verwüstung und Elend erfüllte.'

Schiller hat ihn, Strada nachschreibend, als den Durchführer des despotischen Principes hingestellt.

So wie bei Granvell wird nun aus strengen unparteiischen Historikern nachgewiesen, wie der ‚Abfall der Niederlande' nicht einer jener Anforderungen Genüge zu leisten im Stande ist, die man Recht hat, an ein historisches Werk zu stellen.«

1789 wird Schiller Professor der Geschichte in Jena ohne Gehalt. Er schreibt an Körner: »Man hat mich hier übertölpelt.«

Janssen berichtet: »Uebertölpelt war Schiller durch seine Braut Charlotte v. Lengefeld, die durch die Frau v. Stein bei Goethe eine Berufung Schiller's nach Jena in Anregung gebracht hatte. ‚Ein Herr Friedrich Schiller' (so lautet ein Conseilbericht Goethe's), ‚welcher sich durch eine Geschichte des Abfalles der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität zu Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Aquisition dürfte umsomehr zu beachten sein, als man ihn gratis haben könnte.«

»Man hat diesen Bericht oft genug zu gehässigen Anklagen gegen Goethe benützt, der Schiller aus Weimar habe los sein wollen und wohl gar seinen fürstlichen Freund Carl August in seiner Kargheit für den auftauchenden Rivalen bestärkt habe. Aber diese Anklagen sind unbegründet. Goethe war thätig für Schiller, weil er glaubte, daß ein fester

Lebensberuf für diesen ersprießlich sei. Wenn er in seinem Berichte nur auf den Abfall der Niederlande und nicht auf die Jugenddichtungen Schiller's Rücksicht nahm, so kann man daran keine absichtliche Kränkung, sondern lediglich eine vorsichtige Handlungsweise erkennen, da der Dichter der »Räuber« und des »Don Carlos« sich zu keiner Professur vorschlagen und bei den vier Höfen von Gotha, Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die ihre Zustimmuug zu der Berufung zu geben hatten, sich nicht besonders empfehlen ließ. Schiller's Jugendwerke hatten in den höher gebildeten Kreisen keinen allgemeinen Anklang gefunden, und sogar Herder hatte, als der Dichter nach Weimar kam, noch keines derselben, nicht einmal den »Don Carlos« gelesen. Auch die Besoldungsfrage fällt nicht im Geringsten Goethe zur Last, sondern charakterisirt nur das damalige Kleinfürstenthum, dessen Misere nicht blos in politischer Beziehung alle deutschen Verhältnisse niederdrückte. Kurz vor Schiller's Anstellung hatte man bei den fünf Protectoren Weimar (und den obigen vier), die als Mäcenate der Jenaer Universität dastanden, Himmel und Erde bewegen und herausbetteln müssen, daß dem Professor Reinhold ein jährlicher Gehalt von 200 Thalern ausgeworfen wurde, und Schiller's Berufung war nur ermöglicht, wenn er die Stelle gratis annahm. Deshalb hebt auch das Rescript der Weimarer Regierung, welches bei den übrigen Höfen die Anstellung des Dichters beantragte, ausdrücklich hervor: das Subject, welches wir bei denenselben abermalen in Vorschlag zu bringen uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, . . will diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolumente bekleiden, sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden. (Schiller's Brief an Körner, 25. December 1788.) »Eine Bettelei wie bei Reinhold würde mich mehr erniedrigen als 200 Thaler mir im Grunde geholfen hätten.«

Schiller kam sich in seiner neuen Stellung als Professor selber etwas komisch vor. Er schreibt an Körner, 15. December 1788. »Ich bin in dem schrecklichsten Drange, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Goethe sagt mir zwar

docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist.« Am 25. December. »Es müßte doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht so viel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden auf eine gefällige Art auskramen zu können. Am 28. December an seine Braut: »Ich werde mir in dieser neuen Lage selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: ‚wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand', und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus.«

Körner sprach ihm Muth ein: »Sei nicht zu ängstlich in der Vorbereitung. Etwas Charlatanerie würde Dir gut zu Statten kommen, wenigstens um die Lücken zu verkleistern, die Du jetzt nur mit vielem Aufwande von Zeit und Mühe ausfüllen kannst.«

Es kostete bei den damaligen Zeitumständen nicht viel Mühe, sich die Gunst der Studenten zu erringen. Da fällt uns die kostbare Mahnung eines alten schwäbischen Professors ein, der einem jungen angehenden Geschichtsdocenten folgende sehr nützliche Lehre gab: »Da muß mer nur den Pobscht und den Kadolicihsmus recht verreiße, des macht dene Studente alleweil a großes Plähsir.« Diese schöne Geschichte wurde dem Schreiber dieses 1846 bei einem Aufenthalte in Tübingen während einer Abendgesellschaft von Professoren in Lustenau erzählt — nach diesem Programm hielt sich Schiller in Jena auf dem Katheder und in seinen sogenannten historischen Werken. Es ist außerordentlich billig, in »sittlicher Entrüstung« vom hohen Aufklärungsroß herunter zu krakehliren; des Beifalls einer für das Schimpfen eingeschulten Jugend kann der Professor immer versichert sein.

Schiller hatte (durch seinen Ruf als Dichter) gleich bei seiner ersten Vorlesung 500 Studenten. (Jena hatte damals im Ganzen 900.)

Das ärgerte natürlich »im Interesse der Wissenschaft und der guten Sache« den Professor Heinrich zu Jena

außerordentlich. Dieser erklärte nach der ersten Vorlesung dem Schiller, daß er eigentlich kein Professor der Geschichte sei. Am 10. November 1789, schrieb Schiller an seine Braut und deren Schwester:

»Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig sein muß.« Darum fand er es in einem anderen Briefe an Körner von demselben Datum erbärmlich, daß der Professor Heinrich gegen seine Benennung ‚Professor der Geschichte' protestirt habe.«

Er fühlte sich in Jena sehr unbehaglich, hoffte daß der Coädjutor Dalberg etwas für ihn thun werde, richtete seine Blicke nach Preußen und Wien, und schrieb: »Es wird mir nicht wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann.«[1])

Er dachte an seine Verheiratung, wollte sich aber vorher, von welchem Hofe es wolle, einen Charakter geben lassen, und schrieb am 13. Januar 1790 an Körner: »Du wirst künftig an Herrn Hofrath Schiller schreiben, ich bin seit einigen Tagen um eine Silbe gewachsen; wegen meiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhmes beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplome.« »Darauf wurde«, meldet er am 1. März, die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Thüren von einem kantischen Theologen verrichtet, »ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich.«

32. Der Buchhändler Göschen veranlaßt Schiller, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender zu schreiben; Schiller arbeitet über Hals und Kopf und ruinirt die Geschichte und seine Gesundheit zugleich.

Nun kündete Göschen in Leipzig für seinen Damenkalender die Geschichte des dreißigjährigen

[1]) Es darf nicht übersehen werden, daß Schiller und Jean Paul von einem katholischen Kirchenfürsten, beide bis zu ihrem Tode unterstützt wurden. Es ist dies ein schönes Zeugniß von Toleranz von Seite der Annehmer, und ein wenig auch von Seite des Gebers.

Krieges von Schiller an, mit folgendem, wirklich kostbarem Reclam-Passus:

»Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Kalender zu liefern, welcher durch Geschichte unterrichten und vergnügen und etwas mehr als bloße Tändelei sein soll. Demzufolge habe ich ein Sujet gewählt, welches das merkwürdigste in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes ist, welches jede Provinz, jede Stadt interessirt, wovon man beinahe in jedem Dorfe spricht oder sprechen hört: ‚die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat'. [1]) ‚Der dreißigjährige Krieg' mußte Anfangs August für den Damenkalender fertig sein. Körner schrieb ihm, er solle sich nicht wieder auf eine solche Kalenderspeculation einlassen; ‚das ist gut für Archenholz und seines Gleichen. Du wirst immer mehr Zeit und Kräfte auf ein solches Product verwenden, als es verdient. Deine Memoirs könnten Dir gewiß alle anderen Finanzspeculationen entbehrlich machen, aber sie müßten schneller herauskommen. Du müßtest mehr Mitarbeiter haben, müßtest die Sache fabriksmäßiger betreiben.«

Die Damen ließen Göschen und Schiller nicht im Stich. 6000 Exemplare Abnahme brauchte Göschen, um auf die Kosten zu kommen — und er hatte Ursache, zufrieden zu sein. Der Damenkalender fand die weiteste Verbreitung. »Die Vorliebe der Damen für dieses Buch erklärt sich daraus, daß Schiller nach den Worten des Historikers Friedrich v. Raumer: diese furchtbare, schreckliche, zerstörende Zeit, welche eher den Ernst eines Tacitus verlangt hätte, trotz allem einzelnen scharfen Tadel, doch in eine Art von Prachtaufsatz und Schaugericht verwandelte.« (In den Lebenserinnerungen von F. v. Raumer, Leipzig 1861, II. Bd., S. 88.)

Die Studien für den zweiten Theil des Krieges begann Schiller nach einer schweren Krankheit; — die historische

[1]) O Göschen!! Dieses geniale Programm allein wäre hinreichend, von wegen der »Gesinnungstüchtigkeit« dem Verfasser desselben einen Sitz in der historischen Classe einer Gelehrten-Akademie zu verschaffen. Das dumme Deutschland kann dem großen Göschen nicht genug für die Mittheilung danken, »wem es eigentlich sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu danken hat«.

Rackerei für den ersten Theil hatte ihm das erste Stadium seiner Krankheit verschafft, an welcher er von nun an 14 Jahre lang bis zu seinem Tode hinsiechte.

Am 3. October 1791 schreibt er an Körner: »In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthaltes habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten, und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des dreißigjährigen Krieges viel gedacht und gelesen habe, so ging mir die Arbeit sehr leicht von statten. Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich des Tages vier oder fünf Stunden dictiren, und so brachte ich in vierzehn Tagen fünf gedruckte Kalenderbogen zu Stande.«

So hatte der arme Schiller einen zweijährigen Krieg gegen seine Gesundheit, und gegen die Geschichte des dreißigjährigen Krieges zugleich geführt.

Am 26. October 1790 schreibt Schiller an seinen Vater: »Mir ist dieser Aufsatz des dreißigjährigen Krieges mit achtzig Louis'dor bezahlt worden und ich habe ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb vier Monaten ausgearbeitet.«

Am 1. Januar 1792 schreibt er an Körner, daß er nächstens wieder an den dreißigjährigen Krieg gehen werde. Am 27. Februar: »Bei mir haben Lectüre, Umgang und Beschäftigung blos den Stoff, aber nicht die Art, ihn zu formen, verändert. Ich bin und bleibe blos Poet und als Poet werde ich auch noch sterben.«

Am 2. März an Körner: »Wenn ich zur rechten Zeit fertig werden soll (mit dem Kriege), so darf ich jetzt keinen Tag daran verlieren. Doch hoffe ich, dieser Arbeit nicht über fünf Stunden des Tages widmen zu dürfen. Ganz besitzt sie mich nicht und meine besten Stunden werden auf etwas Gescheidteres verwendet.«

Am 21. September an Körner: »Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auferlegt oder die einen anderen Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung.«

Die Schwefelmacher über Schiller's Leben kommen bei Janssen durch thatsächliche schlagende Beweise sehr übel weg.

33. Die wissen- und gewissen-losen Lobhudler Schiller's, des Historikers, von Janssen durch Nachweise und durch Thatsachen zurechtgewiesen. Wie Schiller seinen Namen zu historischen Arbeiten hergegeben, die er gar nicht verfaßt hat. Welche Mittel Schiller und Goethe anwenden, um ihre Schriften zur Geltung zu bringen.

»Ein Carl Hagen (in Festrede auf Schiller als Historiker in »Reden und Vorträge«, Bern, 1861, S. 205) behauptet, daß Schiller seine historischen Stoffe frei ausgewählt habe, um auf die Mitwelt zu wirken; er habe nur solche Stoffe gewählt, »die mit ihrem zu Grunde liegenden Gedanken die Gegenwart berührten, wo es sich um einen Kampf von Ideen handelte, um den Widerstand der freiheitlichen Gesinnung gegen despotische Willkür . . . fast mit jedem Blatte leuchtet bei Schiller uns die Absicht entgegen, auf die Mitwelt zu wirken und in ihr eine ähnliche Flamme der Begeisterung . . . zu erwecken.«

Darauf Janssen: »Also eine Flamme der Begeisterung selbst für die Darstellung der Zeit des dreißigjährigen Krieges! Auch Palleske bewundert in seiner Biographie des Dichters (II. 143 u. f. f.) dessen Geschichte des dreißigjährigen Krieges und vergleicht sie mit den Virtuosen-Stücken von Guido Reni, Mozart und Diderot. ‚Die Ansicht' (meint Palleske), ‚daß so viele große Männer aus der Nacht (dieses Krieges) hervorgingen, hatte Schiller aufgegeben, aber die wenigen, die sie gebar, emporzuheben, damit das Volk an große Kräfte sich anschließen lerne, und Namen und Titel nur respectire, wo sie mit dem Feldherrngenie eines Bernhard von Weimar, eines Mannsfeld verbunden erscheinen, das hält er für eine Aufgabe, drängend genug, um sie auch im Fluge zu lösen.'«

Man erschrickt fast, hier auch den Mannsfeld zu den »großen Männern«, die aus der Nacht des Krieges hervorgingen, gerechnet zu sehen, jenen Mordbrenner Mannsfeld, der den Auswurf der Menschheit an sich zog, in

protestantischen wie in katholischen Ländern Städte und Dörfer in Flammen setzte, und die unbewehrten Bauern haufenweise mitten in die Flammen der brennenden Häuser werfen ließ. Palleske schließt sein Feuerwerk, dem Historiker Schiller zu Ehren abgebrannt, mit der Schlußrakete: Schiller konnte mit Recht hoffen, der erste Historiker Deutschlands zu werden.[1])

Janssen weist nach (S. 113), wie Schiller auch ohne Bedenken historische Arbeiten Anderer unter seinem Namen herausgeben wollte; er schreibt am 6. November an Körner: »Da ich mich ganz davon (vom Kalender) lossagen muß, so will Göschen Dich bitten, meinen historischen Stoff von etwa 18 Bogen zu arbeiten, wozu die Cromwell'sche Revolution in Vorschlag gebracht worden ist. Du hast volle acht Monate Zeit dazu, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenig Lectüre (von Quellenstudien war beim Kalender selbstverständlich gar keine Rede), da es hier blos um ein gut in die Augen fallendes Ganzes zu thun ist. Ich habe Göschen herzhaft versprochen, mich als Herausgeber zu nennen und behalte mir blos vor, daß Dein Manuscript früher durch meine Hand geht und Du mir entweder zwei oder drei Beschreibungen und Charakterschilderungen daraus zurücklegst, damit das Werk wenigstens nach mir riecht und einige Eigenthümlichkeiten des Styles daraus hervorblicken. Unter 400 Thaler wird er Dir nicht geben und Du behältst immer noch Zeit und Stoff für die ‚Thalia'.«

Eine außerordentlich komische Kritik, vom historischen Standpuncte aus, haben wir bei Wachsmuth gefunden.[2])

»Aus den historischen Studien ging nicht ohne Eilfertigkeit (!) die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hervor; diese ein wichtiges Moment in der Entwicklung des geistigen Lebens in unserer historischen Literatur. Es ist wahr: das Werk trägt nicht eben geringe Gebrechen

[1]) Wir möchten selbst Palleske die Hoffnung nicht absprechen, der erste Literarhistoriker und Kritiker Deutschlands zu werden, — — — denn das Recht zu hoffen, soll man keinem Menschen verwehren.

[2]) Wachsmuth: »Weimars Musenhof.« S. 97.

zur Schau, es läßt viel zu wünschen übrig. Schiller zeigt nicht eine hinlängliche (nur?) Vertrautheit mit den Quellen, hat manche bedeutende Begebenheiten und Schauplätze des furchtbaren Krieges nicht beachtet, ja selbst seiner Darstellung läßt sich zur Last legen, daß sie mehr Pathos habe, als der einfachen Würde der Geschichte zusagt, aber der Gesinnung nach ist das Buch ein theueres Kleinod.«

In der That eine Kritik höchster Confusion!! Die Gesinnung ist die Hauptsache bei einem historischen Werk; ob die erzählten Thatsachen wahr oder erlogen sind, ob die Charaktere historisch oder poetisch geschildert werden, ob der Historiker die Quellen gekannt oder nicht gekannt hat, das will Alles nichts sagen, wenn er nur eine Gesinnung hat; nachdem Wachsmuth auch die Gesinnung nicht kennzeichnet, so ist es am Ende auch gleichgiltig, welche Gesinnung der Autor hat.

Anno 1844 konnte man sich noch einen ähnlichen Appell an die Beschränktheit seines Lesepublicums erlauben; 40 Jahre später ginge das nur noch in einer »Zeitung für Aufklärung des deutschen Volkes«, herausgegeben von einer Gesellschaft asiatischer Wucherer. Die Gesinnung macht den Historiker! Nicht die Liebe zur Wahrheit, nicht das gewissenhafte Forschen, nicht die Quellenkenntniß, nicht die Darstellung des objectiven Thatbestandes, das sind lauter Nebensachen — Gesinnung muß man haben, dann wird selbst die unzuverlässigste und erlogenste Geschichte zu einem theuren Kleinod. Es gehört ein starker Muth dazu, ein Axiom wie dieses auszusprechen; Wachsmuth ist zu weich, der schmilzt — Stein-, Blech-, Eisenmuth oder besser noch eiserner Stirnenmuth, — das ließe sich eher hören.

Man darf dem Publicum nicht jeden Trank credenzen,
Am Ende hat der Blödsinn doch auch noch seine Grenzen.

Bei der allgemeinen Verlobhudlungs-, Vertuschungs-, Verschweigungs- oder Verleugnungsmanier, hat noch keiner dieser Schwefel-Rauchfaß-Schwinger, die eigentlich in beständiger Betäubung ihres beschränkten Lesepublicums

arbeiten, auf diese und ähnliche Stellen in Schiller's Briefen, die den großen Dichter als einen weniger als kleinen Historiker, nach eigenem Geständniß charakterisiren, aufmerksam gemacht. Janssen ist der Erste, der in die »Camera obscura« der »aufgeklärten« Dunkelmänner im Interesse der historischen Wahrheit hineingeleuchtet hat.

So ist z. B. der Aufsatz über Lykurg in Schiller's sämmtlichen Werken gar nicht von Schiller, sondern von J. H. Naß (Siehe Goedeke's Vorwort zu Schiller's sämmtlichen Schriften, Band 9.)

Ebenso schweigsam ist man über die von Schiller und Goethe selbst angegebenen Mittel, die auch diese großen Geister nöthig hatten, um ihre Werke in's Publicum zu bringen. (Siehe »Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.« 1794—1805. Stuttgart, 1856. Zwei Bände.) Als die Herausgabe der Horen bevorstand, schrieb Schiller an Goethe (6. December 1794): »In Ansehung der Recensionen des Journals in der Literaturgeschichte ist nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recension davon gemacht wird. Cotta wird die Kosten der Recensionen tragen, und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sein. Wir können also so weitläufig sein als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß.«

So hatte Schiller auch früher in der Vorrede seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande dem Publicum »vormachen müssen«, daß diese Geschichte, auf die er nur wenig Monate verwendet hatte, ein Werk von etlichen Jahren sei.

»Ich kenne,« schreibt Goethe, 16. Mai 1795, »das Possenspiel des Autorenwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen.«

Um Leben in die »Horen« zu bringen und ein sicheres Interesse beim Publicum zu erregen, wollten sie in denselben einen kritischen Fechtplatz eröffnen.

Schiller 15. Juni 1795. »Nur dürften wir, glaube ich, das Heft nicht aus den Händen geben, welches geschehen würde, wenn wir dem Publicum und den Autoren ein gewisses Recht durch unsere förmliche Einladung einräumten. Von dem Publicum hätten wir sicher nur die elendesten Stimmen zu erwarten, und die Autoren würden sich, wie man Beispiele hat, sehr beschwerlich machen. Mein Vorschlag wäre, daß wir die Angriffe aus unseren eigenen Mitteln machen müßten; wollten dann die Autoren in den ‚Horen' sich vertheidigen, so müßten sie sich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorschreiben wollen.«

Er wollte aber nicht blos proponiren, sondern auch mit der That anfangen, und im Namen eines Herrn von X. gegen Goethe's Meister auftreten, und zugleich auch als Goethe's Antwort einen Brief fabriciren.

Wir ersehen hier aus dem Geständnisse unserer Classiker, daß sich die gegenwärtig noch herrschende (denn nichts auf dieser Welt währt ewig) Gaunerpresse auf ihre Kniffe und Pfiffe, mittelst welcher sie das dumme Publicum zum Narren hält und ausbeutet, nichts einbilden darf. Bei alledem aber stehen die Classiker doch hoch über der modernen Erpresser- und Presser-Presse, denn diese hat (wie auch in Frankreich durch Drumont nachgewiesen) das Publicum um Milliarden betrogen und ausrauben mitgeholfen, während diese besagten armen Classiker nur ein gegenseitiges Lob-Etablissement begründeten, was aber dem Leser keinen materiellen Schaden brachte und mit den organisirten Räuberbanden und Milliardendieben nicht auf dieselbe Stufe der Ehrlosigkeit gestellt werden kann.

Auch an den Recensionen des Journals arbeitete Schiller mit, und nennt deshalb einmal am 29. December eine solche von mehreren verfertigten Recension eine Harlekinsjacke. Als aber dennoch die »Horen« aus Mangel an Abonnenten eingehen mußten, fragt Schiller 1798 bei Goethe an, ob er ihm nicht einen tollen politisch-religiösen Aufsatz verschaffen könnte, um ein Verbot der Zeitschrift zu veranlassen.

Das ist eine der komischesten Geschichten in Schiller's literarischem Leben. Derselbe Dichter, dessen hochklingende

Worte Posa's: »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!« durch die Welt rauschen, hat hier eigentlich die größte Freude und setzt die größte Hoffnung auf die Censur, welche die »Horen« verbieten soll, daß das Eingehen derselben nicht auf die Schuldentafel der langweiligen Aufsätze und Kritiken, sondern auf die Schuldentafel der Gedanken- und Freiheits-mörderischen Regierung komme!! Also hier ist statt dem hochpoetischen: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! in der Wirklichkeit das sehr prosaische Verlangen zu setzen: Sire, unterdrücken Sie die Gedankenfreiheit, und zwar in unserem Interesse; dann wird es allgemein heißen: »Der Staatsmoloch hat in seiner Feindseligkeit gegen den freien Geist und die Gedankenfreiheit die »Horen« verschlungen, die Priester der Freiheit sind als Opfer gefallen.« — Das klingt jedenfalls viel schöner und nobler als die nackte Wahrheit: Der Moloch der Langweile hat die »Horen« umgebracht!

34. Janssen stellt Schiller's Geschichtsdichtungen protestantische Historiker von Fach entgegen.

Janssen stellt nun den unhistorischen Dichtungen Schiller's protestantische Historiker von Fach entgegen, und beweist mittelst dieses durchwegs ehrenhaften und echt-historischen, unparteiischen Vorgehens, daß Schiller keine Studien über seine Themate gemacht, sich um Quellen und die historische Wahrheit einen blauen Teufel (um sich der kräftigen Sprache Schiller's zu bedienen) gekümmert und aus ein paar ebenfalls verlogenen (oder nach Wachsmuth) »gesinnungstüchtigen« Machwerken seine Tendenzschrift zusammen übersetzt und überschätzt hat.

Nachdem Janssen nun Seite 116—117 eclatant nachgewiesen, daß es höchste Zeit war, in diese Finsterniß einmal ein Licht zu bringen, kommt er zu folgendem Schluß:

»Schiller wird mit Recht als einer der nationalsten deutschen Dichter gefeiert. Aber es ist ein verhängnißvoller Irrthum, ihm auch für seine Geschichte des 30jährigen Krieges ein ‚natio-

nales Verdienst' beizulegen, und ihre Lectüre der Jugend zur Kräftigung des Patriotismus zu empfehlen. Vor dem Richterstuhle einer unbefangenen Geschichtsauffassung erweist sich vielmehr diese Geschichte als ein undeutsches Buch. Schiller's historische Anschauungen wurzelten nicht in Deutschlands großen Traditionen, sein Genie empfing keine nährende Kräfte aus der Geschichte des eigenen Volkes.«

Das hat Janssen glänzend nachgewiesen, und zwar nicht von irgend einem confessionellen Standpuncte, sondern lediglich von reichsbürgerlichen Gesichtspuncten ausgehend. Eine Erörterung des Quellenstudiums kommt hiebei gar nicht in Betracht, da Schiller, wie er selbst sagt, für den Damenkalender keine Quellenstudien durchgemacht hat. Er hat nur das bereitliegende Material schnell zusammengerafft, und aus den zeitgenössischen Quellen nur ein Buch über Wallenstein's und Khevenhüller's Annalen durchgelesen.

35. Wie der berühmte Niebuhr über Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges die Hände über den Kopf zusammenschlägt.

Nur noch ein Urtheil wollen wir anführen. Der bedeutende Historiker Barthold Georg Niebuhr [1]), Protestant, schrieb 15. Januar 1809:

»Ich habe diesen Herbst Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen — nicht durch das Werk getroffen — o keineswegs, sondern durch Verwunderung über die Möglichkeit, daß eine solche Schrift, die nicht einmal erträglich gut geschrieben ist, und deren Erzählung nie fortströmt, sondern holpert und stolpert, zu einem classischen Werk gestempelt ist. Die Zeit wird freilich Recht üben, und das Ding unter die Bank stecken.«

[1]) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr II. 82. Dieses Urtheil Niebuhr's ist um so beachtenswerther, weil der große Historiker sonst seiner Verehrung für Schiller warme Worte leiht. Vergleiche seinen Brief an Savigny, 19. Februar 1830 in den Lebensnachrichten III. 252.

Eine Anerkennung von Seite Schwedens für Schiller bezugs seines dreißigjährigen Krieges — gibt eigentlich die traurigste Kritik über dieses historische Werk. Schiller schreibt an den Oberstthofmeister Wolzogen in Petersburg aus Weimar, 4. September 1803.

»Der König von Schweden ist diese Woche hier durchgereist, ich habe die Ehre gehabt, ihn zu sprechen, und er hat mir als Zeichen seiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, ‚die der schwedischen Nation so rühmlich wäre', einen brillantenen Ring zum Geschenke gemacht. Du kannst Dir leicht denken, wie sehr mich dieses überrascht und gefreut hat. Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen und noch seltener geschieht es, daß ihre Diamanten sich zu uns verirren.«

Die neuen Forschungen und Resultate über den dreißigjährigen Krieg hätten dem guten Schiller die Freude am Brillantringe vollkommen verdorben. Schon der Umstand, daß der König von Schweden sein Lob über das Werk ausgesprochen, drängt den deutschen Dichter in eine eigenthümliche Stellung. Schiller sagt aber doch auch sehr gut, daß er den Ring als Poet bekommen und verzichtet selbst im Briefe auf den Titel eines Historikers.

Schiller's kleine historische Abhandlungen 1789 bis 1797. Schiller wurde, wie wir später nachweisen werden, von frommen Eltern erzogen. Nur mit Rührung kann man in den Briefen seines Vaters die aus vollem Herzen strömenden Ermahnungen lesen, durch die er dem Sohne einen lebendigen Glauben an den Erlöser und ein festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung einzuprägen sucht. In dem Morgengebete, welches der Vater abgefaßt hatte und jeden Morgen verrichtete, sprach er unbewußt katholische Anschauungen aus über Freiheit, Gnade und Rechtfertigung. — Als Jüngling empfing der Dichter noch eine mächtige religiöse Einwirkung durch Klopstock's Messiade und versuchte sein Talent in biblischen Stoffen. Aber bald trat eine Wendung ein:

»Die Erinnerung an den Superintendenten Zilling in Ludwigsburg, dessen geistlicher Hochmuth nur von seinem Ver-

folgungsgeiste übertroffen wurde und vor dem er so oft im katechetischen Unterrichte gezittert, der ‚religiöse Gamaschendienst' auf der Militärakademie, der Einfluß rationalistischer Lehrer, die Lectüre französischer und englischer Dichter entfremdeten ihn immer mehr dem positiven Christenthum. Neue Sympathie für dasselbe in seinem Herzen zu erwecken, war die damalige protestantische Theologie keineswegs im Stande.«

36. Wie Schiller allen positiven Gehalt des Christenthums im vorhinein verwirft und die Weltgeschichte als Zufall entrollt.

War es doch im achtzehnten Jahrhundert durch die Entstellung der Kirchengeschichte von Luther so weit gekommen, daß Friedrich II. meinte, die ganze Kirchengeschichte sei als ein großes von Schurken und Heuchlern auf Kosten der betrogenen Massen aufgeführtes Drama anzusehen.

Janssen: »Schiller verwarf allen positiven Gehalt des Christenthums, behielt nur noch eine ästhetische Würdigung der kirchlichen Form bei und strebte sich und das Menschengeschlecht durch philosophische Ausbildung und eine Religion der Kunst zu veredeln. Er meinte: (»Briefwechsel Schiller-Goethe.« I. 187.) »Die gesunde und schöne Natur braucht keine Moral, kein Naturrecht — ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich stützen zu können.«

»Sein Vater suchte ihn zum christlichen Glauben zurückzubringen, es war aber vergeblich, er schrieb ihm am 23. September 1784, er solle sich in Geduld üben, Vertrauen auf Gott fassen, ihn ernstlich mit Beugung des Herzens um seine Hilfe anflehen und nicht suchen, sie sogleich zu erzwingen, sondern sie unter anhaltender Demüthigung erwarten.« Der Vater nennt ihn »mit vielen Verstandeskräften begabt, doch dabei an dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, sehr irre gehend.« Janssen führt nun viele Stellen aus Schiller's Briefen an, welche Zeugniß geben, wie mißvergnügt, hoffnungs- und trostlos, mit sich und der Welt zerfallen, er gewesen ist.«

Zur Zeit dieser Trostlosigkeit schrieb er seine Geschichte der Niederlande und dichtete seine »Götter Griechenlands.«

In der Einleitung zur Geschichte der Niederlande erklärt er es nicht erlaubt, »in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten.«

»Der Mensch (sagt er) verarbeitet, bildet und glättet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick und der Punct, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall.« Was er aber hier Zufall nennt, hat er einige Zeit früher »des Fatums unsichtbare Hand« genannt, und einige Zeit später heißt es wieder: »Wenn die einzelnen Handlungen der Begebenheit, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchsen, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die Geburt des Zufalles zu erstaunen, oder einem höheren Verstande unsere Bewunderung zuzutragen.«

Eben findet der Herausgeber noch eine neue Belegstelle für Schiller's Art Geschichte zu schreiben in einem Briefe Zelter's an Goethe[1]) aus Berlin, 21. Juli 1820.

»Du erinnerst Dich wohl noch, wie einst unser Schiller auf mich losfuhr, als ich, unbedachtsam genug, geringschätzig von der Geschichte sprach; sie sei nur belehrend, wenn sie nicht wahr sei und sie vom Geschichtschreiber zugerichtet werde, wie sie ihm am Besten schmecke.« —

37. Wie Schiller die Zustände bei den Griechen gar nicht bekannt gewesen sind und er sich selbe nur mit seiner Phantasie ausgemalt hat.

Er wollte dann in seiner Verzweiflung im Heidenthume suchen, was ihm seine Zeit in der damals total im verflachten Rationalismus versunkenen protestantischen Theologie nicht bieten konnte. Die katholische Kirche mit ihrer Vermittlung des Diesseits mit dem Jenseits in Glaube und Cultus kannte er nur aus Caricaturen und so beklagte er dann den Untergang der heiteren poesievollen hellenischen Götterwelt.

[1]) Riemer: »Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter.« 3. Band. Seite 127. Brief Nr. 352.

Wir haben schon in unseren Schriften über Voß wiederholt darauf hingewiesen, daß nur eine totale Unkenntniß der griechischen Zustände dieselben wünschenswerth erklären kann. Hunderttausende von Sclaven mußten ein »Hundeleben« führen, daß es einigen Hundert begünstigten Herren kanibalisch wohl werden konnte. Das griechische Leben muß man in der nackten gräßlichen, furchtbaren Geschichte dieser Griechen und ihrer socialen Zustände studieren, und man darf sich nicht durch die Kunstblüthen von Marmor und Erz, wie uns solche in Museen erhalten sind, blenden lassen.

Wenn einer das griechische Leben herbeiwünscht (wie es auch selbst bei neuen Literarhistorikern vorkommt), so ist der Besitzer dieser incarnirten Verblendung zu fragen: Sage mir, was willst Du in Griechenland sein: ein »freier Herr«, oder ein »Sclave«? — ganz natürlich wird sich der Befragte für den »freien Herrn« entscheiden — also nur mittelst Knechtschaft und Sclavenzüchterei sein »schönes griechisches Leben« führen wollen. Nur eine auf Unverstand begründete Verblendung, oder in arger Bosheit eingerostete Heuchelei kann altgriechische »classische« Zustände herbeiwünschen. Schiller hat in seiner überschwänglichen Phantasie an das sociale Leben der Griechen gar nicht gedacht — denn bei seinem in der That gefühlvollen Herzen konnte er nie für die Sclaverei gewesen sein. Schiller war mit seiner Negation der Fortdauer des Menschengeistes noch weit hinter die Heiden zurückgekommen, er hatte den Pindar retour auf dem Rückwege in die vergangenen Jahrtausende überflügelt.

»Bei seiner Antrittsrede in Jena (Janssen, S. 187) erklärte er, nur das Gefühl für Ebenmaß hat, weil es in der wirklichen Welt Mißverhältnisse gibt, die Poesie von der Unsterblichkeit geschaffen. Die Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühles für Ebenmaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschaute.«

Darum glaubte auch Schiller damals nur an eine Unsterblichkeit auf Erden, wo, wie er am Schlusse seiner

geschichtlichen Antrittsrede sagt: Die That lebt und weiter eilt, auch wenn der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

38. Welche große Hoffnungen Schiller auf die französische Revolution gesetzt hat.

Schiller preist dann sein Zeitalter (1789) als das »Zeitalter der Vernunft«, in welchem der Friede durch einen ewig geharnischten Krieg gehütet wird und die europäische Staatengeschichte in eine große Familie verwandelt scheint.« Vier Jahre darauf zersprengte das Dynamit der französischen Revolution in Paris die ganze Pappenstyl-Rhetorik Schiller's, und riß sein Vorlesebuch in tausend Fetzen auseinander. »Die Hierarchie,« sagt Schiller, »mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Gräuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiender Scandal einen nnerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeugniß zum Abfall zu geben.« Was Schiller in den Schriften Gibbon's, Voltaire's und der französischen Encyclopädisten fand, das galt ihm als historische Quelle reinsten Wassers; er schrieb einen Aufsatz »Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter«, in dem selbstverständlich die römische Hierarchie als Feind der heiligsten Freiheit sehr übel wegkommt.

Jetzt geht diese unsinnige weil durchwegs unhistorische Verschimpfung der Kreuzzüge nicht mehr so leicht an. Wilken und Michaud haben ein unbefangenes Urtheil über die Kreuzzüge festgestellt und Niebuhr (Protestant und specifisch Historiker) sagt in seinen Vorträgen über alte Geschichte (I. 88) »Die Begeisterung und Gesinnung der Kreuzfahrer ist für mich wahrhaft groß.« Niebuhr betrachtete es »als das allergrößte Unglück für Europa, daß die Kreuzzüge mißlangen.

Aber Schiller hatte seinerzeit den Erfolg für sich. Seine Rhetorik über das Mittelalter machte, wie er am 16. Mai 1790 an Körner schrieb — Sensation. Am

3. Mai 1789 schrieb er an Caroline von Beulwitz: »Niemand in der deutschen Welt hätte jetzt gerade das schreiben können, als ich. Nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen.«

39. Die Unwissenheit Schiller's läßt sich nicht ganz entschuldigen. Er hat auch seinen Zeitgenossen Johannes v. Müller nicht gelesen.

Wenn man einerseits auch zugeben kann, daß Schiller durch die allermangelhaftesten Studien, und durch die ebenso verlogenen und parteiischen Encyclopädisten irregeführt war — so kann er doch andererseits bezugs seiner Fahrlässigkeit und seines Unfleißes nicht ganz entschuldigt werden. Hätte er doch nur die »Reisen der Päpste,« von Johannes von Müller (1782 erschienen), eines Protestanten und anerkannten Historikers, durchgeblättert, so müßte er über die Päpste ganz andere Ansichten bekommen haben als jene, die er vom grundlüderlichen und factisch ehrlosen Voltaire und seinem Anhange eingesammelt. Der in Schiller's Augen so verabscheuungswürdige Gregor VII. war für Müller »standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten.«

»Kühn (sagt er) gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreiheit, er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band, viele tausend Menschen, die keine Macht hatten als Worte, erhob er aus dem Staube, und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt.«

Müller erkannte als Historiker, daß in keiner Periode der Weltgeschichte die Macht der Ideen stärker gewesen, als im Mittelalter und daß keine Periode so viele großartige Charaktere aufzuweisen hat, als die Jahrhunderte des großen Gregor und Innocentius.

Lange vor Müller hatte auch schon Leibnitz die gleiche Anschauung über das Mittelalter ausgesprochen. Janssen, der als gründlicher Historiker zu Werke geht, hat

Schiller's dichterischer Geschichtsconstruction in gewiß unparteiischer Weise stets berühmte protestantische Historiker gegenübergestellt, und er kommt zum Abschluß (S. 192):

»Schiller's Geschichtsconstructionen, die später in dem philosophischen Idealismus Fichte's ihr Gegenbild fanden, waren meist blos geistvolle Luftgebilde, weil sie bei sehr flüchtigen Studien auf den Eingebungen des Moments, auf poetischen Inspirationen beruhten, weil ihnen gelehrte Arbeiten und positive Kenntnisse fehlten.«

»Während der Dichter, wie uns insbesondere sein Briefwechsel mit Goethe zeigt, bei seinen poetischen Werken mit größter Energie nnd Gewissenhaftigkeit arbeitete, begnügte er sich bei seinen historischen Studien mit einer raschen Aneignung des bereitliegenden Materiales, und suchte das hastig Gewonnene schnell für den Druck zu verwerthen.«

Im Jahre 1790, hielt Schiller eine Vorlesung über die Sendung Mosis; den Inhalt nahm er aus Reinhold's Schrift, »Ueber die hebräischen Mysterien« als Grundlagen der Freimaurerei, und Reinhold hat sein Nach-Machwerk aus der Schrift des englischen Freimaurers Warburton: »The divine legation of Moses demonstrated« zusammengestoppelt. Reinhold war unter Joseph II. in Wien Barnabit, wurde Freimaurer, apostasirte, kam mit Empfehlungen von Blumauer zu Wieland, der mit seinem bekannten Geschäftsgeist im Anbringen seines Töchterinstitutes dem kreidebleichen Jüngling seine älteste Tochter an den Hals hängte, und ihm aus familienväterlicher Fürsorge eine Professur in Jena zuwegebrachte. Reinhold wirkte als begeisterte Copirmaschine Kant's, und sprach vor 100 Jahren den Satz aus: »In hundert Jahren (also eben jetzt) wird der Namen Kant's an die Stelle des bis dorthin vergessenen Christus getreten sein.«[1]) Reinhold hat sich in seiner

[1]) Wir haben dieser Wiederholmaschine von Philosophie und Geschichte Anderer eine biographische Skizze, in einer zum Drucke bereiteten Schrift geliefert: »Tugendbolde: Meister und Gesellen beim Aufklärungsgeschäfte, gegen den Willen ihrer Verehrer in der Nähe betrachtet.«

begeisterten Eitelkeit offenbar schon für den Apostel Paulus seines neuen Welterlösers Kant im Geiste vorausgesehen. Dieser prophetische Schwindel allein genügt schon zur Charakteristik des eben so langweiligen als aufgeblasenen, nun auch schon trotz Prophetenmantel vergessenen einstigen Verschleißers der Kant'schen Philosophie. Dem jungen Freimaurer, dem sein Verweilen im Ordensstande schon sehr lästig war, mochte auch das tägliche Gebet sehr zuwider geworden sein, und da kam ihm nun Kant's Ausspruch über das Gebet gerade recht:

»Das Beten als ein innerer förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn (ein Fetischmachen), denn es ist ein blos erklärtes Wünschen gegen ein Wesen, das keiner Erklärung der inneren Gesinnung des Wünschenden bedarf, wodurch also nichts gethan, und von uns also keine von den Pflichten, die uns als Gebote Gottes obliegen, ausgeübt, mithin Gott wirklich nicht gedient wird.«

Kant kommt nach einem längeren sehr stumpfkantigen Kettenschluß zum Resultate: »Das Gebet kann daher nicht für Jedermann eine Pflicht sein.«

Die Verehrer des praktischen Kantianismus, die sich des Gebetes und alles dessen, was mit dem Gebete zusammenhängt, aller Gnadenmittel und consequent auch des christlichen Lebenswandel echt philosophisch entäußern, füllen jetzt zu Tausenden die tausend von Criminal-, Straf- und Gefangenhäusern, in welche dieselben durch den angewandten Kantianismus (der Gebetverachtung) hineinkommen, und durch welchen sie, wenn sie nicht im Criminal sterben, wieder ungebessert herauskommen.

Wenn man dieser Gattung Philosophen die nothwendigen Consequenzen ihrer Philosophie vorhält, da winden sie sich und zappeln mit Händen und Füßen vor Unmuth herum, wie Wanzen, denen man Petroleum auf ihren Rücken gießt.

Man kann mit Petroleum die Wanzen,
Mit Consequenzen die Philosophen kuranzen,
Sie lassen sich ungern damit begießen
Und wollen davon nichts hören und wissen!

40. Zu welchen versöhnlichen Abschluß über Schiller, Janssen bei seiner Schlußbetrachtung über denselben kommt.

Nachdem Janssen in seiner wahrhaft gelehrten, durchwegs wissenschaftlichen Schrift über Schiller in 219 Seiten nachgewiesen, wie der Dichter (dem es im eigentlichen Sinne des Wortes an ausgreifenden historischen Studien mangelte, welche er durch seine Phantasie und seine dichterischen Gaben zu ersetzen suchte) mit dem positiven Christenthume totaliter zerfallen war, kommt Janssen zu folgendem, von Ruhe, Versöhnung, wahrer Toleranz und christlicher Liebe getragenem Resumé:

»Die Conversion Schiller's, von der man gesprochen, fand nur insoferne statt, als der Dichter aus der Periode entschiedenen Unglaubens nicht blos in die Zeit eines neu erwachten religiösen Bedürfnisses eintrat und in seiner späteren Entwicklung neben der Kunst auch die Bedeutung der Religion anerkannte, sondern auch ein tieferes Verständniß der christlichen Vergangenheit gewann und eine sittlich-christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte. In all' seinen bedeutenden Dichtungen der späteren Periode lassen sich antirevolutionäre Grundsätze und specifisch christliche Sympathien nachweisen. Aber der Dichter blieb doch weit vom Glauben entfernt und erhob sich nur zur vollen Anerkennung der objectiven Wahrheit des Christenthums.«

»Unbefriedigt — wie wir früher auseinandersetzten — von dem, was ihm in den Jünglingsjahren als Christenthum geboten wurde, wandte sich Schiller vom Lichte des Evangeliums weg und blieb während seines ganzen Lebens ein Hauptrepräsentant jener ‚Suchenden des Jahrhunderts', welche unermüdet den Spuren der verlorenen Wahrheit nachgingen. Weil ihm die Quelle der Wahrheit unbekannt, so suchte er in sich selbst die Quelle, um seinen Durst nach Wahrheit und Selbsterkenntniß zu stillen. Wer ihn in seinem hohen sittlichen Ernst und in den Kämpfen seiner starken männlichen Seele verfolgt, wird ihm alle Achtung zollen, die ein offenes, redliches und mit Selbstaufopferung verbundenes Streben verdient. Schiller's Leben

lehrt uns, daß ohne lebendiges positives Christenthum alles geistige Ringen und aller poetischer Idealismus zur inneren Befriedigung nicht ausreicht, daß aller Cultus des Ideales, nach Balzac's treffendem Ausspruch, nur eine unselige menschliche Religion ist. Aber darin liegt für Jeden, der sich mit Schiller eingehend beschäftigt, das Erhebende und Veredelnde, daß er den Dichter, im steten Streite mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eigenen Kunst, immer reifer werden und durch den rastlosen inneren Kampf immer mehr den Wahrheiten des Christenthums sich nähern sieht. In seinen letzten Lebensjahren kehrte der Dichter nach langen Zweifeln und Irrthümern zur Ahnung dessen zurück, von dem sein Gemüth in frommer Kindheit in wunderbaren Anklängen berührt worden.« [1])

Frau v. Wolzogen berichtet: »Immer inniger wurde die Ehrfurcht, mit welcher ihn gegen das Ende seines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der anderen Seite die welthistorische Wirkung der Lehre Christi und die reine heilige Gestalt ihres Stifters erfüllte. Die Lehren des Erlösers ehrte er als den höchsten Ausspruch in der Menschheit.« — — —

41. Schiller's Vaterhaus und die Rückkehr zur christlichen Weltanschauung.

Ein besonderes Motiv der Rückkehr Schiller's zur christlichen Weltanschauung, das noch von seinen Biographen, so viel uns bekannt, nicht besonders hervorgehoben worden ist, dürfte in der tiefen Religiösität seiner Eltern, im christlichen Leben seines Vaterhauses und somit in seiner ersten Erziehung zu finden sein. Alfred Freiherr von Wolzogen, hat über das Leben Schiller's im Elternhause hochinteressante Actenstücke veröffentlicht.[2]) Der christliche Leser wird über den hierin gebotenen Inhalt oft tief

[1]) Näheres bei Binder, einem Landsmanne Schiller's, »Schiller im Verhältniß zum Christenthum.« Stuttgart, 1839.

[2]) »Schiller's Beziehungen zu Eltern und Geschwister und der Familie Wolzogen.« Aus den Familienpapieren mitgetheilt. Stuttgart, Cotta, 1859. 487 Seiten. Großoctav.

gerührt werden. Was waren Schiller's Eltern für vortreffliche Leute, arm und oft mit Noth ringend, und immer voll des festesten Vertrauens auf Gott und seine Vorsehung! Was muß Schiller's Mutter für eine herrliche, wahrhaft tugendhafte Frau gewesen sein!

Wir werden kaum irren, wenn wir das Ignoriren und Todtschweigen dieses gewichtigen Materials zur Schiller-Literatur geradezu der herrschenden Feindseligkeit gegen den specifisch christlichen Gehalt dieses Buches zuschreiben.

Die Großschreier in der Literaturgeschichte und die Zeitungskrakehler gehören bekanntlich einer zum Hasse gegen das Christenthum erzogenen Classe, — oder der Rasse der zum Hasse verpflichteten Schriftsteller an; und denen kommt eine Erscheinung, wie die besagte, im höchsten Grade ungelegen.

Wir finden in diesen Buche, Seite 21 bis Seite 42, Gebete zur Hausandacht, verfaßt vom Vater Schiller's. Hören wir nur den Schluß des ersten Gebetes:

»Nun Herr, mein Gott, ewiger Dank und Anbetung seien Dir von mir gebracht für alle Deine Gnade und Güte, für mein Dasein und Leben, für meine Gesundheit, für meine unversehrten Sinne und Glieder, für die mir erschaffene Vernunft, für meinen guten Nahrungsstand, für den Vorzug, dessen Du mich vor vielen Anderen genießen lassest, für meine häusliche Verbindung, für den Rath und Beistand meiner Freunde, für den inneren Trost meiner Seele auf Deine fernere Gnade, für die Züchtigungen, die mein Bestes befördern, für alle Freuden meines Lebens, für die Festigkeit meines Glaubens an Dich und Deinen hochgelobten Sohn Christum und für die Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit meiner unsterblichen Seele. Von Dir, o Gott, habe ich Alles, von Dir hoffe ich Alles, was zu meiner Seligkeit nothwendig ist und auf Dich und Deine Gnade um Christi Willen baue ich im Leben, im Leiden und in meinem Sterben. Amen.«

Im zweiten Vorgebet: »Herr Jesu, mein Heiland und Fürsprecher! zu Dir flehe ich, verstoß mich nicht. Durch Dich suche ich einen Zugang zum Vater, denn Du bist der Mittler zwischen

Gott und dem Menschen. An Dich glaube ich, auf Dein Verdienst traue ich und bin gewiß, daß mein Gebet um Deinetwillen gehört werde u. s. w.

Wir haben nur diese zwei Beispiele angeführt, um zu zeigen, wie sämmtliche Gebete des alten Schiller das positive Christenthum als Grundlage und Ausgang haben. Unseres Wissens ist von allen diesen Gebeten nur die Nummer 4 »Ein anderes Morgenopfer« (in Jamben) in »Schiller's Jugendjahre«, Band I, Seite 53 (von Boas und W. von Maltzahn) angeführt worden.

42. Die Briefe des alten Schiller an seinen Sohn. Schiller's Vater voll Religiösität und Gottvertrauen.

Ebenso sind die Briefe des alten Schiller an seinen Sohn vom religiösen Geiste durchweht. So z. B. schreibt er am 30. März 1785, seinem Sohn über »Don Carlos«:

»Aber erlaube Er mir doch eine Frage zu machen: ist es S. 30 von Don Carlos nicht zu unfürstlich gesagt, daß er eine viehische Erziehung bekommen? und sollte Er nicht einen anständigeren Ausdruck wählen können? Doch das im Vorbeigehen, und nun bezeuge ich Ihm, daß sowohl dieses neue Stück Seiner Beschäftigung, als auch die überschriebenen guten Aussichten uns eine herzliche Freude machen, und daß Seine religiösen Ansichten am Ende des heutigen Briefes mich und Seine Mutter zu Thränen des Dankes gegen Gott gerührt, daß er unser armes Gebet für Ihn, um Regierung seines guten Geistes, nicht verworfen hat, denn aus diesen Aeußerungen überzeugen wir uns, daß Er, unser lieber Sohn, sich von der besonders unter Gelehrten herrschenden Freigeisterei so weit losgewunden habe, daß Er erkenne, wie alles Gedeihen durch den Segen von Oben herabkommen müsse. O mein Sohn, was kann mich stärker überzeugen, als selbstgemachte öftere Erfahrung! Wo alle unsere Einsichten, Pläne, Vorsätze, Anfänge scheitern, wo Rath, Zusage oder Hilfe vom Menschen nicht hinreicht, um einen sicheren Schritt zu thun und man sich in einer ernstlichen Demuth und Gebet zu Gott wendet, das bringt aus Finsterniß Licht und es erscheint Hilfe, die einem Wunder gleichsieht. Und gesetzt, sie erschiene nicht so

bald, als wir sie erwarten, so wird uns doch das Herz leichter, wir gewinnen Vertrauen und Zuversicht auf Gott und werden aufgemuntert, durch Geschäftigkeit, Fleiß und Ordnung auch das Unsrige beizutragen.«

Wie der Vater, so war auch die Mutter Schiller's entschieden religiös, und es ist eine alte Beobachtung: was der christliche Mensch in dieser guten Richtung von seiner Mutter mitbekommen hat, dessen kann er in den Stürmen des Lebens nie ganz verlustig werden. Das ganze angeführte Buch zeigt uns Schiller und seine Familie, Vater, Mutter und Schwestern im innigsten gemüthlichen Verkehre, und es werden uns manche Anschauungen und Aeußerungen aus den letzten Lebensjahren des Dichter verständlich, wenn wir erfahren haben, was er aus dem Vater- und Mutterhause in die Welt mitbekommen und mitgenommen hat.

Selbst in den Tagen seiner irreligiösen Richtung konnte Schiller nicht umhin aus gepreßtem Herzen auszurufen: »Wenn ich beten könnte!«[1])

Um 1795 schrieb er: »Ich finde in der christlichen Religion u. s. w. wie Seite 48.

Dadurch wäre, nach seinem Meister Kant, die auf Gottes Gnade gegründete Religion vernichtet — statt Gottesdienst kommt der Menschendienst — mit der Theologie wäre es aus und die humanistischen Systeme werden nacheinander von den philosophischen Denkarbeitern wie Seifenblasen in die Luft hinausgeworfen, um nacheinander wieder zu zerplatzen.

So präsentirt Schiller hier nichts anderes als die kantianische allerflachste rationalistische Anschauung seiner Zeit über das Christenthum, als Darstellung schöner Sittlichkeit. — Man kann das bei all den hundert rationalistischen Autoren am Ende des achtzehnten Jahrhundertes in tausenderlei Variationen lesen. Aber wenigstens ist es ein Versuch, sich die Erscheinung des Christenthums in der Welt nach den matten Factoren damaliger Philosophie zurechtzulegen, sich dieselbe in dem beschränkten salbadernden Kreis der flachsten Weltanschauung zugänglich zu machen.

[1]) Im Jahre 1788. Siehe Diezmann: »Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse.« Leipzig. Baumgärtner 1862.

Es ist aber darin auch nicht die geringste bitterböse Stimmung gegen das Christenthum enthalten, welche zumeist durch die sittlichen Anforderungen desselben an den Menschen hervorgerufen wird. Schiller's Eltern, voll Religiösität, Gottvertrauen und Bescheidenheit; Goethe's Eltern, vom Einfluß der Religion nicht stark berührt, viel haltend auf das Frankfurter Bürgerthum, die Mutter leichten Sinnes, heiter, lebenslustig, Traurigkeit und Sorgen nach Thunlichkeit abschüttelnd, — um das sittliche Element ihrer Kinder minder besorgt; selbst dem jahrelangen Verhältnisse ihres Sohnes mit der Vulpius noch eine vortheilhafte Seite abgewinnend. So präsentiren sich die Eltern beider Dichter in verschiedener Weltanschauung und Erziehungsweise. Ob nun der Einfluß der Mütter auf die Söhne wirksam oder unwirksam gewesen, das möge der Leser, der sich um diese Frage kümmert und sich über dieselbe instruirt hat, selber beantworten.

43. Lügen über die Umstände bei Schiller's Tod.

Palleske hat zuerst auf die »Unwahrheiten« (wenn man schonungsvoll reden will) aufmerksam gemacht, die sich in des Heinrich Voß' Berichten hierüber vorfinden. Palleske[1]) sagt:

Heinrich Voß: »Mittheilungen über Schiller und Goethe« habe ich nur mit großer Vorsicht benützt. Voß widerspricht sich auf's Gröblichste. Einmal (S. 44) schreibt er an Niemayr: »Ich bin ein Jahr lang sein (Schiller) steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt.«

Dann beschreibt Heinrich Voß am 12. August 1805, mit dem Air des Augenzeugen, wie Schiller Nachmittags 4 Uhr Naphta gefordert, und in wenigen Minuten entschlafen dagelegen habe.

[1]) Palleske: »Schiller's Leben und Wirken.« 3. Auflage. 2 Bände. Berlin 1860, im 2. Bande, Seite 605.

Seite 68, oben, schrieb Voß an Griesbach drei Monate früher (am 13. Mai 1805), der ein Freund des ebenfalls sehr phantasiereichen alten Voß gewesen ist: »Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abends, als ich um 10 Uhr die Nachricht (vom Tode Schiller's) erfuhr, gegen seine weise Vorsicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schicksal, bis mein heißer Thränenstrom besseren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr.«

Daß Heinrich Voß, wenn er um 10 Uhr Abends gegen die weise Vorsicht Gottes gemurrt, in einem verzeihungswürdigen Zustand gewesen, bezeugen die Briefe seiner Zeitgenossen; er war ja oft in einem Zustande der Begeisterung, und offenbar ist die ganze Beschreibung von Schiller's Tod eine Hallucination gewesen. Es war ja auch eine große Selbsttäuschung, als er einmal seinem Bruder schrieb, und die Flegeleien seines Herrn Vaters für »Eingebungen des göttlichen Geistes« gehalten hat.

Wie nun Voß — nach seinem eigenen Geständnisse, — bei dem Tode Schiller's gar nicht zugegen war, und doch allerhand erzählte, was er am Todtenbette selbst erlebt haben wollte, so ist es auch anderen Berichterstattern ergangen.

Ein Herr Oemler hat ein ganzes Lügenbuch über Schiller zusammenfabricirt. Da haben nun Schwab, Hoffmeister, Carlyle u. v. A. diesen Oemler als Quelle benützt; den sterbenden Schiller wurden Ausrufungen in den Mund gelegt, wie: »Wer löst die Kanonen? Wer commandirt den linken Flügel?« und so hat man den armen Schiller im echten Sinne des Wortes nicht einmal ruhig sterben lassen.

44. Goethe bei Schiller's Tod. Düntzer sucht Goedeke, der Unliebsames über Goethe berichtet, mit seiner papierenen Lanze zu durchbohren.

Den Trost Goethe's nach dem Tode Schiller's beschreibt Düntzer (»Schiller an Goethe« S. 303): »Zu seinem Troste vertiefte er sich ganz in die Naturwissenschaft und in die Farbenlehre, und es erfreute ihn, einem befreundeten engeren

Damenkreise, worin auch Schiller's Gattin sich befand, an den Mittwochmorgen aus seinen Naturbetrachtungen anziehende Mittheilungen zu machen. ‚Es ist erstaunend interessant, ihn über diese Dinge zu hören,' äußerte Frau v. Schiller. ‚Er hat so schöne große Ansichten der Natur und dabei eine Klarheit im Vortrage, einen Reichthum der Anschauungen und eine Tiefe des Sinnes. Ich habe viel Genuß in diesen Stunden und ich habe mir oft gedacht: ich sehe die Welt sich gestalten.' —

»So stellte Goethe seine durch den Verlust des einzigen Freundes tief zerrissene Seele an der Betrachtung der ewig lebenden, geheimnißvoll schaffenden, auch den tiefer eindringenden Geist wundervoll anwehenden Natur zu frischem Leben her.« — —

Wer läßt sich denn in solchen Fällen und unter derlei Umständen vom Natur-Begeisterungsschwefel betäuben? Die ewig lebende Natur kann man ebenso gut auch eine ewig sterbende Natur, und die ewig schaffende, eine ewig vernichtende nennen, und somit weht die Betrachtung der Natur mit dem Entstehen und Vergehen ihrer Gebilde den Menschen gar nicht wundervoll an, denn sie stellt ebensowenig in ihren vernichteten, aufgelösten Gebilden ein frisches Leben her, als sie die Trauer um derlei vernichtete Gebilde abwehren kann. Das Axiom: »In die Tiefe der Natur dringt kein erschaffener Geist«, hat somit Düntzer nicht umgestossen, seine Naturbetrachtungen haben nicht die Schwerkraft, in die Tiefe zu dringen.

Hören wir Goedeke als Ankläger und Düntzer als Vertheidiger.

Goedeke in »Goethe und Schiller.« 2. Auflage. Hannover, 1859 berichtet Seite 243:

»Als die Todeskunde in Goethe's Haus kam, war Meyer bei ihm und wurde herausgerufen; er kehrte nicht zurück. Goethe bemerkte an seinen Hausgenossen Unruhe. ‚Ich merke es,' sagte er, ‚Schiller muß sehr krank sein.' Er erhielt keine Auskunft. Am anderen Morgen sagte er zu seiner Freundin (Vulpius): ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank!' Sie brach in Weinen aus. ‚Er ist todt', wiederholte Goethe und barg das Gesicht in Händen. An dem Leichenbegängnisse nahm

er keinen Theil. Für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge, die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wohl begründet, als daß sie ganz hätten abgewiesen werden dürfen.« — —

Düntzer macht nun den Versuch[1]) diese Anklagen zurückzuweisen.

»Edelste Uneigennützigkeit adelte den schönen Bund, dessen Andenken Goethe in heiligster Erinnerung immerfort hegte. Freilich hat überweise, Alles entstellende Thorheit es Goethe vorgeworfen, daß er nach dem Tode nichts für den Verewigten gethan. ‚An dem Leichenbegängnisse nahm er keinen Theil,' läßt Goedeke drucken, ‚für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge, die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wohlbegründet, als daß sie ganz hätten abgewiesen werden dürfen.' — Entwirren wir diesen Knoten, blos geschlungen, um Goethe's Theilnahme an dem Hingeschiedenen zu verdächtigen. Daß der vom Schmerze so zerrüttete selbst leidende Goethe, von dessen Seite Riemer nicht wegdurfte, gar nicht im Stande war, bei der Bestattung zu erscheinen, welche nach dem Wunsche der Familie und Schiller's selbst möglichst einfach sein sollte, oder sich irgend daran zu betheiligen, bedarf keiner Ausführung.[2]) Die Sorge für die Familie konnte der in tiefster Seele Zerrissene getrost der herzoglichen Familie überlassen, von der er überzeugt sein durfte, daß sie ihre Pflicht kenne, wie sich dies auch auf das Glänzendste bewährte. Wir wissen, wie schrecklich

[1]) »Schiller und Goethe: Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe« von Heinrich Düntzer. Stuttgart 1859, Seite 313.

[2]) Warum ist denn Goethe auch bei der Leichenfeier seines Wohlthäters, Fürsten und Freundes Carl August nicht erschienen und hat sich aus dem Trauerstaube gemacht? Er ist doch damals kerngesund gewesen!

die Nachricht vom Tode Schiller's die Erbprinzessin und die Prinzessin Caroline ergriff, als sie dieselbe in Auerstädt auf der Rückkehr von Leipzig erfuhren. Tagtäglich fand Letztere sich bei der tief bekümmerten Witwe ein. Der Herzog war abwesend und kehrte erst nach einiger Zeit zurück. ‚Die Großfürstin (Erbprinzessin) ist ein edles Wesen, sie hat sich mit vieler Feinheit betragen,' schreibt Schiller's Gattin; ‚die Herzogin Louise hat mich, hat Schiller beweint.' Erst am 31. Mai durfte die Herzogin es wagen, in dem Trauerhause ihren Besuch zu machen. Und wozu hätte Goethe, wenn er es anders in seinem zerrütteten Zustande vermocht, sich die Sorge für die Familie machen sollen, da diese in Schiller's Schwager, dem am Hofe viel vermögenden Oberstjägermeister v. Wolzogen, der in der Nacht des Begräbnisses von Leipzig zurückkehrte, ihren Berather und bereiten Helfer fand.« — — —

Sonderbar, Goedeke berichtet ganz einfach als Thatsache: was Goethe beim Tode Schiller's nicht gethan hat, und Düntzer nennt diesen wahren thatsächlichen Bericht eine Alles entstellende Thorheit und führt zur Vertheidigung Goethe's an, was Andere für die Familie Schiller's gethan haben.

Düntzer hat sich als nicht-folgerichtiger Denker durch Hunderte und Hunderte von Declamationen einen ausgiebigen Ruf erworben, der nach und nach immer in weiteren Wellenringen sich verbreitet.

Wenn ein anderer Autor etwas berichtet, was ihm, dem Herrn Düntzer zuwider ist, so wirft er dem Unglücklichen ein paar Schimpfworte an den Kopf, widerlegt aber nicht, was der Andere gesagt, sondern behauptet etwas, das der Andere gar nicht in Abrede gestellt hat, und schließt diesen Vorgang mit einer Declamation.

Wir sind weit entfernt, dem Herrn Düntzer den besten Willen nicht zuzuerkennen; er läßt Diejenigen, um die er sich einmal annimmt, nicht fallen; Niemand bringt ihn zum Schweigen; er hat immer das letzte Wort; er hat sein Leben dem Dienste Goethe's vor Allen geweiht; wo es ihm an Thatsachen fehlt, stellt er zu hundertweise Vermuthungen

auf — historisch bekannte Flecken in der Prachtwäsche oder im Prachtgewande beachtet er nicht — wenn aber das nicht angeht, so sucht er sie mit seiner patentirten Fleckseife zu reinigen; aus dem Leben von Goethe und Lessing macht er eine pure Heiligenlegende; er ist der eigentliche Hohepriester des modernen Geniecultus, welchen er aber derartig gesteigert und übertrieben, daß er sich und bisweilen auch seine Heiligen der Lächerlichkeit überliefert hat.

45. Humboldt über Schiller's Geschichtsstudien. Schiller über Voß, den Musenalmanach und die Xenien.

Humboldt's[1]) Einleitung, 80 Seiten lang, leidet an der auch von seinen Freunden anerkannten Langweile und Breite. Einigemale aber hat er darin den Nagel auf den Kopf getroffen, wo er über Schiller's Studien spricht, die nur immer in gewissen Absichten und zu gewissen Zwecken unternommen worden sind.[2])

S. 15: »So wie Schiller im Gespräche immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lectüre überließ er sich nur spät Abends, und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und durch die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem anderen unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete er nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.«

[1]) Wilhelm von Humboldt, geboren 1767 † 1835.

[2]) »Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt.« Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von Wilhelm von Humboldt. Stuttgart Cotta, 1830.

Bezüglich der historischen Arbeiten Schiller's ist Humboldt aber sehr auf dem Holzwege:

S. 58: »Im Sammeln von Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war, in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hilfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und anderen zufälligen Umständen.«

»Nur muß man einzelne factische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen.« —

Die Anschauung und Entschuldigung Humboldt's wäre sehr gut gemeint, seit 50 Jahren aber hat das eigentliche Quellenstudium in der Geschichte derartige Fortschritte gemacht, daß die unparteiischesten Beurtheiler Schiller's (wie Niebuhr) auch den Werth der historischen Arbeiten Schiller's rein auf die gefällige stylistische Form reducirt, den specifisch historischen Werth als nicht der Beachtung werth gefunden haben.

Wenn Humboldt ruhig ausspricht: »Schiller sei im Sammeln von Thatsachen sehr genau und sorgfältig gewesen; auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderte, zu verschaffen, so zeigt uns dieser große Naturforscher, daß er noch viel weniger als ein kleiner Geschichtsforscher gewesen ist. In der Schrift; »Geschichtslügen«, siebente Auflage, Paderborn, Schöningh, 640 Seiten, ist in Nr. 47 »Geschichtslügen in Schiller's Dramen« (»Don Carlos«, »Maria Stuart«, »Jungfrau von Orleans«) Seite 506 bis 519 aus authentischen zumeist protestantischen Quellen mit Belegen nachgewiesen, daß alle drei Dramen in Charakteren und Thatsachen erdichtet und erfunden, also historisch erlogen sind, in der Absicht, den Beifall der damals besonders herrschenden antikirchlichen Strömung zu erobern. Dieses Werk: »Geschichtslügen« macht mit Recht ein bedeutendes Aufsehen, obwohl es in

den betroffenen Kreisen sehr klug todtgeschwiegen wird. Jeder Freund der geschichtlichen Wahrheit soll es in seinem Schranke haben. Die Reaction gegen die wie eingebürgerte Geschichtsentstellung macht bedeutende Fortschritte. Dem gewöhnlichen belletristisch genährten Publicum gelten diese Dramen Schiller's als authentische Geschichtsquellen.

Schiller an Humboldt über Voß' Musenalmanach, 25. October 1795.

»Haben Sie die zwei Musenalmanache gesehen? Sie sind schlechter, als man sich eine Vorstellung davon machen kann. Der Voß'sche ist fast der schlechtere. Neunundzwanzig Stücke sind von ihm selbst darin, worunter kein einziges gut, sehr wenige erträglich und etliche abominable sind.« Schiller.

Schiller über Voß' »Homer« an Humboldt, 25. December 1795.

»Schlegel ist seit 14 Tagen wieder hier (Jena) und mit einer weitläufigen Recension des Voß'schen ‚Homer' beschäftigt, wovon ich, was fertig ist, gelesen und sehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht sehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewiesen, daß er den ‚Homer' erstaunlich modernisirt habe.« — —

Schiller über die Xenien an Humboldt, 1. Februar 1796. Das von Schiller gemachte Programm über die Richtung der von Schiller und Goethe herauszugebenden Xenien, kann zum Theile auch den irreligiösen Inhalt derselben erklären:

»Die ‚Xenien', von denen ich einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Product, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so ineinander verschränken, daß uns Niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Bei einem gemeinschaftlichen Werke ist natürlicherweise keine strenge Form möglich; Alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk an sich tragen. Eine angenehme und zum Theile genialische Impudenz (!) und Gottlosigkeit (!), eine nichts verschonende Satyre, in welcher jedoch ein

lebhaftes Streben nach einem festen Punct zu erkennen sein wird, wird der Charakter davon sein. Unter 600 Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl 1000.«

46. Schiller und die Frauenwelt der Griechen. Unbekanntschaft mit den Werken christlicher Kunst.

Schiller schreibt, Jena, 17. December 1795, an Humboldt sehr scharfsinnige und treffende Bemerkungen über das obige Thema:

»Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volke, so wie Beides bei den Norikern erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im Ganzen sehr geistleer. (Daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, ist natürlich.) Im ‚Homer' kenne ich keine schöne Weiblichkeit, denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausika ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge, treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen umzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im ‚Homer' sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit und ebensowenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten, aber die Selbstständigkeit der rein menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechtes nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sappho kenne ich nur Ein Stück und das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagoreischen Frauen dürfte mehr stecken, hier scheint mir etwas Sentimentalisches im Spiele zu sein, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu

erwarten, da in den anderen entweder das Materielle überwiegt oder das Moralische nicht weiblich ist, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr sein mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Alterthum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe gibt, die nur von ferne an die Sacontola und an einige moderne Genieſtücke in dieſer Gattung reichte. Goethe's ‚Iphigenie', ſeine Eliſabeth in ‚Götz' nähert ſich den griechiſchen Frauen, aber ſonſt keine von ſeinen edlen weiblichen Figuren, und ſelbſt ſeine ſchöne Seele iſt mir lieber. Auch Shakeſpeare's ‚Juliette', Fieldig's ‚Sophie Veſtern' und Andere übertreffen jede ſchöne Weiblichkeit im Alterthum weit.« — —

Schiller, der ſeiner Zeit, ſeinen Studien, ſeiner ihn umgebenden Welt nach in der Theorie ganz und gar den Schlüſſel zur Erklärung der von ihm gewiß ſehr ſcharfſinnig gemachten Beobachtungen verloren hatte — hat die himmelweite Kluft überſehen, die zwiſchen den Frauen der Heidenwelt, und zwiſchen den Frauen der Chriſtenwelt liegt.

Das Weib iſt in und durch die Erlöſung frei geworden, das war der Grund echter Geiſtesbildung und des edelſten ſchönſten Gefühlslebens, das nicht in ſentimentalen Träumen der Sinnlichkeit — ſondern in der fortdauernden Aufopferung durch das ganze Leben, um Gotteswillen beſteht.

Wenn man dieſe Beobachtungen Schiller's lieſt, ſo muß man nur umſo mehr bedauern — daß er, der im echten pecuniären, mittelloſen Sinne — als ein armer Teufel, der, nachdem er verheiratet war, von der Sorge für Weib und Kind, für Frau und Familie in ſeinem Pflichtgefühle ſo in Anſpruch genommen war, daß er zu einer Reiſe nach Italien die Mittel nicht beſeſſen hat.

Schiller hat die chriſtliche Weltanſchauung nur aus Mode ſich bisweilen gewaltſam wegdiſputirt — er hat ſie aber in der Praxis nicht los werden können. Das tiefſte chriſtliche Gefühlsleben iſt bis zu ſeinem Tode nicht aus ſeiner Seele gewichen. Schiller hat in ſeiner Beſcheidenheit — was Kunſtſinn anbelangt, immer dem Goethe den weiteſten Vorſprung gelaſſen und ſich ſelber in den Schatten zurückgeſtellt.

Wer Goethe's und Schiller's Schriften kennt, und von Italien kommt und einen Sinn für Kunst in dieses Land mitgebracht und sich nicht in seinem Leben dem praktischen Heidenthume überliefert hat, der wird auch ein Verständniß für nachfolgende Eventualität besitzen:

Wäre Schiller nach Italien gekommen, er wäre an edlen Gesichtsbildungen heiliger Frauengestalten, wie solche die Giotto-Schule in ihrer Blüthe vor Raphael und vor der Hinneigung zur Renaissance, zunächst in Angelico Fiesole, Gentile Fabriano, dann in Pietro Perugino u. A. geschaffen, nicht mit einer sehr unzurechtfertigenden Verachtung, ja mit einem heidnischen Haß vorübergegangen wie Goethe — der diesen Haß gegen das Kreuz, und gegen die Früchte des Kreuzes nicht ingrimmiger hätte aussprechen können, als er es in den Zeiten seiner julianisch-heidnischen Erregtheit gethan hat! —

Dem Schiller mit seiner innigen Empfänglichkeit für echte Frauentugend und Frauengröße, hätten die christlichen Meister aus der Giotto-Schule und der Schule von Siena nicht vergeblich durch die Augen zum Herzen gesprochen. Was Schiller über die Frauen der griechischen Dichter (und die Ergebnisse der griechischen Sculptur) gesagt hat — die er zu ihrem Nachtheil mit Frauen vergleicht, welche Dichter geschaffen, die gegen die Wirkung christlicher Frauentypen, die ihnen im Leben untergekommen sind, sich nicht abschließen konnten — ist geradewegs ein Beweis für die tiefgehende Wirkung der Lehre von der Erlösung und Heiligung der Menschheit, welche diese auf die freigewordene, im schönsten und edelsten Sinne von der brutalen Gewalt des Heidenthumes emancipirte Frauenwelt ausgeübt hat.

Den Schiller hätte die christliche Kunst in Italien nicht mißmuthig und bitter gemacht, wie Goethe, »der im ruhigen Genusse des heidnischen Lebens« keine Störung duldete und der alle Mittel der Abwehr anzuwenden wußte, wenn er bemerkte, daß von irgend einer Seite hin dieser schützende Kreis durchbrochen werden wollte.

Dieser Excurs über die griechische Frauenwelt (über den Voß, wenn er ihn zu lesen bekommen hätte, sicher zu einer seiner grimmigsten Extasen fortgerissen worden

wäre) gibt uns ein Zeugniß, welche Vergleichungen Schiller mit den Sculpturen der Griechen und Römer (von der Kunsthöhe dieser beiden Völker), wie solche sich in Tausenden von Köpfen und Gestalten, in den Florentiner Galerien, im Vatican und den anderen römischen Kunstsammlungen im Museum Bourbonicum (jetzt Nationale), in Neapel sich finden und mit den christlichen Gemälden von der Zeit Giotto's bis zu Raphael angestellt hätte! —

Schiller hätte die christliche Kunst auf sich einwirken lassen und sich nicht gegen dieselbe mit Haß und Ingrimm zur Abwehr aufgestellt. Wenn Schiller, der aus dem Umkreis einiger Meilen zwischen Ludwigsburg, Mannheim, Weimar und Berlin nicht herausgekommen ist, und in diesen Städten (vor 100 Jahren auch noch dazu) doch nur eigentlich einen unbedeutenden Trödel von Kunstwerken zu sehen bekam, sich nur aus den Dichtern der Griechen und aus Kupferstichen sein Urtheil bilden konnte, zu einem so scharfen Urtheil, das zudem auch gegen den heidnischen Weimarer Kreis verstoßen mußte, gekommen war, was hätte Schiller für Errungenschaften aus Italien mitgebracht, wenn es ihm gegönnt gewesen wäre, ohne Sorgen und mit Muße auch dazu, dieses Land, zu dem er wie zu dem gelobten Lande mit unerfüllter Sehnsucht hinüberblickte, kennen zu lernen und sein Kunsturtheil durch seine Augen bilden zu können!

47. Der Briefwechsel Humboldt-Schiller. Humboldt's sehr schiefe Urtheile über Italien.

Dieser enthält von Humboldt 36, von Schiller 21 Briefe. Die ersten sind leider sehr lang — und echt Wilhelm Humboldtisch langweilig und breitgetreten. Es hat geradewegs den Anschein, als ob die Langweile Humboldt's auch auf Schiller eine Rückwirkung ausgeübt hätte, denn auch in den Briefen Schiller's finden wir nicht jenen Schwung, wie in den Briefen an Körner und Goethe: obwohl selbstverständlich auch hier die Briefe Schiller's mit denen Humboldt's nicht verglichen werden können.

Mit der sehr langweiligen Einleitung Humboldt's zu diesem Briefwechsel wollen wir zum Schlusse nur noch eine wirklich treffende Bemerkung über Schiller's Studien hier anschließen, und zwar deshalb, weil sie zu einem Belege dient, wie Schiller mit seinem Genie es verstanden hat auch aus einem geringen Substrat sich ein Urtheil über Literatur und Kunst zu bilden:

»Was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm nachher auch das anschaulich machte, was ihm blos fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lectüre zu machen. Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist griechischer Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe — am liebsten waren ihm die wörtlichen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die ‚Hochzeit der Thetis' aus dem ‚Euripides'. Es ist nicht blos eine Uebertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfange bis zum Ende beim Antiken hingehalten wird.«

»Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit und so entspringt eine neue in allen ihren Theilen nur ihn athmende Dichtung.«

Humboldt, der später doch nach Italien kam, suchte Schiller, 12. October 1795, also zu trösten:

»Die große Sucht, nach Italien zu reisen, und der Wirbel, der gerade jetzt mehrere meiner Bekannten mit fortreißt, macht mich oft beinahe lachen. Bei so Vielen trifft es sehr ein, daß sie in der Ferne suchen, was sie so nahe finden könnten (sic?). Mir scheint fast unter allen Ländern Italien dasjenige zu sein, was nur auf die Wenigsten recht wohlthätig wirken kann. Die Hauptsache ist und bleibt doch da der Kunstgenuß, und wie Wenige sind hierin so weit, daß sie gerade die Antike brauchen, ja sie nur zu verstehen vermögen. Außerdem aber bietet dies Land Demjenigen, der nicht sehr viel aus sich selber schöpfen kann, nur sehr wenig dar. England, Frankreich

und jedes Land, in dem viel Industrie, ein mannigfaltiger Umtrieb der Dinge und Menschen und ein hochcultivirtes bürgerliches Leben ist, gibt auch dem mittelmäßigen Kopf Stoff zum Nachdenken und bereichert ihn wenigstens mit allerlei Kenntnissen. Italien hingegen muß Leute dieses Schlages sehr leer lassen, und gewönlich sieht man sie auch leere Bewunderung und eitles Geschwätz zurückbringen. [1]) Mich selbst, da der Kunstsinn mir wenig geübt ist, würden diese Betrachtungen bedenklich machen, gerade zuerst diese Reise zu wählen. Aber außerdem, daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima und einer schönen reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntniß aus dem Studium dieser Natur. Soviel ich sie jetzt kenne, muß sie mit und neben allen Culturen sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig, gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegensehe.«

Daß W. Humboldt sich obigen hochgradig philisterhaften Urtheiles über Italien und die Italiener schuldig gemacht hat, (und zwar am 12. October 1795) zu einer Zeit, in welcher er Italien gar nicht kannte, nun das ist verzeihlich, daß aber W. Humboldt 35 Jahre später, nachdem er doch in Italien gewesen, nicht so viel Muth besessen hat, diese Betrachtungen von seinem Landgute Tegel aus loszulassen, das zeigt, mit welcher Verachtung er seine Leser behandelte, indem er ihnen zumuthete, es dürfte nichts verloren gehen, was er je geschrieben, und an Bewunderern seiner Aussprüche in Bausch und Bogen kann es auch 1830 nicht fehlen.

[1]) Allerdings braucht man nicht erst nach Italien zu gehen, um leeres Geschwätz über dies Land zurückzubringen. Das kann man auch, ohne in Italien gewesen zu sein, über Italien loslassen; man erspart sich Geld und Mühe, kommt also viel billiger zu dem nämlichen Resultate.

48. Schiller über Herder und über Predigten.

Schiller an Körner. Weimar, 12. August 1787:[1])

»Am vorigen Sonntag hörte ich Herder zum ersten Male predigen. Der Text war ‚der ungerechte Haushalter', den er mit sehr viel Verstand und Feinheit auseinandersetzte. Du kennst das Equivoque in diesem Evangelium. Die ganze Predigt glich einem Discurs, den ein Mensch allein führt, äußerst plan, volksmäßig, natürlich. Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewendet auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens. — Lehren, die man ebensogut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könnte. Einfach wie sein Inhalt ist auch der Vortrag: keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster und nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung dieses allgemeinen Ansehens gibt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, das ist augenscheinlich. Er fühlt sich als ein überlegener Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben. Herder's Predigt hat mir besser, als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe gefallen, aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt gar keine Predigt gefällt. Das Publicum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Theil nicht ignoriren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus: Entweder er gibt dem Menschen von Sinn, Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß, oder er muß diesen scandalisiren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler. Diese Stelle kannst du allenfalls beim Vorlesen meines Briefes überschlagen. Die Kirche war gedrängt voll und die Predigt hatte das große Verdienst — nicht lange zu dauern.«

---

[1]) »Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's.« Leipzig. Veit, 1859. I. Band. Seite 131.

Körner erwidert hierüber dem Schiller, 19. August 1787:

»Ueber das, was Du von Predigten schreibst, bin ich nicht ganz mit Dir einverstanden. Warum soll sich der Mann von Geist nicht an einem Kunstwerke der Beredtsamkeit ergötzen, das seiner Absicht entspricht? Die Wirkung muß auf die Menge ausgerechnet sein. Das hindert nicht, daß für den besseren Kopf einige Stücke eingestreut werden können. Aber auch ohne diese kann eine Predigt als ein zweckmäßiges Ganzes interessant sein. Herder scheint nach Deiner Schilderung vor Zollikofer in dieser Rücksicht Vorzüge zu haben.« — —

Wenn Schiller hier den Satz ausspricht: »die Predigt ist für den gemeinen Mann, der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler,« so muß man doch logischerweise fragen: Wie kann ein Mann von Geist ein beschränkter Kopf sein? Und ferner: Sind alle großen Männer der Weltgeschichte, die das positive Christenthum bekannt haben, Heuchler oder Dummköpfe oder Phantasten gewesen? läßt sich dieser Spieß nicht sehr zum Nachtheile Schiller's hier umkehren und sagen: Schiller, der gerade dazumal mit Charlotte Kalb in einem nicht mehr zweideutigen Verhältnisse vor ganz Weimar lebte, habe entweder seine Uebertretung des christlichen Sittengesetzes, also sich selbst, oder wenn er das nicht wollte, das positive Christenthum und das positive Sittengesetz verurtheilen müssen, und er hat sich für den letzten Vorgang entschieden und den Bekennern desselben nicht sehr liebenswürdig und auch nicht sehr tolerant die Wahl gelassen, ob sie als Dummköpfe oder als Heuchler oder Phantasten figuriren wollen.

Das Verhältniß mit dieser höchstüberspannten Dame Charlotte Kalb, welche als verheiratete Frau nach damaliger Hofsitte in Weimar keinen Scrupel hatte, sich zwei Dichtern (Schiller und Jean Paul) nacheinander mit einer Zudringlichkeit anzuhängen, welche den Dichtern selber zu lästig geworden ist, hat auf Schiller's Stellung gegenüber dem christlichen Sittengesetze eine so bedeutende traurige Nachwirkung ausgeübt, daß wir später eine kleine Lebensskizze und Charakteristik über dieselbe

bringen werden, um dem Leser einen Schlüssel zu manchen Aeußerungen Schiller's über Religion und Ethik an die Hand zu geben.

Ueber Herder's Predigt, welche Schiller gehört, sagt er: sie habe eben so gut in einer Moschee gehalten werden können.

Das bezeichnet drastisch genug den damals herrschenden, flachsten Rationalismus, dem auch Herder sehr oft huldigte, der übrigens gewohnt war, wie das in Wasser aufgelöste hyper-mangansaure Kali — die verschiedensten Farben zu spielen.

49. Schiller über Reinhold und Wieland.

Schiller schreibt an Körner, 29. August 1787. »Gegen Reinhold bist du ein Verächter Kant's, denn er behauptet, daß dieser nach 100 Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse.«

Aus demselben Briefe erfahren wir auch, daß Reinhold jetzt den Katholicismus haßt und warum Schiller den Reinhold haßt.

»Reinhold — wenn Du es noch nicht weißt — ist katholisch und Novize des Jesuitenordens gewesen, dessen Aufhebung sein ganzes jetziges Schicksal gemacht hat. Ein Mädchen das er heiraten wollte, raubte ihn dem geistlichen Stande (welchen Theil seiner Geschichte er mir aber noch schuldig ist) und nachher schwur er seinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus so herzlich, als nur ein Philosoph. Blumauer brachte ihn in Wieland's Bekanntschaft, dem er bald gefiel, dem er in Kurzem zum Bedürfniß wurde, vornehmlich auch durch den Beitrag seiner Feder. Sophie (Wieland's älteste Tochter, Reinhold's jetzige Frau), damals ein äußerst rasches, reizbares Wesen, verliebte sich in ihn, und diese Leidenschaft machte aus diesem sprudelnden Geschöpfe ein recht liebes und sanftmüthiges Weib.« »Reinhold hat mir über Wieland die Augen geöffnet. So wenig ich mich zwar auf seine Urtheile verlassen kann (denn seine Menschenkenntniß ist wo möglich noch schlechter bestellt als die meinige), so hab' ich mir doch aus den Factis, die er mir nach und nach vorlegte, einige Beleuchtungen über

jenen (Wieland) verschafft. So ein unmäßiger Vergötterer er auch von ihm ist, so gestand er mir doch, daß ihn Wieland's ungleicher Charakter auf das Schrecklichste schon mißhandelt habe. Wieland, ob ihm gleich Reinhold unter allen Menschen der Liebste ist, habe diesen durch üble Launen und abwechselndes Anziehen und Zurückstoßen eigentlich aus Weimar getrieben. Heute habe er ihn (den Reinhold) für einen großen Geist und morgen für einen Esel erklärt. Niemand außer Wieland's Frau, die alle Ungewitter abwartet, kann in seiner Athmosphäre dauern. Du wirst also begreifen, daß es ohne Hexerei und ohne Verhetzungen zugegangen sein konnte, daß er und ich auseinander kamen. Wieland, sagte er mir, sei der schlechteste Menschenkenner, und dieses wird mir von Allen, die ihn kennen, bestätigt. Blumauer ist seine Leidenschaft. Nachdem dieser hier gewesen war, hat er erklärt, daß ihm nur darum das Leben lieb wäre, weil Blumauer das nächste Jahr wieder kommen würde. Ich habe die Erfahrung gemacht, durch welchen wenigen Aufwand er zu erobern ist. Djese Inconsequenz und diese Wandelbarkeit der Launen erkennt er selbst, und kann, wie mir Reinhold sagt, in der folgenden Stunde abbitten und schmelzen wie ein Kind. Aber ich mag mit solch' einem Menschen nicht leben. Wieland hat eine gar sonderbare Neigung wie Fürsten zu wohnen. Seine Tochter und Reinhold versichern mir, daß sie vorzüglich der Pracht der Möblirung zuzuschreiben sei, die er in ihren Zimmern fand. Für dieses hat er eine ganz besondere Schwäche. Etwas natürlich thut doch die Eigenliebe. Was ihn z. B. an die alte Herzogin attachirt, ist die Freiheit, die er sich bei ihr erlauben darf, neben ihr auf dem Sopha zu schlafen. Man sagt: er soll ihr schon auf das Heftigste widersprochen und einmal ein Buch an den Kopf geworfen haben.«

»Ich kann nicht bezeugen, ob das Letzte wahr ist; wenigstens sieht man die Beule nicht mehr! Von den hiesigen großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrische Dinge zu Ohren.« »Bertuch und Herder hassen einander wie die Schlange und des Menschen Sohn. Bei Herder geht es so weit, daß sich alle seine Züge verändern sollen, wenn Bertuch's Name genannt wird. Aber auch der geschmeidige Bertuch ist an dieser einzigen Stelle sterblich, und fühlt etwas höchst Seltenes — Leidenschaft.

Uebrigens aber freue ich mich, Herder wieder zu besuchen. Er ist ein eigener Mensch, und insoferne ein Genuß für den Beobachter.«

50. Schiller über Jesuiten, Herrnhuter, Maurer und Illuminaten.

Schiller schreibt 10. September 1787 aus Weimar an Körner: »Bode ist sehr mit den Berlinern über die drohende Gefahr des Katholicismus einig. — Die jetzige Anarchie der Aufklärung, meint er, wäre hauptsächlich der Jesuiten Werk. [1]) Die Jesuiten und die Herrnhuter, behauptet er, wären vom Anfange an verbündet gewesen. In herrnhuterischen Bezirken handle kein Jesuit, und umgekehrt, wo Jesuiten Missionen hätten, treffe man keine herrnhuterischen Missionäre. Weishaupt (der Illuminatenchef) ist jetzt sehr das Gespräch der Welt. Was denkest Du von seinem unglücklichen Verbrechen? Alle Maurer, die ich noch gehört habe, brechen den Stab über ihn, und wollen ihn ohne Gnade bürgerlich vernichtet haben. Aber der Orden bleibe ehrwürdig, auch nachdem Weishaupt ein schlechter Kerl sei. Es läßt sich vielerlei darüber sagen, und ich muß gestehen, daß mir die moralischen Declamationen dieser Herren etwas verdächtig sind. Was sie mir von der Abscheulichkeit des Kindermordes und von der empörenden Rücksicht: daß ein Vater dieses thue, sagen, ist falsch und schief. Dieser Fall ist kein Kindermord. Es wäre schlimm, wenn man keine triftigeren Ursachen hätte, eine solche That zu verabscheuen, als jene schillernden Raisonnements. Ich habe nur einen Maßstab für Moralität, und ich glaube den strengsten: Ist die That, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt, wenn sie allgemein ist.«

Auf den Grund dieses Moralprincips könnte man über alle möglichen Sumpfgräben hinweggaloppiren. Das hat Schiller eben nur so, wie man plaudert, hingeschrieben,

[1]) Jetzt, nach hundert Jahren, muß doch Jedermann über diese ungeheuere Beschränktheit und das völlige Verkennen aller historischen Thatsachen sich höchlich verwundern.

ohne die Consequenzen für die menschliche Gesellschaft zu bedenken, die aus einem Moralprincip mit dieser Ausdehnbarkeit resultiren müßten. Das ist ja eine complete Inscenirung des Moralprincips, welches man ohne Ende den Jesuiten unterschiebt: daß der Zweck die Mittel heilige; wenn man gute Folgen für die Welt aus der eigenen und anderer gleicher Handlungsweise sich voraus verspricht, könnte man eine Menge von entsetzlichen Handlungen ungescheut begehen!

51. Schiller über Wieland, Reinhold, Knebel.

Wieland's Bibliothek. Schiller schreibt 31. Juli 1787 aus Weimar an Körner. »In seiner (Wieland's) Bibliothek wimmelt es von französischen Feenmärchen, Romanen und dergleichen Schriften von englischen Romanen und englischen Dichtern, an welchen seine Bildung und Schriftstellerei hängen mag.«

Schiller an Körner, 6. März 1788. Ueber Herder: »Herder's vierter Theil der Ideen soll scharf über das Christenthum hergehen; man sagt hier, daß er's zu bunt gemacht habe.«

Schiller über Wieland und Reinhold 17. März 1788 an Körner: »Die Wieland'sche Tochter ist so gut als versprochen; ich habe es von dem Vater selbst, der freilich in gewissen Augenblicken andere Erwartungen gehabt haben möchte, die ich nicht erweckt auch nicht unterhalten habe. Wieland hat ganz Recht, daß er mit seinen Töchtern eilt und mit dem Ersten, dem Besten den Ernst macht, ohne zu warten bis die Genies sich erklären. Bei fünf ledigen Töchtern darf einem wohl Angst werden, aber er hat zwei brave Burschen zu Schwiegersöhnen, die mir beide weit lieber sind als Reinhold.«

Am 31. März 1788 kommt wieder Wieland auf's Tapet, der so wie den Reinhold auch den Schiller mit einer seiner Sprößlinginnen gerne beglückt hätte:

»Deiner (Körner) Sorge wegen einer Heirat von meiner Seite wirst Du nun bald los sein. Gestern habe ich bei

Wieland zu Mittag gegessen. Seine beiden Schwiegersöhne waren da. Ganz ohne Plan mag Wieland wegen meiner nicht gewesen sein; ich bin über gewisse Dinge raillirt worden, die mich fast glauben machen, daß er etwas Aehnliches doch von mir erwartet haben könnte. Weil ich mich nicht gemeldet habe, so schließt er, daß ich dem Heiraten zuwider sei; so ungefähr erkläre ich mir die Beredtsamkeit, mit der er mein vermeintes Ideal von Freiheit bekämpft hat. Aber sonst hat es weder ihn noch die Familie kälter gegen mich gemacht, und es ist wirklich viel, daß wir fünf Monate auf gleichem guten Fuße miteinander zurückgelegt haben.«

Schiller über Knebel an Körner, 12. August 1787. »Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Erlebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochonderisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einem beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der geschcidtesten Köpfe gilt und zwar mit Recht, und zweitens, weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat.[1]) In beiden Fällen also wäre auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht für einander taugen können, wirst Du aus dieser Schilderung schließen — übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht.«

Schiller über Goethe an Körner, 2. Februar 1789: »Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß

[1]) Diese Nummer 2 ist die wahre Nummer — die Nummer 1 nur die vorgeschobene. Alle, die dem altem Major den Hof machten, übten sich in diesem Kunststücke der Höflichkeit wegen Nummer 2, wollten aber aus Schamhaftigkeit diesen Grund nicht gelten lassen, und geben den Knebel, um Nummer 2 zu maskiren, für einen der geschcidtesten Köpfe aus; — daß er einer der confusesten Köpfe war — werden wir in einer Abhandlung über diesen zeitgenössischen Anbeter Goethe's mit vielen ergötzlichen Documenten nachweisen.

der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen.«

»Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich, als für mich parteiisch.«

Körner an Schiller über Goethe, 11. November 1790: »Auch mir ist Goethe zu sinnlich in der Philosophie. Seine Heirat mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich's vielleicht, ob die Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch anderes zu denken, als in Berlin.«

52. Schiller und Körner über das Christenthum und Schiller's trauriger Zustand.

Körner an Schiller, 10. Februar 1802. »Den Sänger (die vier Weltalter) habe ich gleich componirt und lege die Musik bei. In dem Sänger ist eine Stelle, die von den Feinden des Christenthums mißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr leicht begreiflich, und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Aeußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. Das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, auch noch in seiner jetzigen Gestalt kann und soll es veredelt werden. Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weitverbreiteten Einfluß, daher ist es nicht gleichgiltig, wie Du Dich über das Christenthum äußerst. Also nimm diese Predigt oder Zugabe zum Gesange an.«

Wenn diese Herren mit einem Hochmuthe und Dünkel über das Christenthum absprechen — so kann man sich zu

ihrer Entschuldigung nur denken: sie haben davon nicht einmal eine oberflächliche Kenntniß — und daher die verworrensten Ansichten gehabt. Damals hatte der Rationalismus schon den ganzen positiven Gehalt in den Köpfen (subjectiv) verflüchtigt, — die »Veredelung« zu erwarten, zeigt von dem Verkennen der Consequenzen, die auf dem Wege des fortschreitenden Rationalismus nothwendig kommen mußten. Das »letzte Stadium« dieser »Veredelung« ist der Strauß'sche moderne totale Atheismus.

Schiller antwortet darauf, 18. Februar 1803. »Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinen Gedichten anmerkest, ist gegründet, auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich Dir schrieb, daß dem Gedichte noch die letzte Hand fehle. Ich habe noch verschiedene andere angefangen, die mir aber ihrem Stoffe nach zu ernsthaft und zu poetisch sind, um bei einer vermischten Societät bei Tische zu cursiren. Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen — die Poesie des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantasie, und man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der, mit Erlaubniß zu sagen, der heilloseste von allen ist. So hat Goethe selbst einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen lassen, wiewohl auch einige sehr glückliche Liedchen mit unterliefen, die aus seiner besten Zeit sind.«

Auch aus den vier Bänden »Briefwechsel mit Körner«, geht, wie aus dem mit Goethe, hervor, daß Schiller eigentlich zehn Jahre das erbarmungswürdigste Siechthum vor seinem Tode durchgemacht hat. Eine Krankheit nach der anderen. Nach seiner Heirat kommen noch die Krankheiten seiner Frau und seiner Kinder dazu, die Sorgen um Subsistenzmittel und Sorgen für die Zukunft seiner Familie; der Mann hat eigentlich in Sorgen, Elend und Jammer seine schönsten Werke geschaffen; aber auch alle seine ohnehin von allen Seiten in Anspruch genommenen Kräfte — bis zum Aushauche seines Lebens aufgezehrt. Seine Lebensumstände waren von denen Goethe's, des vom Glücke Begünstigten, vollkommen verschieden.

53. Charlotte Kalb, die Geliebte Schiller's und Jean Paul's. Allgemeines.

Diese im Weimarer Dichterkreise oft genannte Dame, war an einen Herrn Kalb verheiratet; sie unterfertigte sich: Charlotte Kalb, geborne Marschalk von Ostheim.[1]) Ihr Gemal spielte ungefähr dieselbe Rolle, wie der Gemal der Frau von Stein, gebornen von Schardt. Erst jüngster Zeit ist ihre Correspondenz mit Jean Paul und die spätere auch mit Jean Paul's Gattin, herausgekommen. Nerrlich, dem es doch jedenfalls darum zu thun ist, diese Dame, deren Briefe er herausgab, von ihrer lichtvollsten Seite darzustellen, hat in dem Vorwort ihre Biographie skizzirt. Da kann sich nun jeder Leser je nach seiner sittlichen Weltanschauung und nach seinem Urtheile über Frauentugend und Frauenwürde bezugs des Werthes der besprochenen Persönlichkeit seine Gedanken und Schlüsse selber machen.

Nerrlich sagt: »Charlotte von Kalb gehört zu den räthselhaftesten Frauengestalten. Schon die Zeitgenossen fällten die verschiedensten Urtheile über sie, aber auch die Gegenwart schwankt in Bewunderung und Verdammung hin und her;[2]) ich brauche nur an Palleske und Hermann Souppé auf der einen, Adolph Stahr auf der anderen Seite zu erinnern. Unter den Zeitgenossen wußte sich Charlotte Kalb am wenigstens die Zuneigung der Frauen zu erwerben. Rahel zwar rühmt sie der Fürstin Carolath als die geistvollste von allen Frauen, die sie je gekannt hat; Caroline Schlegel hingegen spottet über ihren Adelstolz, und meint, sie habe zwar Geist, doch sei dieser in eine schiefe und verrenkte Form gegossen; die Schwester

---

[1]) »Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin.« Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. Berlin, Weidmann 1882. 189 Seiten.

[2]) Man braucht nicht zu bewundern und braucht nicht zu verdammen;
Und beurtheilt ganz ruhig diese Species von Damen,
Man läßt sich nicht erhitzen zum Enthusiasmus,
Und läßt sich nicht erkälten zu einem Sarkasmus,
Und wählt sich den Standpunct des Rechts — in der Mitte,
Und nimmt sich zum Maßstab: die »Pflicht und die Sitte.«

von Schiller's Gattin vermißt im Umgange mit ihr den ungezwungenen Ton, und klagt, wie ja auch Caroline von Dachröden nicht ohne Spott von ihrer Gelehrsamkeit redet, über Studiertes und Prämeditirtes; nach Frau von Stein ist sie zwar nicht unedel, aber neugierig, indiscret und étourdie, auch verwechsele sie gar zu gern Neigung und Pflicht.[1])

»Doch wie verschieden von diesen Urtheilen sind die der Männer. Mit Bewunderung blickt der jugendliche Hölderlin, als er auf Charlottens Landsitze in Franken den »Hyperion« dichtete, zu der seltenen Energie ihres Geistes empor, er pries seinem Freunde Hegel diesen Geist als einen nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit durchaus ungewöhnlichen, und lebt der Zuversicht, daß er sich selbst an ihm aufrichten werde.«

Am bedeutendsten natürlich ist Schiller's Urtheil. Auch dieser steht staunend vor ihrer großen sonderbaren Seele, sie ist ihm ein wirkliches Studium, und er versichert, daß sie einem größeren Geiste als dem seinigen zu schaffen geben könne. Er wünscht diesem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen; es liegt, schreibt er, unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, ihre Blicke sind eben so scharf und tief. Wandelbar zwar scheinen ihm oft ihre Launen und Stimmungen, aber doch findet er mehr Freiheit in ihrem Gemüthe als in seinem, denn sie liebe ihn mit einer so heißen verzehrenden Leidenschaft, daß selbst ihre Gesundheit dadurch gefährdet werde.«

54. Schiller's Bekanntschaft mit der Lengefeld'schen Familie.

»Doch die Bekanntschaft mit den Lengefeld'schen Schwestern wurde für sein Verhältniß zur Kalb verhängnißvoll; in dem

[1]) Es ist merkwürdig, wie sich die von Stein zu einem so herben Urtheile herbeilassen konnte, die doch in demselben Wechselgeschäft (von Neigung und Pflicht), sich außerordentlich bemerkbar gemacht hat. Beide Damen waren schon mit einem genügenden Vorrathe von Sprößlingen aus ihren Ehen versorgt; die Mutterliebe hätte hier vollauf zu thun gehabt, um die jungen Menschenpflanzen zu ordentlichen Gewächsen heranzuziehen, und das Hauswesen zu besorgen; freilich ist das Kämmen, Waschen, Nähen, Stricken, mitunter auch Karbatschen, und das ganze Wirken im häuslichen Kreise nicht so verlockend, wie: das ganze Kindernest im Stiche zu lassen, und seine Hände nach irgend einem »Liebling der Nation« auszustrecken.

selben Maße, als er sich jenen näherte, entfernte er sich von dieser. Jetzt auf einmal drängt sich ihm der Glaube auf, daß Charlotte keinen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausgeübt habe, ja er behauptet, daß sie nie wahr gegen ihn gewesen, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, und daß sie ihn mit Klugheit und List habe umstricken wollen, sie erscheint ihm nicht edel und nicht einmal höflich genug, um nur Achtung einzuflößen. Das sind allerdings harte und schwere Vorwürfe, sie lassen sich aber als unbegründet zurückweisen.[1]) An Charlotte war mehr als einmal der Gedanke herangetreten, sich von ihrem Gemale zu trennen und mit Schiller zu verbinden. Schiller selbst hatte noch im Frühjahre 1788 zur Trennung gerathen. Nun verlobt er sich im folgenden Jahre, hält jedoch, während alle Anderen davon erfuhren, diese Verlobung gerade vor Charlotte geheim, erst im Februar 1790 theilt er ihr sie mit.[2]) Aus diesem Februar aber stammen jene herben Vorwürfe der Falschheit und List. Allerdings läßt sich Charlotte vor Schmerz und Aufregung dazu hinreißen, ihre Liebe als eine Tollheit und einen ungeschickten Traum zu erkennen. Allein wir wissen aus Schiller's eigenem Munde, mit welchem Feuer sie an ihm hing; ist da wohl zu erwarten, daß sie die Nachricht, welche grausam mit einem Schlage all ihre Hoffnungen, das Glück ihres Lebens zerstörte, mit Gleichmuth, mit stoischer Ruhe empfing? Worauf sonst Schiller seine Vorwürfe begründet, darin steht nirgends etwas geschrieben, wohl aber findet sich genug, was mit ihnen vereinbar. So redet seine Braut von dem heftigen leidenschaftlichen Charakter Charlottens, von den vielen Härten in ihrem Wesen. Schiller selbst will ihrer Schwester ‚auch ohne italienischen Himmel' nicht rathen, in gewissen Augenblicken mit ihr zusammenzutreffen, denn Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen hätten sie manchmal an die

[1]) Wenn dieser Tadel von Seite Schiller's als übertrieben betrachtet wird, so hat man doch ebensogut ein Recht, die früheren leidenschaftlichen Lobsprüche Schiller's über diese Frau, auch in Frage zu stellen.

[2]) Schiller mußte bei dieser exaltirten Dame Scenen (und das mit Recht) befürchten, die am Ende seine beabsichtigte Heirat mit der Lengefeld unmöglich gemacht hätten. Er fürchtete eben auch die Folgen der bösen That, die durch ihren Fluch immer Böses fortgebären muß.

Grenzen des Wahnsinns geführt. Am wichtigsten am Ende ist, was seine Braut am 11. Februar 1790 kurz vor ihrer Hochzeit schreibt: »Gestern waren wir,« lauten ihre Worte, »bei der Stein. Die Kalb ließ sich melden. Du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und thut . . . Sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxismus vorüber ist; so erschöpft, so zerstört . . . Sie klagt über den Kopf, sie saß unter uns wie eine Erscheinung aus einem anderen Planeten, und als gehörte sie gar nicht zu uns. Sie ist mir sehr aufgefallen, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen. Aber so stößt mich so Vieles zurück. Ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht.« Kann dies Alles wirklich von Jemandem gelten, dessen Wesen Klugheit und List, und der höchstens einmal in einer leidenschaftlichen Stunde wahr ist? Paßt dies ferner zu dem Studierten und Prämeditirten, was K. v. Beulwitz an ihr tadelt? Ist endlich nicht auch jenes Urtheil Herder's von hoher Bedeutung, welches von Charlottens gewaltiger Einbildungskraft redet, die ihr zwar eine ungewöhnliche Elasticität des Gemüthes verleiht, sie aber hindert, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und sie ihr nur immer in schwankenden Bildern zeigt?« [1])

55. Die Extravaganzen der Kalb. Jean Paul.

»Doch einen noch helleren Einblick in Charlotten's Wesen gestattet uns ihr Verhältniß zu Demjenigen, welcher bekannt hat, daß sie auf seine Bildung einen mächtigeren Einfluß ausgeübt habe, als alle übrigen Frauen zusammen, nämlich auf Jean Paul. Sie schrieb zum ersten Male 1796 an ihn; die Begeisterung, welche dem Dichter des ‚Hesperus' aus diesem, wie den folgenden Briefen entgegentönte, veranlaßte ihn wenige Monate später zu einer Reise nach Weimar. Sie hat, schreibt

[1]) Diese Fragen sollen andeuten, daß sich alle diese Eigenschaften und Thatsachen gegenseitig ausschließen, daß sie nicht bei einer Frau mit dem Charakter (oder wie man sagen soll) dieser Charlotte zusammen und nebeneinander bestehen können. Psychologen werden über diese Fragen nicht in der oben verlangten Weise hinweggehen, als ob die Antwort darauf sich im obigen Fragesinn von selbst verstände!

er nach der ersten Begegnung, zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so — wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt; wenige Tage später erscheint sie ihm als ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen und einem Felsen-Ich, sie wird sein Titanide. Aber auch Charlotte war durch Jean Paul wie umgewandelt, die Verehrung, welche sie bisher nur dem Schriftsteller entgegentrug, verwandelte sich bald, besonders als Jean Paul im Herbst 1798 Weimar zu seinem Wohnsitz erwählt hat, in die leidenschaftlichste Liebe zum Menschen. Jean Paul brauchte nur zu erscheinen, so folgten ihm willenlos, wie zu einem überirdischen Wesen emporblickend, die bedeutendsten und vornehmsten Frauen; auch Charlotte von Kalb wird von demselben Zauber gefesselt, dem eine Julie von Krüdener, Emilie von Berlepsch, Josephine von Sydow, Caroline von Feuchtersleben, Gräfin von Schlabrendorf, Caroline Mayer und so viele andere unterlagen.[1]) Im December schon erfolgte die Katastrophe. Nach einem Souper bei Herder, wo dieser Charlotte in Gegenwart seiner Gemalin voll Feuer geküßt, erklärte Charlotte geradezu ihre Liebe und sprach von Vermälung. Jean Paul bewunderte ihre Größe, Gluth und Beredtsamkeit, allein diese Liebe »paßte nicht zu seinen Träumen«. Charlotte ist ihm zu titanisch, heroisch und genial, ist er ja doch selbst nicht blos der Dichter des »Hesperus« und »Titan«, sondern auch des ‚Puz' und ‚Fixlein', ja der ‚Fixlein' ist mächtiger in ihm als der ‚Heros'; er will überhaupt keinen Gewinn, sondern sehnt sich nach seinem idyllischen Stillleben in Joditz, er will nicht eine poetische Tugendvirtuosin, sondern eine prosaische Virtuosin, ein sanftes Mädchen, das ihm etwas kochen kann und mit ihm lacht und weint.' Palleske meint, Jean Paul habe im ‚Titan' Charlotte als Linda gebrandmarkt.«

Diese Anschauung sucht Nerrlich zu widerlegen, er fährt fort:

[1]) Hier sehen wir den Autor wieder in der Rolle eines Vertreters in Straffachen; er führt eine ganze Schaar von Frauen als Entlastungszeugen vor — diese Damen aber haben doch ihre Bewunderung für Jean Paul in den Grenzen des Anstandes und der Sitte gehalten; so daß man ihnen Unrecht thut, sie mit der Kalb bezugs ihres Verhältnisses zu Jean Paul auf die gleiche Stufe zu stellen.

»Zudem wendet sich ja Jean Paul im ‚Titan' ebensogut gegen Goethe, und alle Titanen der Zeit; ‚jeder Himmelsstürmer', das ist das Thema des ‚Titan', ‚findet seine Hölle'. Für Jean Paul ist der Glaube an Gott und Unsterblichkeit die Summe aller Weisheit; ein Dichter daher (wie Goethe), eine Weltanschauung, welche im Gegensatze hiezu den Menschen auf den Thron erhebt und allein im Diesseits das Paradies findet, kann ihm unmöglich sympathisch sein. Auch in Charlotte von Kalb sieht Jean Paul eine Repräsentantin dieser, seiner Meinung nach, verderblichen Himmelsstürmerei, sie steht und fällt mit keinem Geringeren, als mit Goethe.«

56. Was dieser alten Kalb für sonderbare Vorwürfe gemacht werden.

»Doch wichtiger noch als alle diese Urtheile der Zeitgenossen muß uns das sein, was wir aus Charlotten's eigenem Munde erfahren, hiedurch erst gewinnen wir einen objectiven Halt und können so den Streit der Meinungen schlichten. Da sind zuvörderst die vor einigen Jahren von Palleske herausgegebenen Memoiren von hoher Bedeutung, denn sie gestatten uns tiefe Einblicke in den Charakter Charlottens und ihre Schicksale. Allein zweierlei ist hiebei zu bedauern. Einmal, daß sie schon mit dem Jahre 1791 abschließen, sodann aber und dies ist noch viel verhängnißvoller, (!) daß sie erst kurz vor Charlottens Tod geschrieben sind. In ihrem hohen Alter aber war Charlotte gar nicht mehr im Stande, sich in ihre Jugendzeit hineinzuversetzen, immer mehr und mehr wurde sie die Beute eines verderblichen, echt christlichen Spiritualismus und Pietismus; in diesen christlich-mystischen Nebel nun sind auch diese Memoiren getaucht und so erscheint Alles nur verschleiert und umgeformt, besonders wird unsere Erwartung auf das Gründlichste da, wo es sich um ihre Liebe handelt, getäuscht.« — —

Sonderbar! Daß diese verheiratete Dame — und Liebhaberin von zwei Dichtern — über ihre Jugendliebe nach Maßgabe ihres Verständnisses und nach Belehrung ihres, im nüchternen Alter regeren erwachten Gewissens

eine Reue über dieses Leben empfunden und ihr Unrecht eingesehen hat, das wäre Spiritualismus, Pietismus — und christlich mystischer Nebel! zum Gegensatze ihres Jugendlebens Corporalismus (gegen Spiritualismus), Impietismus (gegen Pietismus), unchristlicher Wandel im offenen Sonnenschein (gegen christlich mystischen Nebel)!

Sie hätte also nach dem Ansinnen des Herrn Verfassers ihre Jugendsünden mit der Lüsternheit einer alten — — sagen wir Dame — noch glorificiren — und sich damit prahlen sollen!

Nerrlich fährt fort: »Nicht lebhaft genug kann daher der Unterzeichnete Herrn Hofrath Dr. Ernst Förster in München seinen herzlichsten Dank dafür aussprechen, daß er ihm die in seinem Besitze befindlichen Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und späterhin an dessen Gattin zum Abdruck überlassen. Sie reichen von 1796 bis 1821 und sind vielleicht die werthvollsten Zeugnisse, die wir über Charlotte besitzen. Wir sehen sie im Anfange auf der Höhe ihres Glückes, denn sie ist selig im Besitze Jean Paul's, doch bald naht das Unheil. Sie muß auch diese Liebe als eine Irrung erkennen, sie verliert ihr fürstliches Vermögen und muß sich kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit ernähren; ihr Augenlicht endlich, welches schon in der Kindheit so schwach war, daß sie niemals die Sterne geschaut hat, schwindet in dieser Zeit vollständig dahin. Bei der Lectüre dieser Briefe streiten sich in uns tiefes Mitleid mit ihrem Schicksale und Bewunderung des Heroismus, mit dem sie alle Anfechtungen ungebeugt aushält und immer wieder auf neue Mittel sinnt, um ihr Loos und das der Ihrigen zu erleichtern.

»Der Stil dieser Briefe ist ein ganz eigener, es dürfte sich ihnen in dieser Beziehung kaum etwas Anderes an die Seite stellen lassen (Ach! und Oh!) Schon Charlotte v. Lengefeld hatte, wie oben erwähnt, an dem Ungraziösen und den Härten ihres Wesens Anstoß genommen. Jean Paul ferner nennt nicht blos ihre körperliche, sondern auch ihre moralische Außenseite roh, krustig und erdscholllig.« Eben dies gilt auch von ihrem Stil. Wie Vieles erscheint nicht schwerfällig, gewunden und geschraubt, wie oft vermissen wir nicht Klarheit

und Deutlichkeit. Allein dieser Fehler ist nur die Kehrseite des Vorzuges. Charlotte ist eine durchaus nach Innen gekehrte, tiefe Natur, die in beständigem Ringen mit sich selber begriffen ist; mit vollem Rechte spricht sie von einer Tiefe ihrer Gesinnung, die vielleicht nur ein Pascal verstehen würde. Daher (so?) kommt sie nicht zur Klarheit in ihrem Ausdruck, daher (so? so?) all die sonderbaren Wendungen und Windungen. Wer aber sich in diese Briefe nachdenklich versenkt, dem werden sie einen hohen und reinen Genuß bereiten, er wird die treffenden Bilder und Gleichnisse, die geistvollen Gedanken bewundern, er wird Jean Paul beistimmen, wenn dieser an Jacobi schreibt, daß die rauhe Eichenrinde einen zarten Blüthengeist berge.«

57. Jean Paul und Schiller's Urtheile über die Kalb.

Jean Paul hat aber auch ihre moralische Außenseite roh, krustig und erdschollig genannt. Jean Paul und Schiller haben eben ihre Ansichten über diese Dame geändert, je nach den Beziehungen, in denen sie mit derselben gestanden sind. Sicher ist, daß es allen beiden Dichtern in hohem Grade bedenklich geschienen hat — mit dieser Dame in den Ehestand zu treten.

Es steht jedem Leser frei, mit Herrn Nerrlich, der als Herausgeber dieser Briefe auftritt, die geistvollen Gedanken derselben zu bewundern und sich durch dieselben einen hohen und reinen Genuß bereiten zu lassen, und es steht auch jedem anderen Leser frei, in diesen Briefen viel unklares, verrücktes Zeug zu finden und an den »sonderbaren Wendungen und Windungen« wenig Besonderes zu sehen.

Auch hier sehen wir den Gemal der Frau von Kalb, wie den Gemal in den »Lebensläufen« der Frau von Stein als fünftes Rad am Wagen, als eine sehr überflüssige Person, als ein im höchsten Grade unnöthiges Dasein tractirt, und wir fragen uns, wenn Jean Paul nur die moralische Außenseite der Kalb roh, krustig und erdschollig findet, — ob ihre moralische Innenseite fein, glatt und himmelschollig gewesen ist? Das

beständige und ungestüme Aufdringen an Jean Paul steht doch im contradictorischen Gegensatze gegen das Ideal einer mitten in der christlichen Welt erzogenen Frauengestalt!

Hören wir zwei Briefe (26), S. 29, an Jean Paul:

»Auf morgen Mittag bitte ich Dich durch ein Billet bei mir zu Gast. — Oder vielleicht ist's noch besser, komme gegen 4 Uhr zu mir, dann bin ich einige Stunden allein. Ich habe Dir nichts zu sagen, was nicht alle Seligen hören könnten. Schick' wieder Briefe der verstandenen Seele Deiner Freundin.«

Brief 27 (S. 29), am selben Tage geschrieben wie der vorige, lautet:

»Heinrich von Kalb ist heute Vormittag angekommen. Kommen Sie diesen Abend nicht.[1]) Aber morgen Abend nach 6 Uhr und zum Abendessen, wenn es Ihnen gefällig ist. Fräulein von Imhof und meine Schwägerin Luk werden auch da sein. Ich kann Ihnen angenehme Dinge sagen. Wann wird wieder der Tag kommen, der dem Mittwoch an Schmerzen und Freuden gleicht? Heute gehe ich in die Oper. Adr. H. Richter Ch.«

58. Die Kalb als „Schöpferin einer neuen Welt" bekommt beim Weltschaffen Kopfweh. — Allerhand andere Verrücktheiten.

Brief 29 schreibt sie: »Heute Abend bin ich bis um 8 Uhr bei Fräulein Knebel. Morgen von 6 bis 9 Uhr bin ich zu Hause und für wen? — Kein anderer Geist ist bei mir. Mein Brief ist fertig, dann könnte ich Ihnen den vorlesen oder soll ich ihnen diesen schicken? Schicken Sie mir wieder Briefe. Guten Morgen, wie gehts denn Dir, liebe Seele? Ich schaffe schon wieder an einer neuen Welt.« — —

Schade, daß sie sich über diese neue Schöpfung nicht näher erklärt hat! Wird's ein Fixstern, ein Komet, ein Planet, am Ende bringt diese Dame noch unser ganzes Sonnensystem in Verwirrung, wenn sie so ohne alle Rücksicht auf die

[1]) Die Kalb hatte dem Jean Paul nichts zu sagen, was nicht alle Seligen hören könnten, ihr Gemal aber darf es nicht hören, den hat sie eben zu den Unseligen gerechnet; denn auf Erden und mit seiner Frau hat er die Seligkeit sicher nicht gefunden.

armen Erdbewohner die Weltenschöpfung fabriksmäßig zu betreiben anfängt. Das ist doch purer Größenwahn — Wahnsinn ohne alle Methode! — Die Welt in ihrer Familie, in ihrer Haushaltung bei ihren Kindern, wohin sie pflichtmäßig gehört hat, die hat sie verlassen, und nun gibt sie an, sich auf das Drechseln neuer Welten verlegen zu wollen. Arme bedauernswerthe Frau!

Brief 31, S. 31, lautet: »Ich fange an zu zittern und Todeskälte umfaßt mich. Ich kann nichts thun, bis ich weiß, ob Sie den Abend kommen. Schreiben Sie bald, damit ich weiß, ob ich auch schreiben und arbeiten kann. Oder ob — — ach, denke Dir das Widrigste, das es ist! Die Billete, die so spät kommen, sind immer Todesboten. Was ich zu sagen habe, ist sehr bedeutend. (Ach!) Mich hat ein Wort mit dem ganzen menschlichen Geschlecht bekannt gemacht und mich in ein anderes Verhältniß mit ihm gesetzt, bei dem es ewig bleibt. Deiner Seele darf es nicht verborgen bleiben. Meine Seele wird ruhig sein. Ich werde aber auch diese Wahrheit sagen von mir und Anderen und es wird, was ich einst sagte, ein Testament. Sie werden von nichts hören, als (was?) von der Wahrheit der Güte kommt. Ich will denn auch lange, lange keinen Besuch von Ihnen erwarten, so wollen, wollen Sie mich auch nie wiedersehen« — —

Brief 32: »Ich habe kein Auge geschlossen. Diese Stelle in dem Billet: ‚Warum erlaubst — die Bedingungen — zeigen kann', hat mir alle Rast genommen. Habe ich denn diese Bedingungen je gefordert, nenne sie mir, damit ich sie beantworten kann. Es steht ein Fragezeichen zu Ende und ich weiß nichts und kann nichts beantworten. Ich habe heftiges Kopfweh. Ich wünschte, daß mir dieses Räthsel endlich gelöst würde. Ich bin auch fest und gehe von keiner Wahrheit, keinem Vorsatze und keiner Ueberzeugung ab. Ewig will ich sein, was ich bin — und mein Herz und meine Seele, meine Natur nie, nie wieder verleugnen. Kommen Sie diesen Vormittag zu mir, bestimmen Sie die Stunde.«

Brief 33: »Daß ich meine Lippen auf die Wunde meines Herzens legen werde. Sei still, liebe Seele! Ich habe seit

gestern um 10 Uhr Nachts nichts Anderes gedacht. ‚Werde ruhig und hoffend.‘ Bei der ewigen Wahrheit, bei meiner Seligkeit, ich will es werden. Prüfe dich nur, was deine Liebe für mich dir ist. Ob sie deinem Herzen unentbehrlich, ob sie unendlich ist. Es ist mir, als hörte ich nur meine Liebe. Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden, ist viel erhabener, als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von dir nicht leben und nicht sterben. Heiliger Gott, gib Deinem Unsterblichen Alles — alle die Seligkeit, die Deine Erschaffenen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen! Gib ihm mein Herz, gib ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue. Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um ihn.« [1])

Brief 34: »Ach komme, ich beschwöre Dich um meine Seligkeit, komme jetzt, du wirst Ruhe finden! Laß mich nicht in den furchtbaren Leiden allein! Bis den Abend kann ich's nicht tragen. Lieber den Tod.«

Brief 35: »Kommen Sie ja, Sie müssen mich hören! Ich schreite fort, ich bin unveränderlich bis in den Tod. Bis in den Tod!«

36 (24. December 1798): »Wenn Sie für diesen Abend kein Project haben, so kommen Sie nach der Suppe, etwa um 8 Uhr, zu mir. Wir wollen zu den Kindern gehen, Punsch trinken und Clavierspielen und singen. Heinrich v. Kalb wird Ihr Besuch auch recht sein. Thun Sie aber nur, als ob Ihr eigener Genius Sie herführte, und nicht meine Bitte, damit der Weihnachtsabend ein heiliger Abend für mich werde. [2]) Das Schicksal, die Gelegenheit, Alles vereinigt sich und bald werde ich im Vaterunser sagen: ‚Dein Wille geschieht wie im Himmel also auch auf Erden.‘«

[1]) Jetzt soll der heilige Gott dieser verheirateten, vier Kinder besitzenden Dame auch noch behilflich sein zu einem neuen Mann; sonst scheint sie sich in ihrem Leben um den lieben Gott nicht besonders umgeschaut und mit dem »Beten« auch sehr wenig abgegeben zu haben; man kann die ganze Extase in günstigster und mildester Erklärung nur als einen hysterischen Anfall bezeichnen.

[2]) Wir sehen, wie in früheren Briefen sehr viel in Wahrheit und Wahrhaftigkeit gearbeitet wird; jetzt soll Jean Paul thun, als ob er im Besitze eines eigenen Genius wäre, und dieser Genius, und nicht die Bitte der Frau v. Kalb ihn dahergebracht hätte. Da haben wir es wieder mit einem sehr verlogenen Genius zu thun!

59. Die Kalb will den Jean Paul heiraten, aber nicht umgekehrt. Sie ladet Jean Paul auf „Sauerkraut und Rosenduft" ein.

Nerrlich fügt nun diesem 36. Briefe folgende Note bei:

Am 28. December schreibt Jean Paul an Otto: »Durch meinen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften ... Ch. v. K. ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten.« Er berichtet darauf, wie sie es ihm nach einem Souper bei Herder geradezu gestanden, er aber einige Tage darauf der ‚hohen' heißen Seele Nein gesagt habe. Er sehe die hohe geniale Liebe, aber sie passe nicht zu seinen Träumen, er sehne sich nach einer idyllischen, ihn an sein Jodits erinnernden Ruhe.«

Die Kalb setzte aber ihre Correspondenz mit Richter fort bis 1817 und mit der Gemalin desselben bis 1821.

Der 45. Brief. Zwei Monate nach der Katastrophe der abschlägigen Antwort Jean Paul's beginnt ein Brief an ihn (Februar 1799): Die Kinder fragen, ob Herr Richter heute nicht mit uns essen würde, weil wir Sauerkraut haben. Die Rose blüht auch noch.[1]) Warum wollen Sie mir nicht wissen lassen, was Otto über mich sagt? Ich bekomme immer nur sehr unbedeutende Briefe von ihm zu lesen.«

Nach der von Nerrlich gebrachten Note ist es sehr erklärlich, warum Jean Paul ihr nicht lesen lassen wollte, was Otto über sie geschrieben:

»Am 30. Januar hatte Otto geschrieben: Ich sann ihrem (Charlottens) Leben nach und bei aller Erhabenheit, die sie jetzt hat, fand ich doch Manches auf ihrem Weg, auf dem sie sie errungen hat, weshalb ich sie Deiner — es thut mir wehe, es zu sagen — unwerth hielt.«

---

[1]) Die Rose und das Sauerkraut
Sind Poesie und Prosa,
Das darf man nicht bemerken laut,
Man sagt es nur: sub rosa.

60. Die Kalb will eine Erziehungsanstalt begründen, und hat sonst keine Schmerzen, als von der Königin in Bayern zur Äbtissin dieser Erziehungsanstalt erkiesen zu werden. Wie der hohe Adel gereizt werden soll, seine weiblichen Sprößlinge dieser Frau anzuvertrauen.

Die von Kalb will ein Erziehungsinstitut begründen. Im Briefe 101, Berlin 19. Januar 1806, schreibt die von Kalb an Jean Paul:

»Am Donnerstag erhielt ich Ihr schönes Billet; als ich an die Worte kam: Ich schreib' eine Erziehungslehre, sagte meine Edda, ich wäre blaß geworden, und meine Hand zitterte. Ich weiß es immer mehr, daß ein Erkennen in uns ist, oder vielmehr, daß wir es selbst sind, unser Ich, was sich klar schaut, begreift und einigen könnte zu unendlichem Werden in der Geisterwelt.[1]) Mein Wunsch zu einem Erziehungsplan liegt in Ihren Händen. Die äußere Form könnte so gefaßt werden. Man gebe ein Kloster oder Abtei, die in München ist, zu dieser Absicht. Die Oberaufsicht habe eine Aebtissin. Diese Aebtissin kann nur von der Königin ernannt werden. Man kann sie in den Grafenstand erheben, wenn sie Kalb oder Riedesel heißt, und Gräfin von Ostheim nennen.[2]) Der Rauch hält viele Insecten ab und tödtet sie auch; der

[1]) »Wer sich in diese Briefe nachdenklich versenkt, dem werden sie einen hohen und reinen Genuß bereiten,« sagt Nerrlich. Wer sich in Phrasen, wie die obigen, versenkt, der versinkt in einen bodenlosen Unsinn. Unser Ich, wenn es sich klar schaut, begreift und einigt — zum unendlichen Werden in der Geisterwelt — hier fehlt offenbar ein Wort, es soll heißen: zum unendlich wahnsinnig werden in der Geisterwelt u. s. w.

[2]) Die Charlotte Kalb war eine geborne Marschalk v. Ostheim. Sie schlägt sich nun oben selber sehr bescheiden vor zur Äbtissin, und Gräfin will sie auch noch dazu werden, sonst hat sie vorderhand keine Schmerzen. Eine Äbtissin eines Erziehungsklosters — mit diesem Vorleben, das mit so vielen erbaulichen Randglossen geschmückt ist!! In dieser projectirten Erziehungsanstalt — würde es an Stoff zur Unterhaltung über die Vorsteherin nicht gefehlt haben. Es wäre bei den jungen Damen nicht nur für bescheidenes Gekicher, sondern für helles Auflachen sicher Fürsorge getroffen gewesen. Aber es kommt noch viel schöner!

Geistliche hat immer einen anderen Namen. Sie, J. P. Richter, werden Bischof von dieser Gemeinde.[1]) Ob hundert oder dreihundert in dieser unter unserer Leitung gebildet werden, ist alleseins. Bis zum zwölften Jahre ist immer von zehn Kindern eine ältere Aufseherin der Jugend, aber auch eine junge Person; einige ältere Frauen, die in Sprachen Unterricht geben, in Geographie, Geschichte, so wenig wie möglich männliche Lehrer, eine Akademie des Unterrichtes für Zeichenkunst, Musik und Tanz, jede Kenntniß der Oekonomie, sowohl in Raffinement und in der einfachsten Art, jede weibliche Arbeit.«

»Eine Vorsteherin könnte 500 fl. haben, eine junge Aufseherin 200 fl. Zwei Generationen mit aller Einsicht und Sorgfalt erzogen, so ist eine andere gesellschaftliche Welt. Wir dürften nicht mehr taufen. Das Wasser thut's freilich nicht, sondern das Wort, sondern das Wort thut's freilich nicht, aber das Thun. Aufseherinnen kenne ich einige junge Mädchen — Louise Herder, wenn sie wollte, die vielleicht selbst Vorsteherin werden könnte; nach einigen Jahren, wenn sie wollte, Edda, Frau v. Krosigk wäre für Sprachen gut, sie hat Talent, aber keine tiefen noch hohen Vorstellungen.[2]) Hoheit des Gemüthes ist etwas Seltenes. Was meinen Sie zu diesem Allen? Ich dächte, Sie reisen nach München und erschaffen diese Welt.[3]) Irgendwo muß diese Idee realisirt werden.«

»Um die Ersten des Adels zu reizen, ihre Kinder dahin zu geben, kann die Königin nur sagen: sowohl bei der Wahl der Hofdamen als der Stiftsfräuleins werden sie besondere Rücksicht auf die nehmen, die in dieser Anstalt erzogen wären. Es muß für die Erziehung etwas gethan werden, denn über Alles schlecht ist es mit der Lage der weiblichen Jugend[4]) beschaffen und in Bayern wahrscheinlich nicht besser.« — —

[1]) Wie diese Dame mit Grafendiplomen und Bischofsitzen so großmüthig herumschleudert!

[2]) Was eine tiefe Vorstellung sein soll? Hohe Vorstellungen von sich selbst hat die arme Kalb im Ueberfluß besessen.

[3]) Es ist natürlich, daß sich Richter zu dieser »Weltschöpfung« nicht hat verleiten lassen; dieser Brief konnte ihm nur ein bedauerliches Lächeln ablocken.

[4]) Daß es mit dem weiblichen Alter auch über Alles schlecht bestellt war, darüber hat die v. Kalb weislich geschwiegen.

In diesen Brief braucht man sich doch wahrlich gar nicht tief zu versenken, um den Inhalt desselben »klar« zu sehen. Das sieht ja Alles einem Document, zu einer Aufnahme in eine »Geistesheilanstalt« ähnlich! Eigentlich wäre es ein schlauer Entwurf zu einer Versorgungsanstalt zu nennen: Die Briefstellerin, Aebtissin, und Gräfin, (billiger um keinen Preis) ihre Tochter Edda und sonstige Freundinnen als Erzieherinnen, und der gute Jean Paul, als Bischof; die Taufe wird abgeschafft, dafür kommt »das Wort, aber das Wort thut's auch nicht, sondern das Thun.« Und der Adel soll gereizt werden (zwei Mal); zu diesem schlauen Geschäfte der Reizung, hat die Briefstellerin die Königin ausersehen.

61. Sie will durch ihre Anstalt eine andere gesellschaftliche Welt heranbilden, aber die nackte Wahrheit lautet: sie will Geld, um ihren zerrütteten Familienverhältnissen aufzuhelfen.

»In zwei Generationen erscheint dann eine andere gesellschaftliche Welt.« Die arme Kalb! — mit der Publication dieses Briefes allein ist sie ruinirt. Wer jetzt nach 77 Jahren es wagen würde, diesen Plan ernsthaft in Schutz zu nehmen, der würde sich auf die gleiche Erkenntnißhöhe mit der Frau von Kalb postiren. Im selben Brief sagt sie auch: »Gleichgiltig ist mir jedes Meinen und Construiren meiner Individualität.«

Logisch und sprachlich genommen, ist das auch wieder ein Unsinn. Wahrscheinlich wollte sie damit sagen, daß sie sich um die Urtheile der Welt nicht kümmere. Sie wollte die hohe Meinung, die sie von sich selber hatte, im ungestörten Besitz erhalten.

Einen tragischen Schatten auf diesen Erziehungsplan wirft ein Brief der Kalb an Jean Paul. Berlin, 30. Juni 1806:

Die Kalb klagt sich an, als ob sie an dem Selbstmorde des Obersten Kalb schuld wäre, ob durch Geldverwicklungen, in welche sie diesen ihren Gemal durch ihre verworrenen

Vermögensumstände hineingezogen, oder durch irgend eine andere Veranlassung, das ist nicht näher bezeichnet. Sie schreibt:

»Auch habe ich bedrängende Sorgen und meine äußere Lage ist unsicher. Es wird mir sehr schwer, an Sie zu schreiben, denn es ist zu viel, was zu sagen wäre, und worüber ich Sie gerne hörte. In solcher Lage ist das Schreiben unmöglich, besonders da ich weiß, daß Sie mir auch nur spärlich antworten.«

»Obzwar schon oft der Besitz unseres Vermögens gesichert schien, so sind doch alle Bemühungen zusammengestürzt und vernichtet worden. Und in solchem Sturme eines widerwärtigen Daseins, wo äußeres Unglück sich häufte, verläßt der Obrist von Kalb diese Welt. (Er hat sich im Frühjahre 1806 erschossen.) Er, der ein so bitteres Los finden mußte durch mich.[1]) Wie es mir nun unmöglich ist, mir etwas zu wünschen, mir eine äußere Mühe zu geben. Ich lebe von einer Stunde zur anderen, und obgleich die dunkle Zukunft, kann ich doch keine kleinliche Sorge haben. Auch weiß ich nun, daß alle die anstrengende Bemühung, für Erziehung zu sorgen und dergleichen, nichts Anderes war, als diesen Schlag, diese schwere Entscheidung abzuhalten.«

Hier deutet die Kalb an, daß ihre Erziehungspläne wirklich nur auf eine Verbesserung ihrer Vermögensumstände berechnet waren. Die Kalb war 1783 mit Julius Alexander von Kalb vermält. Ihr erster Sohn Friedrich von Kalb war geboren 1784. Schon 1788, sollte sie sich auf Anrathen Schiller's von ihrem Manne trennen. 1796 beginnt ihre Correspondenz mit Jean Paul.

Ueber ihre bedrängte Lage gibt die fernere Stelle desselben Briefes Auskunft:

»Ich habe an die Königin von Bayern geschrieben und um eine Pension für meine Kinder gebeten; auch Mehrere haben

[1]) Das war eben der unglückliche Gemal dieser Kalb, wie aus dem Stammbaum der Familie in Nr. 70 des Vorliegenden zu ersehen. Ob die verworrenen Vermögensverhältnisse allein ihn zum Selbstmorde verleitet, oder auch das traurige eheliche Verhältniß mit seiner Frau dazu beigetragen — ist nicht erwähnt.

sich in derselben Absicht bemüht, ich muß nun den Erfolg abwarten. Auch andere Ansprüche habe ich noch, um die ich nun noch mehr Recht habe mich zu bewerben. Ich hoffe jeden Tag« — —

62. Die arme Kalb stellt in ihrer Geldnoth ein Ansinnen an Jean Paul.

Die arme Kalb muß in ihrer Geldverlegenheit ein wunderliches Ansinnen an Jean Paul 1809 gestellt haben, daß er sich ihrer in Berlin annehme, ganz Deutschland um Hilfe rufe; am 9. September 1809 schreibt Jean Paul an Emanuel (Seite 133).

»Die tolle Bittschrift an die Berliner werde ich nicht schreiben, welche ohnehin, da ich nicht da wohne, zu viel Anmaßung meines Namens voraussetzt. Aber vollends an Deutschland .... Was geht sie Deutschland an? Müßt' ich mich nicht schämen, es zu bekennen, daß ich für eine Person, welche als Adelige noch immer Hilfsquellen haben muß, welche selber ökonomisch so oft mit Phantasterei und Leichtsinn handelte und deren Leiden doch z. B. gegen die Leiden eines Hausvaters mit Familie ein kleines ist, ganz Deutschland aufgerufen!«

Ihre Tochter Edda wurde bald darnach Hofdame beim Prinzen Wilhelm zu Berlin. Sie selbst bekam vom Hofe aus Arbeit, man wollte ihr auf eine anständige Art ein Almosen geben.

Der letzte Brief an die Frau Richter (von der erblindeten Kalb dictirt) ist aus Berlin, 26. Januar 1821. Die früher reiche Frau mußte in Armuth sterben. Jean Paul sagt: Sie selber habe durch ihren Leichtsinn ihr Vermögen verloren. Die arme bedauernswerthe Frau hat sicher über ihre Verirrungen nachgedacht, und aus ihrer von ihr selbst gemachten Grabschrift geht hervor, daß sie dieselben auch bereut haben wird. Für ihre doppelte Dichter-Hingabe hat sich die Aermste von den Dichtern und von der Welt keinen Dank erworben.

Es ging Jean Paul mit dieser früheren Bekanntschaft, wie es Wieland und Goethe mit der La Roche ergangen, dem Goethe erschien die alte La Roche, als sie in Weimar anlandete, als »eine gespenstische Erscheinung.«

63. Palleske gibt die Gedenkblätter der armen Frau heraus und stellt an den Leser sonderbare Ansinnen.

Wir haben zuerst eine Charakteristik der Kalb aus ihren Briefen zu entwerfen gesucht. Wir kommen jetzt zu ihren Gedenkblättern, welche die Kalb, in Jahren vorgerückt, an bitteren Erfahrungen reich geworden, nachdem der Jugendzauber mit seinen unhaltbaren poetischen Flittern eingebrochen war — in Berlin — von Unterstützung hoher Herrschaften lebend, abgefaßt hat. [1])

Es ist geradewegs auffallend, wie die Special-Literarhistoriker selten dazukommen, die Worte aus den Schriftstücken der bearbeiteten Persönlichkeiten anzuführen und die Thatsachen aus dem Leben im ruhigen Gang vor den Augen der Leser verlaufen zu lassen. Es wird da immer viel zu viel in oratorischem Schmuck, in declamatorischen Phrasen gearbeitet, wo der historische Faden abreißt, werden enthusiastische Aufrufe an den Leser losgelassen, er soll dort mit Redekünsten zur Begeisterung fortgerissen werden, wo die trockene Geschichte keine vortheilhafte Wirkung auf ihn hervorbringt.

Palleske sagt Seite XI, Einleitung:

»Nicht das Bestreben, bei dieser Gelegenheit den Glanz von Dichternamen zu erhöhen, treibt mich zu diesem Schritt (der Veröffentlichung ihrer Denkwürdigkeiten). Wiewohl es nahe läge zu sagen: wie gewinnend müsse diese Persönlichkeit auch im Umgange gewesen sein, daß eine Frau von dieser Lebensstellung, diesem Aeußern, von diesem in ihrer und der Welt Meinung doch noch vorhandenen Reichthum den Ringenden und Armen eine so begeisternde Hingabe weihte, ja daß sie, nachdem Jene die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft unsicher gemacht

[1]) Charlotte für die Freunde der Verewigten. Herausgegeben von Emil Palleske. Mit dem Porträt der Verfasserin. Stuttgart. Krabbe 1879.

hatte, daran dachte, die sie fesselnden Bande zu lösen und was doch sehr gesund und richtig gedacht war, Jenem als Gattin in ein Leben voll ruheloseſter Geistesarbeit zu folgen. Wer hebt den ersten Stein gegen eine Frau auf, die für den ausgesprochenen Liebling der Nation die zärtlichste Neigung empfand? Ebenso wenig will ich das Bild dieser Frau durch den Glorienschein der Freundschaft verschönern, welche ihr von Männern, wie ein Schiller und später Jean Paul, angelobt wurde. Wiewohl der Gedanke nicht minder nahe liegt: Welche Zaubermacht muß diese Frau besessen haben, daß zwei Dichter von so verschiedener Geistesform ihr mit aller Schwärmerei, deren jene hochgesinnte Zeit (!) fähig war, huldigen konnten, ja daß Jean Paul — davon liegen gedruckte Zeugnisse vor (Förster II. S. 14) mit sinnverwirrenden, heimlich bestrickenden Liebesreden sie zu der Anfangs nur mit Zögern erfaßten Hoffnung verlockte, es sei für ein Bündniß für's ganze Leben abgesehen.«

Das Pathos der Redekunst gipfelt in der Frage: »Wer hebt den ersten Stein auf gegen eine Frau, die für den ausgesprochenen Liebling der Nation die zärtlichste Neigung empfand!«

Was soll das heißen:

1. Wer will denn einen Stein aufheben? Es handelt sich da gar nicht um eine Verurtheilung der armen Frau, die in ihren alten Tagen genug für den Leichtsinn ihrer Jugend zu leiden gehabt. Wir fragen aber nun verheiratete Männer, ob sie mit einer Frau, — und Väter, ob sie mit einer Tochter zufrieden wären, die sich von ähnlichen Neigungen, wie die Kalb, hinreißen läßt? Wir fragen ferner Gatten und Väter — ob es in Beziehung auf ihre Frauen und Töchter ihnen genehm wäre, das Leben von Damen, wie die Kalb, in ihrem Hause gerühmt, als ein Muster der Nachahmung aufgestellt zu sehen? — In diesem Proceß sind aber doch Gatten und Väter sicher die competenteſten Richter. An das »Vorrecht des Genies«, in derlei die Familie berührenden — sie im eventuellen Falle moralisch vernichtenden Ereignissen, — an dieses Vorrecht des Genies, von dem Goethe in der Leichenrede auf Wieland gesprochen, können Gatten und Väter

keinen Glauben und kein Vertrauen haben. Die Verbreitung der Unsittlichkeit durch plausible, entschuldigende und beschönigende Darstellung ist weder ein Recht noch ein Vorrecht; wenn es Goethe dem Wieland — in die Grube nachrühmt — so muß doch Jeder, der mit diesem Vorrecht in seinen juridischen Studien nicht einverstanden ist, auch das Recht haben, seine Ansicht hierüber auszusprechen.

Man kann viele die Schuld der armen Frau vermindernde Momente auffinden — ihre Zeit, ihre Erziehung, ihre Lectüre, der Werther-Schwindel — in dem der Mensch, der sich demselben hingibt, keinen Gott, kein Gebot, keine Pflicht mehr kennt, und nur beflißen ist, dem Dienste seiner Leidenschaft Alles zu opfern, um sogar im Mißvergnügen und Verzweiflung über die Störung seines eingebildeten Lebensglückes zum Selbstmord seine Zuflucht zu nehmen; man braucht also die arme Frau nicht mit liebloser Härte zu verurtheilen — Steine auf sie zu werfen — es wäre aber andererseits doch eben auch eine — (das Wort ist schwer, aber wahr) eine Dummheit, die ganze Lebensthat dieser armen Frau — so zu verhimmeln und zu verklären, daß sich junge Menschenseelen, die der Thorheit noch leichter zugänglich sind, dieses Leben als ein Muster und ein Vorbild anschauen, und sich gar nichts daraus machen, in ähnlichen Fällen sich ähnlichen Verirrungen mit »Genien der literarischen Welt« hinzugeben.

Palleske stellt auch den Satz auf, man solle die Schriftstellerin unabhängig von ihrem Herzensschicksale beurtheilen:

»Das Recht aber, unabhängig von ihren Herzensschicksalen als Schriftstellerin beachtet zu werden, ist Charlotte von Kalb schon von einer sehr gewichtigen Stimme zuerkannt worden und es ist Zeit, dem Publicum ein Buch in die Hand zu geben, welches bereits in der Literaturgeschichte bezeichnet ist.«

Ein Autor hat nur dann das Recht unabhängig von seinen Herzensschicksalen beurtheilt zu werden, wenn er etwas schreibt, was mit diesen Herzensschicksalen durchaus in keinem Zusammenhange steht; anders aber stellt

sich die Frage, wenn er schriftlich als Autor gerade nichts Anderes als seine Herzensschicksale und was mit diesen im nächsten Zusammenhange steht, behandelt. Dann läßt sich doch die Geschichte nicht von der Thatsache trennen, und beide müssen zugleich beurtheilt werden. Es ist eine traurige Erscheinung, immerfort Behauptungen und Declamationen dann und dort in voller Arbeit zu sehen, wann und wo den Leuten die Logik abhanden gekommen ist! Die Scheu vor der Logik, vor der richtigen Gedankenfolge, ist geradezu in vielen Branchen der Literatur epidemisch geworden!

Es ist aber auch keine lohnende Arbeit, die Leute auf ihre Conflicte mit den Denkgesetzen aufmerksam zu machen, denn in der Regel sind sie sehr weit entfernt, ihre Fehler einzubekennen; sie wollen mit der Logik nichts zu thun haben, weil sie dabei zu Schaden kommen, und da fangen sie wieder an zu declamiren, das oratorische Schwungrad in Bewegung zu setzen, und dem frechen Menschen, der es gewagt hat, ihre Illusionen zu zerstäuben, ihre Nebel wegzublasen, des Fanatismus, der Bornirtheit, des Unverstandes anzuklagen, und ihm, das ist gewöhnlich der letzte Trumpf: den Fortschritt und das ganze 19. Jahrhundert an den Hals zu schicken.

64. Palleske über die „Religiosität" der Kalb.

Der Autor redet Seite XVIII. von Charlotte's Religiösität und sucht diese durch folgende Daten in Reimen und Prosa festzustellen:

»Charlottens tiefe Religiösität ist nicht etwa nachträgliche Einkehr des Alters. Schon ein Gedicht aus ihrer Jugendzeit (Merkur 1782 II. S. 1118) spricht ihre frommen Empfindungen beim Tode ihrer Pflegemutter in kunstlos schlichten Worten aus:

»Nimm ihn hin den Dank, du heil'ge fromme, — Gute, sanfte Dulderin,
Meine Thränen, bis ich komme. — Und wie du vollendet bin.
In der Stunde, wo die morsche Hülle — Deiner Seele sich von ihr getrennt,
That ich heilige Gelübde in der Stille, — Die ein Engel dir vor Gottes Throne nennt.

Freud' und Wonn' umstrahlt, wie Glanz von Kronen, — Selige vor diesem Throne dich,
Wiederseh'n der Deinen wird's einst lohnen — Unter deinen Kindern, Mutter, find'st du mich.

»Sie, die so als junges Mädchen dichtete, sagt als Greisin: Die Beschaulichkeit ist das beste Los sowohl der Weisen, wie des Alters. Der höchste Grad ist Religiösität. Religion ist Gedanke, Hilfe, Rath, Entfaltung, Erhöhung und das Gebot: ‚Du sollst nicht tödten', im sublimsten Sinne erkannt. Das qualvolle Sinnen der Frömmelei ist wie sinnliche Erregung, und wäre es im schönsten Gedicht, gleich schwächend und erbarmungslose Tödtung. Durch die Befreiung gewinnen wir.«

Wir sind weit entfernt, der armen Frau die Frömmigkeit in ihren alten Tagen absprechen zu wollen, aber das obige Gereimte und Ungereimte als Beweis für die und als Definition der Frömmigkeit anzunehmen, müssen wir uns wieder im Namen der Logik verwahren! Was die Kalb da in Prosa schreibt, ist gedrechseltes Phrasenzeug ohne Kern und ohne Sinn, es ist geradewegs — ein Unsinn!

Palleske aber, der diese Dame mit aller Ritterlichkeit behandelt, sagt über die obige Frömmigkeitserklärung:

»Mit dieser Leben schaffenden und erhaltenden Frömmigkeit verbindet sich von selbst die Wahrhaftigkeit, die der Verfasserin nicht gestattet, zu verschweigen, was über sie Schlimmes oder Tadelndes gesagt wird und worin sie sich selbst schwach und tadelnswerth erscheint. Ebenso wenig verhehlt sie aber auch das Lob, welches sie erhält, weil ihre Erkenntlichkeit dafür stärker ist, als die Furcht, durch solche Wiederholung eitel zu erscheinen.«

Wir können nur zugeben, daß die Kalb fromm war, auch daß sie wahrhaft gewesen ist; diese beiden Eigenschaften aber verhindern gar nicht, daß die versuchte Definition der Frömmigkeit, jedes Sinnes, jedes Zusammenhanges und der Logik total entbehrt.

Was die von der Kalb verfaßten Gedenkbücher anbelangt, läßt sich darüber sagen: Sie haben einiges Interesse, sie zeigen, daß die Kalb wirklich ein

poetisches schilderndes Talent besessen hat, was über die schriftlichen Auslassungen der Stein nicht gesagt werden kann.

65. Das Leben der Kalb in ihrem Elternhause. Hohe Besuche.

Die Kalb schildert ihr Leben im Elternhause. In Ermanglung von Heldenthaten, die ihre Ahnen auf ihrem Stammschlosse verübt haben, erzählt sie von großartigen Jagden. Sie berichtet den plötzlichen Tod ihres Großvaters während einer Jagd, daß er Tags vor seinem Tode eine Ahnung davon gehabt, wie er auf Zweigen von den Jägern nach Hause getragen wird u. s. w.; wir erfahren, daß im Schlosse großartige Gastfreundschaft geübt worden ist.

Sie erzählt z. B., wie eine Gräfin R., Schwester ihres Vaters, mit zwei Töchtern zum Besuche kam. Als die Wärterin die beiden Kinder durch den Ahnensaal führt, fällt ein Ahne (im Bilde) herunter, eines der Mädchen erschrickt, bekommt Fraisen und stirbt. Die Kinder mußten nach der Schilderung katholisch gewesen sein, denn die Kalb schreibt:

»Die schöne Kindesleiche lag in der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen, mit Kerzen erhellten Capelle. Chorknaben schwenkten Rauchwerk, die Pater sprengten Weihwasser. Weinend bewundernd umringten wir das holde Bild, ein Kind konnte wohl meinen: so sei die ewige Schönheit! Lorchen (die Schwester der Kalb) war besonders dadurch bewegt und entzückt und als wir die Capelle verlassen sollten, rief sie: ‚Laßt mich hier, ich will mit ihr sein'.«

Es ist der armen Kalb zu verzeihen, daß sie ihr Ahnenschloß mit Phantasie decorirt. Nach katholischem Ritus ist beim Einsegnen einer Leiche ein Rauchfaß im Gebrauche, das trägt ein Chorknabe oder Kirchendiener, und wenn auch mehrere Geistliche bei einem Leichenbegängnisse mitgehen, so besprengt nur mit einer bestimmten Gebetform einer (der Celebrirende) den Sarg mit Weihwasser.

Das sind allerdings nur kleinliche Bemerkungen; aber sie zeigen uns, wie die Schilderungen des Lebens

auf der Stammburg mit verzeihlicher Vorliebe decorirt worden sind.

Manche Schilderungen sind ergötzlich, so z. B. die der Schloßhunde im vergangenen Jahrhundert:

»Fritz stand längst am Fenster. Da rief er: ‚Da kommt der Caro gesprungen!' Die Thüre wurde geöffnet; schnaufend warf sich der Windhund zu den Füßen des Knaben, der sorglich die blecherne Kapsel öffnete und das Blatt las: ‚sie kommen, sie kommen, auch von Nordheim mit allen Kindern, die jetzt laufen können!'«

»Daß die Hunde früher mehr dressirt waren als heute, wird Manchem noch bekannt sein. Die Windhunde von Welterhausen waren Träger der Zeitungen von da nach Nordheim, auch die schönsten Hunde der Art.«

Die väterliche Burg und die Gastfreiheit daselbst wird von der verarmten Burgtochter mit Poesie gerühmt.

S. 18. »Oefter besuchten Reisende den Park. Ein Reitender eilte voran, um anzuzeigen, daß man auf der Fahrt nach Kissingen hier weilen möchte. Die edlen Herren (von Welterhausen) eilten den Reisenden entgegen, geleiteten dieselben über die Gartenebene, den Schlangenpfad hinan herab in den Wiesengrund und Herr v. Ostheim (der Vater der Kalb) sprach: ‚Den schönen Tag traulich zu feiern, vereinigten wir uns heute allhier; zufrieden und heiter sind wir wohl, doch Eines hat noch gefehlt, das Glück! Dies gewähren Euer Durchlaucht uns in Ihrer Gegenwart.' Dann ward in heiterem Gespräche noch festlicher gelebt.«

(Der hohe Besucher dessen hier gedacht wird, und der wohl der nobelste und höchste aller Besucher gewesen ist, unter »den Reisenden, die öfter den Park besuchten«, war Ernst Friedrich Carl Herzog von Sachsen Hildburgshausen † 1780.)

»Wie oft sprach der Hofprediger Pfranger[1]) mit Verehrung von dem Herzog, pries dessen seltene Persönlichkeit und so

[1]) Pfranger war der Verfasser des Schauspieles: »Der Mönch vom Libanon, ein Nachtrag zu Nathan der Weise.« Von J. G. Pfranger. Dessau 1782. Es hat dieses Stück in der deutschen Literatur bisher

kenntnißreichen Sinn; Talente zu begünstigen, war ihm besonders bedeutsam. Ueberströmend von Erinnerungen, wenn er über Literatur sprach, bezeichnete er den Hörern die Schönheit mancher Dichtung mit feinster Unterscheidung. Als ich die Ehre hatte, den Herzog in Hildburgshausen zu sehen, sagte der Fürst: ‚Gern gedenke ich noch des Tages, den ich bei Ihren Eltern verlebt. Ihr Vater wünschte, ich möchte im nächsten Jahre wieder allda sein, ich erwiderte: Dieser Tag war, wie alles wahrhaft Echte, ein Solitär, ein gleicher kommt doch nicht wieder.‘ Alle waren von dieser Rede bewegt; ich fühlte, was ein Dichter sagt: Die Seelen leuchten unter dem Schleier der Thränen.«

Wer möchte es der armen, erblindeten, in Noth lebenden Frau für übel halten, wenn sie in ihren alten traurigen Tagen, die Glanztage ihrer Jugend im väterlichen Schlosse auffrischt und ausschmückt. Der Vater der Kalb starb bald nach diesem hohen Besuche, am 28. October 1780.

66. Sie kommt in's Benedictinerstift Banz.

Einen Besuch im Benedictinerstifte Banz (Ober-Bamberg gegen Koburg zu) schildert die Kalb, wie folgt (Seite 20):

»Endlich ging es auch zum Kloster Banz. Zwei Frauen, Sohn und Neffe, begleiteten die Gräfin R. Verwandte dieses Geschlechtes waren als Benedictiner in diesem Kloster und öfter zu Aebten erwählt worden. Meine Tante wurde sehr ehrenvoll empfangen, was zu bemerken ist, da sie damals noch nicht das katholische Bekenntniß abgelegt.«

»Wenn nicht in der Kirche, an der Tafel oder auf Lustfahrten, so ward die übrige Zeit an Spieltischen zugebracht, und in diesen Tagen ward auch viel von der Erscheinung der 14 Heiligen gesprochen. Die Sagen waren verschieden, von wem sie gesehen, wie und wo. Auch sagte man lächelnd: Die Heiligen meinen wohl, Ihresgleichen hier nicht mehr zu finden,

---

aus guten oder schlechten Gründen sehr wenig Beachtung gefunden und es hat doch außer dem christlichen Inhalt entschieden einen poetischen Werth. Pfranger war sicher eine der edelsten Erscheinungen unter der protestantischen Geistlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts. Den Freimaurern und Juden ist freilich »Der Mönch vom Libanon« eine mißliebige Störung gewesen.

weil sie in so großer Anzahl erscheinen. — Dieses von Einigen mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte immer wiederholte Gespräch über diesen Gegenstand mußte wohl einem Kinde auffallend sein, und so fragte ich denn mit forschendem Blick: Was ist denn ein Heiliger? Da sprach ein Pater: ‚Ein Jünger des seligen Benedict kann durch seinen Beistand ein Heiliger werden, — ‚Wie aber werden sie dies?' — ‚Durch den Glauben an Jesu Christ, durch Gebet und Leiden.' — ‚Die aber nun gesehen werden, sollen ja Alle längst gestorben sein.' — ‚Da sagte wohl ein Witzling (denn Reisende aus anderen Ländern waren auch zugegen): ‚Benedict hat keine treuen Diener mehr, daher sendet er nur Schatten.' — ‚O nein, aus den Gräbern sind sie gekommen, wie im Evangelio steht, daß die Auferstandenen in Jerusalem erschienen. Wegen der Gunst, daß uns diese Erscheinung hier ward, wird nun ein Dom errichtet zu ewigem Dank und Gebet.' — So sahen wir auf dem weiten Riesengrunde Steinblöcke auf den Stellen, wo die Heiligen gestanden, und wo nun der Dom errichtet werden sollte. Auch die Namen wollte ich wissen, denn ich war wohl die Gläubigste, doch wurde ich nicht belehrt, vielleicht aus Mangel der Zeit oder weil man die Namen noch nicht erwählt hatte. Reichliche Spenden wurden zu diesem Baue dargereicht und auch von uns freudig gegeben. [1])

67. Guter Wille, aber fürchterliche Confusion erfüllt von Vossens Louisen-Theologie.

Sie erzählt ferner: Seite 21.

»In diesen Tagen sah man häufig Fallsüchtige auf den Straßen von Mönchen und Laien umringt, die da sagten: ‚da liegt wieder einer, der vom Teufel besessen ist.' Andere nannten es das heilige Uebel, denn nur der Herr könne ihn davon erlösen. Wenngleich die Verstellung oft es in Anspruch nahm, so pflegte man doch solchen Nothleidenden von der wohlbesetzten Tafel Speise und Trank zu schicken. Wohl war es in diesen Jahren, wo die aus manchen Ländern vertriebenen Jesuiten besonders in den Bisthümern Aufnahme fanden. Unter diesen

[1]) In einer Note heißt es: Kloster der 14 Heiligen wurde 1772 vollendet.

fanden sich Bekannte des Grafen und auch ein Bruder der Frau Adami. Täglich sahen wir Männer in schwarzer Kleidung, sanften, edlen Betragens, selbst beschäftigt oder belehrend in Schrift und Zahlen, öfter uns in Büchern Bilder zeigend und sodann ihre Legenden erzählend. So vergingen die Abende in Befriedigung eines verlangenden Sinnes und so ward in diesen Tagen auch uns eine ideelle Unterhaltung. Die gütige Frau war ohne rege Theilnahme zu bezeugen, stets mit Gelassenheit beschäftigt, feurig in der Pietät. Wie oft kniete sie vor einem Madonnenbild oder vor einem Crucifix mit solcher Inbrunst betend, daß Jedes die Hände faltete, mit dem Gefühle der Allgegenwart. Es ist eine Macht in dem kindlichen Gebet, das noch nicht weiß von der Noth, die um Hilfe fleht, kein Verlangen noch Sehnen kennt, also Empfangen allein.« —

Wenn man diese Gedenkblätter durchliest, bekommt man von der Kalb ein ganz anderes Lebensbild, als dasjenige, was ihre phantastischen Jugendbücher uns liefern.

Sie hatte wirklich zum Troste ihres Alters Religion sich angeeignet, freilich oft sehr unklar, sehr confus, aber doch durchwegs voll redlichen Willens.

So schildert sie ihre Gefühle in der Kirche:

»Als das Bekenntniß am Altare ausgesprochen war, mit dem Verlangen, daß der Geist immer reichlicher die göttliche Wahrheit erkenne und die Segnung empfange, erklang das Lied vom Chor in reiner voller Melodie: ‚Wir glauben All' an Einen Gott.' Vermächtniß: Gebot: ‚Wir glauben All' an Einen Gott.' Wer vermöchte auszusprechen, was damals mein Gefühl und Gedanke war? Wenn der Geist tausendfältig dieses Wort, diesen Ausdruck suchte und die Grade dieser Erkenntniß unterscheiden möchte, so ist das Amen: ‚Wir glauben All' an Einen Gott.' In ihm leben, weben, sind wir! Unnennbares, Unermeßliches, wer vermag es zu denken!«

So arbeitet die Kalb eine Weile fort in der Voß'schen Louisen-Theologie; ähnlich der verhexametrirten Dogmatik des »redlichen Pfarrers von Grünau«, der mit dem Knasterdampf auch seine verdämpfende Glaubenslehre aufwirbeln läßt, und nachdem er am Schlusse jedes Capitels die Pfeife ausklopft,

von seiner Frau, der Tochter und dem redlichen Hausknecht, wegen der unaufhaltbaren Ausbrüche seiner Gelehrsamkeit bewundert wird.

Wenn nun die arme Kalb in dem rationalistischen Gewässer ihrer Zeit eine zeitlang herumgeschwommen, landet sich doch wieder bisweilen auf einem positiven Boden auf wandelbarem Erdreich;

S. 55. »In dem heiligen Bund des Wortes, in dem Sacrament haben wir uns dem Erlöser genahet und wir dürfen nun beten: ‚Vater, der Du bist im Himmel des Geistes, Deinen Namen, Deine Eigenschaften hast Du uns geoffenbaret, Gemüth und Geist geheiliget. Dein Wille geschehe durch uns. Täglich genießen wir das Brod des Lebens und wollen es Andern mittheilen.'«

»Kein Uebel ist mehr für Jene, welche Glieder sind Jesu unseres Herrn und Heilandes. Denken wir, die Menschheit sei da zum Sterben, denn der Herr will Alles zur Vollkommenheit leiten; der Wunsch glücklich zu werden, ist in uns, so wendet nun eueren Blick zum Vater des Lichtes, zu dem göttlichen Sohne; die Erlösung ist uns mehr des Glückes als wir auszusprechen vermögen« u. s. w. u. s. w.

68. Berichte über ein Trappistenkloster und die Frau von Stein.

Ueber ein Trappistenkloster berichtet die Kalb (Seite 117) Folgendes:

»Eines Kriegsgenossen (ihres Bruders) wiederholte Erzählung der Stunden, welche einige Officiere in dem Kloster La Trappe bei Brest zubrachten, sei erwähnt: In einem hügeligen Waldthale war dieses Kloster aus rohen Steinen erbaut, um Schutz gegen Ungewitter und rauhen Sturm. Schon in dem Vorhofe, wo einzelne Weiden und Tannen standen, knieten Mönche, andere übten Büßungen, und einige lagen ausgestreckt auf steinernen Kreuzen. In dem Kloster wurden wir mit dem Zeichen der Demuth empfangen, vor welchem der Muth erbebte. Reichlich, doch einfach bereitet war die Kost. Der Abt war allein mit uns bei der Tafel. Er war nicht der Aelteste, doch

ward ihm die Anschauung der Palme des Friedens, die nur in der Entsagung irdischer Ehren, und der Ueberwindung der Leiden entsprießen kann. Kein Mönch durfte unsere Fragen beantworten, nur der Abt bejahte oder verneinte. Die meisten so sie hier sehen, waren vormals Chevaliers de St. Louis.«

»Was konnte sie zwingen, diese strenge Regel zu erwählen? Hat Keiner Sehnen nach Verwandten und Freunden?«

»Vergessen ist, was sie zu uns geführt. Sie harren hier durch die Gnade auf das Verlöschen jeder Erinnerung an die Vergangenheit. Wir gingen durch die ungebaute Wildniß, die mit Leichensteinen und ästigem Gestrüpp bedeckt war. Der Abt und mehrere Mönche geleiteten uns zur Pforte; er stand und segnete mit dem Zeichen des Kreuzes. Die Pforte ward eröffnet; es dröhnte im Sinn, sprach Einer, der daselbst gewesen, als nun der Riegel vorgestoßen wurde. Bangen empfanden wir, als hätte ein Jeder den Aschenkrug seiner Freuden umfaßt. So verließen wir das Thal. — Was ist am Leben, was kann es uns geben, wenn nach den Stürmen der Tage, nun solche Leiden Balsam sind!«

Ueber die Frau von Stein berichtet die Kalb Folgendes:

(S. 163.) »Vor zehn Jahren wohl hatte ich sie (die Stein) in Meiningen gesehen. Sie besuchte daselbst alte Bekannte und erwarb neue Freunde. Denn es ist Seltenes aber Erfreuliches ein Weib zu erblicken, welches den Jahren nach Matrone genannt werden könnte, und noch die sanfte Neigung grünender Gesinnung erregt. O, ich sehe sie noch! Bedacht, gewählt war ihre Kleidung, als ich sie in Meiningen sah. Weißer Taffet — im braunen Haare eine dunkle Rose, vom Blondenschleier fast bedeckt; und also reichlich war auch dieses Gewand geziert, und so gedenke ich auch, daß wir uns alle rosenfarbene Schuhe machen ließen, weil sie ihr (?) so wohlgekleidet. Nun fand ich sie zwar verändert, doch bleibt der Schein alles Glückes dem Menschen eigen. Wenngleich auch vieles mit der Zeit vergeht, war stets ihr äußerer Zustand gesichert (?). Erwogene Berechnung bestimmte ihren gewaltsamen Einfluß in manchem Verhältniß; gleichmäßig ohne Betonung ihre Rede. Bald nach diesem ersten Sehen theilte sie mir schon manches von Goethe mit, was später gedruckt worden, oder auch nicht erschienen ist. Eines nur habe ich im Leben zu betrauern: das vielfältige Vergessen und

Verlieren aus der Erinnerung. Hätte ich wie Andere ein Tagebuch geführt, was würde ich nicht haben sagen können. So las ich begierig Manuscripte und auch Briefe wurden mir vertraut, besonders einer merkwürdig. Wer hätte es wohl errathen können! also schrieb Goethe an Wieland (denn in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar war dieser ihm der Vertrauteste): »Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, nicht anders erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterduft. Ich habe keinen Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All.' — Also intensiv war dies mit bedeutsamem Ausdruck bezeichnet. — Blüthen — so er gestreut, was er in keckem Taumel hingeworfen, — wie Vieles ist gesammelt! So war auch dieser Spruch aus seinem Leben: ‚Der Muth des Lebens ruht im Bewußtsein der ewigen Allheit', darauf gibt Charlotte Kalb noch ihren Text dazu mit den Worten: ‚Dies ist keine Mystik, sondern nur die heilige Wahrheit, die immer mehr verstanden werden soll.«

69. Phrasen über Phrasen. Verkehr mit Herder.

Wenn doch diese Damen ihre geistreichen Bemerkungen an sich halten könnten! — Ob das obige von der Seelenwanderung und das nachfolgende vom »Muth des Lebens, der im Bewußtsein der ewigen Allheit seine Ruhestätte gefunden«, — ob das Goethe gesagt oder nicht gesagt hat, es ist und bleibt ein Unsinn. Und wenn man die Kalb mit Energie gefragt hätte, was denn diese ewige Wahrheit, die immer mehr verstanden werden soll, eigentlich ist, so würde sie wieder mit einer neuen, einem verworrenen Zwirnknäuel ähnlichen Phrase geantwortet haben. Wie besonders diese Citate, von Frauen angeführt, mit der größten Vorsicht zu behandeln sind, das werden wir in einem Capitel: Bettina Arnim nachweisen, welche Goethe'sche Briefe zu ihrer Selbstverherrlichung erfunden, oder zu ihrem Vortheile umgeändert, und mit den artigsten Complimenten und Schmeicheleien an sich selbst gerichtet, ausgeschmückt hat.

Dazu setzt die Kalb noch: »Das Grab der Charlotte von Stein grünt, längst von Blumen und Moos bedeckt. Auch er entschlief, und der Pilger sucht ihn schon in seiner fürstlichen Gruft.« —

Nach den neueren Nachrichten weiß in Weimar Niemand mehr, an welcher Stelle die Stein begraben liegt; also ist es gefühlvollen Gemalinnen nicht einmal vergönnt, sich ein Sträußchen von Blumen und Moos zu pflücken, und es in ihren »Blättern für häusliche Erbauung«, plattgedrückt, — kräuterbuchartig aufzubewahren. Goethe wird in seiner fürstlichen Gruft von andächtigen Pilgern, aber auch von gewöhnlichen Reisenden, ohne Andacht besucht.

Besucher bei den Dichterfürsten, wie die zwei Norddeutschen, die der Schreiber dieses einmal in der Gräberhalle getroffen, stehen selbstverständlich nicht vereinzelt da; der Eine sagte: »Hör'n Sie, hier ist's verflucht kalt, feucht und modrig, schau'n wir, daß wir hinaufkommen!« »Ganz wohl, meinte der Andere, »wenn man aber schon in Weimar ist, so muß man doch auch sagen können, daß man sich auch diese Geschichte angeschaut hat, das gehört zur Aesthetik.«

Die Gruft gehört auch nicht dem Goethe, der Pilger sucht ihn nicht in seiner, sondern in der fürstlichen Gruft, denn die Gruft gehört den Herzogen von Weimar. Das sind wohl Lappalien der Syntax und Wortfügung, aber von derlei Sprachtorquirungen wimmelt das Buch; bei alldem aber muß man wiederholen, daß die Kalb weitaus mehr Poesie, Schwung und die Kunst anziehender Schilderung besessen hat als die Stein, die sich in ihren Aufschreibungen zumeist im Kreise ihres Haus- und Familientratsches herumgetrieben hat.

Seite 168 sagt die Kalb über ihren Verkehr mit Herder: »Herder erscheint mir als das Haupt einer Hierarchie, Anschauung des Geistigen in der Menschheit, gleichsam der Magnet, der anzieht und bewegt, solche Macht wirkt ewig in dem Ideellen die Gestaltung (!). Gottfried Herder belobte auch Neuerungen nicht, welche die Potenz des Geistes schwächten (!) Hierarchie ist zwar immer, wenn auch nicht in sichtlichen Graden in jeder Wissenschaft, und oft regieren da zu gleicher Zeit zwei, auch drei Päpste (!) — u. s. w.

So schwefelt die Dame noch eine vollgedruckte Seite fort und fort; und am Schlusse des abgebrannten Feuerwerkes zerspringt ein mit Schwefel, Salpeter und Kohlen eingepflasterter Pöller mit lautem Krachen, zum Betäubtwerden, ein wahrer Kolossalunsinn:

»Wandellos ist die Fähigkeit zum Licht der Freude, aber dieses Licht ist also subtil, daß ein Hauch es zu verlöschen vermag.«

Es ist eine psychologische Erfahrung, daß sehr oft ästhetisch angehauchte Damen, die sich im Kreise von Dichtern und Philosophen herumgetrieben, der Meinung huldigen: es sei auch ihre heilige Pflicht, die Gedankentänze und Sprünge auf dem gespannten Drahtseile nachzuahmen — aber im Nu fällt oft die Balancierstange auf der einen und die Dame auf der anderen Seite in den Sand herab, und die Zuschauer im Circus des Pegasus sagen lächelnd zu einander: »Es ginge wohl, aber es geht nicht.« — »Eine wandellose Fähigkeit zum Licht der Freude«, welches Licht aber so subtil ist, daß ein Hauch es zu verlöschen vermag!

Wir wiederholen, daß wir die arme Frau (welche für ihr Heraustreten aus dem Pflichtenkreise ihrer Lebensverhältnisse in ihren alten Tagen schon genug zu leiden gehabt) nicht mit pharisäischer Härte be- und aburtheilen wollen; aber die muthwillige Beschädigung der Logik und der deutschen Sprache, welche uns die Herausgeber ihrer Schriftstücke vor Augen gelegt haben, versetzen uns in eine derartige heitere Stimmung, die wir auch geneigten Lesern mittheilen wollen, mit der Hoffnung, daß manche von ihnen, die nicht zu den krankhaft verblaßten Enthusiasten gehören, an derselben theilnehmen werden.

70. Die Religion der Kalb. Zeitläufiger Rationalismus. Geschicke ihrer Familie.

Mit ihrer Religion kam die Kalb über den zeitläufigen Rationalismus nicht hinaus. Seite 187 gibt sie ihre Ansicht von Christus, den Weltheiland, kund. Von Logik, von einem klaren Gedankengange, von Verständlichkeit, von einem Beweise,

daß sie selber wußte, was sie eigentlich wollte, ist, wie in Hunderten ihrer Aphorismen, auch hier keine Spur.

Sie sagt: »Die Humanität(?) ein über die ganze Menschheit ausgedehnter Egoismus;[1]) Nothwendigkeit und Furcht, die Keime der Gesellschaft, Nächstenliebe, Freundschaft entwickeln sich erst später mit feinerem raffinirten Duft,[2]) sowie die Speculation sich in dem Ideal des Guten zeigt. Der Größte von allen Weisen war eben so praktisch als allgemein verständlich, Christus — der unter möglichst günstigen Umständen erschienen.« (!) Es wird eine Zeit kommen, wo man Religion und Poesie als Schwestern betrachten wird, jede geistige Blüthe zur Ehre des Herrn. Wenn wir nur klar und deutlich erkennen, was die Kräfte unseres Wesens ursprünglich sind, — daß nur im Element der Freiheit die wahre Ausbildung gedeihen kann. — Die glücklichste Erfindung der Buchdruckerkunst, sie allein hat es möglich gemacht, die allgemeine Meinung hervor zu rufen, unter dieser verstehe ich die Meinung der Besten. Freiheit der Presse hat den Begebenheiten einen solchen Schwung gegeben, daß wir in Einem Jahrzehnt jetzt mehr erleben, als unsere Vorfahren in einem Jahrhunderte und die Masse der Einsicht nur kann der Menschheit wahrhaft nützen. Langsam folgen die Religionen, selbst die christliche, obgleich in ihrem Ursprung einer der mächtigsten Schritte, die tiefes Denken und gründliches Erkennen des menschlichen Herzens gethan; und welch' wahnwitziger Unsinn verdunkelt fortwährend das helle Licht.« — —

Also auch die christliche Religion zottelt mühselig hinter der Meinung der Besten und der Masse der Einsicht einher, alles Confusion bei dieser Dame, nur der Schlußsatz verdient alle Anerkennung und behauptet sein Recht:

»Welch' wahnwitziger Unsinn verdunkelt fortwährend das helle Licht.«

---

[1]) Die »Humanität« sollte in neuerer Zeit die christliche Liebe ersetzen; was die Griechen und Römer Alles unter den Hut der Humanität gebracht und welche Leistungen im Gebiete der Sittlichkeit in diesem Rahmen zu ersehen sind, das ist dem Kenner des heidnisch-classischen Zeitalters nicht verborgen.

[2]) Die Dame denkt sich die Moral als einen duftigen Parfümladen.

Seite 196 bis 212 folgen viele kleine Aphorismen; die meisten ganz unbedeutend, wenig oder nichts besagend, oder total verworren:

So z. B. 1841: »Man muß behutsam sein und sich nicht von bronzirten Stirnen befangen lassen, nicht glauben, von ihnen belehrt oder bekehrt werden zu müssen. ‚Was man nicht selbst denkt, ist nicht für uns, denn unbegreiflich bleibt, was wir nicht selbst ersonnen und erfunden« —

Daß die arme Frau in ihrer Verlassenheit und Blindheit derlei Unsinn dictirte: das ist sehr verzeihlich, aber daß man dem Leser eine Masse von »des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen« vorsetzt, das ist weniger verzeihlich.

Der Schluß dieser Aphorismen lautet: »Es gibt auch eine Einbildungskraft der Freundschaft, die gleich einer Gewitterwolke, gewaltig nahend, doch leicht vorüberzieht.« — »Ich habe für nichts mehr weder Hoffnung noch Anspruch, der Erfolg meines Lebens nur Traurigkeit; dahin gehört Alles, was ich erfahren habe. Dies hat mir die Feder in die Hand gegeben und ist eigentlich meine Begeisterung, — Treue und Demuth ist mein Lied. In der Einheit allein, wie im Geist daher eine Leiche nur für Dich.« —

Palleske bringt auf Seite 7 ausführlich den Stammbaum der Frau von Kalb, berichtet, daß die Ostheim eine alte Familie seien und führt am Schlusse die Kinderreihe der Charlotte von Kalb auf, ein eigenthümlicher Beitrag, der uns die verheiratete Frau im selben Lichte erscheinen läßt, wie die von Stein.

Charlotte's Kinder: 1. Carl Friedrich Heinrich Alexander Kalb, geboren 1784, 8. September zu Mannheim, stand 1828 als Uhlanenrittmeister in Düsseldorf. Tod nicht verzeichnet. 2. Amalie Rezia Eleonora Adelaide (genannt Edda) von Kalb, Hofdame des Prinzen Wilhelm von Preußen in Berlin, gestorben 23. Januar 1874. 3. August Wilhelm von Kalb, geboren 1793, 7. October in Jena. Pathenstelle in höchsteigener Person Anna Amalie, verwitwete Herzogin von Weimar. Dieser junge Mann endigte 1825 in einer pommerschen Festung sein Leben.

Er war ein sehr gebildeter und braver Mann, der sich alle Mühe gab, um das Rittergut Welterhausen zu erhalten. Allein es glückte ihm damit nicht (Kirchenbuch). Schon sein Vater hatte sich 1806 in München wegen zerrütteter Vermögensumstände erschossen. 4. Eleonora ꝛc. von Kalb, geboren 1795, starb wenige Wochen alt. Frau von Stein war Mitpathin. (Herder's Taufzeugniß.)« — —

Wir finden auch hier, wie in den Familien Knebel's und Zelter's (der beiden Goethe-Correspondenten), den Selbstmord in Folge zerrütteter Verhältnisse theils in Finanzen, theils im Familienleben.

Der Gemal der Kalb hatte sicherlich nicht die schöne und oft ausgesprochene Ansicht moderner Literarhistoriker getheilt, welche meinen, es sei für eine Frau ein besonderes Glück und verschaffe ihr Ehre und Nachruhm, wenn sie sich irgend einem berühmten Genie in Liebe hingegeben hat. Wir wiederholen, was wir schon öfter bei derlei Gelegenheiten ausgesprochen, daß wir über diese unglücklichen Frauen nicht aburtheilen wollen, und das Urtheil dem ewigen Richter und seiner Barmherzigkeit überlassen, — aber mit dem Unsinn: es sei den Nationaldichtern in dieser Richtung ein eigenes Privilegium verliehen und ihnen Ausnahmsgesetze gestattet — können wir uns nicht einverstanden erklären. Ehrenhafte Gatten und Gattinnen werden sicher dieser unserer Ansicht mit keinem Widerspruche begegnen.

Die arme Kalb war nicht ohne poetisches Talent, — aber im Schreiben confus, im Leben ohne Halt — sehr unglücklich und leidend in ihren vorgerückten Jahren; man hat ihr Leben und ihre Memoiren veröffentlicht — die Unglückliche verdient bedauert zu werden; sie ließ sich vom Sturme ihrer Leidenschaften auf dem Lebensmeere herumtreiben; und wenn Palleske in der Einleitung ausruft: »Wer hebt den ersten Stein gegen eine Frau auf, die für den ausgesprochenen Liebling der Nation die zärtlichste Neigung empfand«, so entgegnen wir mit aller Ruhe wiederholt:

»Es fällt uns nicht ein, die arme Frau mit einem Stein zu bewerfen; eben so entschieden müssen wir aber betonen, daß verheiratete Frauen ihre zärtliche Nei-

gung keinem anderen Manne zuwenden dürfen, und daß in diesem heiklichen Punkte der Treue »für die ausgesprochenen Lieblinge der Nation« keine Ausnahme gemacht werden darf! Wir haben noch nie gehört, daß Literarhistoriker ein Privilegium haben, den uralten Dekalog zu Gunsten von Gattinnen umzuändern, welche ihr leicht bewegliches Herz an verschiedene Lieblinge der Nation wegzuschenken — eine Lust verspüren.

71. Schiller's Briefwechsel mit seiner Braut Charlotte von Lengefeld.

Es gehört entweder der Jugendmuth und die vollste Begeisterung für Schiller oder ein literarischer Zweck dazu, um sich durch die 548 Seiten dieses Buches[1]) durchzuarbeiten. Aber das Buch so durchzublättern, hat immer einiges Interesse. Es liegt diesen Briefen jedenfalls mehr wahres Gefühl zu Grunde, als den exorbitantesten Schwüren und Verheißungen Goethe's in seinen drei- und unbändigen Liebesbriefen an die verheiratete Stein. Das bezeugt auch der Verlauf der Geschichte (hier der Liebesgeschichte) — Schiller heiratet die Lotte und lebte in dieser Ehe glücklich bis an sein Ende. Goethe verläßt die Stein; sie kann sich mit ihrer in drei Bänden vom Handlungshause Goethe protokollirten Liebe vertrösten, und er geht eine fünfzehn Jahr dauernde (wie Düntzer in seiner schonungsvollen Zartheit sich ausdrückt) »natürliche Ehe« mit der Vulpius ein, die er dann 1806 in der Sacristei der Schloßkirche zu Weimar sich nach fünfzehn Jahren in aller Eile während des Kriegsrummels »antrauen« läßt. Von Briefen an diese Vulpius existiren sehr wenige, und diese wenigen sind klanglos, schwunglos, phantasielos, schwur- und betheuerungslos, mit einem Worte unverlogen. Die verlassene Stein, wird in Weimar zur Chorführerin der erbittertsten Stimmung gegen die Vulpius, an der sie ihren Verdruß über Goethe ausläßt, zur Illustration des alten Sprichwortes: »Auf den Sack schlägt man und die Katze meint man.«

[1]) »Schiller und Lotte.« 1788—1789. Stuttgart, Cotta 1856.

Diesen Schiller-Lotte-Briefwechsel hat Schiller's Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm, geborne von Schiller, herausgegeben, sie sagt im Vorworte:

»‚Schiller und Lotte, in den Jahren 1788 und 1789' überreiche ich dem deutschen Publicum als ein theures Vermächtniß meiner seligen Eltern. Nachdem ich lange gekämpft hatte, ob ich es der Oeffentlichkeit übergeben sollte, siegte die Ueberzeugung, einem jeden Schiller zugewendeten Herzen würde diese Gabe willkommen sein.«

Der Mutter seiner Braut sendet Schiller eine englische Bibel, und schreibt dazu:

(Seite 58): »Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hatte, sie englisch zu lesen; und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeld'schen Haus wie ein Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen! Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit — und der englischen Sprache.« In dieser Bibel: »The holy Bible, containing the old and new testament, Leipzig 1746« schrieb Schiller Folgendes:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies;
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen
— Aber wir begegnen uns gewiß.«

Volksstatt, den 20. August 1788,

von Friedrich Schiller zur Erinnerung.

»Nach Schiller's Tod erhielt Lotte diese Bibel von ihrer Mutter zum Geschenk und kein Tag verging seitdem, wo sie nicht nach dem Frühstücke vor ihr aufgeschlagen auf dem Tischchen lag, und nicht ein Capitel daraus gelesen wurde.«

So berichtet die Tochter Emilie über die Bibel ihrer Großmutter und Mutter.

Die vier Reime, welche Schiller nach der Klage über den täglichen Verfall des wahren Christenthums im Lengefeld'schen Hause in die Bibel schreibt, sind ein Erfolg der damaligen Lectüre Schiller's, nach welcher sich jeder Autor

einen eigenen Himmel und ein eigenes Jenseits nach seinen Capricen gebildet und ausstudirt hat, um ja nicht irgend eine Autorität in dieser Frage anzuerkennen. Schiller will also auch hier nicht dem christlichen Glauben der Weisen, nicht den Glauben des Volkes (Pöbel-Paradies genannt), noch den Himmel der Dichter; sondern er braucht vor der Hand gar keinen, und begnügt sich mit dem: »Aber wir begegnen uns gewiß«; das Wann, Wo und Wie, wollte er weder auf eine Autorität hin glauben, noch selber es erörtern und bestimmen.

72. Schiller über den Staat, Voltaire, Goethe. Die Frau Schiller über ihres Gatten Adelsdiplom.

Ueber den »Staat« schreibt Schiller, 27. November 1788. Seite 142.

»Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalles, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur ein Werkzeug der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens.«

Solche höchst confuse Definitionen socialhistorischer Probleme waren eine herrschende Mode am Ende des 18. Jahrhunderts.

Ueber Voltaire's Geschichtsschreibung sagt Schiller (S. 221): »Die Voltaire'sche Manier zu beschreiben, und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Styl.«

Schiller über Goethe an seine Braut. (Seite 237.)

»Ueber Goethe wollte ich wohl einmal im Vertrauen gegen Sie ein Urtheil von mir geben, aber ich könnte mich sehr übereilen, weil ich ihn so äußerst selten sehe und mich nur an das halten kann, was sich mir in seiner Handlungsart überhaupt aufdringt.«

»Goethe ist noch gegen keinen Menschen, so viel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen, er hat sich

durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten, Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Ideal ein Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl. Legen Sie dieses Urtheil bei Seite, vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser, wenn sie ihn widerlegt.«

Schiller über Goethe an seine Braut. Seite 261. Weimar, 25. Februar 1789.

»Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein, aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel, oder auf einem Schiffe mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder in der Welt im Handel sonst seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind.«

»Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einen Menschen abzuwarten, bis er sich nur entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen: Gebrauche Deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Das ist mein Plan. Wenn einmal eine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und Andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne. Aber dieses lassen Sie auch Ihnen einmal für allemal sagen: Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menschen, die von Allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen; wenn so viele Hände an dieses zerbrechliche zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu Schanden geht! Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, sehr berühmt zu werden (und das ist insoferne möglich, als

man es nicht jetzt werden kann und wird, ohne es zu verdienen), wenn mir dieses je passirt, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen den Menschen übrigens laufen.«

Das Schreiben der Lotte Schiller an die von Stein betreffs des Adelsdiploms, welches ihr Gemal erhalten, enthält wohl sehr viel anscheinende Kälte gegenüber dieser Creation, aber die Freude darüber wird der Psycholog doch an allen Ecken und Enden durchschauen finden. Sie war von; da nun Schiller auch von geworden, so war er ihr ihrer Geburt nach ebenbürtig und in Weimar hoffähig geworden. Sie schreibt:

Weimar, 22. November 1802.[1]) »Daß Schiller ein prächtiges Adelsdiplom erhalten hat, wissen Sie wohl schon. Sie kennen und wissen, was wir davon halten, der Kinder wegen ist man schuldig, es nicht fallen zu lassen, weil es einmal geschehen ist, ob wir gleich ziemlich gleichmüthig die Folgen davon ansehen. Wie die Gesellschaft just hier einmal ist, wo man uns einmal kennt, kann es keine wesentliche Veränderung hervorbringen. Aber wenn der junge Hof beginnt, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. Ich lasse es ganz ruhig an mich kommen und thue nur die Schritte, die ich thun muß, um dem Herzog meine Dankbarkeit zu bezeugen, der sich freundschaftlich und artig gezeigt hat und auch veranlaßt hat, daß das Diplom für Schiller so ehrenvoll als möglich ausgefallen und abgefaßt ist. Es kann Jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schiller's Charakter. In zierlich rothem Sammt, mit schön vergoldeter Kapsel und schönem Wappen ist das Document geziert und kunstvoll geschrieben.« — —

Warum sich doch die gute Frau gar so wendet und dreht, und sich so stellt, als ob ihr die ganze Geschichte gleichgiltig wäre, und als ob ihr der zierlich rothe Sammt,

[1]) »Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein.« Nebst Beilagen. Von Ebers und Kahlert. Leipzig. Weidmann 1846. S. 157.

und die vergoldete Kapsel und das schöne Wappen mehr Verdruß als Vergnügen gemacht hätte!! Wer hat nicht schon ähnliche Aeußerungen von Frauen gehört, deren Männer und von Männern, die selber, ähnliche Auszeichnungen erhalten haben?«

Da gibt es allerhand Phrasenteppiche um die eigene Eitelkeit zuzudecken, so z. B. »Wissen Sie, es ist nicht wegen mir, aber wegen der Familie, oder wegen der Corporation, oder wegen des Ressorts, dessen Chef ich bin, oder wegen der größeren Achtung und des Gehorsams, die man von Seite seiner Untergebenen erwarten kann, oder wegen der Zurücksetzung, im Vergleiche mit Anderen, die bei minderen Verdiensten auch ausgezeichnet worden sind u. s. w, kurz die meisten Decorirten suchen es ihrer Umgebung weiß zu machen, daß sie selber gar nicht eitel seien, und daß ihnen an derlei Dingen für ihre Person gar nichts daranliege u. s. w.

Noch eine Anschauung über Schiller's Adel finden wir bei Düntzer:[1])

»Am 16. November (1802) übersandte der Herzog Schiller das ohne dessen Zuthun von ihm in Wien erwirkte Adelsdiplom mit folgenden Worten: ‚Dasjenige, was beikommender Harnisch in sich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen. Den freudigsten Antheil nehme ich an Ihrer Wappnung (in dem von Schiller's Tochter veranstalteten Abdruck findet sich das sinnlose: Ihrer Wohnung), wenn dieses Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verschafft. Leben Sie wohl.«

»Schiller hatte die dazu nöthigen Schritte geschehen lassen, da der Hof darauf drang; schon im Juli war die Sache nach Wien abgegangen, und hatte Voigt Schiller die zur Begründung des Gesuches aufgesetzten, sehr ehrenvollen Personalien mitgetheilt. Goethe hatte sich dabei gar nicht eingemischt, sondern die vom Hofe in Anregung gebrachte und eifrig betriebene Sache ruhig geschehen lassen[2]); man wollte Schiller näher heran-

[1]) »Goethe und Carl August von 1790—1805.« Von Heinrich Düntzer. Leipzig, Dyk, 1865. Zweiter Band. Seite 478.

[2]) Sonderbar, bei der projectirten Belorbeerung Schiller's hatte er sich eingemischt und die Sache nicht ruhig geschehen lassen.

ziehen, mit besonderer Rücksicht auf den im nächsten Jahre, wo die russische Prinzessin einziehen sollte, zu entfaltenden reichen Hofglanz, weil Schiller sich geweigert, da der Hof ihn bisher vernachlässigt hatte, bei demselben zu erscheinen.«

73. Schiller's Hoffnung auf Dalberg.

Schiller schrieb an seine Braut Charlotte von Lengefeld aus Jena, 10. November 1790.

»Welch böser Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden. Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren.« »Meine ganze Hoffnung ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will; so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nieder.« — —

Zum Verständniß dieser Briefstelle ist zu bemerken: Freiherr von Dalberg lebte zu Erfurt und war Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge auf den erzbischöflichen und kurfürstlichen Stuhl zu Mainz, ein entschiedener Freund Schiller's. Er interessirte sich besonders für die Vermälung Schiller's mit der von Lengefeld, und hatte Schiller für den Fall, daß er Kurfürst würde, eine lebenslängliche Pension von 4000 fl. bestimmt.

Die französische Revolution fegte die Kurfürsten von Mainz hinweg, und Schiller kam zugleich mit dem katholischen Erzbischof-Coadjutor zu Schaden; auf dessen Mäcenat er seine Hoffnung gesetzt hatte, wie es aus dem ferneren Verlaufe des Briefes hervorgeht:

»Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim selbst ein Etablissement verschaffen, entweder bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg. In Mannheim würde ich Dich auch recht gerne sehen, es ist ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde, die ich alsdann erst mit Freude betreten würde. Aber bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß Du mir doch manche Thorheit zu verzeihen hast, die ich zwar vor der Zeit, ehe wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde ich Dich auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgegangen bin.«

Schiller spielt hier in Reue auf eine in Mannheim stattgehabte Liaison mit einer Buchhändlerstochter an.

Daß sich Schiller in seiner Hoffnung auf den Coadjutor Dalberg nicht getäuscht hat, finden wir in folgendem Berichte.

»Als sie (Schiller's Frau) sich Schiller zu heiraten entschloß, waren alle Verwandten gegen diese Verbindung, weil Schiller fortdauernd körperlich leidend war. Wie sie sich aber zu der Lebensaufgabe, den Dichter zu pflegen und zu schützen berufen fühlte, so hat sie dieselbe auch mit dem Aufgebote all ihrer Kraft in einer Weise erfüllt, die ihr den Dank des deutschen Volkes für immer sichert. Die Bewunderung der Schiller'schen Werke, die nach seinem Tode, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschland's und dann im Freiheitskriege mit Allgewalt hervorbrach, belebte sie auf's Neue. Viele thätige Beweise dieser Verehrung, vor Allem der Dalberg'sche Jahresgehalt, setzten sie in den Stand, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen.«

74. Schiller an seine Schwester Hofräthin Reinwald in Meiningen.

Jena, 25. April 1796. Schiller's beide Eltern waren auf den Tod krank. Er bittet nun seine verheiratete Schwester in den dringendsten Worten, sie möge zum Troste der armen Eltern zu diesen reisen. Er werde die Kosten der Reise ganz berichtigen.

»Ueberlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott! warum bin ich jetzt nicht gesund und so gesund als ich es bei der Reise vor drei Jahren war, ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich die Reise entweder nicht aushalten, oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bisher mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter so vielen Leiden zusammenstürzen muß.

Ein zweiter Brief, vom 9. Mai 1796, in der gleichen Angelegenheit an seine Schwester, athmet die zärtlichste Liebe zu seiner Mutter.

»Wärest Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlassen. Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient« u. s. w.

Wir sehen auch hier, wenn die Saiten des Gemüthslebens anklingen, so finden sie in seinem edlen Herzen einen Widerklang. Der erste Brief zeigt uns aber auch den jämmerlichen Gesundheitszustand Schiller's schon neun Jahre vor seinem Tode. »Schiller's Mutter erholte sich wieder;« im »Schiller-Kalender«, herausgegeben bei Cotta 1865, von der Enkelin Schiller's, heißt es vom 29. April 1802: »Heute bin ich in unser neues Haus gezogen. Und starb meine Mutter in Schwaben, alt 68 Jahre, vier Monate.«

75. Schiller's Briefe an die beiden Lengefeld (seine Braut und ihre Schwester).

Dr. Carl Hase sagt in der Vorrede[1]) über die von Frau von Wolzogen (der Schwägerin Schiller's) in ihrem »Leben Schiller's« mitgetheilten Schiller-Briefe:

»Diese hat in der milden, alle Spitzen umbiegenden Weise ihres Charakters oder ihres Alters alle diejenigen Stellen ausgelassen, in denen die schärfsten, steilen Kanten von Schiller's Charakter oder Urtheil hervortreten. Freilich auf die Personen, deren Andenken von jenen harten Urtheilen getroffen wird, möchte man das Sprichwort anwenden, daß auch mit den großen Herren in dem Reiche der Geister nicht immer gut Kirschen essen sei« u. s. w.

[1]) »Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen.« Leipzig 1867. Zweite Auflage. Erster Band. Seite VIII.

»Aber nicht blos Auslassungen, auch Textveränderungen haben stattgefunden. Es läßt sich nicht länger bergen, Frau von Wolzogen hat an jenen Briefen Schiller's das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum begangen, das wohl je in der Literatur begangen worden ist. Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister, das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefahrvollen Bahn mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtsein über die Art seiner nicht getheilten, aber zweifachen Liebe.«

»Als nun Frau von Wolzogen, bereits hochbejahrt, in ihrem »Leben Schiller's« einige dieser Briefe mittheilen wollte, mochte dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelöst hatte, jedem sein Recht gewährend, ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen, sie zog sich gleichsam aus diesen Briefen zurück, und überließ der glücklichen Schwester die Ehrenstätte, welche dieser das Geschick nachmals beschieden hatte. Man kennt noch deutlich die Correcturen der spätern zitternden Hand in Schiller's fester Handschrift, wie an der Stelle des Plurals oder vielmehr Duals der Singular gesetzt und an besonders leidenschaftlichen Stellen die Caroline gestrichen und eine »theure Lotte« zur Abschrift für den Druck eingeschoben ist. Nach reifer Ueberlegung haben wir für Recht und im Sinne der drei edlen Abgeschiedenen geachtet, die ursprüngliche Lesart durchwegs herzustellen, nachdem diese Herausgabe einmal in die Gewalt eines Liebhabers von urkundlicher Geschichte gerathen ist. Auch sittlich hohe Naturen haben Geheimnisse für den Moment, so lange etwas wird und sich entwickelt«, u. s. w.

Wir wollen hier nur constatiren:

1. Daß man sich auf die echte Herausgabe von Correspondenzen und Actenstücken nicht immer verlassen kann, aber wir sprechen:

2. über die »reife Erwägung« Hase's: »er habe im Rechte und im Sinne der drei edlen Abgeschiedenen« gehandelt, auch ein sehr »reifes Bedenken«

aus; die Caroline von Wolzogen hat ja durch ihre Correctur deutlich gezeigt, daß die pure Herausgabe, nicht in ihrem Sinne gelegen wäre. Mit ihrer Correctur hat sie freilich auch nicht correct gehandelt. Wenn sie, statt die ihr nicht geheueren Stellen zu ändern, den ganzen Brief nicht publicirt hätte, würde sie auch nicht der geringste Vorwurf treffen können, denn sie hatte ja keine Pflicht, diese Briefe überhaupt zu publiciren. Sie hat aber die Briefe im Interesse der Familie gefälscht, und das läßt sich absolut nicht rechtfertigen.

76. Schiller's Kalender.

Schiller's Gehalt in Weimar wird verschieden angegeben; er habe 1000 fl. gehabt, berichten Manche. Nun aber hat eine Enkelin Schiller's auch die Kalender Schiller's von 1795—1805 mit den Ausgaben und Einnahmen herausgegeben. (Schiller's Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805, herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm, geborne von Schiller, Stuttgart, Cotta 1865. In diesem Kalender machte Schiller (der 1805 starb) sein Einnahmeverzeichniß bis 1809 im vorhinein; sein Gesundheitszustand erschien ihm somit (wie es besonders bei dieser Krankheit dem Patienten erscheint) durchaus nicht todesgefährlich. Da steht nun bei jedem Jahre als »Fixum« der Einnahmen obenan 570 Reichsthaler, somit war das Fixum nicht 1000 Gulden, sondern nur 855 fl. Erst im Juni 1804 heißt es am 8. »Vom Herzog die Zulage von 400 Reichsthaler accordirt bekommen.« Diese Zulage hat Schiller kein ganzes Jahr bezogen! In diesem Kalender stehen bisweilen von 1795 bis Anfangs 1805 an den betreffenden Monatstagen die in Weimar aufgeführten Stücke verzeichnet. Ebenfalls empfangene oder gemachte Visiten in Weimar. Gesammt- und Detailrechnungen. So z. B. für 1802, Wirthschaftsausgaben: Wirthschaft, Tags 1 Reichsthaler, 11 Groschen, 525; Kleider für Lolo und Kinder 150; Zucker, Kaffee und Thee 75; Lohn und Neujahr für Christine und Jungfer 42; Seife und Wäscherlohn 35; Bäcker 38; Lichter 35; Facit 900 Reichsthaler. Meine Auslagen:

»Holz, Steuer, Brandcasse 125, Rudolph's Lohn und Kleider und Neujahr 40. Meine Kleider 75, Interessen dem Pächter 100, Unterricht der Kinder 20, Postgeld, Papier, Abschreiben 50, Tabak, Barbier, Apotheker ꝛc. ꝛc. 40, Trinkgelder und Ehrenausgaben 50, Wein und Bier 125.

Bei aller Rücksichtnahme auf die Wohlfeilheit und das billige Leben jener Zeiten, stellt sich doch die Aermlichkeit des ganzen häuslichen Lebens heraus. Hätte Schiller nicht Extra-Einnahmen von seinen Theatern und Schriften gehabt, er hätte im eigentlichen Sinne am Hungertuche nagen müssen.

Seine Schwiegermutter muß sehr oft zum Besuche bei ihm eingebrochen sein, da heißt es nun immer beim bezüglichen Kalendertag: »Chère Mère angekommen,« beispielsweise zum Verständnisse des Kalenderinhaltes: 1. Januar 1797. An den Barbier 4 Reichsthaler, 1 Reichsthaler für den Gesellen; für Stiefel 5 Reichsthaler. 7. Januar, Besuche: »Frau von Stein. Goethe. Mlle. Vulpius.«

Was gehörte nur allein bei diesen drei Besuchen für eine Diplomatie dazu, um mit heiler Haut durchzukommen! Die Stein voll souveräner Verachtung gegen die Vulpius, die Vulpius voll Ingrimm gegen die Stein, von deren Verachtung sie vollkommen überzeugt war; Goethe, der in seiner Götterruhe durch keinen Zwist gestört sein wollte! Vulpius, die dem Goethe klagte, wenn sie bemerkte, daß man sie nicht mit der Achtung behandelte, die einer wirklichen Hausfrau und Gemalin gebührt. Goethe, der die Vulpius, um seinetwillen geachtet haben wollte, der arme weiche Schiller, der, um es mit keinem dieser Dreien zu verderben, zwischen diesen drei gefährlichen Felsenklippen mit dem Ruder seiner Conversation durchschiffen mußte; also Noth, Bedrängniß und Sorgen in dem Haus und außer dem Haus!

»10. Januar. Zur Ader gelassen einen halben Laubthaler dem Barbier Stieger«. — — Auch der »Jagemann« wurden Besuche gemacht, sie war ja eine der ersten Schauspielerinnen, und es mußte ihr um des Herzogs Willen einige Huldigung erwiesen werden. Im November und December heißt es oft: »Gewacht,« da brachte Schiller nächtelang bei seiner kranken Frau zu, er selber schon fünf Jahre

mit dem Tode ringend!! — Ihn betreffend kommt das »Aderlassen« öfter vor. Dem hektischen Mann entzogen sie noch eine Menge Blutes, und hießen ihn Wein und englisches Bier trinken. Welche entsetzliche ärztliche Behandlung. So heißt es wieder im Kalender, 13. Februar 1800: »Ader gelassen«, und am 16. Februar: »bin ich krank worden.«

Man sieht hier auffallend: Was die angestrengten literarischen Arbeiten, der perennirende hektische Zustand, Husten und Fieber, in nervöser Aufregung verbrachte Nächte, Familiensorgen, Wachen bei Frau und Kindern, die künstliche Aufregung zum Arbeiten durch stärkere Weine oder gar Spirituosen, an dem herabgekommenen Körper des armen Mannes an Kraft übriggelassen, das wurde noch durch das Schnappmesser des aderlassenden Chirurgen aufgezehrt. Schiller muß bei all seiner krankhaften Disposition noch eine zähe Natur besessen haben, daß er dieses Anstürmen an sein Leben von allen Seiten so lange aushalten konnte! Im Juli 1802: »Das englische Bier zu 160 Maß, mit 9 Reichsthaler, 8 Groschen bezahlt. Im October 1802. Brauner Portwein 40 Bout. à 20 Reichsthaler, schwer Geld.« — —

Die Aerzte riethen Schiller, nachdem sie ihm durch Aderlaß Blut entzogen, sich durch Wein zu stärken. Im Kalender heißt es: »Weinvorrath vom 30. Juni 1804: »Ganze Bouteillen.« Malaga 61, Bourgogne 35, Champagner 22, Weißer Portwein 10, Muskaten 4, Leistenwein 2, Ruster 17, Oedenburger 6, Frankenwein 34, Rum 5, Falerner 4 halbe Bouteillen. Im Jahrgang 1796, 18. April, spielen die Trinkgelder eine Rolle: »Oppel's Kutscher 5 halbe Laubthaler, an den August 2 Laubthaler, Trinkgeld im Goethe'schen Hause 2 Laubthaler in die Küche, 2 Laubthaler dem Aufwärter, Trinkgeld an Schacht bei der Frau von Stein 2 Laubthaler.[1]) 20. April bin ich wieder in Jena angekommen.« — Also war Schiller damals zu Gaste in Weimar, und bei Goethe und der Stein zum Speisen geladen.

[1]) Der arme Schiller, dem es mit dem Gelde ohnedies sehr knapp ging, mußte die Ehre, bei Goethe und der Stein zu speisen, theuer genug bezahlen.

Auch die Gewandauslagen werden gewissenhaft angeführt:

Z. B. 7. April 1802. »Für 4 paar Baumwollstrümpfe 5 Reichsthaler; für 2 Sommerwesten 3 Reichsthaler; für ein Paar gestrickte schwarze seidene Strümpfe 3 Reichsthaler.« Am 12. Juni 1803. »Für Pantofel 16 Groschen; für 1 Dutzend Halstücher 8 Reichsthaler, 12 Groschen; für 10 Paar Strümpfe 10 Reichsthaler 15 Groschen u. s. w. — —

Wenn man den ähstetischen Schiller gefragt hätte: ob es ihm lieb ist, wenn 60 Jahre nach seinem Tode von einer Enkelin dieser Wirthschaftskalender herausgegeben wird, so würde er sich sicherlich dagegen erklärt haben. Der immer weitsichtige Goethe war so sorgsam, alle seine Papiere in verschiedenen Zeiten zu revidiren, das zu verbrennen, was er nicht der Nachwelt aufbewahrt wissen wollte, und das zu redigiren, mit dem er nach seinen eigenen Worten »den Deutschen und den Menschen« »eine Gabe darreichen« wollte. Mag man die Herausgabe dieses Kalenders noch so schonungsvoll und wohlwollend beurtheilen, so kann man sich doch der Bemerkung nicht erwehren: diese Publication ist schon hart an jener dünnen Grenzlinie angelangt, hinter welcher die Zettel mit dem Detailberichte der schmutzigen Wäsche beginnen. Der Cultus des Genius immer »wärtser« und »wärtser« sich aufschwingend, ist hier auf dem »wärtsesten« Gipfel angelangt.

77. Schiller's Tod und Leichenbegängniß.

Vor Allem wollen wir den Melchisedek des Goethe-Cultus: Düntzer, vernehmen:

In seiner Schrift: »Schiller und Goethe,« Seite 313 vertheidigt er Goethe gegen die Anklage der Theilnahmslosigkeit bei Schiller's Tode:

»Edle Uneigennützigkeit adelte den schönen Bund, dessen Andenken Goethe in heiligster Erinnerung immerfort hegte. Freilich hat überweise, Alles entstellende Thorheit es Goethe vorgeworfen, daß er nach dem Tode nichts für den Verewigten gethan. ‚An dem Leichenbegängnisse nahm er keinen Theil,'

läßt Goedeke drucken, ‚für die Familie des Verewigten hatte er keine Sorge. Die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne, erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wohlbegründet, als daß sie ganz hätten abgewiesen werden dürfen.'«

Wir verweisen auf die Entschuldigungen Düntzer's, Seite 114—115. Düntzer meint noch ferner:

Daß Goethe wirklich auf eine des Todten würdige Feier sann, in der Ausführung und gleichzeitigen Darstellung des »Demetrius« auf allen deutschen Bühnen, noch ehe Jemand mit einem solchen Antrag vor ihm erscheinen konnte, haben wir gesehen, aber Goedeke übersieht hier, wie so häufig, das Allernächste, er denkt nicht daran, Goethe's eigene ergreifende Aeußerung über den Eindruck, welchen Schiller's Tod auf ihn geübt, da wo er sie zuerst zu suchen hatte, in den Annalen nachzuschlagen; sie ist, wie so Manches, für ihn nicht geschrieben.« [1])

»Gar zu süß ist es, Goethe es anzuhaben.«

In dieser Weise vertheidigt Düntzer Goethe fort und fort, durch die von Goethe selbst publicirten Kundgebungen des Schmerzes über Schiller's Verlust. Düntzer führt sämmtliche in dieser Richtung gemachten Vorwürfe auf Neid, Scheelsucht und Gemeinheit zurück. Er schließt:

»So hielt er (Goethe) denn heilig, dieses für sein Leben so unendlich bedeutende Verhältniß, das nichts Gemeines befleckte, das die Gemeinheit vergebens zu sprengen suchte, dem sie vergebens auch jetzt noch mit kleinlichen Verdächtigungen und mißwilligen Entstellungen etwas anhaben möchte.«

Auffallend ist als Trauergrund bei Goethe: daß Riemer nach Schiller's Tode als Tröster von Goethe gar nicht weg durfte. Wir haben aus Riemer's

[1]) Sonderbar dieser Vorwurf, welchen man dem Herrn Düntzer doch Hundertmal zurückwerfen kann; denn für Düntzer ist nicht nur Manches, sondern sehr Vieles nicht geschrieben.

Werk über Goethe nachgewiesen, daß Riemer den armen Schiller mit einer auffallenden fortgesetzten Animosität neben Goethe oft und oft herabgedrückt hat.

Düntzer läßt, um Goethe's »Theilnahmslosigkeit« in Abrede stellen zu können, den Dichter vor übergroßem Schmerz über den Verlust Schiller's die ganze Besinnung verloren haben.

Nur »überweise Alles entstellende Thorheit« kann die Anklage der Theilnahmslosigkeit sich erlauben. Düntzer taucht Goethe in ein Meer von Leiden.

1. Der »vom Schmerze zerrüttete, selbst leidende Goethe war nicht im Stande bei der Bestattung zu erscheinen;« 2. der »in tiefster Seele Zerrißene konnte die Sorge für die Familie Schiller's der herzoglichen Familie überlassen;« 3. »wozu hätte er in seinem zerrütteten Zustande sich der Sorge für die Familie annehmen sollen u. s. w.«

Das sehr überflüssige Komödienspielen während der Zeit des Begräbnisses Schiller's wurde in Weimar dem Herrn Theaterdirector besonders undüntzerisch ausgelegt, wie auch die verweigerte Todtenfeier auf der Bühne in Weimar — — — erst als Goethe wieder von seiner »Besinnungslosigkeit« aufwachte,' und die nicht schönen Urtheile über sich vernehmen mußte, sann er auf eine würdige Todtenfeier auf den deutschen Bühnen durch Aufführung des »Demetrius«.

Auf den Bericht Goedeke's: »Die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er (Goethe) für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden«, kommt die Frage: warum denn unter Goethe 1797 für die jugendliche Schauspielerin Euphrosine Beker auf der Bühne ein solcher Spaß einer Todtenfeier herausgebildet wurde? Pasque (I. 150) berichtet. »Die Bühne stellte eine sanfte (?) Mondscheingegend dar in deren Mitte sich eine Urne befand. Zwei Kinder standen mit Kränzen an derselben, und zu beiden Seiten das ganze Theaterpersonal mit Blumen. Der Chor sang: ‚Die Rose fiel in ihrer Blüthe', dann hielt der Schauspieler Vohs eine von Vulpius (Goethe's Schwager) verfaßte Rede in Versen, nach deren ersten Hälfte während

einer Pause die Urne bekränzt wurde, indem die Mitglieder, langsam von beiden Seiten herangehend, ihre Blumen am Fußgestelle der Urne streuten.« Hierauf folgte der andere Theil der Rede und schloß mit dem Chorgesange: »Heil der Verklärten!« — — —

Also 1797 hat Goethe mitgeholfen, »aus diesem Verlust und Unglück einen Spaß herauszubilden«, indem für die jugendliche Euphrosine unter seiner Direction auf dem Theater eine Todtenfeier und eine recht rührende und feierliche auch noch dazu, veranstaltet wurde. Nach acht Jahren, als es sich um eine solche Feier für Schiller handelt, wird der Spaß nicht erlaubt, und als ungeziemend dargestellt! Es hätte doch nur statt »Heil der Verklärten!« lauten sollen: »Heil dem Verklärten!« Oder ist am Ende der Schmerz um die Verklärte kein Spaß, sondern ein Ernst gewesen, und ist der Schmerz um den Verklärten kein Ernst, sondern ein Spaß gewesen? Daß die von Kotzebue projectirte Dichterkrönung Schiller's auch von Seite der Hochmögenden in Weimar als ein schlechter Spaß angesehen wurde, den man durch einen noch schlechteren Spaß hintertrieben hat, das wissen wir!

Den Kampf auf Leben und Vernichtung — Kämpft oft die Wahrheit mit der Dichtung,
Wir stellen es dem Leser frei, — Zu suchen, wo die Wahrheit sei.

Auch Palleske berichtet in »Schiller's Leben«, 2. Band, 3. Auflage. Seite 607, über Schiller's Begräbniß:

»Goethe war krank, man wagte kaum, ihm die Todesstunde mitzutheilen und vermied in den nächsten Tagen, über Schiller mit ihm zu sprechen.«

Wenn wir nun Gegner Goethe's dem Dr. Düntzer gegenüber stellen würden, so könnte dieser Herr auch für den Fall, daß diese historische Thatsachen anführen, seinen sehr oft gebrauchten sechsläufigen Revolver losknallen: 1. Neid, 2. Scheelsucht, 3. Gemeinheit, 4. Verdächtigung, 5. Entstellung, 6. Thorheit.

Nun können wir aber dem großen Historiker die Freude machen, ihm mit Verehrern Goethe's aufzuwarten, die eben so und noch mehr begeistert für Goethe sich zeigen,

als Düntzer selber, die aber nebenbei so viel Klugheit, Ruhe und Zurückhaltung besitzen, daß sie mit historisch constatirten Thatsachen keinen Raufhandel anfangen, und die somit das von Düntzer angemaßte Monopol der alleinigen Auslegung von Goethe's Werken und Leben auch nicht anzuerkennen, die unerhörte Frechheit besitzen.

Und auch unter diesen begeisterten Verehrern Goethe's finden sich welche, die in Anbetracht der vorliegenden Modalitäten, die beim Leichenbegängnisse Schiller's stattgefunden, Schilderungen gemacht haben, aus denen der Leser keinen angenehmen Eindruck in sich aufnehmen kann.

So Springer in »Weimar's classische Stätten,« Seite 120, die er wiederholt »heilige Orte« nennt.

»Leute vom Schneidergewerk, an welchem einer alten Stadtsitte gemäß die Reihe war, die Begräbnißdienste zu leisten, hatten sich bereits vor dem Hause an der Esplanade versammelt, um den elenden Sarg, in welchem die Hülle des Großen lag, von dem ärmlich beleuchteten Hausflur abzuholen. Da bietet der Hofrath Schwabe, ein Mitbewohner des Schiller'schen Hauses, in der Eile eine Anzahl Freunde des Dichters auf, und diese bewegen die gemietheten Träger, ihnen die Ehre der Bestattung zu überlassen. Sie tragen schweigend ohne Sang und Klang das Bretterhaus nach dem Jacobskirchhof hinaus, nur zwei Fackellichter im Sturme flackernd, leuchten voraus auf dem mühsamen Wege; ein Mann, in einen Mantel gehüllt — es soll von Wolzogen, Schiller's Schwager, gewesen sein — folgt in einiger Entfernung. Auf dem Kirchhofe angelangt, wird der Sarg in eine geöffnete Todengruft, in welcher bereits zehn andere Särge vorhanden sind, niedergesenkt und alsdann das Gewölbe mit einer eisernen Fallthüre verschlossen. — Heute, wo man wenigstens den Schein zu retten sucht und dem Todten bereitwillig die Ehre erweist, die man ihm oft im Leben streitig machte, kann man kaum begreifen, wie das Erlöschen eines der größten menschlichen Geister, welche die Natur hervorbrachte, in einer kleinen Stadt geschehen konnte, ohne die höchste Erregung, die lebendigste Theilnahme, die tiefste Trauer hervorzurufen; umsoweniger begreifen wir dies, wenn wir erwägen, daß der

Verblichene eine lange Reihe seiner Lebensjahre unablässig in dieser Stadt verweilt hatte, und daß in jener Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit beiweitem nicht in dem Grade, wie heute, durch das Weltgetriebe von den Interessen des Geistes und Gemüthes abgelenkt wurde; vollends unerklärlich ist es, daß die gebildeten Freunde des Verstorbenen noch in der letzten Stunde aufgeboten werden mußten, dem Edelsten ihres Kreises das Geleite zur Ruhestätte zu geben und daß ein naher Verwandter desselben diesem Geleite nur verstohlen und aus der Ferne folgte. Aber selbst wenn damals eine kleine Stadt zu stumpf zu einer erhabenen Volkstrauer sein konnte, selbst wenn die Vermögensverhältnisse der hinterbliebenen Familie — wie nicht zu begreifen ist, obwohl es von zuverlässiger Seite versichert wird — so dürftig waren, um eine würdige Bestattung zu besorgen, so bleibt's immer noch fraglich, weshalb der Hof nicht eine solche veranlaßte, weshalb Goethe, der, wie Goechhausen bezeugt, allerdings durch den Verlust des Freundes tief gebeugt und erkrankt war, oder doch die einflußreiche Schauspielerin Jagemann, welche sich an diesem Abende in der Komödie aufzutreten geweigert hatte, nicht die erforderlichen Maßregeln einleitete.« —

Gewiß interessant ist es, auch durch Springer bestätigt zu finden, daß am Abende des Begräbnißtages Schiller's »Komödie« gespielt wurde.

Es gab damals nur drei Mal die Woche Vorstellungen! Da fragt man sich: hätte denn die Vorstellung am Begräbnißabende Schiller's nicht verschoben werden können, daß die Schauspieler, die der überaus zufriedene Schiller für ihr Spiel so oft hochpoetisch gelobt, auch sich hätten am Trauerzuge betheiligen können? Doch der Herr Director war ja so tief gebeugt, erkrankt, »zerrißen« und »zerrüttet,« daß sich ihm Niemand nahen durfte, um ihn auf das Schickliche einer solchen Verschiebung und das noch mehr Unschickliche einer Nichtverschiebung aufmerksam zu machen? — — Springer will auch nicht begreifen, »obgleich es von zuverlässiger Seite versichert wird,« daß die Vermögensverhältnisse der Familie Schiller's so dürftig waren u. s. w. — —

Worin bestanden denn die schwankenden Einnahmen Schiller's? Der arme Mann brachte zehn Jahre lang den Doctor nicht aus dem Hause; ewige Krankheiten, von ihm, seiner Frau, seinen Kindern! Mit besseren Weinen, die in Weimar sehr theuer waren, suchte er seine herabgekommenen Kräfte zu stärken, in seinen Speisen mußte er wählerisch sein, er brauchte anständiges Gewand, er brauchte Bücher — es wäre eher unbegreiflich gewesen, daß sich Schiller Ersparnisse gemacht hätte. Er war, trocken herausgesagt, ein Genie, ein großer Dichter, aber wahrscheinlich gerade deswegen ein armer Teufel bis an sein Ende, er kam nie aus Elend und Sorgen heraus, und nur durch seinen entschiedenen Willen mit dem er gegen Schwäche und Krankheit gekämpft, konnte er sich mühselig beim Schaffen seiner Geistesproducte festhalten!

Diese Herren Biographen, Kritiker und Literaturhistoriker gehen bei diesen hochbedenklichen Schiller-Fragen immer wie die Katze um den Brei herum, aber der Brei ist da — er ist heiß und angebrannt und riecht nicht angenehm, und durch das Herumgehen um denselben, wird er weder genießbar noch von seinem Platze entfernt. Düntzer und andere sehr wohlwollende Herren haben es versucht, den Brei hinwegzuräumen, aber sich nur bei dieser Operation, die Finger verbrannt. Dem Herzog Carl August kann man billigerweise keinen Vorwurf machen, er hat nach den finanziellen Kräften seines Ländchens mehr gethan, als irgend ein anderer reicher Fürst seiner Zeit; sicher aber ist, daß er sich angestrengt hätte, mehr zu thun, wenn ihm die Bedeutung Schiller's und die Bedrängniß desselben von einer kundigen und einflußreichen Seite wäre vorgestellt worden. Das kann abstreiten wollen, wer dazu Lust hat, ob es aber diesem Abstreiter gelingen wird, sein Vorhaben zu erreichen, das ist eine andere Frage.

78. Schiller's Leichenauffindung, und wie die medicinische Facultät zu Jena durch ein Gutachten und Goethe durch ein Gedicht die Ueberreste als die wirklichen und echten zu konstatiren versucht haben. Der reliquiensüchtige bestrafte Gymnasialschüler.

Auch diese sehr verwickelte Geschichte wird eben, weil dieselbige so verwickelt ist, mit vielen Variationen erzählt.

Springer (Seite 121) berichtet:

»Nachdem zwanzig Jahre nach seiner Bestattung verflossen waren, nahm sich der Bürgermeister Schwabe, der schon erwähnte ehemalige Hausgenosse Schiller's das Recht, in jener lange verschlossenen Todtengruft nach dem Schädel Schiller's suchen zu lassen, um denselben als eine theure Reliquie zu bewahren. Man fand aber sämmtliche Särge verfallen — auch das ärmliche Bretterhäuschen, welches Heinrich Voß für Schiller's Ueberreste hatte herstellen lassen, war von den Verwüstungen der Zeit nicht verschont geblieben, die Gebeine von dreizehn Gruftgenossen lagen modernd untereinandergemischt. Aber der Schädel eines Schiller mußte sich leicht unter der Menge von Banausosköpfen herausfinden lassen.«

Wir seh'n den Osteologen und auch Osteotomen
Bei dieser Schädelauswahl nicht in Verwirrung kommen;
Aus den miserablen Tröpfen, aus den dreizehn Banausköpfen
Muß er leicht sich finden lassen und auf das Gerippe passen.
Diese Zuversicht ist komisch — Und banausisch-anatomisch.
Alle Schädel sind erbleicht — Schiller's Schädel kennt man leicht.
Gall und seine Schädellehre — Macht dem Springer alle Ehre.
Haben Springer und Genossen — Sich den Schädel angestoßen,
Dann soll man in unsr'en Tagen — An dem Sarge Schiller's sagen:
»Geh' von dannen hier, o Wand'rer, — Dieser Schädel ist ein and'rer!«
So ward Schiller sammt Gerippe — Behandelt von der edlen Sippe.
Jedoch darüber soll man schweigen — Und ja nicht seinen Unmuth zeigen.

Vertuschen soll man derlei Sachen — Und keinen Lärm darüber machen,
Sonst büßen dort zu Weimar ein — Die Helden ihren Glorienschein,
Obwohl Herr Düntzer schon seit Jahren — Gesucht den Nimbus zu bewahren.
Jedoch am End' sitzt die Geschichte — Auch über Weimar zu Gerichte,
Und was daselbst man einst gefrevelt — Das wird von Niemand weggeschwefelt.

Springer fährt in seiner leider sehr verunglückten Beweisführung fort:

»Was man auch gegen die Theorie der Phrenologie geltend gemacht hat, so steht doch die Thatsache fest, daß ein edler Hirnkern auch in einer edel geformten Hirnschale wohnt, und daß der Schädel eines Genius auf den ersten Blick von dem Schädel eines Böotiers zu unterscheiden ist.[1]) Die Behauptung der Phrenologen, daß die Gestalt des Vorderhauptwirbels als ein charakteristisches Sinnbild der geistigen Fähigkeit zu betrachten sei, hat sich an den Normalbildungen der Schädel Schiller's, Goethe's und Napoleon's bewährt gefunden. Bei allen zeigte sich eine mehr als gewöhnliche Entfernung der Hirneinwölbung von der äußeren Ohröffnung. Die Ansicht einiger wissenschaftlicher Schädellehrer, daß ein großer Schädel an sich schon als das Sinnbild der Denkkraft anzusehen sei, wird allerdings schon dadurch widerlegt, daß Lord Byron einen überaus kleinen Kopf hatte, wogegen der Schädel eines Schoppenhauer alle jene genannten Normal-

[1]) Wir lasen fast sämmtliche Schriften über das Weimarer Theater und darin: von der hohen Bildung und der Empfänglichkeit für die Meisterwerke der großen Dichter, von dem mächtigen Einflusse des Theater's unter Goethe und Schiller's Leitung — auf die Bürger und Bewohner Weimars — und hier finden wir in der Gruft, in welche Zeitgenossen Schiller's hinabgesenkt wurden, die eben, weil sie in eine Gruft gelegt wurden, den gebildeten Ständen von Weimar angehört haben dürften — nur Böotier und Bananoskköpfe!! Freilich, wer es wagt, so dumme, abgeschmackte und alberne Einwürfe zu machen, der Elende gehört ipso facto auch schon zu den Böotiern und Bananoskköpfen!

bildungen beiweitem an Stärke übertraf. Schiller's Schädel zeichnete sich aber nicht blos durch die Höhe der Stirnbildung, sondern auch — was allen jenen anderen Organisationen fehlte — durch die Breite des Vorderhauptes aus, welche in der Cranologie als ein Merkmal der poetisch-philosophischen Richtung gilt. Somit war es nicht schwierig (!!!) Schiller's Schädel von den übrigen im Gewölbe aufgefundenen zu sondern; auch Goethe gab dabei eine gewichtige Stimme ab[1]) und schuf, tief ergriffen von der Anschauung der edelsten Form, das herrliche Gedicht:

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten,
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie steh'n in Reih' geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödtlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis', zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?
Fragt Niemand mehr, und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß, zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden, also lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man Euch, vertrieben
Seid Ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch' herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geblieben;
Die heiligen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Das in des Raumes Moderkält' und Enge
So frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!

---

[1]) Es war nach Springer nicht schwierig den Schädel Schiller's zu finden und Goethe gab in Reimen auch noch sein Parere für diesen Schiller-Schädel ab — und doch ist es nach Dr. Krause's neuesten Forschungen nicht der Schädel Schiller's! Mit den Schädelbestimmungen ist Goethe so unglücklich gewesen, wie mit dem Ilmenauer Bergbau; — auch dem Raphael versuchte er einen Schädel hinaufzudisputiren, indem er alle Merkmale des Malers genau an demselben declamatorisch und sehr gelungen stylistisch beschrieb — und doch entdeckte Carus später, daß dieser Schädel sammt der Goethe-Approbatur der Schädel Raphael's nicht gewesen ist. Man soll eben auch bei der Schädellehre nicht immer seinen eigenen Kopf aufsetzen!

Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt, gesteigerte Gestalten,
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft zu freien Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre?

»Da einmal die Blüthe des vorzüglichen Knochengewächses gefunden war (!!) so gelang es auch vermöge jener anatomischen Forschungen, zu welchen Goethe den ersten Anstoß gegeben hatte, die übrigen entsprechenden Theile herzustellen. Diese schwierige Arbeit vollendete der Jenenser Prosector Schröter und endlich sah man den unvergleichlichen Bau klar beisammen. Schiller's Haupt blieb längere Zeit als Curiosum in der Bibliothek zu Weimar ausgestellt, bis dasselbe Haupt auf Veranlassung des Königs Ludwig den übrigen Resten, die auch das glühende Herz umschlossen hatte, beigesellt wurde.«

»Die Beisetzung in der Gruft geschah auf Veranlassung des Großherzogs, welcher zuvor darüber an Goethe schrieb: »Ich möchte es für rathsam halten, die Schiller'schen Relicten in die Familiengruft setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen Friedhofe habe bauen lassen. So Du hiemit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschall-Amt Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Verschluß bei meinen Ahnen zu nehmen.« —

Goethe's »Terzinen« sind von hoher Schönheit, das braucht sicher nicht erst bewiesen zu werden, aber ob dieselben als ein Beweis für die Echtheit der Reliquien Schiller's gelten können, diese Frage möge sich der kritische Leser selber beantworten. Auch hier fühlt der Dichter wieder das Bedürfniß, seine Weltanschauung der Gott-Natur in ein paar Zeilen zu manifestiren. Wenn sich Enthusiasten über ähnliche »hingeworfene Brocken« die Köpfe zerbrechen wollen, so muß man ihnen ihre Freude lassen; der Kenner der Geschichte der Philosophie weiß, daß diese Phrasen von Gott-Natur in dem heidnischen und dem Heidenthume sich

anschließenden philosophischen Systemen sehr alte hundertmal in schwankenden Sprachformen vorkommende Enunciationen des Pantheismus, der Alleinslehre sind; dieser weiß aber auch, daß das Wesen des Geistes und das Wesen der Natur, das Wesen Gottes und das Wesen der Menschen durch Reime, und wären diese auch noch so sehr vom Wohlklange der Sprache getragen, nicht bestimmt, und die größten Weltfragen, welche die Menschheit bewegen, durch Dichterwerke nicht erledigt oder abgethan werden können.

Die in der That mechante Originalbeisetzung Schiller's ist und bleibt ein unvertilgbares Schandmal in der Weimarer Musengeschichte. Ob Einer oder Mehrere oder gar Niemand deshalb beschuldigt werden können, das wollen wir nicht erörtern. Sicher ist, daß dem Großherzog erst zwanzig Jahre nach dieser düsteren Nacht, in welcher Schiller's Leichnam in ärmlicher und erbärmlicher Weise ohne Sang und Klang in die Omnibus-Gruft geschleppt wurde, eine Restitution, eine Art Ausradirung dieser unerklärlichen Beisetzung eingefallen ist, und er sich noch die Einstimmung Goethe's einzuholen für gut befunden hat. Goethe's Gedicht zwanzig Jahre darnach, ist sehr schön, es gleicht einem reichen, schwarzen, golddurchwirkten, mit schimmernden Blumen auf schwerem Sammt geschmückten Sargtuch, über die vermorschten angeblichen Ueberreste Schiller's geworfen; zu deren, für die mögliche Wahrscheinlichkeit der Echtheit derselben in Scene gesetzten Constatirung die Anatomieprofessoren von Jena ihre Beiträge liefern, ihre Stimmen abgeben mußten. Hätte man dem Schiller wenigstens ein eigenes, separates Grab vergönnt, so wäre die ganze mit allerhand sehr ungenügenden Beweismitteln zusammengestoppelte osteologische Wahrscheinlichkeitsberechnung, zwanzig Jahre post festum überflüssig gewesen.

Hier folgen die allerletzten Enthüllungen über Schiller's Beisetzung und über die »Echtheit der Ueberreste« Schiller's, die man zwanzig Jahre nach des Dichters Tod in der Fürstengruft beigesetzt hat.

»Im Jahre 1805 — so schreibt Professor W. Krause in Göttingen der »Wiener Allgemeinen Medicinischen Zeitung« — starb Schiller in Weimar. Die Leiche wurde in einem gemeinschaftlichen Begräbnißgewölbe der Honoratioren Weimars beigesetzt. In unregelmäßigen Perioden wurde das Gewölbe gründlich ausgeräumt und die Reste der Begrabenen wurden dann in irgend einer Ecke des Kirchhofes zusammen eingescharrt. Im Jahre 1826 stieg der damalige Bürgermeister von Weimar, Namens Schwabe, heimlich bei nächtlicher Weile in das Grabgewölbe hinab. Es waren damals seit der letzten Ausräumung 23 Leichen darin beigesetzt, sämmtlich ohne Ordnung. Schwabe sammelte 23 Schädel in einem Sack, ließ sie nach seinem Hause tragen und suchte einen Schädel aus, den er nach dessen Größe und den wohlerhaltenen Zahnreihen für Schiller's Schädel hielt. Seine Meinung wurde von einigen Aerzten und angesehenen Personen Weimars, die Schiller persönlich gekannt hatten, getheilt. Außerdem existirt ein an der Leiche genommener Gypsabguß des Kopfes von Schiller, eine sogenannte Todtenmaske. Sie wird in Weimar den Fremden gezeigt. Von dieser Todtenmaske hat nun Welcker ein zweites Exemplar aufgefunden. Dasselbe unterscheidet sich aber dadurch, daß es in allen Dimensionen um etwa einen Centimeter größer ist. Dieser Umstand erklärt sich aus der Thatsache, daß die erste Maske von gebranntem Thon ist, der sich zusammengezogen haben wird. Beide Masken stammen aus derselben Form. Der Schädel, den man seit seiner Aufstellung durch Schwabe für den Schiller-Schädel angesehen hat, ist nun größer, als der größte der beiden Masken; somit kann der Schädel nicht Schiller angehört haben. Vermuthlich ist es der Schädel eines Rathsherrn Paulsen, der einige Jahre später in Weimar gestorben war. Dieser falsche Schädel ist mit den übrigen Skelettknochen Schiller's in dem grosherzoglichen Erbbegräbniß zu Weimar im Jahre 1827 beigesetzt worden. Der echte Schädel liegt im nordöstlichen Winkel des Kirchhofes in Weimar. Die übrigen, angeblich von Schiller herrührenden Skelettknochen sind aber für echt zu halten (?). Schiller war von größerer Statur, als seine Grabgenossen und man wird (!) die längsten Knochen ausgesucht haben. Goethe hatte gemeint (1826), man könne zu dem Schädel einen dazu gehörenden ersten Halswirbel suchen, an letzteren den zweiten

Halswirbel anpassen und so fort, bis man das ganze Skelett zusammen habe. Glücklicherweise scheint damals nicht so verfahren worden zu sein, denn sonst würde in diesem Falle ein Skelett des Rathsherrn Paulsen restituirt worden sein. Aehnliche Verwechslungen von Schädeln sind, wie man weiß, schon früher vorgekommen. So ist für den Schädel Raphael's derjenige eines Domherrn angesehen worden, während der echte Schädel jetzt wieder begraben ist. Dagegen hat der angezweifelte Schädel Dante's sich als echt erwiesen und ebenso weist Welcker nach, daß der von Kupffer untersuchte Schädel Kant's vollkommene Uebereinstimmung mit dessen unzweifelhafter Todtenmaske zeigt. Welcker legt darauf besonderes Gewicht, daß bei dem sogenannten Schiller-Schädel sich die Asymmetrien mit denjenigen der Todtenmaske durchaus nicht decken, den letzteren geradezu entgegengesetzt sind.« —

Aus dieser ganzen verunglückten Procedur in den Jahren 1826—27 geht nur sicher hervor, daß die Herren, welche die Leiche Schiller's sang- und klanglos in die Omnibusgruft schleppen, dieselbe daselbst unbekümmert mit einer Menge von anderen Skeletten und späteren Leichen vermengen, und die noch dazu am selben Abend des Begräbnisses Komödie spielen ließen, so daß die Schauspieler nicht einmal beim Begräbniß gegenwärtig sein konnten u. s. w. (wie früher berichtet), daß diese Herren das Uebersehen vor 20 Jahren gut machen wollten; zu diesem Zwecke mußte die medicinische Facultät in Jena die Gebeine zusammensuchen, und durch ihr Gutachten die Echtheit des Schiller-Skeletts bestätigen; mit den Ueberresten des großen Tragöden wurde eine kleine Sühnungskomödie aufgeführt, welche die durch übergroße Trauer (!!) veranlaßte Fahrlässigkeit vor zwanzig Jahren gut machen sollte. Durch diesen ganzen Vorgang ist der oft vernehmbare Spott über unechte Reliquien hier mit Zinsen zurückgezahlt worden. Nach all diesen Erfahrungen kommt die Frage: wem denn eigentlich das aus so vielen vermoderten Leichen zusammengeflickte Skelett sammt Kopf vor Zeiten angehört hat?

Hieher paßt nun vollkommen eine drollige Reliquiencultgeschichte vom Jahre 1885, die sich in Weimar am Sarge der angeblichen Schiller-Reliquien zugetragen.

Wie die classischen Dichter in neuester Zeit von Professoren der Mittelschulen oft in einer exorbitanten, mitunter auch schon halbverrückten Weise gefeiert werden, ist bekannt; wenn dann so ein armer Junge sich zu einer gesetzwidrigen Handlung in seinem angezündeten Enthusiasmus hinreißen läßt, so muß er dafür noch herbe Strafe erdulden.

Mitte October 1885 lief durch die deutschen Zeitungen folgende Notiz:

»Bestrafte Schiller-Verehrung: Aus Schweinfurt wird berichtet: ‚Ein Schüler der dritten Gymnasialclasse einer hiesigen Studienanstalt wurde zu vier Stunden Carcer verurtheilt, weil sich derselbe bei einem Besuche in Weimar während der Ferienzeit ein Stückchen Holz vom Sarge Schiller's abschnitt, um es als Andenken aufzubewahren. Die That wurde entdeckt und auf eifrige Recherchen [1]) der Thäter ermittelt. Die Sache wurde sodann an das hiesige Gymnasium zur Urtheilsfällung abgegeben und von demselben obige Strafe verhängt.'«

Wir können nicht umhin, diese Strafe an dem kleinen Studenten für sehr ungerecht, ja für grausam zu halten.

Hätte das Schweinfurter Gymnasium nicht vielmehr in den eigenen Schweinfurter Gymnasialbusen hineingreifen sollen, um nachzuforschen, wer denn eigentlich an der Exaltation dieses entsetzlichen Missethäters die Schuld trägt, und wer gestraft werden soll, wenn in diesem Falle schon gestraft werden muß? Hätte der oberste Richter dieser heiligen Vehme (vorausgesetzt, daß er die fatale Begräbniß- und Reliquiengeschichte mit dem Leibe und Gebeinen Schiller's kennt) nicht entschieden sagen sollen:

»Meine Herren, weiß man's denn, wer in dem Kasten liegt von dem sich der Inculpat ein Stückchen herabgeschnitten hat? Betrachten wir die Sache vom Standpuncte des heiteren Lebensfanatismus und stempeln wir dieselbe nicht zu einem tragischen Abschnitt im Leben dieses armen Jünglings. Der wird uns die Grausamkeit und Härte unseres Urtheiles zeitlebens nicht vergessen. Fragen wir uns: Haben wir nicht vielleicht selber über das Leben und die Werthschätzung

[1]) Das auch noch dazu — als ob der gute Bursche ein Staatsverbrecher wäre!

unserer Classiker Vorträge gehalten, die zu so einschneidigen Consequenzen führen? — Denen, die den lebendigen und auch noch den todten Schiller mißhandelt haben, denen ist nichts geschehen, sie werden noch gerühmt und gepriesen; und der arme Kerl, der nach seiner Art oder Unart den Dichter ehren wollte, und vom Sarge eines unbekannten Gerippes einen Splitter herabgeschnitten hat, der soll dafür noch gestraft werden? Meine Herren, ich meine: man soll nicht jede Gelegenheit ergreifen, sich lächerlich zu machen! Betrachten wir nach dem Geheiße der Schrift lieber die Balken in den Professorenaugen, statt die Splitter in den Schülerhänden.«

Durch eine exorbitante Verehrung Schiller's, 80 Jahre nach seinem Tode, wird die exorbitante Vernachlässung des Dichter's im Leben und Sterben bis in's Grab hinein nicht reparirt. Wenn auch Goethe nach Düntzer beim Tode Schiller's so »zerrüttelt« und »zerrissen« war, daß er sich um Begräbniß und Beisetzung seines Genossen nicht kümmern konnte, so ist doch die Thatsache nicht abzustreiten, daß man erst zwanzig Jahre nach Schiller's Tode das sehr mißlungene Experiment machte, aus 23 Gerippen das Schiller'sche herauszusuchen, um durch die Beisetzung eines kleinen Unbekannten in die Fürstengruft — dem großen Bekannten, eine ebenso sehr verspätete als mißlungene Satisfaction zu verschaffen!

79. Wie und warum David Strauß den Goethe über den Schiller weit erhoben wissen will.

Ueber das sehr ungleiche Verhältniß Goethe's und Schiller's zum Christenthum haben wir noch einen, gewiß in dieser Richtung sehr anerkennenswerthen Zeugen, den Dr. David Strauß, gefunden. Es ist sehr interessant, diesen aufbrausenden Gelehrten zu hören, der immer augenblicklich seine Ruhe verliert und in eine sehr ärgervolle Stimmung geräth, wenn er verspürt, daß irgend ein Autor sich nicht seiner absoluten Negation anschließt — und sich der christlichen Weltanschauung auch nur ein wenig zuneigt.

Strauß sagt in einem Aufsatz über Goethe und Schiller [1]):

»Aber ist es denn wahr mit der von Riemer behaupteten Verkennung Goethe's? Man sieht an vielen Stellen des Riemer'schen Buches: den Verfasser genirt besonders die größere Celebrität, deren sich Schiller erfreut.[2]) Allein das ist ein Umstand, der ganz in der Ordnung ist und den auch Goethe selbst in der Ordnung gefunden hat (!). ‚Meine Sachen können nie populär werden' sagte er zu Eckermann; ‚und das ist es, populärer ist Schiller, und wird und muß es auch bleiben!' — Aber verliert denn Goethe dabei? Hat er, oder seine verständigen Verehrer Ursache, damit unzufrieden zu sein? Daß im Vorhofe der Poesie sich mehrere Leute befinden als im Heiligthum, und in diesem wieder mehrere, als in's Allerheiligste zugelassen werden, ist ja wohl natürlich. Ueber die Schaaren im Vorhofe nun, seien es solche, die durch ihre Geistes und Bildungsstufe für immer darin festgehalten sind, oder solche, welche die Bestimmung haben, bei reiferen Jahren in die inneren Räume vorzudringen, herrscht Schiller unumschränkt; hier ist Goethe entweder unbekannt oder unverstanden. Im mittleren Raume erhebt sich sofort der Denen draußen befremdliche, Denen drinnen lächerliche Streit, welcher von beiden der größere Dichter sei; und hier ist es auch, wo übrigens gebildetere Menschen von moralischer Engherzigkeit und politischem Fanatismus zu Schmähungen gegen Goethe hingerissen werden.«

Das ist so Straußen-Manier und Straußen-Polemik. Wer sich gegen die von Strauß vergötterten »Heroen« (z. B. Hutten und Voltaire) ein auch nur ruhiges Urtheil erlaubt, der »läßt sich zu Schmähungen hinreißen, die seine moralische Engherzigkeit und seinen politischen Fanatismus beurkunden.« Wozu denn diese ewigen Umschreibungen und Verhüllungen? — Strauß hätte viel einfacher, kürzer, drastischer — aber auch den eigentlichen Herzensdrang mehr offenbarender

---

[1]) Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst. Otto Wiegand. Leipzig 30. Juli 1841. S. 97—99.

[2]) Daß auch Goethe noch nach Schiller's Tode bezugs der Celebrität Schiller's sehr oft herumnörgelte und sich allerhand Gründe darüber zusammendichtete, haben wir früher durch Aeußerungen Goethe's genugsam nachgewiesen.

sagen können: »Wer nicht mit meiner Anschauung übereinstimmt, ist ein dummer Kerl! Aus ist's!«

Strauß fährt fort: »Im innersten Heiligthume aber verstummt der Lärm, jede andere deutsche Dichtergröße ist als untergeordnet draußen geblieben, ruhig wird hier neben den Geistern ersten Ranges aus allen Nationen Goethe verehrt und genossen, die großartigen und harmonischen Verhältnisse seiner Natur als Charakter wie als Genius bewundert, seine Fehler und Schwächen weder geschmäht noch geleugnet, sondern als die Grenzen seines Wesens und seiner Zeit begriffen.«

Wenn sich nun Jemand durch Straußens Gebot nicht bemüssigt findet, auch den »Charakter Goethe's zu bewundern«, so wäre das auch schon wieder eine Schmähung eines engherzigen Fanatikers. Man soll die Schwächen und Fehler Goethe's als die Grenzen seines Wesens und seiner Zeit begreifen. Wenn nun auch uns, »durch unser Wesen und unsere Zeit beschränkt«, diese Auskunft als eine geschwollene und unsinnige Phrase vorkommt, so ersuchen wir um dieselbige Strauß'sche Nachsicht, und auch bei uns diese Schwäche als eine Schwäche unseres Wesens und unserer Zeit zu begreifen.

Das ist wieder so eine Phrase, sehr verwendbar für Vertheidiger in Strafsachen, weil sich dadurch alle möglichen Vergehen entschuldigen lassen.

Strauß fährt fort: »Daß nun, wie gesagt, jener großen Schiller'schen Ecclesia gegenüber die Goethe'sche nur eine Ecclesiola ist, kommt denn dabei Goethe zu kurz? Im Gegentheil, wenn anders nach dem alten Spruch in solchen Dingen die Stimmen zu wägen statt zu zählen sind.« —

Wer die Bestrebungen und Ziele Straußens kennt, der wird mit folgender Erklärung dieser obigen Sätze einverstanden sein.

1. Schiller ist dem Strauß zuwider, weil bei Schiller in den letzteren Werken desselben aus seiner Jugend einerseits und aus seiner besseren Erkenntniß andererseits christliche Reminiscenzen durchschlagen.

2. Nach Strauß hat Goethe seine kleinere Kirche (Ecclesiola) für die Wenigeren, aber Begnadigten gestiftet,

die »in das Allerheiligste zugelassen werden,« wo Strauß als der verständnißinnigste Hoheprieſter ſeines Amtes und Cultus waltet.

3. Hat ja doch Strauß in ſeinem »neuen Glauben« Goethe's »Hermann und Dorothea« als Troſt- und Erbauungsbuch allen Ernſtes für die abgethane Bibel empfohlen.

4. Im innerſten Heiligthume iſt bei den Goethe-Verehrern kein Lärm, ſie freuen ſich Alle, des poſitiven Chriſtenthums und des poſitiven chriſtlichen Sittengeſetzes — für ihre Lebensdauer los geworden zu ſein.

5. In dieſem Heiligthume werden Goethe's Fehler weder geſchmäht noch verleugnet, behauptet Strauß, ſie werden aber beſchönigt oder ganz todtgeſchwiegen, wie wir in vielen Exempeln nachgewieſen haben.

6. Nur moraliſche Engherzigkeit und politiſcher Fanatismus laſſen ſich zu Schmähungen Goethe's hinreißen. Sonderbar!

7. Wir ſind weder mit moraliſcher Engherzigkeit noch mit politiſchem Fanatismus behaftet, wir laſſen uns auch nicht zu Schmähungen hinreißen, ſondern erlauben uns nur hiſtoriſche und conſtatirte Thatſachen anzuführen, daraus ganz logiſch Schlüſſe zu ziehen, und Goethe's Theorien durch Thatſachen zu beleuchten, während

8. Strauß ſelber in den von ihm gerügten Fehler hineinplumpt, indem er die Gegner ſeiner atheiſtiſchen Weltanſchauung »moraliſcher« Engherzigkeit, politiſchen Fanatismus und der Schmähung« beſchuldigt — ſich und die Seinen als die Weiſen und Gerechten proclamirt, die das Privilegium beſitzen, in das innerſte Heiligthum der Ecclesiola »für die Auserwählten« hineinzudringen und ſich von der Schaar ſämmtlicher moderner Aufgeklärter bewundern zu laſſen.

9. Die Stimmen werden gewogen und nicht gezählt. Straußens Stimme iſt natürlich die ſchwerſte und gewichtigſte — — er iſt die Autorität, der man in Zukunft blinden Glauben darbringen ſoll — er iſt der Gründer des neuen Glaubens an den Humanitätsſchwindel und an die kleine Ecclesiola für die »Auserwählten«. Was heraußen ſteht im Vorhof bei Schiller oder gar noch weiter heraußen in dem

Qualm des positiven Christenthums, das ist dummes Volk, welches die Straußisch-Hutten-Voltairischen Geistes-Fortschritte nicht zu würdigen versteht.

Wir haben Strauß schon öfter sehr unverfrorene Compilationen, Gedankendiebstähle von vor ihm dagewesenen Autoren nachgewiesen. Wie hat er so oft mit dem »Nachdenken der Gedanken des Universums« geflunkert, das Jahrzehente vor ihm Schleiermacher als eine verständnißverwirrende mystische Phrase so oft in Anwendung gebracht hat. Die obigen Aussprüche Straußens über Goethe und Schiller finden wir in einer vier Jahre früher erschienenen Schrift Diesterweg's. [1])

»Man hat ihn (Goethe) mit Schiller verglichen. Jetzt ist allgemein anerkannt, daß Goethe der tiefere, größere, freiere Geist war. Aber dennoch hat Schiller für die Meisten das Volk, vor Goethe etwas voraus. Schiller war populär, Goethe war ein vornehmer Geist in jeder Beziehung. Schiller war nicht blos Künstler, Philosoph, Geschichtsschreiber [2]), er war ein patriotisch gesinnter Mann; er glühte für die Ehre und die Freiheit seines Volkes, an ihm war Alles Mensch und Volk. Goethe dagegen hielt sich in allen Beziehungen in oberen Regionen.« »Goethe wird, wie er selbst gesteht, nie populär werden. Er war ein großartiger Weltmann und lebte in der Weltliteratur. Selten hat ein Mensch auf Erden so viel Glück genossen: diesen Körper, diese Stärke und Schönheit der Glieder, eine bis 80 Jahre ausdauernde Gesundheit, diese Geistesanlagen, diese Ruhe des Gemüthes, diese Anerkennung eine Reihe von 50 Jahren hindurch und was die Meisten glücklich macht, Gunst der Großen, Briefwechsel und Freundschaft mit Fürsten und Königen und Glücksgüter aller Art.«

Es ist kaum zu erfassen, wie es Leute, die ihr Leben mit hohlköpfigem Geschwätz zugebracht haben, zu einer Art Renommirtheit bringen konnten.

---

[1]) Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dänischen Staaten im Sommer 1836 ꝛc. ꝛc. von Dr. F. A. W. Diesterweg, Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin, Berlin K. f. Plahn 1836. S. 72 und ff.

[2]) Dieser große Gelehrte (Diesterweg) weiß offenbar nicht, daß Schiller selber über seine Geschichtsschreibung das vernichtendste Urtheil in edler Selbsterkenntniß und Aufrichtigkeit ausgesprochen hat.

»An Schiller war Alles Mensch und Volk«, aber Goethe war der tiefere, größere, »freiere Geist.« Goethe wird, wie er selbst gesteht, »nie populär werden«; er war ein großartiger Weltmann und lebte in der Weltliteratur, er besaß die Gunst der Großen und betrieb »Briefwechsel und Freundschaft mit Fürsten. Schiller war Philosoph und Geschichtsschreiber.«

Hier reichen sich geschwollene Phrasen und absolute Unwahrheiten die Hand. Goethe war der freiere Geist und Schiller war für's Volk, und der freiere Geist besaß die Gunst der Großen, weil er sich um dieselbe bewarb und hielt sich in allen Beziehungen in den oberen Regionen. Diesterweg glorificirt Schiller auch als Geschichtsschreiber. Mit was für Documenten kann denn Diesterweg seine Urtheilsfähigkeit über Geschichtsschreibung nachweisen? Opposition gegen das positive Christenthum und Verhetzung der Schullehrer, das sind die einzigen Gaben und Talente, die sich in der Schrift dieses geistig und wissenschaftlich höchst seichten und unbedeutenden Krakehlmachers eclatant nachweisen lassen!

In derselben Schrift gibt sich Diesterweg vertrauensvoll der Ansicht hin, Eckermann habe die Gespräche mit Goethe aufgeschrieben und stylisirt dem Eckerman folgenden Dythyrambus:

»Diese Natürlichkeit im Umgange mit Menschen, diese Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit, diese Eigenschaften waren dem Publicum nicht so bekannt als Eckermann sie uns aufgedeckt hat. Man wird hingerissen zur Bewunderung und Liebe, und man theilt die Pietät, mit welcher der getreue Eckhart dem Altmeister zuhorcht[1]), die hingebende Treue, mit der er die offenen Bekenntnisse des redseligen Alten niederschreibt, sich selbst zum bleibenden Gedenken und Vermächtniß, uns Andern zum höchsten Genuß. Dieses Buch ist einzig in der Literatur, so einzig wie Goethe selbst, wie alle seine Werke, wie seine ganze Persönlichkeit, wie das Buch der Bettina. Durch dieses Buch allein kann man gesund werden. Wer für dasselbe noch Sinn hat, ist noch nicht ganz krank.« — —

[1]) Und Wort für Wort das Dictando nachschreibt.

Ach, geh'n Sie weg — Herr Dieſterweg!
Da ſollten nach Ihren Worten — An allen Ecken und Orten
Die Apotheker mit gutem Gewiſſen — Ihre Buden für immer verſchließen,
Und alle mediciniſchen Facultäten — werden höflichſt gebeten — vom Schauplatz abzutreten;
Denn mit Goethe-Eckermann — Fängt das ewige Leben an!
Wie man doch ſo was ſchreiben kann!!

Auch das Buch der Bettina nennt Dieſterweg einzig!! Die Originalbriefe Goethe's an die Bettina lauten ganz anders, als das, was die Bettina aus dieſen Briefen zu ihrer Selbſtverherrlichung gemacht hat. Somit ſind dieſe einzigen Briefe ein einziger Schwindel! Was doch dieſe Herren, die gegenüber dem poſitiven Chriſtenglauben immer ihr Indianergeheul erſchallen laſſen, in Verehrung ihrer ſelbſtgeſchnitzten Götter in der Literaturgeſchichte für eine kindiſch-einfältige Frömmigkeit an den Tag legen! Wir wollen bezugs Straußens Aeußerung: daß Goethe's Schwächen weder geſchmäht noch geleugnet werden, nur ein paar Beiſpiele anführen, wie dieſelben todtgeſchwiegen werden; von dieſem Todtſchweigen hat ſehr ſchlau Strauß keine Erwähnung gemacht.

Wenig in ſeiner Denkſchrift zum 28. Auguſt 1849, dem 100jährigen Geburtsfeſt Goethe's, citirt eine Menge von Lobſtellen über Goethe; von Heinrich Luden's Rückblicken bringt er S. 322 nur Folgendes: 1—101 »Bekanntſchaft und Geſpräche mit Goethe«, 102—132 »Spätere Berührungen mit Goethe«, führt aber nicht ein Wort von dem merkwürdigen Inhalt an; ebenſo führt er aus Johannes Falk rein nur den Titel an: »Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt.« Ein nachgelaſſenes Werk von J. Falk. Leipzig Brockhaus 1832.

Von Holtei's 8 Bänden, 40 Jahre, führt er nicht einmal den Titel an, obwohl er das Werk, das damals Aufſehen machte, ſicher kennen mußte. Das iſt bei aller Schlauheit doch ſehr — — zart geſagt: unvorſichtig; hätte er doch von Luden und Falk auch die Büchertitel nicht erwähnt.

In der That man sollte über diese exorbitanten Enthusiasten ein ganzes Buch schreiben unter dem Titel: »Die Lobhudler in ihren Verlegenheiten und Verlogenheiten«.

80. Wie gleich nach Goethe's Tod seine Verehrer durch überschwängliche Lobhymnen auf den Dichter sich auch einigen Ruhm aneignen wollten und warum die Goethe-Vereine einen größeren Zuwachs erhalten als die Schiller-Vereine.

Die Verehrer Goethe's sind die eigentlichen Genies, sie gehören zur Ecclesiola, zur kleinen Kirche, wo die Stimmen gewogen und nicht gezählt werden; sie sind nach Strauß »Geister ersten Ranges« und werden in »das innerste Heiligthum« hinein gelassen. Die Schiller-Verehrer stehen nur als das bornirte Volk heraußen im Vorhof. Strauß ist der Cassier und Portier zugleich; er theilt den »Geistern ersten Ranges« die Billets aus und fordert dieselben ab, wenn diese die Tempelschwelle zum »Allerheiligsten« überschreiten wollen!!

Wir haben nachgewiesen, daß diese Kluft zwischen dem hoch oben stehenden Goethe und dem unten stehenden Schiller auch kein Originalgedanke Straußens ist, daß die Goethe-Anbeter Riemer, Zelter u. s. w. schon zu Lebzeiten Goethe's nach Schiller's Tode in diesem Sinne gearbeitet haben und so ist es auch gekommen, daß man Schiller ohne Sang und Klang in die große Communalgrube zu dreizehn Philistern aus Weimar hineinwarf, während bei Goethe's Tod auch auf Commando der Freimaurer, denen Goethe mit Leib und Seele angehörte, ein ungeheuerer Spectakel in Scene gesetzt worden ist.

Wir wollen nur ein paar Beispiele anführen:

Zelter (VI. 429) schreibt an Fr. v. Müller zu Weimar nach Goethe's Tod:

»Was zu erwarten, zu fürchten war, mußte ja kommen. Die Stunde hat geschlagen. Der Weiser steht wie die Sonne zu Gibeon; denn siehe auf seinem Rücken ausgestreckt liegt der Mann,

der auf Säulen des Herkules das Universum beschritt, wenn unter ihm die Mächte der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen. Wie er dahin ging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werde ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viele Jahre nacheinander den Raum von 36 Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat«. — —

Diese Mächte »die um den Staub eiferten unter ihren Füßen« und dieses Hinschreiten Goethe's »auf Säulen des Herkules durch das Universum« und der holde Friede, der so viele Jahre lang im Raume von 36 Meilen erheitert und belebt hat — — das ist ja doch durchwegs entschiedener Unsinn in hochgeschwollener Phraseologie aus dem Kopf dieses alten Maurermeisters, der nachgewiesenermaßen seine Correspondenz mit Goethe nur durch seine Herumkriecherei vor den »Säulen des Herkules« und durch sein eben so negativ-schmeichelhaftes Schimpfen und Herabreißen sämmtlicher anderer Dichter fortzuerhalten gesucht hat.

Es dämmert selbst den größten Goethe-Verehrern, wie die Gaben des Geistes und die Macht des Wissens dem Zelter nicht derartig zugemessen waren, daß er ebenbürtig mit Goethe hätte correspondiren können; Zelter hat sich eben nachgewiesenermaßen nur perpetuirlich durch maßlose Schmeicheleien in der Correspondenz erhalten. Bei Wenig in seiner Denkschrift zum 28. August 1849 in einem Bericht von Abeken, S. 315, heißt es bezugs dieser Urtheile sehr vergeblich abwehrend:

»Wir wollen nicht sagen, es habe Zeltern an Geist gefehlt. Wie wäre es nur denkbar, daß Goethe mit einem an Geist so armen Menschen sich so innig hätte verbinden können? [1]) Ihm stand der Musiker, der geistreiche Componist seiner Lieder, und mit Recht sehr hoch, er bedurfte seiner bei seinen die Musik betreffenden Studien. Aber die derbe Natürlichkeit Zelter's, die Schicksale, durch die sich dieser so kräftig durchschlug, hatten gewiß ein großes Gewicht bei Goethe, und gaben

[1]) Das ist eine ebenso schmeichelhafte Frage zu Gunsten Zelter's — als es für den Geist desselben durchaus kein Beweis ist.

vorzüglich Anlaß zu der innigen Freundschaft, die zwischen beiden Männern stattfand. Wir sollten uns, statt zu kritisiren und nichts zu achten, was nicht des sublimsten Geistes ist, der Gunst des Schicksals freuen, das uns aus den verschiedensten Lebensepochen des großen Dichters, Briefe an Lavater und Möser, an Schiller und Zelter erhalten und gegönnt hat.« — —

Alles sehr schön! Aber durch die Stellung Zelter's an die Seite Schiller's ist dem Zelter und seinem Geist und Wissen sehr wenig geholfen. Zelter bleibt Zelter! Und dann gar der Ruhm von Zelter's derber Natürlichkeit!! Wir werden in vielen Stellen aus Briefen Zelter's an Goethe nachweisen, daß Zelter ein sehr schlauer, geriebener Berliner gewesen ist, der Goethe's Wünsche studiert, selbe durchschaut und ausgenützt hat, um sich in der Gunst des berühmten Mannes zu erhalten und in seiner Art am Ruhme Goethe's theilnehmen zu können. Mag sein, und wir geben es gerne zu, daß Zelter als Maurermeister seinen Maurergesellen gegenüber eine derbe Natürlichkeit zur Schau getragen, in seinen Briefen an Goethe hat er durch die exorbitantesten Schmeicheleien auch in Beziehung auf Arbeiten Goethe's die er absolut nach seiner sehr dürftigen wissenschaftlichen Bildung nicht verstehen konnte, den gewiegtesten Höfling zu übertreffen gesucht. Das Compliment »derber Natürlichkeit«, Zeltern betreffend, ist total verunglückt!

Nach Goethe's Tode regnete es Gedichte, selbstverständlich zumeist Wasserregen. Nicht nur gewöhnliche Leierkastenmänner am Fuße des Parnasses, auch Dichter, die sich einen Namen errungen, ließen sich hören. Die Herren zogen ihre Saiten so scharf an, daß auch schon recht komische Disharmonien aufgespielt wurden.

Baron Zedlitz-Nimmersatt, der die Gewohnheit hatte, berühmten Todten einige Strophen nachzusingen, versäumte diese schöne Gelegenheit nicht, seinen poetischen Trauerflor flattern zu lassen und zwar in 17 Vierzeilen. Da heißt es 6. Strophe:

»Weg mit den Cypressenkränzen — Rosen schlingt um's Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen — Grüßen seine ew'ge Rast.«

Da könnte man fragen:

Ach, was hast du da verfaßt — Tänzer um die ew'ge Rast? —
Stör' den Goethe nicht im Rasten — Schone deinen Leierkasten,
Denn sonst dreht sich Goethe stumm — noch in seinem Grab herum.
Es hat Alles seine Grenzen — Laß uns aus mit deinen Tänzen!

Seine 6. Strophe hat dem Zedlitz so gefallen, daß er sie als Schlußstrophe noch einmal erschallen ließ.

Da kann der Leser nach Lesung dieser Schlußstrophe mit vollstem Rechte ausrufen: »Da hört sich Alles auf!«

Aber auch die 14., 15., 16. Strophe ist sehr interessant:

»Und als spät er abberufen — Aus dem Lebenstempel, traf
Staat den Tod er auf den Stufen — Seinen milden Bruder Schlaf.
Und bei hoher Fürsten Leichen — Wird des Sängers Grab geschaut,
Der sich in des Geistes Reichen — Einen Götterthron gebaut;
Ja ein Gott kam er zur Erde — Und ein Gott im Siegeslauf,
Frei von irdischer Beschwerde — Flog er zum Olympos auf.«

Da kann der kritische Leser klagen:

Ach, was hat der Mensch auf Erden — Doch für allerhand Beschwerden,
Wenn ihm liegen in dem Magen — Gar so schwere Dichter-Klagen, — Die nicht Jeder kann vertragen!
Zedlitz gibt als Arzt das Zeugniß — Von dem Sanitäts-ereigniß:
»Ohne irdische Beschwerde« — Flog der Goethe von der Erde;
So kommt mit Gesundheitspaß — Goethe an auf dem Parnaß,
Den ihm Zedlitz ausgestellt — Was den Göttern wohlgefällt;
Götter, griechisch so wie römisch — Lieben nicht was epidemisch;
Auch an des Olympos Hof — Fürchtet man den Krankheitsstoff,
Und Apollo, sogleich flicht er — Lorbeern für den Arzt und Dichter,
Der dem Göthe — sehr gelungen — Einen Paß hat nachgesungen,
Daß er abreist von der Erde — Ohne irdische Beschwerde!
Dichter, die mit Lobgesängen — Sich heran an Goethe drängen,
Zu erscheinen auch als Größen — Wenn sie an den Rockes-schößen
Dieses großen Dichters hängen — Gibt es jetzt in schweren Mengen.

Wer nicht heult mit dieser Bande — Wird verfolgt von ihr mit Schande,
Denn sie steh'n nach Doctor Straußen — Im Heiligthum und nicht herauß'n,
Das ist der einzig feste Glauben — Um den sie Niemand darf berauben,
Denn »Gewog'ne«, nicht »Gezählte« — Das sind echte »Auserwählte«.

Das ist das neue Gotteshaus — Gebaut vom Doctor David Strauß,
Und die da gehen aus und ein — Die wollen Alle geistreich sein,
Ein Jeder zahlt den Beitrag richtig — Und Jeder macht sich groß und wichtig;
Allhier in diesem Gnadenort — Denkt Jeder an des Straußen Wort:
»Die draußen steh'n sind Alle dumm — Wir drinnen sind im Heiligthum;
Jedoch Diogenes im Faß — Der meint: »Das ist ein alter Spaß;
Ich hab' es g'rade so gemacht — Und bin geworden ausgelacht!«

Mit dieser Betrachtung eines der ersten Vergötterungslieder, die nach dem Tode des Dichters erschollen sind, schließen wir die vorliegende Schrift.

Wie dieser Cultus immer in weiteren Kreisen um sich gegriffen hat, das wird in einem eigenen Büchlein klar gemacht werden unter dem Titel:

Der Goethe-Cultus und seine Tempeldiener.

Motto:

Wir lassen Alle kommen zu Wort
Die Apotheosenmacher
Doch wollen wir hören auch sofort
Die Stimmen der Widersacher.

Und rasen dahin im Siegeslauf
Die Herren Enthusiasten,
So halten wir sie bisweilen auf
Mit der Bitte: ein wenig zu rasten.

Inhalt.

		Seite
1.	Goethe und Schiller	1
2.	Wie Eckermann den Goethe in's Gesicht hinein gelobt hat	10
3.	Schiller's trauriges Loos	13
4.	Goethe über Schiller's »Tell« und seinen »Tasso«, über »Wallenstein's Lager« und »Abraham a Sancta Clara«	15
5.	Goethe's weitere Bemängelungen Schiller's	20
6.	Wie Goethe einen sehr unsinnigen Ausspruch über Schiller's »Räuber« von einem »Fürsten« gehört, und dieser Ausspruch dem Goethe so gefallen hat, daß er selbigen durch Eckermann verewigen ließ. Goethe's »Werther« und Schiller's »Räuber«	22
7.	Goethe über Schiller's erste und Schiller's lange Stücke, und über Schiller als Volksfreund	23
8.	Wie Goethe den Schauspielern in Weimar, die er herangebildet, einen großen Theil des Erfolges von den Schiller'schen Theatern zuschreibt	25
9.	Wie Riemer seinen Patron Goethe auf Kosten Schiller's herauszustreichen sucht	26
10.	Wie Riemer selbst die Gesundheit, Gestalt und klare Stimme Goethe's gegen Schiller in's Treffen führt	28
11.	Riemer setzt seine Arbeit fort im Herabdrücken Schiller's und Hinaufheben Goethe's	29
12.	Riemer bringt unwahre und übertriebene Lobsprüche für Schiller vor, um selbe im Interesse Goethe's auszubeuten	31
13.	Eckermann und Riemer zeigen sich Schiller gegenüber stets in gereizter Stimmung. Schiller zehn Jahre in seinem Elende, siech und leidend	33
14.	Riemer setzt Schiller's Frauencharaktere herab und sagt, Schiller ist kein ganzes Genie gewesen. Am Ende behauptet Riemer, beide Dichter seien eigentlich nur wie Mann und Weib zusammengehörig, Goethe Mann und Schiller Weib	34
15.	Die durch unsichtbare Hände hintertriebene Dichterkrönung Schiller's	37
16.	Goethe als „Dalai Lama" in Weimar und die Pläne zu Schiller's Dichterkrönung	39
17.	Die Krönung macht Fiasco, der Patriarch von Japan hat gesiegt	41

Seite

18. Ansichten Schiller's über christliche Religion. Goethe will die »christliche Religion« in ihrem reinsten Sinne darstellen . . 47
19. Familienereignisse. Literarische Gegner — werden zum Verklopfen anempfohlen. Beide Dichter betreiben als Dilettanten die Theologie 49
20. Schiller's Anerkennung Shakespeare's. Schiller's elender Zustand 51
21. Goethe, über Wieland's Abbrennen bei einer Vorlesung erfreut, verarbeitet zugleich den Wieland und den Fichte 53
22. Schiller, schon 1799 physisch sehr heruntergekommen. Ein kluger Rath Goethe's bezugs »Maria Stuart«. Schiller als Historiker. Gegen den Nachdruck 55
23. Was Goethe dem König Ludwig I. über Schiller sagt . . 57
24. Schiller über den heil. Bernhard. Schiller's Unwissenheit in der Geschichte von gelehrten Protestanten constatirt. Goethe, immer erfreut, wenn es gegen einen Kirchenlehrer losgeht. Goethe über Chrysostomus 58
25. Goethe über seine Umgebung zu Weimar und Einiges über Shakespeare 67
26. Wie es Schiller in seinem häuslichen Leben und während seiner zehnjährigen Krankheit ergangen. Goethe's Bevorzugung bei Hofe 72
27. Ob die Lage Schiller's nicht hätte erträglicher gemacht werden können und sollen? Goethe will die Biographie Schiller's nicht lesen 75
28. Eine Aeußerung Goethe's als Schlüssel zu seinem Leben und zu seinen Schriften 77
29. Wie Schiller selber die Geschichte als ein Magazin für seine Phantasie erklärt und auch mit bedeutenden protestantischen Historikern in Conflict gerathen ist 78
30. Als Schiller nach Jena kam, übte der fanatische, vom Priesterthum abgefallene und in Wien Freimaurer gewordene Reinhold den größten Einfluß auf ihn aus. Goethe galt dem Schiller ein Egoist in ungewöhnlichem Grade 82
31. Schiller schreibt, um sich Geld zu verdienen. Sein »Abfall der Niederlande« ist ohne Wahrheitsgehalt. Schiller läßt sich (wie er selbst sagt) zum Geschichtsprofessor ohne Gehalt übertölpeln. Schiller kommt sich wegen seines geringen historischen Wissens als Professor selbst komisch vor 84
32. Der Buchhändler Göschen veranlaßt Schiller, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender zu schreiben; Schiller arbeitet über Hals und Kopf und ruinirt die Geschichte und seine Gesundheit zugleich 88
33. Die wissen- und gewissen-losen Lobhudler Schiller's, des Historikers, von Janssen durch Nachweise und durch Thatsachen zurechtgewiesen. Wie Schiller seinen Namen zu historischen Arbeiten hergegeben, die er gar nicht verfaßt hat. Welche Mittel Schiller und Goethe anwenden, um ihre Schriften zur Geltung zu bringen 91

Seite

34. Janssen stellt Schiller's Geschichtsdichtungen protestantische Historiker von Fach entgegen 96
35. Wie der berühmte Niebuhr über Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges die Hände über den Kopf zusammenschlägt 97
36. Wie Schiller allen positiven Gehalt des Christenthums im vorhinein verwirft und die Weltgeschichte als Zufall entrollt 99
37. Wie Schiller die Zustände bei den Griechen gar nicht bekannt gewesen sind und er sich selbe nur mit seiner Phantasie ausgemalt hat 100
38. Welche große Hoffnungen Schiller auf die französische Revolution gesetzt hat 102
39. Die Unwissenheit Schiller's läßt sich nicht ganz entschuldigen. Er hat auch seinen Zeitgenossen Johannes v. Müller nicht gelesen 103
40. Zu welchen versöhnlichen Abschluß über Schiller Janssen bei seiner Schlußbetrachtung über denselben kommt 106
41. Schiller's Vaterhaus und die Rückkehr zur christlichen Weltanschauung 107
42. Die Briefe des alten Schiller an seinen Sohn. Schiller's Vater voll Religiösität und Gottvertrauen 109
43. Lügen über die Umstände bei Schiller's Tod 111
44. Goethe bei Schiller's Tod. Düntzer sucht Goedeke, der Unliebsames über Goethe berichtet, mit seiner papierenen Lanze zu durchbohren 112
45. Humboldt über Schiller's Geschichtsstudien. Schiller über Voß, den Musenalmanach und die Xenien 116
46. Schiller und die Frauenwelt der Griechen. Unbekanntschaft mit den Werken christlicher Kunst 119
47. Der Briefwechsel Humboldt-Schiller. Humboldt's sehr schiefe Urtheile über Italien 122
48. Schiller über Herder und über Predigten 125
49. Schiller über Reinhold und Wieland 127
50. Schiller über Jesuiten, Herrnhuter, Maurer und Illuminaten 129
51. Schiller über Wieland, Reinhold, Knebel 130
52. Schiller und Körner über das Christenthum und Schiller's trauriger Zustand 132
53. Charlotte Kalb, die Geliebte Schiller's und Jean Paul's. Allgemeines 134
54. Schiller's Bekanntschaft mit der Lengefeld'schen Familie . . 135
55. Die Extravaganzen der Kalb. Jean Paul 137
56. Was dieser alten Kalb für sonderbare Vorwürfe gemacht werden 139
57. Jean Paul und Schiller's Urtheile über die Kalb 141
58. Die Kalb als »Schöpferin einer neuen Welt« bekommt beim Weltschaffen Kopfweh — Allerhand andere Verrücktheiten . 142
59. Die Kalb will den Jean Paul heiraten, aber nicht umgekehrt. Sie ladet Jean Paul auf »Sauerkraut und Rosenduft« ein 145
60. Die Kalb will eine Erziehungsanstalt begründen, und hat sonst keine Schmerzen, als von der Königin in Bayern zur

Seite

Abtissin dieser Erziehungsanstalt erkiesen zu werden. Wie der hohe Adel gereizt werden soll, seine weiblichen Sprößlinge dieser Frau anzuvertrauen 146
61. Sie will durch ihre Anstalt eine andere gesellschaftliche Welt heranbilden, aber die nackte Wahrheit lautet: sie will Geld um ihren zerrütteten Familienverhältnissen aufzuhelfen 148
62. Die arme Kalb stellt in ihrer Geldnoth ein Ansinnen an Jean Paul 150
63. Palleske gibt die Gedenkblätter der armen Frau heraus und stellt an den Leser sonderbare Ansinnen 151
64. Palleske über die »Religiösität« der Kalb 154
65. Das Leben der Kalb in ihrem Elternhause. Hohe Besuche . 156
66. Sie kommt in's Benedictinerstift Banz 158
67. Guter Wille, aber fürchterliche Confusion. Erfüllt von Vossens Louisen-Theologie 159
68. Berichte über ein Trappistenkloster und die Frau von Stein 161
69. Phrasen über Phrasen. Verkehr mit Herder 163
70. Die Religion der Kalb. Zeitläufiger Rationalismus. Geschicke ihrer Familie 165
71. Schiller's Briefwechsel mit seiner Braut Charlotte v. Lengefeld 169
72. Schiller über den Staat, Voltaire, Goethe. Die Frau Schiller über ihres Gatten Adelsdiplom 171
73. Schiller's Hoffnung auf Dalberg 175
74. Schiller an seine Schwester Hofräthin Reinwald in Meiningen 176
75. Schiller's Briefe an die beiden Lengefeld (seine Braut und ihre Schwester) 177
76. Schiller's Kalender 179
77. Schiller's Tod und Leichenbegängniß 182
78. Schiller's Leichenauffindung, und wie die medicinische Facultät zu Jena durch ein Gutachten, und Goethe durch ein Gedicht die Ueberreste als die wirklichen und echten zu constatiren versucht haben. Der reliquiensüchtige bestrafte Gymnasialschüler 189
79. Wie und warum David Strauß den Goethe über den Schiller weit erhoben wissen will 197
80. Wie gleich nach Goethe's Tod seine Verehrer durch überschwängliche Lobhymnen auf den Dichter, sich auch einigen Ruhm aneignen wollten und warum die Goethe-Vereine einen größeren Zuwachs erhalten als die Schiller-Vereine . . . 204

Sebastian Brunner's Schriften.

In sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Clerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst. Biographien und Skizzen. 2 Theile. 8. 1863.

Diese Schrift ist in Paris illustrirt in französischer Uebersetzung erschienen.

Unter Lebendigen und Todten. Spaziergänge in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1863.

Kennst du das Land? Heitere Fahrten durch Italien. 8. 1857.

Aus dem Venediger- und Longobardenland. Für Hinreiser und Heimbleiber. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. 8. 1860.

Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. 2. Theile. 8. 1866.

Das Passionsspiel zu Oberammergau in den Jahren 1860 und 1870. Die Reise von München aus. — Historische Einleitung. — Vollständiger Text der Chöre. — Erklärung der Vorbilder. — Beschreibung der Scenen. Dritte Auflage. 8. 1870.

Ist zu Paris unter dem Titel: „Les Montagnards d'Oberammergau" in einer Auflage von 6000 Exemplaren in der katholischen Sammlung „Collection Saint-Michel" 1881 erschienen.

Geschichte von Wiener-Neustadt Wien 1842.

Geschichte des landesfürstlichen Marktes Perchtoldsdorf. Wien 1842.

Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit. Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820. 8. 1858.

In Amsterdam bei Langenhuysen ist eine Uebersetzung in's Holländische erschienen.

Der Predigerorden in Wien und Oesterreich. Regesten, Collectaneen, Nekrologien, Epitaphien, Universitäts-Angelegenheiten, Profeß- und Bruderschaftsbücher, biographische und historische Skizzen; aus archivalischen bisher unedirten Quellen mitgetheilt. gr. 8. 1867.

Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph's II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich von 1770 bis 1800, aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerialarchive. gr. 8. 1868.

Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands, geschildert aus geheimen Gesandtschaftsberichten und anderen ebenfalls durchwegs archivalischen, bisher unedirten Quellen. Zwei Bände. gr. 8. Wien 1872.

Joseph II. Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform. Freiburg, Herder 1874. Zweite Auflage 1885.

Ist in Paris französisch erschienen.

Die Kirche und die Synagoge. Aus dem Französischen des L. Rupert. Mit Noten und Beilagen. Schaffhausen 1864.

Die „höchst vergnüglichste Raiß" des Churfürsten Carl Albrecht von Bayern nach Mölk 1739. Ein heiteres und getreues

Bild des deutschen Hoflebens und Hofceremoniells im 18. Jahrhundert. Nach einer Handschrift der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, mit einer historischen Einleitung. Wien, Mayer 1871.

Charles Louis Richard aus dem Predigerorden. Das Leben eines Bekenners aus dem 18. Jahrhundert. Aus dem Französischen des Moulaert. Regensburg 1870.

Jerusalem. Aus dem Französischen. Von Jacques Mislin. Regensburg 1844.

Monarchie und Politik. Staatsschriften des Bischofs Palafox. Aus dem Spanischen. Wien 1853.

Der Prädicant Caspar Tinktor. Seine Schicksale u. s. w. Ein archivalisches Cabinetsstück. Wien, Mayer 1871.

Agram. Einige Notizen über Vergangenheit und Gegenwart der Hauptstadt Croatiens. Wien, Mayer 1871.

Das Leben des Norikerapostels St. Severin, von seinem Schüler Eugippius. Die wichtigste Urkunde aus der Zeit der Völkerwanderung. Aus dem Lateinischen. Mit Einleitung, Erklärungen, möglichst vollständiger Literatur und einem Berichte über die Grabstätten St. Severins bis auf die neueste Zeit. Wien 1879.

Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800. Aus archivalischen und anderen bisher unbeachteten Quellen. Mainz, Kirchheim 1869. 560 Seiten.

Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Eine Vertheidigung Hurter's gegen seine protestantischen Gegner. 1849.

Rom und Babylon. Eine Vertheidigung der Gräfin Hahn-Hahn gegen die Schriften dreier Professoren nach ihrer Rückkehr zur Kirche 1852.

Kirchen- und Staatsgedanken. Aphorismen über Kirchenregierung. Wien, Mayer 1849.

Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe, Bischofs von Sardica. Regensburg 1851.

Der Atheist Renan und sein Evangelium. 3. Auflage. 1869.

Diese Schrift wurde von einem Gesammthirtenbriefe des bayerischen Episcopats (2 Erzbischöfe und 6 Bischöfe) besonders empfohlen. Der bayerische Abgeordnete Dr. Ruland bezeichnete dieselbe in der „Literatur-Ztg." in einer längeren Besprechung als die schlagendste Widerlegung Renan's.

Homilienbuch für das Kirchenjahr. Regensburg 1852. 2 Bde.

Die katholischen Festtage. Homilien, in der Universitätskirche zu Wien gehalten. Regensburg 1859.

Das Hohepriestergebet Jesu Christi (Johannes XVII). In Homilien für die Fastenzeit. Regensburg 1855.

Paulus in Athen. Grundwahrheiten der Religion mit Rücksicht auf das classische und moderne Heidenthum für Gebildete verständlich dargestellt. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien 1876.

Ist in Paris französisch erschienen.

Eine präcise Polemik gegen landläufige Irrthümer der Zeit und banale Phrasen. Dr. August Reichensperger sagt in der „Germania": Wir wünschen dem „Paulus in Athen" ein recht weitgreifendes und erfolgreiches Apostolat.

Einleitung zur Homiletik der Neuzeit. Regensburg 1849.
Gebetbücher: Jesus mein Leben. — Friede in Christus. — Oremus, Lasset uns beten. — Gebetbuch für die Jugend.
Thomas a Kempis' Uebersetzung. Stereotyp-Ausgabe.

Vereinsverlag in Regensburg.

Gesammelte Erzählungen und poetische Schriften von S. Brunner

in zwanzig Bänden bei Manz in Regensburg.

Diogenes von Azzelbrunn. Mit Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde. 2 Bde. 2. Auflage.
Des Genies Malheur und Glück. 2 Bände. 3. Auflage.
Fremde und Heimat. Aus eines Dichters Leben, Denken und Singen. 2 Bde. 3. Auflage.
Die Prinzenschule zu Möpselglück. 2 Bände.

Motto: Es ist dahier im Scherz zu sehn,
Wie wir im Ernst zum Teufel gehn.

Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. 2. Auflage. 5 Bände.
Mene thekel phares. Ein letztes Wort an die armen Reichen. 3. Auflage. 1864.

Mit dem Motto:

Es soll der Dichter wie das Herz — im Leib der Menschheit schlagen
Und ihre Lust und ihren Schmerz — in sich gesammelt tragen.
So mag er jedes Siechthum lang — vor seinem Ausbruch spüren,
Wenn Fieberschauer kalt und bang — sein Herz wie Eis berühren.

Diese Schrift erschien zu Paris ins Französische übersetzt.

Poetische Schriften B.'s in Reimen sind folgende:
Der Babenberger Ehrenpreis. 4. Auflage.
Die Welt ein Epos. 4. Auflage.

Motto: Das ist ein Epos wunderbar erklungen,
Die Schöpfungstage sind die sechs Gesänge,
Der Sänger: Gott, er selber hat's gesungen,
Und wunderbar sind seines Liedes Klänge.

Der Nebeljungen Lied. 3. Auflage.

Motto: Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenpflücken,
Das ist eine dumme Arbeit das,
Man muß sich zu sehr dabei bücken!

Der deutsche Hiob. 4. Auflage.

Motto: Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisirt nicht schlecht —
Ihr nennt einander: Lumpen
Und jeder von euch hat Recht!

Blöde Ritter. Poetische Galerie deutscher Staatspfiffe.

Motto: Wo ist des Deutschen Vaterland,
Wo Einer 's Pulver einst erfand
Und jetzt noch Jeder meint dabei,
Daß er der Miterfinder sei,
Das ist des Deutschen Vaterland.

Schreiberknechte. Eine Serenade an das papierene Kirchenregiment.

Motto: Ihr erzeigt euch gegen jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch stehn gleich der Bittschrift:
In der Mitte eingebogen.

Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. 2. Auflage.

Motto: Das Kreuz, das einst der Heiland an einem Stricke trug,
Das ist dir sehr zuwider, und dünkt dir nur als Lug,
Doch dein wattirter Busen ist dein Calvarienberg,
Da hängst du selbst am Kreuzlein, du eingeschrumpfter Zwerg.
Daß sich das Volk hält stille, mitunter etwas glaubt,
Das dünkt euch gar nicht übel, ihr findet es erlaubt.
So bleibt ihr unbehelligt in eurem Saus und Braus,
Für's Volk ist gut der Glauben — wir aber sind d'rüber hinaus.

Das Brockhaus'sche Conversationslexikon 11. Auflage, 3. Band, Artikel: Brunner, beschuldigt B. von des Lex. Standpunct aus des Fanatismus, macht aber dabei die Bemerkung: „Alle diese poetischen Schriften sind reich an drastischem Humor und derbem oft kaustischem Witz."

Das deutsche Reichsvieh. Eine Serenade für das Frankfurter Parlament (1849).

Das Buch der Natur, mit oder ohne Verfasser? Aphorismen zur Beleuchtung der Darwinslehre. Wien 1879.

Motto: Wir wollen einmal durchaus keine Spur
Von Gott dem Herrn im Buch der Natur,
Er macht uns das Leben zu unbequem,
D'rum muß er hinaus — aus unserm System.

Diese Schrift wurde innerhalb 4 Monaten in 6000 Exemplaren verbreitet.

Ein Benedictinerbuch. Geschichte und Beschreibung der bestehenden und Anführung der aufgehobenen Benedictinerstifte in Oesterreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz von S. Brunner. Mit Abbildungen. Würzburg, Woerl 1880. 580 S.

Ein Cistercienserbuch. Geschichte und Beschreibung u. s. w. wie oben. 780 S.

Ein Chorherrenbuch. Geschichte und Beschreibung u. s. w. wie oben. 848 S.

Denkpfennige zur Erinnerung an Personen und Zustände vor, in und nach dem Explosionsjahr 1848. Würzburg und Wien. 1886.

Machte in der diplomatischen und theologischen Welt wegen Enthüllung bisher unbekannter Thatsachen allgemeines Aufsehen.

Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen. Bisher erschienen 8 Hefte.

Motto: Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt für wahr zu halten,
Was sie sich gegenseitig genannt?

1. Heft: Vater Gleim der Seher Gottes;
2. Heft: Der Louisentempel;
3. Heft: Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur;
4. Heft: Voß und Dichterbataillen.
5.—6. Heft: Der Himmel voller Geigen zu Weimar.
7.—8. Heft: Don Quixotte und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse. Der Herren Anastasius Grün und Edler von Bauernfeld Fanfarronaden in Politik und Religion. (Je 4 Hefte machen immer Einen Band.)

Eine Pechfackel

zur Beleuchtung einiger Prachtexemplare

aus dem

Neu-evangelischen Schnüffelbunde.

Mit einem Appell

von ehrenhaften an ehrenhafte Protestanten.

Von

Sebastian Brunner.

Motto.

Die Vögel singen in den Zweigen,
Den Fröschen ist das Quacken eigen;
Sie stärken sich für ihre Lieder
Durch einen Schluck, dann geht es wieder.
Der Vogelsang ist Melodei,
Der Frosch reißt sich das Maul entzwei;
Ob er auch schreit sein Leben lang,
So wird sein Quacken kein Gesang.

Wir leuchten mit dem Fackelschein
Allhier in einen Sumpf hinein,
Und in das Wasser ducken sie,
Und eine Weile mucken sie;
Jedoch das dauert gar nicht lang,
Die Frösche folgen ihrem Drang,
Sie bläh'n den Hals auf's Neue auf
Und quacken wieder frisch darauf.

Wien, 1890.

Verlag der Buchdruckerei „Austria" (Drescher & Comp.)

Neubau, Schottenhofgasse 3.

Schreiberknechte. Eine Serenade an das papierene Kirchenregiment.

Motto: Ihr erzeigt euch gegen jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch stehn gleich der Bittschrift:
In der Mitte eingebogen.

Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. 2. Auflage.

Motto: Das Kreuz, das einst der Heiland an einem Stricke trug,
Das ist dir sehr zuwider, und dünkt dir nur als Lug,
Doch dein wattirter Busen ist dein Calvarienberg,
Da hängst du selbst am Kreuzlein, du eingeschrumpfter Zwerg.
Daß sich das Volk hält stille, mitunter etwas glaubt,
Das dünkt euch gar nicht übel, ihr findet es erlaubt.
So bleibt ihr unbehelligt in eurem Saus und Braus,
Für's Volk ist gut der Glauben — wir aber sind d'rüber hinaus.

Das Brockhaus'sche Conversationslexikon 11. Auflage, 3. Band, Artikel: Brunner, beschuldigt B. von des Lex. Standpunct aus des Fanatismus, macht aber dabei die Bemerkung: „Alle diese poetischen Schriften sind reich an drastischem Humor und derbem oft kaustischem Witz."

Das deutsche Reichsvieh. Eine Serenade für das Frankfurter Parlament (1849).

Das Buch der Natur, mit oder ohne Verfasser? Aphorismen zur Beleuchtung der Darwinslehre. Wien 1879.

Motto: Wir wollen einmal durchaus keine Spur
Von Gott dem Herrn im Buch der Natur,
Er macht uns das Leben zu unbequem,
D'rum muß er hinaus — aus unserm System.

Diese Schrift wurde innerhalb 4 Monaten in 6000 Exemplaren verbreitet.

Ein Benedictinerbuch. Geschichte und Beschreibung der bestehenden und Anführung der aufgehobenen Benedictinerstifte in Oesterreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz von S. Brunner. Mit Abbildungen. Würzburg, Woerl 1880. 580 S.

Ein Cistercienserbuch. Geschichte und Beschreibung u. s. w. wie oben. 780 S.

Ein Chorherrenbuch. Geschichte und Beschreibung u. s. w. wie oben. 848 S.

Denkpfennige zur Erinnerung an Personen und Zustände vor, in und nach dem Explosionsjahr 1848. Würzburg und Wien. 1886.

Machte in der diplomatischen und theologischen Welt wegen Enthüllung bisher unbekannter Thatsachen allgemeines Aufsehen.

Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen. Bisher erschienen 8 Hefte.

Motto: Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt für wahr zu halten,
Was sie sich gegenseitig genannt?

1. Heft: Vater Gleim der Seher Gottes;
2. Heft: Der Louisentempel;
3. Heft: Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur;
4. Heft: Voß und Dichterbataillen.
5.—6. Heft: Der Himmel voller Geigen zu Weimar.
7.—8. Heft: Don Quixotte und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse. Der Herren Anastasius Grün und Edler von Bauernfeld Fanfarronaden in Politik und Religion. (Je 4 Hefte machen immer Einen Band.)

Eine Pechfackel

zur Beleuchtung einiger Prachtexemplare

aus dem

Neu-evangelischen Schnüffelbunde.

Mit einem Appell

von ehrenhaften an ehrenhafte Protestanten.

Von

Sebastian Brunner.

Motto.

Die Vögel singen in den Zweigen,
Den Fröschen ist das Quacken eigen;
Sie stärken sich für ihre Lieder
Durch einen Schluck, dann geht es wieder.
Der Vogelsang ist Melodei,
Der Frosch reißt sich das Maul entzwei;
Ob er auch schreit sein Leben lang,
So wird sein Quacken kein Gesang.

Wir leuchten mit dem Fackelschein
Allhier in einen Sumpf hinein,
Und in das Wasser ducken sie,
Und eine Weile mucken sie;
Jedoch das dauert gar nicht lang,
Die Frösche folgen ihrem Drang,
Sie bläh'n den Hals auf's Neue auf
Und quacken wieder frisch darauf.

Wien, 1890.

Verlag der Buchdruckerei „Austria" (Drescher & Comp.)

Neubau, Schottenhofgasse 3.

1. Die Stellung des Autors gegenüber ehrenhaften und minder ehrenhaften Protestanten.

Es wäre nicht nur ein Unrecht, sondern auch ein Unsinn, wenn ein katholischer Schriftsteller, der in irgend eine Polemik mit protestantischen Autoren verwickelt wird, dann verallgemeinernd nur von Protestanten sprechen und sämmtliche protestantische Autoren in Einer Kategorie unterzubringen suchen möchte. In dieser Richtung hat sich der Schreiber dieses im Vorwort zu der Schrift: „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie, Paderborn Schöningh, 1888" des Weiteren ausgesprochen. Ich bin z. B. mit dem Historiker Leo in Halle auf einem sehr freundschaftlichen Fuß gestanden und habe diesen Umstand noch bei Lebzeiten Leo's schriftlich publicirt. Leo war, abgesehen von seinem Talent, seiner Wahrheitsliebe und seiner Bedeutung als Historiker auch jeder Zoll eine höchst ehrenhafte Persönlichkeit, und ich rechne es mir geradewegs auch zur Ehre, daß ich von diesem edlen, liebenswürdigen Gelehrten wiederholt freundlich empfangen und in heiterem Verkehr mit ihm in einer sehr liebenswürdigen Weise behandelt worden bin. Auch mit Wolfgang Menzel bin ich auf dem besten Fuß gestanden; er hat in seiner Zeitschrift meine historischen Schriften immer außerordentlich günstig besprochen, ich besuchte ihn öfter in Stuttgart — er führte mich einmal in das literarische Casino ein, machte mich mit einigen Herren daselbst bekannt, und ich gedenke noch nach seinem Tode dankbar der heiteren Stunden, die ich mit ihm durchlebt, an die mir mitgetheilten persönlichen Begegnisse mit Literaten, z. B. mit Börne und Heine, so daß mir durch den letzteren Bericht jener Grad der Werthschätzung und Würdigung erklärlich wurde, mit welchen Menzel in der Folge diese beiden Gutedel in seinen Schriften und Aeußerungen zu behandeln hinlängliche Veranlassung gefunden hat. Auch verkehrte

ich wiederholt mit dem alten liebenswürdigen Naturhistoriker (dem Verfasser des Buches „Von der Seele") Hofrath Doctor Schubert in München, der in Damaskus den in kurzer Zeit darauf von den Juden rituell abgeschlachteten Capuziner P. Thomas persönlich kennen lernte, und ihm auch in seinem publicirten Reiseberichte das schönste, anerkennendste Zeugniß ausgestellt hat.

Ebenso habe ich oft mit dem Professor an der k. k. Orientalischen Akademie Dr. Adolf Wahrmund verkehrt, einem Manne, der außer seinen Lehrgegenständen (orientalische Sprachen) durch seine culturhistorischen Schriften den Beweis geliefert hat, daß er, was die Beobachtung der Völker- und Culturentwicklung anbelangt, auf der Höhe seiner Zeit steht. Ich habe nicht nur der Wissenschaft, sondern auch dem ehrenhaften, edlen Charakter dieses Mannes die sehr wohlverdiente Achtung gezollt und kann auch für die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, mit welcher ich von ihm jederzeit behandelt worden bin, ein öffentliches Zeugniß ablegen.

So habe ich auch von je wahrhaft wissenschaftlichen und ehrenhaften Männern, wenn dieselben auch Protestanten gewesen sind, die wohlverdiente Achtung zu erweisen gesucht.

Auch mit Protestanten in bürgerlichen und mercantilen Stellungen habe ich öfter zu thun gehabt, die ich als edle Menschen schätzen gelernt nnd deren Ehrenhaftigkeit im Verkehre und echte Toleranz ich von jeher rühmend anerkannt habe. Ich will hier als ein Beispiel nur den verstorbenen Buchhändler Wilhelm Ritter v. Braumüller anführen, von dem ich als Autor (er der Verleger) immer geradezu nobel behandelt worden bin. So z. B. habe ich einmal in der Fensterniſche seines Buchladens zu Wien einige Zeit mit ihm in aller Heiterkeit gesprochen, als er auf einmal aus einer Blechcassete in seinem Stehpulte eine Anzahl Staatsnoten herausnahm und zu mir sagte: „Wollen Sie mir gefälligst diesen Honorarempfang bestätigen." Ich erwiderte ihm: „Ja, aber diesen Betrag habe ich ja laut Contract erst nach künftiger Ostermesse zu bekommen." Darauf Braumüller: „Wissen Sie was; nehmen Sie es nur gleich; der alte Braumüller könnte ja derweil sterben, und ich will, daß Sie mich in gutem Angedenken bewahren."

Diese Noblesse veranlaßte mich, dem Verleger über die Art der Verwendung dieses Honorars eine Mittheilung zu machen.

Zu seinem 70. Geburtsfeste im Jahre 1877 schickte ich an Braumüller auf einer Karte folgende Gratulation:

Bei Deinem Jubelfeste hör' ein paar Reime an,
Die Dir ein alter Autor für diesen Tag ersann.
Verdient hast Du mit Ehren Dir Deinen Ritterstand,
Weil Du Autoren niemals gedrückt hast an die Wand;
Weil leben und leben lassen von je Dein Wahlspruch war,
Wie Dir es kann bezeugen die große Autorenschaar.

Es war nicht Deine Devise: Um jeden Preis Gewinn,
Denn Dir ging über Alles: der ehrenhafte Sinn.
Die Wissenschaft zu fördern, das war Dein Ritterspruch,
Aus Millionen Bänden besteht Dein Ehrenbuch.
Nimm hin die besten Wünsche, die wie aus Einem Mund
Von Deinen Autoren werden heut' dem Verleger kund.

So könnte ich noch mehrere, ihrem Wissen und Talente nach bedeutende, und ihren Vorzügen, dem Charakter nach ehrenhafte Protestanten anführen, mit denen in freundschaftlichen Beziehungen zu stehen ich mir zur Ehre rechne, die ich freilich mit jener Gattung Herren, mit denen ich in vorliegender Schrift zu thun habe, nicht vergleichen könnte, ohne ihnen durch einen derartigen Vergleich eine Art Ehrenbeleidigung zuzufügen.

Somit kann ich, auf eclatante Thatsachen gestützt, in aller Ruhe bemerken: daß ich durchaus kein unbesonnener Eiferer bin, daß mir das „Verallgemeinern" herüben und drüben widerwärtig ist, daß ich keiner Parteisucht huldige, daß ich ehrenhafte Protestanten ebenso zu schätzen und verehren weiß, als ich unehrenhafte Katholiken eben ihres minder ehrenhaften Benehmens wegen nie zu vertheidigen oder zu rechtfertigen suchen werde.

Unzählige Male habe ich als Herausgeber der „Wiener Kirchenzeitung" wissenschaftliche Werke von Protestanten mit aller denselben gebührenden und dieselben würdigenden Anerkennung besprochen, so daß ich mit gutem Gewissen jedem Ultra, der mich als einen Fanatiker darstellen möchte, eben mit der von mir publicirten Literatur in Händen persönlich, mündlich und auch schriftlich den stringenten Beweis liefern kann, daß sich jeder Erfinder einer ähnlichen Anklage bezugs meiner, einer gewissenlosen Verläumdung schuldig macht.

2. Ein Beispiel aus der Gelehrten-Versammlung in München.

Bei der Gelehrten-Versammlung zu München im Jahre 1863 wurde ich von mehreren Anwesenden aufgefordert, einen Antrag des Dr. Alzog zu unterstützen und über die Begründung einer polemischen Literatur mit wissenschaftlicher Grundlage für's praktische Leben und zur Belehrung des gewöhnlichen Lesepublicums zu sprechen. Nach dem noch vorliegenden stenographischen Berichte über die Versammlung (welcher bei Manz in Regensburg in Druck erschienen ist) bemerkte ich unter Anderem wörtlich Folgendes:

„Es wird sehr gut sein, wenn auch die Wissenschaft auf praktische Erfolge hinarbeitet. In diese (projectirte) Bibliothek dürfte vorerst aufgenommen werden eine Schöpfungsgeschichte; es könnten hiezu auch protestantische Schriftsteller benützt werden, die wirklich Männer der Wissenschaft sind und die im positiven Christenthume stehen, die wir immer achten, deren Arbeiten wir mit Freuden anerkennen wollen, z. B. Kurz in Dorpat. Es könnten zu Grunde gelegt werden die vielen Forschungen der geologischen Gesellschaft zu Paris, die Arbeiten so vieler Gelehrter Englands, bei denen die Resultate ihrer ernsten Forschungen mit der heiligen Schrift im Einklange stehen. Es werden im Buchhandel, man möchte sagen systematisch, eine Masse von antibiblischen Hypothesen mit wissenschaftlichem Anstriche unter's Lesepublicum geworfen. Es ist erstaunlich, die wunderlichen Behauptungen zu hören, welche über diesen Gegenstand allüberall vorgebracht werden." —

Brunner erzählte dann, wie er vor Kurzem im Speisesaale eines Hotels in Deutschland zu Abend gegessen und von einem früheren Professor der Chemie, der sich auch nach seiner Aussage großartiger Forschungen in der Geologie schuldig gemacht, hören mußte, wie die Schöpfungstage der Bibel eine reine Unmöglichkeit seien.

„Auf eine Einwendung, daß die Kirche sich über jene Zeiträume gar nicht ausgesprochen habe, wie sie der Discussion anheimgegeben seien, erwiderte der Erdforscher, der doch sein Recht behaupten wollte: Das wolle noch gar nicht viel sagen. Er sei durch die gemachten Forschungen der Erdrinde zum Resultat gekommen, die Erde bestehe gerade vierzig Millionen Jahre! Allgemeines Staunen der Tischgesellschaft. Redner erwiderte diesem Herrn: „Trinken Sie noch eine Halbe, vielleicht thun Sie es dann um neununddreißig" u. s. w."

Auch diese Episode soll ein Stück Beweis sein, wie der Schreiber dieses von jeher vor protestantischen ehrenhaften

Gelehrten, die zudem auch auf dem positiv christlichen Boden stehen, alle verdiente Achtung auch öffentlich ausgesprochen hat.

Wenn ich aber hingegen protestantische Pfarrer oder auch Theologen, die den Schwerpunkt ihres Wirkens rein nur in das beständige Schmähen, Schimpfen, Herabwürdigen und Verläumden der Mutterkirche verlegt haben, minder achten kann, und diesen Herren die Meinung und den Wunsch mittheile: es wäre besser, die ihrer geistlichen Obhut anvertrauten Gemeinden zu einem Halten der Gebote Gottes und zu einem christlich-sittlichen Leben hinzuführen, so wird mir bezüglich dieser Mahnung und dieses Wunsches kein ehrenhafter Protestant Unrecht geben können.

Wenn sich nun der Schreiber dieses mit einem Herrn Pfarrer aus Mähringen hier etwas eingehender beschäftigt, so hat er hiezu die Gelegenheit nicht vom Zaune gebrochen; er ist von diesem Herrn, dessen Namen und rühmliches Wirken ihm bisher total unbekannt gewesen, derartig provocirt worden, daß eine Antwort auf Insulten, Entstellungen und Flegeleien aller Art zu einer nothwendigen Folge geworden ist. Ein riesenhafter Größenwahn, mit einem zwerghaften Talente im Bunde, beides in einer sehr aggressiven Persönlichkeit vorfindig, verdienen es, in ein klares Licht gestellt zu werden. Dieser Herr hat keine Berechtigung, sich als den Vertreter sämmtlicher Protestanten aufzuspielen; wir haben es deshalb aber durchaus hier nicht mit Protestanten im Allgemeinen, sondern nur mit Dr. Weitbrecht und jenen Complicen zu thun, die mit der Schreib- und Schimpfweise dieses Herrn sich einverstanden erklären, und die es für ihre einzige Lebensaufgabe halten, die „ultramontanen Wölfe" von den frommen Lämmlein der ihnen anvertrauten Heerde abzuwehren.

3. Einige Feldherren des neugeworbenen evangelischen Bundes betreffend.

Ueber jene Heerführer des sogenannten evangelischen Bundes, welche ihre strategische Wirksamkeit rein nur in Ausfällen gegen die katholische Kirche bethätigen, mögen hier einige Worte gerichtet sein, um diese Herren zur Einkehr in jene Festung (wenn auch ohne momentanen Erfolg) zu ermahnen,

aus welcher sie herausstürmen. Im Innern jener Vereinbarung, die sich in neuester Zeit den schmeichelhaften Titel: der evangelische Bund beigelegt hat, machen sich die verschiedensten, höchst evangeliumswidrigen Systeme und Bestrebungen breit, da gäbe es nun für einen in Wahrheit evangelischen Bund Arbeit und Polemik vollauf. Statt daß nun die Mitglieder des sogenannten evangelischen Bundes auch jene katholischen Autoren, die den Verleugnern Christi und folgerichtig auch des persönlichen, im Evangelium verkündeten Gottes auf dem Gebiete der Geschichte, der Philosophie und der christlichen Theologie entgegentreten, sich dankbar erweisen und dieselben als die Vertheidiger des Evangeliums ansehen und behandeln, haben nun einige dieser Herren nichts Wichtigeres zu thun, als allen Katholiken, also auch diesen Vertheidigern des Evangeliums, in der gehässigsten, feindseligsten Weise entgegenzustürmen; und in diesem Umstande liegt eben das sehr schädigende Zeugniß für diese Gattung von Mitgliedern des besagten Bundes, daß es ihnen um die Wahrheiten, welche im Evangelium verkündet werden, nicht zu thun ist, weil sie die eigentlichen gröbsten Feinde des Evangeliums in ihrer Mitte unbehelligt lassen und ihnen noch die Hand zum Bruderbunde reichen, statt daß sie mit den Katholiken gegen den gemeinsamen Feind, der in ihrer eigenen Mitte haust, sich zum Kampfe bereit erklären.

4. Am positiven Christenthum ist den Herren wenig gelegen, nur der Haß gegen Rom ist das Band, welches sie zusammenhält.

Eben bekommen wir die Nr. 279 (1889) des „Münchener Fremdenblatt" in die Hände, und darin ist im Leitartikel: „Vom evangelischen Bunde", dieselbe Anschauung über denselben in folgenden Worten präcisirt:

„Statt an dem inneren Aufbau des Protestantenthums zu arbeiten und die crassen Widersprüche der verschiedenen Gruppen innerhalb der evangelischen Kirche sachlich zu überbrücken, erblickt der Evangelische Bund das einigende Element, welches die strengste Rechtgläubigkeit selbst mit dem crassesten Unglauben und der Leugnung der Gottheit Christi verbinden soll, lediglich in dem gemeinsamen Kampfe und Hasse gegen Rom."

Der Autor dieses hat z. B. eine Schrift gegen Renan und eine in jüngster Zeit gegen Schopenhauer herausgegeben;*) in beiden sind dieselben Güter und Momente des positiven Christenthums vertheidigt, die auch den in der That Evangelischen heilig sein sollen. Der Verfasser hat nicht nur für diese Arbeit auch nicht die mindeste Anerkennung von Seite evangelischer Organe erfahren, sondern ist, wie es die nachfolgende Verwahrung gegen Dr. Weitbrecht nachweist, achtmal mit dem Hannswursttitel angerempelt worden; eine Kampfesart, die wir in der Folge mit einer derselben würdigen Erklärung bezeichnet haben. Wenn der evangelische Bund nicht selbst so klug ist, Polemiker in seiner Mitte nicht zu dulden, welchen selbst die Fähigkeit mangelt, mit geist- und witzlosen Flegeleien und Schimpfworten wenigstens abzuwechseln, so hat sich derselbe eines Rückschrittes in die stürmischen Zeiten der notorisch sackgroben Reformatorenliteratur schuldig gemacht.

5. Die Waffen der Bundesheroen, nicht nur vom confessionellen, sondern rein nur vom Standpunkte der Ehrenhaftigkeit betrachtet.

Wir haben eine Zeitschrift vor uns liegen**), in welcher sich eine höchst bedenkliche Sammlung von Wahnerscheinungen vorfindet, die sich bei den Häuptern des modernsten Apostolats manifestiren. Der Artikel trägt die Ueberschrift: „Blüthenlese aus den Schriften moderner Fanatiker". Wir wollen hier nur beispielsweise einige dieser Blüthen vorführen. Man möcht's nicht glauben, wenn man's nicht schwarz auf weiß vor sich liegen hätte.

*) „Der Atheist Renan und sein Evangelium." Regensburg. Manz. Dritte Auflage. 1869.

Der bayerische Abgeordnete Dr. Ruland bezeichnete diese Schrift in der „Literaturzeitung" in einer längeren Besprechung als die schlagendste Widerlegung Renan's.

„Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer." Im Schreiben und Treiben des Meisters und seiner Gesellen plastisch und drastisch dargestellt. Paderborn. Schöningh. 1889.

**) Die katholische Bewegung. Würzburg, Wörl, Jahrgang 1889. 10. Heft. Seite 461 bis 477.

„Freilich sind die Elaborate, die wir heute zunächst im Auge haben: einige Flugschriften des „Evangelischen Bundes“ und einige Gustav Adolph-Broschüren nicht derart, daß sie auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machten und deshalb eine wirkliche Widerlegung verdienten. Letztere würde wirklich dem diese Schriften dictirenden Fanatismus zu viel Ehre anthun. Wir glauben uns darauf beschränken zu dürfen, einige der plumpsten Aeußerungen niedriger zu hängen und dadurch dem verdienten Spotte preiszugeben. Zu einigen Zwischenbemerkungen wird sich der Anlaß leicht bieten.“

„Weil die Herren Professoren, insonderheit die deutschen, bekanntlich der Ausbund aller Gelehrsamkeit sind, so wollen wir zuerst dem Herrn Professor H. Baumgarten aus Straßburg das Wort geben, welcher vor zwei Jahren in der Flugschrift Nr. 2 des „Ev. B.“ sich über die „Römischen Triumphe“ erging. Der kurze Sinn der 18 Seiten langen Rederei ist der, daß Rom eigentlich keine Triumphe aufzählen könne, denn was es etwa geleistet, das sei in den von ihm beherrschten Reichen mit letzteren selbst bald zusammengebrochen. Den „Beweis“ dafür muß natürlich Spanien, Portugal, Polen, Frankreich liefern: Post hoc ergo ex hoc heißt eine der bekanntesten logischen Sünden, was der gelehrte Herr Professor noch nicht zu wissen scheint. Weil er den Beweis schuldig blieb, ergeht er sich statt dessen in verschiedenen Liebenswürdigkeiten, die einem so gelehrten Herrn indeß wenig Ehre machen, weil derartige Behauptungen entweder große Unwissenheit und Oberflächlichkeit oder große Böswilligkeit verrathen. Hier einige Proben:

S. 12. „Der Katholicismus hat über die ihm ausschließlich oder doch fast ganz unterworfenen Völker seine Herrschaft so geübt, daß diese Völker in ihrem Allgemeinbefinden auf's Tiefste geschädigt, speciell ihr religiöses Leben nahezu zerstört worden ist.

Folgende monströse Behauptungen befinden sich auf S. 13 und 14:

„Man braucht nur Bayern, Oesterreich, die Rheinlande, wie sie vor hundert Jahren waren, mit dem zu vergleichen, was sie heute geworden sind. Damals waren sie geistig und moralisch gleich verwahrlost. An dem deutschen Geistesleben nahmen sie keinen Theil; ihre wirthschaftliche Verkommenheit stellte sie so ziemlich auf eine Linie mit dem spanischen Elend. München und Köln repräsentirten die letzte Stufe deutscher Cultur. Das war die Frucht ausschließlich clericaler Erziehung, der seit zwei Jahrhunderten beharrlich und er-

folgreich fortgesetzten Absperrung von allen protestantischen Bildungselementen. Was aus diesen beiden Städten, was aus Bayern und dem Rheinland durch die Mischung mit protestantischen Elementen, durch die Einführung wesentlich protestantischer Erziehung und Bildung geworden ist, weiß Jeder. Das deutsche Gymnasium und die deutsche Universität, von welchen die Ultramontanen seit fünfzig Jahren jammern, daß sie ganz von protestantischem Geiste beherrscht würden, sie haben die Kräfte gebildet, mit denen Rom seine Siege in Deutschland gewonnen hat. Hätten die deutschen Staaten ihm den Gefallen gethan, Schule und Universität in den katholischen Gebieten ausschließlich römischer Leitung zu überliefern, so würde der Katholicismus in Deutschland ungefähr ebenso impotent sein, wie wir ihn in den romanischen Ländern gefunden haben. Man könnte deshalb von exclusiv protestantischem Standpunkte nichts Besseres wünschen, als daß den Katholiken ausschließlich katholische Bildung auf reinkatholischen Schulen und Universitäten gewährt würde."

Potz tausend! da unterstütze man doch den Windthorstschen Schulantrag, und der „Evangelische Bund" möge uns die freie katholische Universität gründen!

S. 11 heißt es: „in Rom, dieser Mutter der Revolution." —

S. 17. „Wer heute bei uns im Bunde mit Rom conservative Politik zu machen denkt, der arbeitet lediglich dem Radicalismus in die Hände."

S. 18. „Was Protestantismus und Katholicismus für das Leben der modernen Welt bedeuten, darüber läßt die Vergangenheit keinen Zweifel. Die ungeheure Gefahr eines unwiderstehlichen Vordringens der römischen Kirche aus eigener Kraft, vor welcher Manche erschrecken, existirt nicht. Diese scheinbar kolossale Macht ist wesentlich das Werk unserer Schwäche und Thorheit."

Und doch sind die Katholiken bekanntlich so dumm! Und die Triumphe Roms! Eine staunenswerthe Geschicklichkeit im Fälschen der Geschichte der kirchenpolitischen Ereignisse der letzten Jahre verrieth die Broschüre 11, betitelt: „Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik" von Dr. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrath, Professor der Theologie in Jena. Wir werden dort schon auf S. 2 über Folgendes belehrt:

„ . . . . die geschlossenen Priesterseminare, Knabenseminare und Convicte sind oder werden wieder eröffnet, der in feste Schranken gefügte Gebrauch der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel ist wieder freigegeben, die beschlagnahmten Geldsummen sind den Bischöfen und kirchlichen Genossenschaften zur freien Verfügung wieder ausgeliefert, und das ganze (?) streitbare Heer der Ordensbrüder und Ordensschwestern ergießt sich von Neuem in unaufhaltsamem Strome über den preußischen Staat. Triumphirend erhebt die römische Kirche ihr

Haupt; in's Unermeßliche ist ihre Macht und ihr Ansehen gewachsen. Schon legt sie ihre Hand auch an die Schule und fordert die unbeschränkte clericale Leitung der Jugenderziehung: schon wird der Vernichtungskrieg gegen den deutschen Protestantismus gepredigt und durch Bearbeitung der in gemischten Ehen lebenden Gatten, durch zudringliche Bekehrungsversuche bei der Kranken- und Armenpflege, durch systematisch geleitete katholische Einwanderungen (wo denn?), durch Einschüchterung wirthschaftlich Unselbstständiger, vor Allem durch unablässige Hetz-, Droh- und Schmähartikel in der katholischen Presse in's Werk gesetzt; schon versteigen sich die ultramontanen Blätter zu der Hoffnung einer Bekehrung des Hohenzollernhauses zum römischen Katholicismus!"

„Wie ist diese ungeheuere Wandlung der Dinge geschehen? Was hat sich zugetragen, daß der preußische Staat gerade in dem Augenblicke, wo die günstigsten (?) Aussichten auf Sieg sich zu eröffnen schienen, mit einemmale innehielt im Kampfe, dann Schritt für Schritt vor dem unaufhaltsam vordringenden Feinde zurückwich, zuletzt die vom Papste dictirten (?) Friedensbedingungen widerstandslos annahm und jetzt, wo er am Ende des Kampfes zu stehen meint, aus dem Munde der übermüthigen Sieger vernehmen muß, der vermeintliche Friedensschluß sei nur ein Waffenstillstand, ein neuer ungleich hartnäckigerer Kampf stehe noch bevor?"

„Wer die römische Kirche kennt, der weiß, daß Rom nicht eher Frieden schließt, als bis der letzte Ketzer verbrannt ist." —

Ein schlecht verhehlter Ingrimm spricht aus den Bemerkungen über Württemberg S. 24 und 25 heraus:

„In Württemberg rechnete sich's die Regierung König Carl's und seines katholischen Ministerpräsidenten zum besonderen Ruhme, Alles, was einem „Culturkampfe" ähnlich sehen konnte, ängstlich vermieden zu haben. Dafür wurde der katholischen Propaganda in aller Stille von oben her Vorschub geleistet. Das für katholische Theologen bestimmte, vom Staate unterhaltene Tübinger Convict wurde als Mittel zur Heranbildung eines ganzen Heeres katholischer Verwaltungsbeamten benutzt, mit denen die evangelischen Landestheile überschwemmt wurden. Gleichzeitig wurde ebenfalls aus Staatsmitteln die Zahl der katholischen Geistlichen ganz unverhältnißmäßig vermehrt."

Nach solchen Leistungen nimmt's nicht Wunder, wenn Herr Lipsius mit folgenden Tiraden des bekannten Consistorialpräsidenten Meyer schließt:

„Wenn die katholische Kirche Freiheit verlangt in Deutschland, so ist das die Freiheit des Kampfes gegen den Protestantismus; wenn sie Ruhe und Unterstützung fordert, so ist das Ruhe und Unterstützung zum Vordringen gegen den Protestantismus. Es liegt im

Begriffe der (römischen) Mission, und Deutschland ist Missionsland, daß die katholische Kirche den Kampf mit den Waffen des Wortes nur gezwungen und blos auf so lange führt, bis sie Feuer und Schwert wieder in Händen haben wird, um gegen die Ketzer, wie es bei ihr Rechtens ist, zu verfahren." — — —

Mit einem merkwürdigen Elaborate hat der lic. Dr. Gustav Schulze die Welt beglückt. Seine Flugschrift (II. Serie 1) ist betitelt: „Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt." Da hören wir sogleich S. 3 hinsichtlich der Katholiken Folgendes:

„Wir meinen allerdings, daß das Sittlich-Gute, was sie sind und was sie thun, nicht so sehr ihrem katholischen Glauben entstammt, als dem Einflusse des evangelisch-christlichen Lebensgeistes, dem sie, mit und unter Evangelischen lebend, sich nicht entziehen können.

Patent darauf!

S. 4 wird der katholische Glaube definirt als

„gleichbedeutend mit Gehorsam gegen die Kirche. Die Kirche denkt für den einzelnen Gläubigen, er selbst braucht nicht persönlich zu denken, zu prüfen, sich persönlich in Herz und Gewissen von der Wahrheit der Kirchenlehre zu überzeugen. Solches Selbstprüfen und Selbst-sich-überzeugen ist aber Voraussetzung für eine wirklich willenhafte, innerliche Aneignung der äußeren Glaubenslehren! So dringt der katholische Glaube nicht bis in den innersten Kern der Persönlichkeit, in des Menschen Herz, Gewissen und Willen, kann darum natürlich auch sein Herz und seinen Willen nicht wirksam bestimmen, zu keinem wahrhaft sittlichen Thun und Verhalten befähigen."

Ach! Herr Schulze, lassen Sie sich doch von dem, welcher Sie die katholische Lehre gelehrt, das Lehrgeld wieder geben.

S. 9 und 10 leistet Herr Schulze folgendes Blech:

„Die Kirche hat das Recht, zu den geoffenbarten zehn Gottesgeboten noch besondere kirchliche Gesetze (Satzungen) hinzuzufügen (sonntäglich die Messe zu besuchen, einmal im Jahr zur Beichte und zum heil. Abendmahl zu gehen, Wallfahrten, Bußübungen u. dgl. auf sich zu nehmen). Sittlich handelt, wer außer den Geboten Gottes auch die Satzungen der Kirche befolgt. Dies Recht der kirchlichen Gesetzgebung hat seit 1870 der Papst. Er ist berechtigt, das sittliche Leben aller katholischen Christen zu regeln; er ist in Allem, was die Sittlichkeit angeht, in seinen Aussprüchen und Vorschriften unfehlbar: er kann die Gewissen lösen und binden, sogar von göttlichen Gesetzen „mit Grund" dispensiren. Der Papst ist darum das Gewissen des römischen Katholiken. Diese zwei-

hundert Millionen haben alle nur ein einziges Gewissen; es schlägt in Rom, im Vatikan, in der Brust des jeweiligen Papstes!" — —

Das würde nicht einmal beim Heimgange zu nachtschlafender Zeit Herr Müller dem Schulze glauben. Wir aber rufen: Hände weg von Dingen, von denen Ihr nichts versteht! Oder wenn Ihr es versteht und stellt es unrichtig dem gedankenlosen Lesepublicum dar, dann seid Ihr ....!

Dasselbe gilt hinsichtlich der S. 13 und 14 sich findenden Faseleien über Probabilismus, die entweder die gröbste Unkenntniß oder böswillige Verdrehung verrathen:

„Wenn man also nicht ganz sicher ist über das wirklich sittlich Rechte, was man in einem bestimmten Falle zu thun habe, so genügt es auch schon, wenn man das wahrscheinlich Rechte thut. Wahrscheinlich recht oder probabel ist aber etwas, wenn es durch die Autorität eines oder einiger berühmter Kirchenlehrer oder „Doctores" gebilligt wird. Z. B. Ist es recht, daß ein Diener seinen Herrn bestehle? Die Antwort würde nach jener Lehre lauten; Im Allgemeinen nein, im besonderen Falle ja! nämlich — sagt ein Doctor — wenn ein Herr seinem Diener den Lohn vorenthält, dann darf der Diener den Herrn bestehlen, denn dann ist das nur „eine verborgene Ausgleichung eines erlittenen Unrechts". Oder: darf man falsches Maß und Gewicht gebrauchen? Im Allgemeinen nein! im besonderen Falle ja! Nämlich — sagt ein berühmter Doctor — wenn Du als Verkäufer von der Obrigkeit zu einer unbillig geringen Taxe Deiner Waare genöthigt wirst, dann kannst Du das zu Wenig am Preise durch ein entsprechend geringeres, also falsches Maß und Gewicht „ausgleichen". Ist es erlaubt, zu lügen? Im Allgemeinen nein, in besonderen Fällen ja, nämlich — sagen sogar mehrere berühmte Doctoren — wenn es aus „rechtem Grunde" geschieht, d. h. wenn es nöthig oder nützlich ist für's Heil Deines Leibes oder Deines Vermögens oder Deiner Ehre: wenn Du dagegen nicht aus einem solchen rechten Grunde lügst, ist es allerdings Todsünde. Allein wofür ließe sich nicht ein „rechter Grund" finden. Dazu kommt noch, daß der Entscheidung Suchende bei verschiedenen Lehrern herumgehen darf, bis er eine ihm günstige Entscheidung findet. Er braucht nicht einmal von allen Ansichten die „probabelste" zu wählen, es kann auch eine „probablere" sein, wenn es nur überhaupt eine „probable" ist. Es ist nicht Sache des Einzelnen, nach dem „Grade der Probabilität" zu forschen!"

Solche Lügen und Verdrehungen richten sich selber. Und so strotzt das ganze Schulze'sche Machwerk von den gröbsten Unwahrheiten und Entstellungen. Heißt dies das „evangelische Bewußtsein" stärken, wenn man nur darauf ausgeht, die Katho-

liken herabzusetzen? Ist das nicht ein Fanatismus, ärger als der, welcher mit Feuer und Schwert wüthete. Einem durch solch' freche Verdrehungen die Ehre nehmen, heißt in der That boshafter vorgehen, als wenn man Einen um seiner Ueberzeugung der materiellen Güter beraube. Ebenso miserabel ist die Schulze'sche Darstellung der katholischen Lehre von der Vollkommenheit. Wir verbieten uns solche Entstellungen der Wahrheit! Macht, was Ihr wollt; aber laßt uns unsere Ehre, und wenn Euere schalen Köpfe unsere Lehren nicht verstehen — dann schreibt nicht darüber.

Wie groß die Unkenntniß bei dem genannten Gelehrten in der That ist (resp. seine Böswilligkeit), geht aus folgendem Geschwätz über die Ehe (S. 27 und 28) hervor:

„Nach katholischer Auffassung ist die Ehe an sich eine blos sinnlich-natürliche, weltliche Gemeinschaft, sie steht an sich außerhalb der Sittlichkeit. Erst die Kirche drückt der blos sinnlichen, folglich unsittlichen Gemeinschaft den sacramentalen Charakter auf und erklärt sie nun für etwas Sittliches, Christliches, Geistiges, Heiliges. Indem die katholische Kirche die Ehe zu einem Sacramente erhebt, scheint sie dieselbe besonders hochzuschätzen. Aber, indem sie erst die kirchlich geschlossene, sacramentalisch geheiligte Ehe als eine sittliche Gemeinschaft anerkennt, unterschätzt und entwerthet sie in Wahrheit die Ehe, die ja an sich schon eine von Gott selbst gewollte und geweihte natürlich-sittliche Ordnung, eine geistig-leibliche Gemeinschaft ist. Daß die katholische Kirche die Ehe, trotzdem sie dieselbe für ein Sacrament erklärt, geringschätzt und herabwürdigt, geht auch daraus hervor, daß sie den Priestern und Mönchen, die doch nach wahrer Vollkommenheit streben, die Ehe untersagt! Die sacramentale Ehe ist in den Augen der Kirche gut, aber die Eheloſigkei ist doch noch besser! Für die Priester und Mönche, diese Virtuosen der Sittlichkeit, ist die Ehe zu schlecht! Seltsamer Widerspruch! Der Priester macht und erklärt erst die Ehe und Familie zur sittlichen Gemeinschaft, aber er selbst darf nicht in dieselbe treten! Wenn man nun hierin noch keine Herabwürdigung der Ehe findet, dann doch gewiß darin, daß für die katholische Kirche die Begriffe „Eheloſigkeit" und „Keuschheit" sich decken: das Gelübde der Keuschheit ablegen heißt Eheloſigkeit geloben. In der Ehe leben heißt also doch folgerichtig — unkeusch sein!!!"

Wir schließen hier unseren Auszug. Der Leser möge die weiteren Wahnausbrüche in der Monatschrift „Katholische Bewegung" selber nachlesen. „In der Ehe leben heißt folgerichtig unkeusch sein" sagt der dem puren Wuthwahnsinn verfallene Gelehrte — er weiß nicht, daß die Ehe in der katholischen Kirche ein Sacrament ist — somit wäre

die Ehe das Sacrament der Unkeuschheit. — Wir sprechen hier ganz gelassen aus: Wer derlei Beschuldigungen aufzustellen wagt, dem ist offenbar sein ihm von einer Irrenhausdirection ausgefertigter Gesundheitspaß in Verlust gerathen.

6. Die übernus noblen toleranzigen Vorsätze und die übernus ordinären intoleranzwüthigen Nachsätze von Seite begeisterter Bundesgenossen.

Das „Münchener Fremdenblatt" hat in Nr. 280 (1889) wörtliche Citate aus den evangelischen Bundesschriften gebracht, die dem gesunden Menschenverstande einen offenen Krieg erklärt haben. Wie schön lautet vorerst die Collectiverklärung des Bundes:

Nr. 1. „Unsere römisch-katholischen Mitbürger können gewiß sein, daß es uns ferne liegt, irgend Jemanden um seines aufrichtigen Glaubens willen zu kränken oder zu verachten."

Der Gustav Adolph-Verein in seiner Versammlung auf Schloß Waldeck gibt uns eine prächtige Illustration zu den obigen liebe- und toleranz-säuselnden Verheißungen des evangelischen Bundes. Der hochberühmte Tiefdenker Pastor Thümel, ein auserwähltes Werkzeug gustav-adolphischer Begeisterung, sagt daselbst wörtlich:

Nr. 2. „Der Katholicismus herrscht nicht sowohl durch seinen Aberglauben, als vielmehr durch seinen Unglauben; er weiß sich klüglich in alle Verhältnisse zu schicken, ist besonders tolerant gegen die Sünder, und drückt ein Auge zu."

Sehr sonderbar! Die Herren drücken gegenüber den fortgeschrittensten Theologen ihres „Bekenntnisses" doch beide Augen zu, und zwar auch gegen jene, die nicht nur Christus den Herrn, sondern consequent auch den persönlichen Gott verleugnen. Paulus, Schleiermacher, Schenkel, Strauß können ungehindert das Evangelium vom ersten bis zum letzten Blatte zerreißen — aber diese bösen Ultramontanen! Hören wir!

Das Waldeck'sche Kirchenblatt berichtet uns wörtlich folgende Thümelei von Seite des zuvor angezogenen Weltapostels Thümel:

Die protestantische Lehre will und muß begründet sein auf dem Glauben, da sie für erkannte Wahrheit eintritt und für sie kämpft. Nr. 3. „Wir dürfen in diesem Kampfe nicht ruhen, bis der letzte Priester über die Alpen ist, und erreichen wir dieses Ziel nicht, so unsere Nachkommen; wir dürfen den Kampf nicht aufgeben, und sollten wir auch dabei untergehen."

Wie schön paßt nun dieser Vorsatz auf das Versprechen des Bundes oben Nr. 1.!!?

Eine offene Frage: Wenn ein katholischer Geistlicher so blöde wäre, wörtlich in einer ähnlichen Berserkerwuth zu predigen: „Wir dürfen in diesem Kampfe nicht ruhen, bis der letzte evangelische Pastor (Herr Thümel voran auf der Locomotive als Zugführer) mit Expreßzug durch den St. Gotthardtunnel durchgefahren ist", so würde man diesen katholischen Prediger in's Narrenhaus sperren. Dafür hat Herr Thümel das Privilegium, frei ohne Maulkorb herumlaufen zu dürfen; wir vergönnen ihm die Lust an seinem Gebelle, uns wundert nur, daß die Verfasser der Versicherung in Nr. 1 oben diesen Herrn nicht öffentlich interpelliren, z. B. in der Weise:

„Herr Thümel, Sie können leider weder das Maul noch die Tinte halten; wir ersuchen Sie, in Zukunft beides zu thun, denn mit Ihrem Blödsinn können Sie doch nur unsern ganzen Bund in Mißcredit bringen!"

Auch dem Herrn Pastor Lipsius könnte ein ähnliches Bittgesuch von Seite des evangelischen Bundes nicht schaden. Dieser Herr erklärt (nach der hier gewiß getreuen „Magdeburger Zeitung"):

„Alle wir Evangelisten glauben an einen persönlichen Gott als einen vollkommenen Geist mit vollkommenem Selbstbewußtsein und vollkommenem Willen, während in der katholischen Kirche dieser Glaube verloren geht vor einer Creaturvergötterung. Die römische Kirche ist auf dem besten Wege, das Christenthum durch die Anbetung der heiligen Nothhelfer in den Schlamm heidnischen Aberglaubens hinabzuziehen."

Wenn man einen derartig completen Unsinn liest, so kann man über die Extasen dieses modernen Nothhelfers

einer angeblich evangelischen Kirche nur zu dem Wunsche bewegt werden: Herr Lipsius möge ein Schlammbad (in Franzensbad oder in Pystian) versuchen, um sich seinen dogmatischen Gichtstoff aus den Gliedern ziehen zu lassen!

Herr Lipsius weiß es offenbar nicht, daß die größten Aufklärungstheologen der Neuzeit*) sich dem obigen Lipsius-Credo durchaus nicht angeschlossen haben, sondern auch mit seinem obigen persönlichen Gott vollkommen fertig geworden sind. Die alte Arie von der Heiligenanbetung und dem Reliquiencult sind die Katholiken gewohnt. Dieses Wurfgeschoß wird immer noch mit Freuden gebraucht, wenn auch auf die Frage: Welcher Katechismus Heiligenanbetung lehrt, noch nie eine Antwort erfolgt ist.

Bezugs des ewigen Spectakels über den Reliquiencultus fällt uns folgendes drollige Actenstück eben in die Hände („Salzburger Chronik" Nr. 268, Jahr 1889):

Am 5. August 1841 veröffentlichte der protestantische Pfarrer von Steinbach im „Anzeiger der Deutschen" Folgendes: „Die allgemein bekannte, heilig gehaltene Luthersbuche bei Altenstein und Steinbach ist den 18. Juli durch einen orcanischen Sturmwind während der Sonnenfinsterniß bis auf einen Stamm von 8 Fuß Höhe und mit noch einem einzigen Ast versehen, umgebrochen worden. Das Holz und Reisig davon ist der Kirche von Steinbach geschenkt worden, allwo es heilig aufbewahrt wird. Freunde und Verehrer des heiligen Mannes können gegen eine Vergütung an die Kirche von diesem Holze Andenken erhalten, wenn sie sich in frankirten Briefen an den Unterzeichneten wenden, welcher eines Jeden Wunsch möglichst zu erfüllen suchen wird. Steinbach beim Bade Biberstein, den 27. Juli 1841. Gez. J. E. Ortmann, Pfarrer."

Da haben wir also auch Heiligenreliquien und Holz- und Reisig-Reliquien gegen Vergütung (oder praktischer: Verkauf). Nun, wir haben ja gar nichts dagegen, bitten aber, in Zukunft vor dem Schimpfen das Holz der Luthersbuche sammt Reisig vorerst in's Feuer zu werfen, statt es heilig aufzubewahren, und mit der Beatification von Seite eines Reliquienhandelsmannes nicht so freigebig zu verfahren.

Eine kleine Episode über Reliquienverehrung wollen wir zur Unterhaltung wahrhaft toleranter Leser aus einer früheren Schrift hier einfügen**):

*) Die vier Großmeister d. Aufklärungstheologie. Von S. Brunner.

**) Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur. Von S. Brunner. Würzburg, Leo Wörl, 1888, Seite 77.

„Interessant ist eine Bemerkung Leyser's (in seiner Schrift: Goethe in Straßburg, S. 263), der sich veranlaßt sieht, eine halb entschuldigende Erklärung bezugs des Friderikens-Reliquiencultus anzustimmen. Er sagt:

„Die Pfarrerfamilie zu Meisenheim war noch lange im Besitze einer Silhouette Friderikens, leider ist dieselbe nicht mehr vorhanden, wie überhaupt sorgfältige Nachforschungen uns überzeugt haben, daß ein Bild Friderikens nicht mehr existirt. Nachkommen jener Familie wohnen noch zu Dinglingen bei Lahr, und bei all meiner protestantischen Abneigung gegen Reliquienverehrung war mir's doch ein rührender Anblick, als eine reizende Urenkelin Olivien's (einer Schwester Friderike n's), schlank und blond wie Friderike, einige Kleider vor mir ausbreitete, die aus dem Nachlasse der Jugendgeliebten Goethe's mit schöner Pietät hier aufbewahrt wurden. Das ist doch sehr menschlich, von geliebten Verstorbenen oder von Unsterblichen ein Andenken werthzuhalten."

Wir machen hier auf die Wunderthätigkeit des alten Gewandes dieser armen Goetheheiligen aufmerksam, welches bei bei Herrn Leyser seine einbekannte Abneigung gegen den Reliquiencultus geheilt und ihm die humane Ansicht beigebracht hat, daß es doch sehr menschlich, eine schöne Pietät und nicht gar so dumm und verwerflich sei, ein Angedenken an geliebte Verstorbene in Ehren zu halten.

Diese Wundercur dahier zu Sesenheim, wo die durch Goethe berühmt gewordene Pfarrerstochter an einem Orte, an dem doch Jeder, der herkommt und seine Aesthetik ordentlich auswendig gelernt hat — seine poetische Gabe zurückläßt, diese Wundercur verdient es auch, in ein paar Strophen gepriesen zu werden:

Es brachten die heiligen Röcke
Der Märtyrin Friderike
Schon manche verstockte Stöcke
Zum Reliquiencult zurücke.

Wir sehen hier, wie Herr Leyser
Seinen Reliquienhaß gebüßt hat
Und als frommer Sesenheim-reiser
Die Röcke am End' noch geküßt hat. —

Wenn jetzt in allen großen Städten den modernen Classikern Statuen und Denkmale gesetzt werden, so ist dies ganz in der Ordnung, wenn aber echt christlichen Helden, Männern oder Frauen, welche heroische Acte der Tugend und Entsagung, die sie um Gottes Willen geübt haben, Statuen errichtet werden, so wird sogleich das alte Wurfgeschoß der Heiligenanbetung aus dem Winkel hervorgeholt.

Hier kann man den Bibelspruch: Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, mit Einem Worte verändert in Anwendung bringen: an ihren Waffen werdet ihr sie erkennen.

7. Was die gewissen Herren unter Toleranz verstehen.

Es wäre wohl die gründlichste Charakterisirung der gegenwärtig von der „Bundesseite“ mehr bündlich und sündlich als gründlich geführten Kampfesweise, wenn man alle die Zornausbrüche dieser Herren, in einem Bande gesammelt, herausgeben möchte. Das wäre das einzige Mittel, um hie und da einem von diesen Autoren — von denen man mit Recht sagen kann: Sie wissen nicht, was sie thun — einige Schamröthe auf die Wangen zu färben. Anfangs October 1889 polemisirten die „Münchener Neuesten Nachrichten“ (ein sehr eifriges Bundesblatt) gegen das „Regensburger Morgenblatt“ (welches sich die Freiheit herausnahm, gegen die Bundeslügen eine Abwehr zu bringen), und dieses Blatt läßt sich in seinem Eifer für die Ehre Gottes und die sonstigen bundesevangelischen Errungenschaften zu einem heroischen Abschlusse einer Schimpflitanei hinreißen, welcher buchstäblich lautet: „Die ultramontane Hetzpresse ist vom Teufel besessen.“ Sonderbar! Wenn diese dummen Ultramontanen nicht gesonnen sind, sich von Fanatikern auf den Köpfen herumsteigen und auf ihrem Rücken Holz hauen zu lassen, dann sind sie vom Teufel besessen.

Auf diese Gattung höchst liebenswürdiger Toleranzsäusler könnte die Strophe angewendet werden, welche wir bei einer gleichen Gelegenheit („Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie“) für ähnliche Glaubenshelden angefertigt haben:

Halte Deinen Rücken her, — ich zerklopfe ihn Dir ganz,
Dann will ich Dich loben sehr — wegen Deiner Toleranz,
Aber mucksen darfst Dich nicht, — ruhig mußt Du sein,
Sonst werf' ich Dir in's Gesicht — den Fanatiker hinein!

Wir können am Schlusse dieser Einleitung nur noch in Kürze wiederholen: Wir achten jeden „Evangelischen", der sich diesen Namen durch Festhalten an den aus der Mutterkirche herüberbekommenen positiv christlichen Momenten und durch menschenmögliche Erfüllung des christlichen Sittengebotes, durch christliche Ehrenhaftigkeit, als ein ehrenhafter Mann bewährt hat; wer aber für sein Rühmen mit dem Evangelium keinen anderen Beweis beizubringen vermag, als ein gewerbsmäßiges Schimpfen, Entstellen, Verläumden, Lügen und Wüthen, den auf seine bedauerliche Stellung in der christlichen Gesellschaft mit allen das Sittengesetz nicht verletzenden Mitteln aufmerksam zu machen, dürfte wohl am Ende nicht nur erlaubt, sondern auch eine Pflicht sein.

8. Eine sehr noble Verwahrung gegen den „evangelischen Hetzbund" von Seite eines höchst achtenswerthen protestantischen Professors.

Wenn wir wiederholt betonen, daß unsere Polemik nicht gegen ehrenhafte Protestanten, sondern nur gegen jene rabiaten Fanatiker gerichtet ist, welche den Titel „Evangelischer Bund" wie ein Ehrenkleid um ihre Schultern hängen, so wird uns die Genugthuung, daß in jüngster Zeit auch ehrenhafte Protestanten das schmähliche Treiben und die unverantwortlichen Hetzereien dieses sogenannten evangelischen Bundes verurtheilten.

Dieser „evangelische Bund" Deutschlands wollte jüngst auch die positiven Protestanten der Schweiz für seine Hetzereien gewinnen. Professor von Orelli lehnte aber die Einladung im „Basler Kirchenfreund" in einer würdigen Weise rundweg mit folgenden Worten ab:

„Das rührige Vorgehen der katholischen Kirche in Kirchenbauten und Werken der inneren Mission (z. B. in Zürich: Eröffnung des Theodosianums, eines katholischen Spitals, des großartigen Gesellenhauses) mahnt die Protestanten, nicht zurückzubleiben, sondern ihren Glauben zu bethätigen und zu bewahren. An Vereinen fehlt es bei uns nicht. Einen Agitationsverein dagegen nach Art des Evangelischen Bundes brauchen wir nicht und wollen wir nicht! Eine unausgesetzte, oft unbillige Polemik, wie sie derselbe

in Deutschland betreibt, oder gar eine Agitation, wie sie seine Vorkämpfer (Thümel) in den Rheinlanden in Scene setzen, würde nur die Leidenschaft anfachen; dies könnte die schweizerische Einheit, von der so viel geredet wurde, ernstlicher gefährden, als die politischen Gegensätze. Wer daher sein Vaterland lieb hat, gibt Denen kein Gehör, welche diesen Brand von außen hineintragen möchten."

Das ist die Sprache eines ehrenhaften und achtenswerthen Mannes, dem es ein Ernst ist, „den positiven Glauben zu bethätigen und zu bewahren", der eine Agitation verabscheut, die es sich zum Ziele gesetzt hat, die Leidenschaften anzufachen!

Durch diesen Ausspruch Orelli's ist der glänzende Beweis für den Umstand hergestellt: daß jene Trompeter, Bearbeiter der Türkentrommel und Tschinellenschläger, welche sich als „auserwählte Rüstzeuge Gottes" geriren, kein Recht haben, sich als Vertreter sämmtlicher evangelischer Christen auszugeben.

Jedenfalls ist Professor von Orelli ein Mann, aller Achtung würdig; umsomehr, weil er sich im Gefühle seiner Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit nicht gefürchtet hat, über das Treiben des Hetzbundes ein geradewegs vernichtendes Urtheil auszusprechen.

9. Noch eine Verurtheilung des Hetzbundes von Seite einer im positiv christlichen Geiste gehaltenen protestantischen Zeitschrift.

In der Zeitschrift: „Hessische Blätter", von positiv christlichen und ehrenhaften Protestanten herausgegeben, ist in deren Nummer vom 20. Juli 1889 folgendes vernichtende Urtheil über den Evangelischen Bund zu lesen:

Seitdem der staatliche Culturkampf nicht mit der erwarteten Vernichtung der römisch-katholischen Kirche geendet hat, wird unter dem Vorwande sogenannter „Selbstermannung" der evangelischen Kirche in immer weiteren Kreisen des deutschen Protestantenthums eine antikatholische Polemik betrieben, die mehr und mehr die Form einer Katholikenhetze anzunehmen droht. Der sogenannte „Evangelische Bund", als dessen ausgewachsenste Culturblüthe der rheinische Pastor Thümel bekannt ist, marschirt an der Spitze dieser

neuesten Romstürmer. Leider aber gewinnt der rohe und gehässige Ton, welcher von den Thümelianern in dem Verkehre der beiden großen Kirchengemeinschaften gepflegt wird, auch außerhalb des Bundes immer weitere Ausdehnung. Selbstverständlich fehlt es auch auf katholischer Seite weder an selbstständigen Provocationen, noch auch an entsprechenden Erwiderungen auf die Herausforderungen der Protestanten.*) Wohl aber fehlt es dort erfreulicherweise an dem Versuche, die aufreizende confessionelle Polemik systematisch zu organisiren, wie dieser Versuch in dem „Evangelischen Bund" betrieben wird. Die kürzlich zu Fulda versammelt gewesenen katholischen Bischöfe Preußens haben sogar am 22. September einen gemeinsamen Hirtenbrief von allen Kanzeln verlesen lassen, welcher in ebenso würdiger als milder Form vor dieser Verhetzung warnt und eindringlich zum Frieden mahnt. Was kann mit diesen Hetzereien, die, wir wiederholen es, auf evangelischer Seite allmälig ein förmliches System annahmen, erreicht werden? Rein negativ, jeglichen positiven Inhaltes entbehrend, wie sie überall sind, schaden sie dem Katholicismus natürlich nichts, sondern können ihn nur in ähnlicher Weise innerlich und äußerlich stärken, wie dies der gleichfalls rein negative, aber mit ganz anderem Nachdrucke und unvergleichlich imposanteren Machtmitteln unternommenen und dennoch vergeblich gebliebene staatliche Ansturm des Culturkampfes nachweislich gethan hat. Zur Sammlung, Vervollständigung, innerlichen Befestigung der hundertfach verschiedenen evangelischen Parteien, Richtungen, Denominationen aber vermag der buntgewürfelte Heerbann dieses Feldzuges gegen Rom ebenfalls nicht zu dienen. Schon auf weltlichem, vielmehr aber noch auf kirchlichem Gebiete, dienen Bündnisse, welche der Haß und die Sucht, dem Gegner zu schaden, stifteten, nur zur Vermehrung der eigenen inneren Oede und Armuth, und pflegen mit Zerfall und gegenseitiger Zerfleischung zu endigen. So mag auch die neue Kampfgenossenschaft gegen Rom ihre Theilnehmer eine Zeit lang über ihren eigenen unleugbaren inneren Jammer täuschen, steuern kann sie ihm nicht, im Gegentheil wird sie aller Voraussicht nach mit dem Bankerott endigen, der sich einerseits in der weiteren äußeren Verstärkung der katholischen Position, andererseits in dem beschleunigten Niedergange dessen zeigen dürfte, was sich heute noch der Welt mit Emphase als „evangelisch" und „protestantisch" repräsentirt.

Wenn wir nun diese beiden Appelle durch entschieden ehrenhafte, im positiven Christenthum stehende Protestanten

*) Vorliegender Schrift kann der Vorwurf einer Provocation sicher nicht gemacht werden; selbe ist nur eine Widerlegung von Lügen und Verläumdungen, welche über die Person des Autors und über die Sache, welche derselbe vertritt, veröffentlicht worden sind.

hier auch wieder an ehrenhafte und christliche Protestanten richten, so können wir einerseits von diesen auf eine Zustimmung hoffen, und andererseits meinen wir, dem auf dem Titel dieser Schrift vorgezeichneten Programme Genüge geleistet zu haben.

10. Einige Fragen an die „Evangelischen Bundesmänner".

Die vom „Münchener Fremdenblatt", Nr. 282, Jahr 1889, an den Oberkirchenrath und die bayerische Generalsynode gerichteten Fragen sind noch viel mehr an die Mitglieder des evangelischen Bundes gerichtet.

Zuerst wird das Geständniß des Bundesmitgliedes Willibald Beyschlag angeführt, welches lautet:

„Wir fühlen Alle mehr oder weniger die großen Mängel und Gebrechen unseres protestantischen Kirchenwesens; wir ringen nach Ueberwindung derselben, ohne bis dahin ein Gefühl durchgreifenden Erfolges zu haben, und wir muthen Anderen zu, dasselbe so anziehend und vertrauenerweckend zu finden, daß sie sich und ihre Kinder mit ihren heiligsten Anliegen ihm anvertrauen." So Beyschlag.

Die bayerische Generalsynode hat jüngst die Anträge angenommen: „Es sollen protestantische Eheleute, welche ihre Kinder in einem anderen als dem evangelisch-lutherischen Glauben erziehen lassen, des Rechtes, als Taufpathen zu fungiren, verlustig gehen, und es solle, soferne sich's um den männlichen Ehetheil handle, derselbe zu kirchlichen Ehrenämtern, wie Kirchenvorstandschaft, nicht mehr zugelassen werden. Der Oberkirchenrath wird die Annahme dieser Anträge seitens der Generalsynode nicht allzusehr mißbilligen."

Wenn aber Oberkirchenrath (oder Oberconsistorium) und Generalsynode die Erziehung der Kinder protestantischer Eheleute im evangelisch-lutherischen Bekenntnisse wünschen, ja zur Pflicht machen wollen, so werden sie wohl sicher befähigt und auch gewillt sein, genau und bestimmt anzugeben, *was unter dem Ausdrucke „evangelisch-lutherisches Bekenntniß" zu verstehen ist.*

1. Ist dieser Ausdruck gleichbedeutend mit dem Ausdrucke „die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche"?

2. Wenn das der Fall ist, welches sind diese Bücher? Die Augsburgische Confession? Welche Ausgabe derselben? Welcher Text derselben, der lateinische oder der deutsche? Die Apologie? Welcher Text derselben, der lateinische oder der deutsche? Luther's großer Katechismus? Welcher Text, der lateinische oder der deutsche? Luther's kleiner Katechismus? Welcher Text, der lateinische oder der deutsche? Die schmalkaldischen Artikel? Welcher Text, der lateinische oder der deutsche? Die Concordienformel? Welcher Text, der lateinische oder der deutsche?

3. Sind alle diese Bücher zusammen „das evangelisch-lutherische Bekenntniß" oder nur einige, und wenn das Letztere der Fall sein sollte, welches sind dieselben?

4. Sind alle Theile der sämmtlichen oder der richtigen „symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche" „das evangelisch-lutherische Bekenntniß" oder nur einzelne? Welches sind in letzterem Falle diese einzelnen?

5. Es gibt nicht wenige „evangelisch-lutherische Kirchen". Welche von diesen ist die wahre, die rechte?

6. In der Augustana heißt es nach dem deutschen Texte: Die Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen (im lateinischen Texte: die Versammlung der Heiligen), bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangelii gereicht werden. Wie heißt der protestantische Theologe oder Pfarrer, welcher das Evangelium rein und lauter predigt? Da, wo er ist, wird die Kirche sein! Also, wo ist er, welches ist sein Name?

7. Hat Luther etwa das Evangelium rein gepredigt? Wann hat er dieses gethan, in welchem Jahre, in welcher Schrift? Oder haben Melanchthon, Calvin, Zwingli das Evangelium rein gepredigt? In welchem Jahre, in welcher Schrift haben sie es gethan?

8. Haben diese „Reformatoren" nicht gelehrt: „Gott allein ist es, der den Menschen von Ewigkeit her ohne alle Möglichkeit seines eigenen anderen Wollens zum Guten oder zum Bösen bestimmt hat?"

9. Was ist nach dieser Lehre Gott, was ist nach derselben ein Mensch? Was ist von dieser Lehre zu halten, was von der geistigen Begabung Derjenigen, welche sie aufgestellt haben? Wer möchte wohl einem denkenden Manne zumuthen, dieselben für Reformatoren zu halten?

10. Wer wird es leugnen, daß die Lutherbibel nicht blos von groben, sinnentstellenden Fehlern wimmelt, sondern daß Luther auch mehrmals absichtlich im Interesse seiner Lehre die apostolischen Worte entstellt hat, daß gerade die Pauliniſchen Briefe vorzugsweise von ihm mißhandelt worden sind? Wird sich ein gewissenhafter Mann, der nur einige Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache besitzt, dazu herbeilassen, die Lutherbibel in Kirche und Schule zu gebrauchen? Wird etwa das Evangelium da rein gepredigt, wo die Lutherbibel in Gebrauch ist?

Diese Fragen ehrlich und redlich, klar und bestimmt zu beantworten — das darf man wohl von Oberconsistorium und Generalsynode verlangen und erwarten. Wenn sie dieses nicht könnten oder nicht wollten, so dürften sie ja nicht die Erziehung der Kinder protestantischer Eheleute im evangelisch-lutherischen Bekenntniß als Pflicht bezeichnen. Jeder denkende Protestant wird zugeben, daß dieses unser Verlangen, daß diese unsere Erwartung vollkommen berechtigt ist."

11. Noch einige Bedenken dem Evangelischen Bund vorgehalten.

Aus einem längeren Artikel des „Münchener Fremdenblatt" Nr. 279, Jahr 1889, bringen wir einige sehr passende Erklärungen.

Was die angeblichen „niedrigsten Schmähungen des deutschen Reformators" anbelangt, so hat sich die katholische Geschichtsforschung unserer Ansicht nach bei der Behandlung der Reformation in der Form von jeher die möglichste Reserve auferlegt; wenn aber die historisch bewiesene Thatsache schon als solche einen sittlichen Tadel enthalten sollte, so können die Katholiken gewiß nichts dafür. Was protestantische Geschichtsschreiberei und confessionelle Polemik in „niedrigster Schmähung" katholischer Personen und Einrichtungen, namentlich der Päpste, der Orden und der Priester, bisher geleistet haben, verhält sich zu den gleichartigen Leistungen von katholischer Seite wie die Mücke zum Kameel. Man denke ferner nur an die Lutherfestspiele, an die Hutten-Sickingen-Feier und an die Giordano Bruno-Feier mit ihren verschiedenen Auswüchsen und ihrer hetzerischen Verwerthung. Und wenn wir erst an einen Thümel

und die von ihm begründete neue „Schule“ protestantischer Polemik erinnern wollten, so könnten wir einen ganzen Zeitungsbogen voll der „niedrigsten Schmähungen“ katholischer Lehren, Einrichtungen und Personen hier anführen. Was endlich die sogenannten Versuche, „jede geistige Gemeinschaft der beiden Confessionen zu zerstören“, anbelangt, so ist uns der Worte Sinn nicht ganz klar. Sollte die hier und dort aufgedeckte ungehörige Religionsmengerei (Simultangottesdienste u. dgl.) gemeint sein, so ist dagegen vom beiderseitigen Standpunkte („friedlich, schiedlich“) gewiß nichts einzuwenden. Auf der andern Seite sucht gewiß der überzeugungstreue Katholik jede Gelegenheit, um eine wirklich vorhandene geistige Gemeinschaft zu gegenseitiger Annäherung zu benützen. So steht der strenggläubige Katholik dem strenggläubigen Protestanten, der es mit seinen kirchlichen Pflichten ernst nimmt und noch an die Gottheit Christi und die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl glaubt, geistig näher, als dem Christusleugner, der sich auch noch zur protestantischen Confession rechnet und beim „Bunde“ tapfer mithilft.

Die innige Verbrüderung des „Bundes“ wie auch des Protestantenvereins mit den Altkatholiken und überhaupt mit allen freigläubigen und ungläubigen „Katholiken“ ist ja notorisch.

Nur an Eines wollen wir zum Schlusse die Herren vom Evangelischen Bunde noch erinnern, nämlich an die Geschichte der Gründung des Bundes. Trotzdem darüber erst ein paar Jahre verflossen sind, scheint man in den Bundeskreisen die Actenstücke, welche der Gründung vorausgingen und sie begleiteten, ganz vergessen zu haben. Unseres Wissens construirte man die Nothwendigkeit des Evangelischen Bundes aus der Beendigung des preußischen Culturkampfes, aus der Abschaffung, beziehungsweise Abänderung der Maigesetze. Fürst Bismarck und Kaiser Wilhelm I., welche die Anbahnung des Friedens mit Rom in's Werk setzten, wurden in den Gründungsacten des „Bundes“ verständlich genug angegriffen. Als Bollwerk gegen den Frieden mit Rom ist der Evangelische Bund gegründet worden; er war es, der sich am meisten gegen die Beendigung des preußischen Culturkampfes auflehnte und einen neuen, heftigeren Culturkampf in Aussicht stellte. An dieser Thatsache können alle nachträglichen Versuche, die Gründung des Bundes als einen Act „bitterer Nothwehr“ gegen katholische „Verfolgungssucht“ darzustellen, nichts ändern. Nicht Nothwehr, sondern Angriff war die erste Parole des Bundes, und

zwar nicht nur Angriff gegen Rom, sondern auch Angriff gegen die Bismarck'sche Kirchenpolitik.

12. Der Trompeter von Mähringen.

Motto an die Regimentsinhaber und sonstigen Chefs des Trompeters.

Möchten Sie doch überwachen
Ihre Feuer-speier-Drachen,
Daß sie schön bei Troste bleiben
Und in Zukunft nimmer schreiben
Gar so schrecklich dumme Sachen.
Dem Weitbrecht, diesem Romverschlinger,
Seh'n Sie besonders auf die Finger,
Denn eine „Weisheit", so wie seine,
Gehört dem Weitbrecht ganz alleine.

Der Trompeter von Säckingen ist durch Poesie verherrlicht, ein berühmter Mann geworden; der Trompeter von Mähringen (Pfarrer Weitbrecht daselbst, auch mit irgend einem Doctortitel behaftet), der mit seinem Instrument den Evangelischen Bund zum Kampfe gegen „tief unten an Bildung" stehende Ultramontane, wie z. B. diesen Baumgartner und Brunner, anfeuert, möchte auch berühmt werden. Auf dem Boden der Poesie geht das nicht; — wir wollen versuchen, ihn durch die Kritik seiner Geistesproducte ein klein wenig bekannt zu machen. Dieser gute Herr hat in Barmen eine Schrift erscheinen lassen: „Die deutsche Literatur in Römischer Beleuchtung". Wir werden das Werk des großen Mannes bei echt deutscher Beleuchtung in Augenschein nehmen. Auf der Hinterseite des Titels seines Werkes steht das drohende Wort: „Alle Rechte vorbehalten". Dieser Schreckschuß hat nicht nur die Engländer, Franzosen und Italiener stutzig gemacht, sondern die Gelehrten aller Nationen von den Hottentotten bis zu den Chinesen und von den Lappländern bis zu den Laternanzündern am stillen Ocean wagen es nicht, dieses Product in ihre Sprachen zu übersetzen, aus Furcht vor den Processen und Verdrießlichkeiten, in welche sie durch den Advocaten Weitbrecht's, den berühmten Dr. Eisele, hineinverwickelt würden.

Es ist schon sehr, sehr lange her, als ich einem Mitschüler vom Schottengymnasium, der ein ganzes Heft „Satyren" auf seine Mitschüler zusammengeschrieben, worin er

auch mich besonders wegen meiner Unkenntniß der Syntax durch die Hechel gezogen — auf das Titelblatt seiner Schrift folgende kurze Kritik hinschrieb:

Wenn man so dumm ist wie der Blitz, — Dabei ein Flegel ohne Witz,
So lasse man das Schreiben — um Gotteswillen bleiben.

Es enthalten diese paar Zeilen weder einen Witz, noch eine Satyre, aber sie sind leicht zu merken, und wurden deshalb auch dem verunglückten Satyriker von den Studenten oft in's Gesicht hineingesungen und hineindeclamirt.

Wir wollen die obige Vierzeile nicht auf Herrn Weitbrecht in Anwendung bringen, es widerstrebt uns, gleich Anfangs an seiner mit dem Bundesmarkenschutz gezeichneten Flegelhaftigkeit ein Beispiel zu nehmen, wir wollen vorerst gelinde beginnen:

Herr Weitbrecht, der ist ein Genie, — Er kann das Schreiben lassen nie
Und sendet fleißig alle Weile — Den Römlingen die schärfsten Pfeile.
Er selbst ist in sich selbst beglückt — Und über sein Genie entzückt.
Er schwefelt ohne Unterlassung — Es bringt ihn gar nichts aus der Fassung,
So lebt er glücklich in dem Wahn, — Er zottle auf der Ruhmesbahn,
Weh' Jedem, der sich möcht' erlauben — Zu stören seinen frommen Glauben.

Der herkuleskeulenbegnadete Satyriker Weitbrecht hat sich aus „der Tiefe der Unbildung und Rohheit" zwei tief in den Abgrund gesunkene Römische Finsterlinge hervorgesucht, um zum Schrecken für alle anderen Ultramontanen an diesen ein grausames Exempel zu statuiren, die Unglücklichen sind Alexander Baumgartner und Sebastian Brunner.

Schon im Vorwort hält er einen historischen Vortrag, wie solche in kaffeehäuslichen Gesellschaften zu hören sind, er macht echt herodotlich die Jesuiten zu den Urhebern des dreißigjährigen Krieges, darnach geht er gleich über die Jesuiten der Gegenwart, um ihnen „die Schuld des von ihm angeblich in Aussicht stehenden deutschen Bruderkrieges" aufzuladen. Er lamentirt:

„Heutzutage macht er (der Jesuitismus) sich die Druckerpresse zu Dienst." „Wie gefährlich ein solcher Riß zwischen Brüdern ist und werden muß, ist jedem einsichtigen Katholiken und Protestanten klar!"

Was ist dieser Herr Pfarrer für ein scharfsichtiger Beobachter der Weltereignisse! Erst in unserer Zeit hat sich dieser

Riß bemerkbar gemacht, und Schuld daran ist niemand Anderer als diese bösen Jesuiten!

Nun werden aber bei diesen Bundesherren unter Jesuiten immer sämmtliche Katholiken verstanden, und diese sollen um der Ruhe willen sämmtliche Ergüsse und Schmähungen der Aufklärungspresse in Geduld hinnehmen, und geistreiche Polemiker (wie Herr Dr. Weitbrecht) noch extra bewundern. Er beruft sich auf alle einsichtigen Katholiken und Protestanten. Sehr schmeichelhaft.

13. Wie sich Weitbrecht den Begriff „confessionelle Engherzigkeit" zurechtlegt.

Er meint: „Daher auch die neuerdings von beiden Seiten gemachten höchst dankenswerthen Versuche, wenigstens das Gebiet der Literatur und der schönen Wissenschaften überhaupt frei zu halten von aller confessionellen Engherzigkeit, um sich des gemeinsamen Besitzes literarischer Schätze zu erfreuen."

Wo ist sie denn zu suchen, diese confessionelle Engherzigkeit? Haben nicht renommirte Dichter gerade die katholische Kirche in der parteilichsten Weise durch Lüge, Entstellung historischer Thatsachen und Verleumdungen aller Art perennirend angefeindet.

Wie ist Schiller's Jungfrau von Orléans herabgewürdigt, wie unhistorisch, unwahr, voll Erfindungen und Lügen ist sein Dreißigjähriger Krieg, sein Abfall der Niederlande. Haben sich darüber nicht auch die ehrenhaftesten protestantischen Gelehrten entschieden ausgesprochen? *)

Wachsmuth wollte dieses in's Gesichtschlagen der historischen Wahrheit beschönigen, indem er sich zur sehr komischen Ausflucht verstieg, man könne von den Thatsachen abgehen und solle der Gesinnung des Historikers seine Erfindungen zu Gute halten.

Bezugs der Klage über confessionelle Engherzigkeit lohnt es sich schon der Mühe, einige Fragen an das Herodötele von Mähringen zu stellen.

Hat nicht der größte Theil der schöngeistigen Literatur vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. sich dieser von Weitbrecht beklagten „confessionellen Eng-

*) Ausführlich in: Friedrich Schiller, von Seb. Brunner.

herzigkeit" in hohem Grade schuldig gemacht? Nachdem nun Janssen und andere Historiker durch archivalische Documente wie mit einem Flambeau in das Dunkel der zeither geübten Engherzigkeit hineinleuchten, da gibt es ein ängstliches Durcheinanderwuseln im aufgelockerten Ameisenhaufen, jetzt wird über Störung des confessionellen Friedens, über confessionelle Engherzigkeit lamentirt, es sollen sich die Katholiken alle Lügen, Verläumdungen und Entstellungen der Thatsachen auch ferner gefallen lassen und des „gemeinsamen Besitzes literarischer Schätze sich erfreuen".

Weil sich aber die Katholiken dieses Aufnöthigen literarischer Schätze in Bausch und Bogen nicht gefallen lassen, bemerkt Weitbrecht:

„Das paßt aber dem Jesuitismus nicht, der blos da gedeihen kann, wo er Unfrieden zu säen vermag. Dieses sein Treiben auf allen Gebieten aufzudecken ist Pflicht eines Jeden, der es mit seinem Vaterlande und mit seiner Kirche ehrlich meint."

Sehr schön declamirt! Wenn es aber ein Katholik mit seinem Vaterlande und mit seiner Kirche ehrlich meint und das Treiben fanatischer Gegner dieser seiner Kirche auf allen Gebieten aufzudecken sucht — — — so ist dieser Unglückliche ein Störer des religiösen Friedens, ein Fanatiker, ein Römling, den man unschädlich machen soll.

14. Die Liebe zum Vaterland und diese bösen ultramontanen geschworenen Vaterlandsverräther! O Weitbrecht!

Was nun die Liebe zum Vaterland betrifft, fragen wir den Herrn Weitbrecht, haben die katholischen Soldaten in Preußen, Bayern, Württemberg, Baden u. s. w. nicht ebenso gut gekämpft, ihr Blut vergossen, ihr Leben geopfert als die protestantischen? Mit welchem Recht beschuldigt nun dieselben Weitbrecht, als ob sie Feinde des Vaterlandes wären?

Herr Weitbrecht würde uns einen großen Gefallen erweisen, wenn er uns auf die Frage antworten möchte: für welche Kirche er streitet? Er krakehlirt nur in einemfort gegen die Katholiken, die doch auch das Evangelium heilig halten. Warum schweigt er beharrlich über Herder, Paulus von Heidelberg, Schleiermacher, Strauß, über alle negativen

Philosophen von Fichte, Hegel an bis auf den vollkommen pronoucirten Atheisten Schopenhauer?

Den wackeren Paulus hat Schelling einen erbärmlichen Menschen gescholten und Menzel nachgewiesen, daß er ein ordinärer Gauner gewesen — und gegen diese Gesellen ist Weitbrecht sehr friedfertig und sehr schweigsam! Also gehören diese Alle auch in „*seine Kirche*".

Sehr bescheiden meint Weitbrecht am Ende seiner Vorrede:

„Auf Vollständigkeit macht die Schrift keinen Anspruch, *) und wie manche dieser jesuitischen Giftpilze mögen nur wieder aufgeschossen sein, *die zwischen der Niederschrift und zwischen der Drucklegung verfloß?*"

Nach diesem Exposé Weitbrecht's mußte sich entweder der Verleger in Barmen (Hugo Klein) sehr lang besonnen haben, bis er das „*Werk*" (von nicht ganz drei Sedezbogen) dem Druck übergab, oder die Druckerei Pöschel in Leipzig müßte über nur ein paar kleine Kaffeemühlen verfügen können.

Wenn wir nun *ganz billig diese beiden Möglichkeiten* für durchaus nicht wahrscheinlich halten, so wird die Angabe eines Zeitraumes für das Aufschießen jesuitischer Giftpilze *total unerklärlich*.

Bei dieser Gelegenheit können wir der Druckerei *Teubner* (Protestant) die vollste Anerkennung für die hochgradige Correctheit und Schnelligkeit zollen, mit welcher diese großartige Officin die ihr übergebenen Arbeiten zu Stande bringt. Vor einigen Jahren übernahm diese Druckerei vom Schreiber dieses *historische Schriften* von mehr als hundert Druckbogen, und in *Einem Tage* kamen von Leipzig nach Wien in der Regel zwei, *oft auch drei Correcturbogen*. — — Da wäre nun das nicht drei Bogen (Sedez und splendid gedruckt auch noch) starke „*Werk*" Weitbrecht's in *Einem* Tage fertig geworden, und Weitbrecht wäre daher des Lamentos über die vielen *jesuitischen Giftpilze* während dieses Tages überhoben gewesen; denn in der Regel schießen ja doch in *Einem Tage* so viele jesuitische Giftpilze *nicht in die Höhe*!

*) Nur nicht gar so bescheiden! Auf vollständige Geistlosigkeit, Unwahrheit, Geschmacklosigkeit und mitunter auch Verrücktheit könnte diese Schrift immerhin einen Anspruch machen, ohne daß es möglich wäre, dagegen eine gegründete Verwahrung einzulegen!

Die Druckerei Hugo Klein hat auf dem „Werke“ Weitbrecht's die Devise: „Ora et labora“ (bete und arbeite). Diese Devise paßt auf das Werk Weitbrecht's wie die Faust auf ein Auge; denn in diesem Werk wird immer wacker gelogen und geschimpft, somit würde da besser die Devise taugen: „Lüge und schimpfe.“ Höchstens könnte man darin den Tenor des bekannten Pharisäergebetes finden: Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht so schlecht bin, wie diese Giftpilzpflanzen, diese Jesuiten n. s. w.

15. Weitbrecht als Retter des deutschen Vaterlandes. Wie nach Weitbrecht die „guten Katholiken“ aussehen sollten.

Der große Apologet jenes Evangelischen Bundes, der sich um sämmtliche Verleugner des Evangeliums, und sämmtliche atheistische Theologen und Philosophen, die sich innerhalb des Protestantismus unbehelligt breit machen, gar nicht kümmert, meint ferner:

„Die gegebenen Proben aber genügen, um jedem Leser*) zu zeigen, wie nothwendig es ist, auch auf diesem Gebiet mit unseren katholischen Mitbrüdern, von welchen ja weitaus die Mehrzahl bis jetzt gut deutsch geblieben ist**) fest zusammenstehen wider die geschworenen Feinde unseres deutschen Vaterlandes.“

In der That, bei Weitbrecht muß das alte Sprichwort: „Nulla dies sine linea“ (Kein Tag ohne eine Zeile) so umgeändert werden: „Keine Seite ohne Unsinn“. Was heißt: gut deutsch bleiben, und wer sind die geschworenen Feinde unseres Vaterlandes, was für einen Schwur haben diese Feinde geschworen, und was für einen Tort wollen dieselben unserem Vaterlande anthun?

---

*) Gegen diese blödsinnige Behauptung würden Millionen Leser remonstriren, wenn Millionen Leser das „Werk“ Weitbrecht's lesen würden, freilich jene Lesergattung, die sich vom großen Weitbrecht belehren und ansäuseln läßt — die hat die Fähigkeit zum Remonstriren längst eingebüßt.

**) Schon wieder eine Phrase, was heißt „gut deutsch bleiben“? Weitbrecht soll lieber vorerst gut deutsch schreiben lernen, ehe er so blöde Phrasen „gut deutsch bleiben“ seinen Lesern an den Hals wirft.

Die Mehrzahl der katholischen Mitbürger soll, dem überaus schlauen Herrn Pfarrer zu Gefallen, mit ihm zusammenstehen im Kampfe gegen die Römisch-katholischen, welche die geschworenen Feinde unseres Vaterlandes sind.

Was für ein schlauer Vogel ist dieser Herr Pfarrer! Er versucht es, die Katholiken in zwei Theile zu zertrennen, um dieselben um so leichter vernichten zu können; ein Theil das wären die guten Deutschen, die sich von dem Bundesheros Weitbrecht anführen lassen, und welche auch, wie er voraussetzt, die Mehrzahl sind, um mit ihm im Bunde diese bösen Ultramontanen zu vernichten.

Mit einiger Phantasie kann man sich diesen geistreichen Seelenhirten vorstellen, wie er sich nach jeder Erfindung eines neuen Stratagems, oder nach Abfassung einer geistreichen gelungenen Periode in seiner Bude vor den Spiegel stellt, und in Selbstbewunderung ausruft: So muß man sie erwischen, diese dummen, ungebildeten, „im Abgrund der Roheit und Unbildung" versunkenen Ultramontanen — man muß sie gegeneinanderhetzen. Der Theil, der nicht mit mir hält, das sind „die geschworenen Feinde des deutschen Vaterlandes" — zuerst verdächtigen, dann denunciren, Furcht einjagen, einschüchtern, ein Jeder fürchtet sich am Ende, als Vaterlandsfeind in Verruf zu kommen, und so kriegen wir sie auf unsere Seite, diese Tröpfe!

16. Weitbrecht's gewissenhafte Selbstwerthschätzung. Das „Römische Marionettentheater". Wo ist die Geschichtsfälschung in Schwung?

Schopenhauer hat es wiederholt ausgesprochen: das Genie müsse es zu wahrer Selbstwerthschätzung bringen, um mit der verdienten Verachtung auf die zweibeinige Viehwelt, auf die bipedes herunterſehen zu können.

Das Genie Weitbrecht's hat sich die Ultramontanen zu seinen tief unter seinem Fußschemel Stehenden auserwählt. An Selbstwerthschätzung bat er niemals Mangel gelitten und nach einem eben so langwierigen als langweiligen Wirken in Mähringen könnte man ihm einmal die Grabschrift machen:

An Dünkel reich und arm an Gaben,
So haben sie ihn hier begraben,
Jedoch im Wahn — Genie zu sein,
Da fand er seinen Trost allein.

Die Art oder die Unart der Strategie, welche der Dr. Weitbrecht im Kampfe gegen katholische Autoren in Anwendung bringt, zeichnet er selbst S. 14:

„Wir Protestanten sind gegenwärtig mit Recht beschäftigt, einer anderen Vorstellung des Römischen Marionettentheaters*) unsere vollste Aufmerksamkeit zu schenken und den Geschichtslügnern auf die Finger zu sehen. Darüber bleibt leicht die literaturgeschichtslüge unbeachtet, und dies benutzt Rom, um dieses Feld ausgiebig anbauen zu lassen. Es gilt aber auch hier die Augen offen zu halten, und darum schien es uns nicht unpassend, von diesen Bestrebungen zu reden, deren Gefährlichkeit vielfach unterschätzt wird."

Weitbrecht stoßt einen Angstseufzer aus. Er ist ein großer kritischer Historiker! Es ist erstaunenswerth, mit welcher Zuversicht er seine Leser für pure Cretins halten möchte. Er wagt es von Geschichtslügen zu sprechen? Ist nicht die specifisch protestantische Geschichtsschreibung in neuester Zeit als ein drei Jahrhunderte sich fortspinnendes Lügengewebe nachgewiesen worden? Ist Janssen ein Geschichtslügner oder ist er ein Enthüller von Geschichtslügen? Wer hat ihn seither widerlegt? Wer hat das Zeug, ihn actenmäßig zu widerlegen? Was soll das Wort Literaturgeschichtslügen heißen? Möge Herr Weitbrecht die Güte haben, dem Schreiber dieses in dessen Schriften über Gleim, Voß, Goethe, Anastasius Grün, den Heidelberger Paulus, über die Verfolgungen des armen Schiller durch den neidischen Goethe, über das Hofleben zu Weimar, über den zuletzt erschienenen Band: „Die Hofschranzen des Dichterfürsten; der Goethecult und dessen Tempeldiener, zum ersten Male von der humoristischen Seite beleuchtet" — — — Lügen nachzuweisen. Wenn er das kann, so versuche er es, wenn er es aber nicht kann, so geben wir ihm den guten Rath, jene Gattung cretinartigen Zornes zu dämpfen, der, weil er nichts beweisen kann, sich mit neuen Lügen, Verläumden und

*) Die Dürftigkeit seiner Erfindungsgabe beurkundet Weitbrecht durch Wiederholung jener Schimpfworte, welche er für einen Witz hält. Die Schriften katholischer Literarhistoriker mit Marionettentheater zu bezeichnen, das hält er für einen außerordentlich gelungenen Einfall!

Schimpfen zu entladen sucht. Wer bisweilen mit Cretins zu thun gehabt hat, dem wird der Umstand nicht entgangen sein, daß diese armen Geschöpfe, wenn dieselben über irgend wem in Zorn gerathen, das gleiche Schimpfwort unzählige Male widerholen und sich bei jedem Ausstoßen desselben in eine erneute Wuth hineinhetzen. Wenn es nun mitunter vorkommt, daß sich auch Genies in schwachen Stunden zu derlei Gepflogenheiten hinreißen lassen, so ist das im hohen Grade bedauerlich; denn dann gibt es dumme Leute genug, welche am Ende ein Genie wegen dieser Geschmacksverirrung auch für einen Cretin halten.

17. Weitbrecht's Fähigkeit und Unfähigkeit. Ein Bittgesuch von Seite des Bundes an Weitbrecht: er möge seinen Mund schließen.

Weitbrecht ist total unfähig, seine Anwürfe zu beweisen, es ist dies in jener erbärmlichen Ausflucht constatirt, mit welcher er S. 14 seine Leser zu betäuben sucht:

„Es kann natürlich hier nicht unsere (d. h. Weitbrecht's) Aufgabe sein, eine Widerlegung oder auch nur eine Besprechung der neuesten ultramontanen Versuche zu geben; es sei nur Einzelnes hervorgehoben, um dadurch die ganze Art dieser Schriftstellerei zu charakterisiren."

Sehr schlau. Zu einer Widerlegung, ja nicht einmal zu einer Besprechung kann sich der Herr Weitbrecht herbeilassen, das wäre zu umständlich, nur Einzelnes hebt er hervor, aber auch das widerlegt er nicht, sondern er schimpft nur! Und auch dies Schimpfen mit einer so hervorragenden Talentlosigkeit, daß wir gar nicht einsehen, warum die anderen Mitglieder des Bundes dem Herrn Weitbrecht nicht den wohlmeinenden Rath geben: er möge sich aus der Oeffentlichkeit in's Privatleben zurückziehen und seine Partei nicht ferner compromittiren. Es könnte ihm eine derartige Vorstellung selbst in einigen schlottrigen Denkreimen gemacht werden, so z. B.:

Blamiren Sie doch nicht mehr unsern Bund,
Durch den bei Hugo Klein verlegten Schund,
Sie haben kein Zeug zum Apologeten
Und werden sehr ernst um Ihr Schweigen gebeten.
Bei Ihnen muß man den alten Spruch betonen:

„Ach, möchten uns nur unsere Freunde verschonen",
Die beim besten Willen uns lächerlich machen
Und am End' unsern ganzen Bund verkrachen.
Erfüllen Sie als Prediger Ihre Pflichten,
Auf Weiteres wollen wir gerne verzichten.
Machen Sie gute Christen aus Ihren Bauern,
Denn als Autor — sind Sie nur zu bedauern.
An Ihren Schriften wäre löblich zu bemerken,
Daß Sie ein Feind sind — von guten Werken;
Denn Alles, was Sie bisher geschrieben,
Ist tief unter dem Nullpunkt geblieben.
Darum wiederholen wir ernstlich unser Gesuch,
Treiben Sie was Sie wollen — nur schreiben Sie kein Buch!

So ungefähr könnte ein Bittgesuch lauten, welches die klugen und besonnenen Mitglieder des Evangelischen Bundes an diesen ihren vorlauten Genossen absenden dürften.

Weitbrecht blamirt sich ferner S. 5:

„Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als die Art, wie protestantische Theologen oder auch Laien, welche den christlich evangelischen Standpunkt vertreten, und wie römische Theologen und römische Laien unsere Classiker und unsere Literatur behandeln. Dort liebevolles Eingehen auf den Dichter, redliches Bemühen, ihn zu begreifen, der Versuch, das Christliche an unseren Dichtern in's Licht treten zu lassen und unserem Volke in's Bewußtsein zu bringen, um dadurch zur Versöhnung des Christenthums mit unserer heutigen Cultur etwas beizutragen, hier von vornherein gehässige Ablehnung, pharisäisches Absprechen, Aufsuchung alles Unchristlichen und Denunciation des Christlichen als protestantisches Christenthum."

18. Weitbrecht's Unwissenheit im Gebiete der protestantisch-theologischen Literatur.

Es ist ja doch eine Insulte, auch seinen protestantischen Lesern angethan, wenn Weitbrecht bei ihnen eine so arge Unwissenheit im Gebiete der protestantischen Literatur voraussetzt, daß er es wagt, mit einer so unentschuldbar eigenen Unwissenheit oder wenn es nicht angenommen werden sollte, mit einer ebensowenig zu entschuldigenden Verlogenheit vor die Augen zu treten.

Weiß Weitbrecht, was Leo (doch gewiß kein ungeachteter, kein verlogener, kein unwissender, kein ungerechter, kein unehren-

hafter und kein unberühmter Protestant) über die Wahlverwandschaften Goethe's für ein geradezu vernichtendes Urtheil ausgesprochen hat? Wir rathen Herrn Weitbrecht, das Urtheil der protestantischen „Kirchenzeitung" über die Zustände in Weimar unter Goethe, wie wir es wörtlich in unserer vorliegenden Abhandlung über den Berner-Kurz gebracht, nachzulesen; ferner sich mit den Aussprüchen bekannt zu machen, welche die ebenso ehrenhaften als gelehrten Protestanten Osterzee, Liebetrutt, Gelzer über Goethe's „Christenthum" veröffentlicht, und wenn der ebenso geist- als kenntnißreiche Polemiker Weitbrecht das Alles durchgelesen hat, so soll er sich mit seinen ausgesprochenen Gegensätzen zwischen christlich-evangelischem und Römischem Standpunkt heimgeigen lassen.

Weitbrecht verlangt liebevolles Eingehen auf den Dichter, den Versuch, das Christliche an unseren Dichtern in's Leben treten zu lassen, und unserem Volke in's Bewußtsein zu bringen, um dadurch zur Versöhnung des Christenthums mit unserer heutigen Cultur etwas beizutragen." — —

Was sagt unser Liebesäuselnder: „Das Christliche an's Licht-tretenlasser" über Goethe's Ausspruch*): „Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsvötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen." — —

Wenn hier Goethe wie spielend die Apostel zu Hundsvöttern macht, so müssen wir gestehen, daß uns dagegen das Talent mangelt, Hundsvötter zu Aposteln zu machen.

Wenn nun Lessing das ganze Christenthum „als das abscheulichste Gebäude des Unsinns" erklärt, wenn er 1000 Ducaten Geschenk von den Amsterdamer Juden nimmt, für Herausgabe der Fragmente einer talmudischen Herabwürdigung des Welterlösers, der in diesen Fragmenten als ein Betrüger dargestellt wird, wenn Lessing in zwei Stücken zwei Theaterjuden auf Kosten der sie umgebenden Christen (welche Lessing als Lumpenpack, Gauner und Cretins darstellt) zu verherrlichen sucht — — — so möge nun Weitbrecht

*) Goethe's Jahrbuch. Bd. 1880. Frankfurt. Lit. Anstalt. Im Artikel Goethe und Lessing von Bidermann. S. 30.

anfangen, „das Christliche durch liebreiches Eingehen in diesen Dichtern an's Licht treten zu lassen!!“

Wozu denn in diesen höchst verdächtigen Depots herumschnüffeln — und liebevoll nachsuchen, ob sich da nicht ein paar Ueberreste von einem Christenthume aufstöbern lassen!! Wozu ist denn das Evangelium, wozu der Evangelische Bund? Findet sich die Wahrheit des Christenthums im Evangelium, wozu soll man es dann bei den deutschen Classikern suchen?

Es ist hier am Platze, eine Episode einzuschalten, in welcher Schreiber dieses über ein Zusammentreffen mit dem Pastor Liebetrutt berichtet — es mag aus dieser Erzählung ersehen werden, wie sich ehrliche Leute, die weder verlogen noch fanatisch, sondern wahrheitsliebend und gemessenen Verhaltens sind — auch als Katholiken und Protestanten, gegenseitig achten und auch liebgewinnen können. Der Schreiber dieses war in den Sechziger-Jahren (zwischen 60 und 68) dreimal in Brüssel; da hörte ich nun einmal im Frühstückssalon des Hotels wiederholt den Namen Herr Pastor Liebetrutt nennen. Ich ging auf den Bezeichneten, der eben mit einem anderen Herrn sprach, los und fragte ihn, ob er der Verfasser einer Schrift über Goethe sei; er antwortete: Ja, und mit wem habe ich die Ehre?“ Ich erwiderte ihm, ich sei derselbe, der ihm einige meiner Besprechungen dieser Schrift in der „Wiener Kirchenzeitung“ zugesendet. Er sprach nun in der freundlichsten Weise längere Zeit mit mir und führte mich dann seiner Berliner Gesellschaft auf und sagte unter Andern: „Sehen Sie meine Herren und Damen, dieser Herr Doctor ist ein katholischer Theologe, und derselbe hat so anerkennend über meine Goetheschrift in einigen Artikeln geurtheilt, daß ich verpflichtet bin, ihm hier vor einer verehrten Reisegesellschaft hiefür den aufrichtigsten Dank auszusprechen“ u. s. w.

Einige Jahre später kam ich zufällig in Wien wieder mit ihm zusammen und habe von seiner Seite das liebenswürdigste Benehmen und den besten Dank erfahren.

Aus diesen angeführten protestantischen Autoren ist zu ersehen, daß es geradezu ein unehrenhafter Kniff ist, sämmtliche Protestanten um Hilfe anzurufen und allen seine Ansicht hinaufzudisputiren.

19. Schwindel und Gemeinplätze, Galle gegen literarische Jesuiten.

Es ist eigentlich bei dem ganzen Geschreibe Weitbrecht's fast Zeile für Zeile unhaltbarer Schwindel.

Er sagt: man soll „das Christliche an unsern Dichtern an's Licht treten lassen." Nun hatten wir ja geflissentlich unsere Betrachtungen über Gleim und Voß begonnen und nachgewiesen, daß da auch kein positiv-christlicher Funke mehr herauszulocken ist. S. 22 schwefelt Weitbrecht weiter:

„Wiederum sehr bezeichnend ist dieser Haß der Ultramontanen gegen die Luise, die auch Sebastian Brunner mit großem Aufwand und Gepolter hinrichtet."

Der gute Herr Weitbrecht ist hier, offen ausgesprochen, der irrigen Ansicht, daß auch andere Autoren den Aufwand all' ihrer Kräfte anwenden und in zorniges Poltern hineingerathen, wie er selber. Selbst Gegner haben eingestanden, daß sie beim Lesen unserer Noten über Gleim und Voß gelacht haben; wir haben bei der Arbeit durchaus keine akrobatischen Anstrengungen nöthig gehabt, wir haben auch nicht gepoltert, wir haben auch die Luise nicht hingerichtet — das sind durchwegs blöde Verdrehungen eines talentlosen Kritikers, dem es total an der Fähigkeit mangelt, auch nur einen Gedanken zu produciren, der eine heitere Stimmung des Producenten verräth, und der auch eine heitere Stimmung beim Leser erregen könnte; wir haben nur die absolut lächerlichen Momente in dem echt philisterhaften Machwerk in's rechte Licht gestellt, wir können uns bei unserem Urtheil über dieses Voßische Product auf einen ebenso ehrenhaften als gelehrten protestantischen Geistlichen, auf Dr. Herbst, berufen, der auch mit Anderen in der sentimentalen philisterhaften Kaffeewirthschaft des Luisenhauses durchaus nicht das Ideal eines christlichen Pfarrhofes, sondern die unglücklich versuchte Verherrlichung der abgeschmacktesten Spießbürgerlichkeit und Philisterei erkannt hat.

Somit ist es eine absichtliche Entstellung, wenn Weitbrecht verallgemeinend vorgibt, daß Protestanten und Katholiken die Classiker in den größten Gegensätzen behandeln — im Gegentheil sind positiv christliche Protestanten in ihrem Urtheil über Classiker mit Katholiken gleicher Ansicht.

Auch Alexander Baumgartner ist Herrn Weitbrecht besonders unbequem, er beschuldigt ihn geradewegs der Unverschämtheit, weil er geschrieben:

„Leider schmilzt die Zahl der Protestanten, die so ehrenhaft denken, und offen zu ihrer ehrenhaften Gesinnung stehen, immer mehr zusammen."

Dazu macht Weitbrecht die bissige Bemerkung:

„Ein Jesuit solle überhaupt den Mund nicht so voll mit Moral nehmen."

Es nimmt uns Wunder, daß Weitbrecht nicht auch mit dem alten Schreckschuß gekommen ist: „Die Jesuiten lehren, daß der Zweck die Mittel heilige.

Auch der Jesuit Jungmann, Professor und Doctor der Theologie, wird sehr stark angerempelt, weil er sich erlaubt hat, eine Schrift: Gefahren belletristischer Lectüre, 1884, bei Herder, herauszugeben. Weitbrecht nennt ihn, wie er es gewohnt ist, summarisch von seiner olympischen Höhe herab einen Ignoranten, macht aber sehr unbedachter und inconsequenter Weise selber das Geständniß:

„Ueber die wirklichen Gefahren belletristischer Lectüre, die kein vernünftiger Mensch, besonders für die Jugend leugnet, erfahren wir eigentlich nichts; das ganze Büchlein ist eigentlich nur geschrieben, um das, was dem deutschen Volk groß und bewundernswerth ist, herabzusetzen und dafür Rom als die alleinige Lichtspenderin leuchten zu lassen."

Wir möchten wissen, bei welcher Facultät der große Gelehrte Weitbrecht seine Logik auswendig gelernt hat. Die „wirklichen Gefahren" gibt er selber zu, und wenn nun Jungmann vor diesen Gefahren warnt, so zieht er das herab, was dem deutschen Volke groß und bewundernswerth ist.

Es ist komisch, wenn sich dieser Pfarrer von Mähringen immer und bei jeder Gelegenheit als Heerführer des deutschen Volkes hinstellt, immer im Namen des deutschen Volkes spricht und mit gezogenem Säbel das ganze deutsche Volk zu commandiren sucht. Dabei sind Herren dieser Qualität so unbesonnen, von Hanswurst und Hanswurstenspäßen zu reden!

20. Weitbrecht prophezeit in seiner Angst einen Glaubenskrieg in Deutschland. Für welchen Glauben würde er dabei kämpfen? Das Lamento bezugs der vertriebenen Salzburger und die actenmäßige Geschichte dieser Vertreibung.

Weil nun katholische Autoren den schädlichen Einfluß vieler Schriften moderner Classiker auf Religion und Moral besprechen, stellt Weitbrecht in seiner Todesangst sogar schon einen Glaubenskrieg in Sicht. Es ist eben Schade, daß diesem großen Politiker in Mähringen vom kleinen Kirchthurm ein enger Ausblick gestattet ist, vom nahen Münsterthurm zu Ulm könnte er wenigstens zur Aus- und Einsicht gelangen, daß die Protestanten und Katholiken in Schwaben nicht willens sind, dem Propheten von Mähringen zu lieb einen Raufhandel anzufangen. Er phantasirt S. 19:

„Eine bessere Vorbereitung für einen Glaubenskrieg als die Entzweiung des deutschen Volkes auf allen Lebensgebieten, nicht blos den religiösen, läßt sich gar nicht denken. *) Wenn es aber so weit käme, die Jesuiten würden ihre Hände in Unschuld waschen, sie haben ja nur auf die Gefahren belletristischer Lectüre hingewiesen."

Ach, wenn mancher Minister des Auswärtigen in einem Großstaat es wüßte, was für ein Genie eines weitsichtigen Staatsmannes da im Pfarrhof zu Mähringen unbenützt verkümmern muß! Deutschland weiß eben seine großen Männer weder zu schätzen, noch sie zu benützen!

Auch Paul Haffner's Schriften über Goethe stören das Concept des großen Staatsmannes und sind ihm ein Stein des Anstoßes. Er ruft bei Anführung dieses Namens aus: „Zum Bischof von Mainz gewählt! (wieder ein neuer Friedensbote)". Zum Glück ist Bischof Haffner auch in Schwabeu geboren! Weitbrecht selber ist's, der sich mit seinen besten Landsleuten entzweit; er stellt Haffner ironisch als Friedensstörer hin — somit hält er sich selber für einen Friedensboten.

*) Allerdings bei einem Menschen, der für seine entschiedene Gedankenlosigkeit schon oft die vollgiltigsten Beweise geliefert hat.

— Ein nettes Bild, der Pfarrer von Mähringen als Friedenstaube mit dem Oelzweig im Schnabel!

Trotz diesem Friedenszweig im Schnabel
Ist er zum Kämpfen sehr capabel,
Besorgt ist er um Gottes Ehre,
Wie ging es Gott — wenn er nicht wäre?
Nur die „Römlinge" hat er in Sicht,
Die Gottesleugner kümmern ihn nicht.
Den Atheisten gegenüber schweigt sein Mund
Und mit ihm schweigt auch der ganze Bund,
Und nur die „Römlinge" ganz allein,
Die sollen die gefährlichsten Gegner sein,
Die stürzen noch das ganze Deutschland um
Als Feinde vom Evangelium!

Weitbrecht führt folgende Schriften von Dr. Haffner als bedenklich an: 1. Goethe's „Faust" als Wahrzeichen moderner Cultur, 1880; 2. Voltaire und seine Epigonen. Eine Studie über die Revolution, 1884.

Wenn Haffner das Factum der Vertreibung evangelischer Salzburger an sich unbedeutend und geringfügig nennt, im Vergleich mit den von protestantischen Fürsten ihren katholischen Unterthanen auferlegten Leiden, obwohl das erstere von protestantischen Schriftstellern mit den Strahlen des Martyriums ausgestattet zu werden pflegt, so hat ja neuester Zeit die unparteiische quellengetreue Geschichtsschreibung evident nachgewiesen, daß Dr. Haffner's Ansicht ganz die richtige ist. Wir empfehlen dem Dr. Weitbrecht das Werk Challoners*), er wird darin actenmäßig constatirt finden, wie unter der jungfräulichen Elisabeth 200 katholische Priester (mit Namen angeführt) unter den fürchterlichsten Martern (Bauchaufschlitzung zuerst) hingerichtet worden sind, nur weil sie katholischen Laien die Sacramente der Kirche gespendet haben.

Die Salzburger wurden als Krakehler betrachtet, welche das ganze Herzogthum gegen den Landesfürsten aufwiegelten und in Aufruhr brachten, es waren durchaus nicht arme Unschuldige, und das Verfahren gegen dieselben ging nicht aus Fanatismus hervor, sondern war vollkommen gerechtfertigt. Beweise hiefür in folgender streng historischen

*) Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England ihrer Religion wegen den Tod erlitten haben. Aus dem Englischen des Bischofs Dr. R. Challoners. 2 Bände. Schöningh. Paderborn 1852.

Schrift: „Die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732" dargestellt von Ludwig Clarus, Innsbruck, 1864, 608 S.; ferner die historischen Daten in folgenden Schriften von Josef Dürlinger: 1. Vom Pinzgau. Salzburg, 1866, S. 120—124; 2. Historisch-statistisches Handbuch von Pongau. Salzburg, 1867, S. 70—80.

Der große Historiker Weitbrecht wird sich freilich durch derlei documentarische Arbeiten nicht im Mindesten in seinem behaglichen Gelehrtenruhm beunruhigen lassen, es steht ja dem geistvollen Polemiker ein ganzes Arsenal von schneidigen Waffen zu Gebote. Er ruft wie ein Muezzin von einer Dachlucke seines Pfarrhofes herunter: „Marionettentheater, Hanswurst, Hanswurstenpritsche, Hanswursterei, tief untenstehende Ungebildetheit, Rohheit" und ähnliche Wurfgeschosse aus seinem Pfarrarchiv, dann schlägt er triumphirend das Bodenfenster zu, steigt herunter und sagt selbstgenügsam zur Frau Pastorin: „Jetzt hab' ich wieder einen Römling vernichtet, soll einer nur mit dem Dr. Weitbrecht anfangen, der ist verloren" — und in dem zufriedenen Lächeln der Frau Pastorin spiegelt sich das frohe Bewußtsein: es ist doch eine Freude, einen so witzigen deutschen Voltaire zum Gemahle zu haben.

21. Was Weitbrecht über die Zustände in der deutschen Literatur alles nicht weiß! Jubel über Giordano Bruno, Schweigen über Servet.

Weitbrecht bezeichnet ferner folgende Anführung als unwahr: „Es ist bezeichnend für unsere heutige Bildung, daß von Goethe's Schriften diejenigen am meisten gelesen werden, welche an obscönen Stellen am reichsten sind."

Hierüber läßt Weitbrecht folgenden sehr billigen Hohn los: „Wer selber im Jesuitenglashaus sitzt, soll nicht nach Anderen mit Steinen werfen." — —

Wenn Weitbrecht mit diesem Hohn die von Baumgartner angeführten Thatsachen abschwächen wollte, so sollte man diese Art Widerlegung allenfalls einem blöden, in die Enge getriebenen Schuljungen, aber nicht einem Seelenhirten von Mähringen zumuthen; denn diese Verdächtigung soll doch nichts Anderes heißen als: Die Jesuiten sollen *schweigen*, denn sie sind ja eben auch Verbreiter von unsitt-

lichen Schriften oder unsittlichen Lehren! Eine solche Polemik ist ja selbst einem halbgebildeten reisenden Haus— im Bahncoupé zu blöde, sie dürfte etwas tiefer, in die Schnapsbude, zu verweisen sein.

Wenn es Weitbrecht obenhin als „unwahr" bezeichnet, daß die unsittlichen Schriften Goethe's am meisten gelesen werden, so weiß er nicht in seiner Kindesunschuld, daß vom obscönsten Gedicht Goethe's: „Das Tagebuch", in Deutschland und Oesterreich über 100.000 Exemplare verkauft wurden. Wir machen uns gefaßt, daß Weitbrecht in seiner schlauen Art zu polemisiren, erwidert: Baumgartner hat ja nicht gesagt: sie werden am meisten gekauft, sondern: sie werden am meisten gelesen!

Wenn sich der Historiker in seiner Burg zu Mähringen belagert fühlt, so ruft er das ganze deutsche Volk aus der Wachstube heraus, als ob er der Generalissimus der ganzen deutschen Armee wäre und als ob sämmtliche Deutschen die Pflicht hätten, sich von ihm anführen zu lassen und seiner krähwinklerischen Weltanschauung beizupflichten. Er lamentirt S. 13:

„Es ist aber sehr bedenklich, wenn ein Theil des deutschen Volkes sprachlich und geistig verroht wird, vielleicht bedenklicher, als wenn von den gewohnheitsmäßigen Geschichtslügnern wieder eine neue Lüge in die Welt gesetzt wird."

Man sollte diesen großen Historiker Zeile für Zeile unterbrechen. Er fürchtet die sprachliche und geistige Verrohung des deutschen Volkes; ein curioser Herr, welcher, nachdem er unwillkürlich für seine Ignoranz eclatante Zeugnisse abgelegt hat, diese selbige Ignoranz mit einem Gewebe von Schimpfworten zu maskiren sucht, der sich in seinem Wüthen nicht einmal Zeit nimmt, auf neue Schimpfwörter zu sinnen und der sich, wie wir schon früher bemerkt haben, durch Ausstoßen desselben Schimpfwortes mit jedem wüthigen Cretin auf das gleiche Bildungsniveau zu stellen sucht! Und derlei geistesdürftige Gesellen schauen von ihrer Höhe auf unsere tiefe Unbildung herunter!

Wer so herabschau'n kann auf die, die unten liegen,
Der hat im Größenwahn den höchsten Punkt erstiegen,
Er will im Höhenrauch uns seine Größe zeigen,
Wir lassen ihn ja auch — hier mit Vergnügen steigen.

Wer hier so im Allgemeinen von gewohnheitsmäßigen Geschichtslügnern phantasirt, aber es vorsichtigerweise nicht wagt, auf einige Beispiele von Geschichtslügen hinzuweisen,

Schrift: „Die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732" dargestellt von Ludwig Clarus, Innsbruck, 1864, 608 S.; ferner die historischen Daten in folgenden Schriften von Josef Dürlinger: 1. Vom Pinzgau. Salzburg, 1866, S. 120—124; 2. Historisch-statistisches Handbuch von Pongau. Salzburg, 1867, S. 70—80.

Der große Historiker Weitbrecht wird sich freilich durch derlei documentarische Arbeiten nicht im Mindesten in seinem behaglichen Gelehrtenruhm beunruhigen lassen, es steht ja dem geistvollen Polemiker ein ganzes Arsenal von schneidigen Waffen zu Gebote. Er ruft wie ein Muezzin von einer Dachlucke seines Pfarrhofes herunter: „Marionettentheater, Hanswurst, Hanswurstenpritsche, Hanswursterei, tief untenstehende Ungebildetheit, Rohheit" und ähnliche Wurfgeschosse aus seinem Pfarrarchiv, dann schlägt er triumphirend das Bodenfenster zu, steigt herunter und sagt selbstgenügsam zur Frau Pastorin: „Jetzt hab' ich wieder einen Römling vernichtet, soll einer nur mit dem Dr. Weitbrecht anfangen, der ist verloren" — und in dem zufriedenen Lächeln der Frau Pastorin spiegelt sich das frohe Bewußtsein: es ist doch eine Freude, einen so witzigen deutschen Voltaire zum Gemahle zu haben.

21. Was Weitbrecht über die Zustände in der deutschen Literatur alles nicht weiß! Jubel über Giordano Bruno, Schweigen über Servet.

Weitbrecht bezeichnet ferner folgende Anführung als unwahr: „Es ist bezeichnend für unsere heutige Bildung, daß von Goethe's Schriften diejenigen am meisten gelesen werden, welche an obscönen Stellen am reichsten sind."

Hierüber läßt Weitbrecht folgenden sehr billigen Hohn los: „Wer selber im Jesuitenglashaus sitzt, soll nicht nach Anderen mit Steinen werfen." — —

Wenn Weitbrecht mit diesem Hohn die von Baumgartner angeführten Thatsachen abschwächen wollte, so sollte man diese Art Widerlegung allenfalls einem blöden, in die Enge getriebenen Schuljungen, aber nicht einem Seelenhirten von Mähringen zumuthen; denn diese Verdächtigung soll doch nichts Anderes heißen als: Die Jesuiten sollen schweigen, denn sie sind ja eben auch Verbreiter von unsitt-

lichen Schriften oder unsittlichen Lehren! Eine solche Polemik ist ja selbst einem halbgebildeten reisenden Haus— im Bahncoupé zu blöde, sie dürfte etwas tiefer, in die Schnapsbude, zu verweisen sein.

Wenn es Weitbrecht obenhin als „unwahr" bezeichnet, daß die unsittlichen Schriften Goethe's am meisten gelesen werden, so weiß er nicht in seiner Kindesunschuld, daß vom obscönsten Gedicht Goethe's: „Das Tagebuch", in Deutschland und Oesterreich über 100.000 Exemplare verkauft wurden. Wir machen uns gefaßt, daß Weitbrecht in seiner schlauen Art zu polemisiren, erwidert: Baumgartner hat ja nicht gesagt: sie werden am meisten gekauft, sondern: sie werden am meisten gelesen!

Wenn sich der Historiker in seiner Burg zu Mähringen belagert fühlt, so ruft er das ganze deutsche Volk aus der Wachstube heraus, als ob er der Generalissimus der ganzen deutschen Armee wäre und als ob sämmtliche Deutschen die Pflicht hätten, sich von ihm anführen zu lassen und seiner krähwinkleriſchen Weltanschauung beizupflichten. Er lamentirt S. 13:

„Es ist aber sehr bedenklich, wenn ein Theil des deutschen Volkes sprachlich und geistig verroht wird, vielleicht bedenklicher, als wenn von den gewohnheitsmäßigen Geschichtslügnern wieder eine neue Lüge in die Welt gesetzt wird."

Man sollte diesen großen Historiker Zeile für Zeile unterbrechen. Er fürchtet die sprachliche und geistige Verrohung des deutschen Volkes; ein curioser Herr, welcher, nachdem er unwillkürlich für seine Ignoranz eclatante Zeugnisse abgelegt hat, diese selbige Ignoranz mit einem Gewebe von Schimpfworten zu maskiren sucht, der sich in seinem Wüthen nicht einmal Zeit nimmt, auf neue Schimpfwörter zu sinnen und der sich, wie wir schon früher bemerkt haben, durch Ausstoßen desselben Schimpfwortes mit jedem wüthigen Cretin auf das gleiche Bildungsniveau zu stellen sucht! Und derlei geistesdürftige Gesellen schauen von ihrer Höhe auf unsere tiefe Unbildung herunter!

Wer so herabschau'n kann auf die, die unten liegen,
Der hat im Größenwahn den höchsten Punkt erstiegen,
Er will im Höhenrauch uns seine Größe zeigen,
Wir lassen ihn ja auch — hier mit Vergnügen steigen.

Wer hier so im Allgemeinen von gewohnheitsmäßigen Geschichtslügnern phantasirt, aber es vorsichtigerweise nicht wagt, auf einige Beispiele von Geschichtslügen hinzuweisen,

der sich in seinen Stylübungen über das bescheidene Elaboratsniveau eines kleinen Gymnasialschülers nicht zu erheben weiß, dieser selbige Gelehrte spricht die Furcht aus, es könnte das deutsche Volk durch diese bösen, rohen, dummen, tief unter stehenden Römlinge sprachlich und geistig verroht werden!

Wir ersuchen den Herrn Weitbrecht, bei seinen Genossen im Evangelischen Bunde eine kleine Rnndschau zu halten. Im September 1889 richteten die deutschen Bischöfe eine Adresse an Leo XIII., in welcher dieselben in der würdigsten Weise über die Verfolgung der Kirche in Deutschland Klage führten, und der Papst gab ihnen auch in aller Ruhe eine tröstende Antwort. Darauf erschien in der „Hessischen Zeitung" von Seite der bundeshöflichen Professoren ein Artikel mit dem höflichen Titel: „Aus dem heiligen römischen Irrenhaus". Darin wird behauptet:

„Beide Schriftstücke zeichnen sich durch die kräftigen, unbändigsten Ausdrücke und die unverhülltesten Unwahrheiten aus; dann wird ein herausgerissenes Citat aus der Bischofsadresse also apostrophirt: In diesen Worten lodert das Feuer des Scheiterhaufens, auf denen die herrschsüchtigen, das Volk verdummenden und ausbeutenden Päpstler zahllose Menschenkatakomben ihren Wahngebilden geopfert haben und opfern würden, falls sie die Macht hätten. Die päpstlichen und bischöflichen Erlässe haben ein großartiges pathologisches Interesse; in der Geschichte der Geisteskrankheiten der menschlichen Gesellschaft werden sie stets unschätzbare Documente bleiben. Die beste und zweckmäßigste Antwort auf diese papierenen Veitstänze des Vaticans wäre, daß man überall Statuen selbst der unbekannteren Kämpfer für Wahrheit und Entwicklung gegen den vom Vatican bethätigten blutigen Verfolgungswahn errichtete. Das wäre ein eherner und steinerner Protest, eine That erhabenster Gerechtigkeit, eine Huldigung für die durch Rom stets und überall befleckte Idee der Gottheit und des Christenthums, das schönste Willkommen des ausgehenden 19. Jahrhunderts an die Ideale eines lichtvollen kommenden Zeitalters." — —

Und diese sanften Säusler des Evangeliums beklagen sich über Rohheit, Fanatismus und tiefe Bildungszustände!! Wäre es nicht an der Zeit, auch dem von Calvin zum Scheiterhaufen verurtheilten Servet ein Monument zu errichten, und auf einem Sockelbasrelief den Calvin darzustellen, wie er mit einem Wonnegefühl auf den Scheiterhaufen hinschaut, auf dem Servet auf seinen Befehl gebraten wird. Was möchten denn die frommen Herren in Genf

sagen, wenn wir ihnen auf der Stelle, an welcher Servet verbrannt wurde, eine Statue Servet's mit Basrelief-Illustrationen errichten würden?

22. Wie sich Weitbrecht um Goethe annimmt.

Weitbrecht ist offenbar durch Janssen's Enthüllungen aus der Reformationsgeschichte sehr übel gelaunt worden; er stoßt folgenden Nothschrei aus:

„An seinem Luther und an anderen evangelischen Helden läßt sich das deutsche Volk nicht irrig machen,*) es verschlägt am Ende auch wenig, ob das Volk in einzelnen historischen Thatsachen von geringerer Bedeutung ganz genau das Resultat der historischen Forschung kennt oder nicht; vollends, was es von Goethe's Liebschaften weiß, ist ganz gleichgiltig."

Sehr gelungen: dieser Puff geht doch offenbar auf Janssen und einzelne historische Thatsachen, „von geringerer Bedeutung", und von diesen braucht dieses deutsche Volk das Resultat der historischen Fassung nicht ganz genau zu kennen — — — „dann ist es", als ob nur über Goethe s Leben allein Enthüllungen gemacht worden wären, „vollends gleichgiltig, was das Volk von Goethe's Liebschaften weiß."

O nein, verehrtester, nur in's Blaue hineindeclamirender Herr Doctor (mehr unschöner als schöner Künste)! Es ist gar nicht gleichgiltig, was das Volk von Göthe's Liebschaften weiß; denn Goethe hat seine Weltanschauung aus seiner factischen Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes herausgebraut! Goethe hat sich von der Friderike von Sesenheim an am Frauengeschlecht in einer sehr egoistischen, rücksichtslosen und herzlosen Weise versündigt; wir haben in den „Drei Stichproben" sein Verhältniß zur Pfarrerstochter auf historische Grundlagen geschildert, und diese Schilderung ist den Goetheanbetern sehr ungelegen gekommen; man hat unsere Ausführungen nicht widerlegen können und versucht es nun, durch Schimpfen dieselben abzuschwächen. Das deutsche Volk hat aber ein Recht zu erfahren, was es von der Theologie und der Moral, die Goethe verkündigt, zu halten hat, und darum ist die

*) Reiner Unsinn! Als ob die Millionen Katholiken gar keine Deutschen wären, weil sie nicht dem Luther angehören! Nun, wir haben versucht, das deutsche Volk hier wenigstens an Einem Helden (Weitbrecht) irre zu machen!

Kenntniß von Goethe's praktischen Uebungen der Frauenwelt gegenüber, für das deutsche Volk durchaus nicht gleichgiltig.

Nachdem uns nun Weitbrecht in seiner genialen Weise zu belehren gesucht hat, was gleichgiltig ist, sucht er uns auch weiß zu machen, was nicht gleichgiltig ist!

S. 13. „Nicht gleichgiltig aber ist es, wenn der Versuch gemacht wird, unseren katholischen Mitbürgern den gemeinsamen Boden unter den Füßen wegzuziehen und sie zu lehren, das zu hassen und zu verachten, was wir lieben und bewundern."

Diese Gegensätze von Haß und Verachtung auf der einen und Liebe und Bewunderung auf der anderen Seite, sind ein neuer Beweis für den Mangel an Logik und Ueberfluß an Confusion in dem Weisheitskopfe des großen Weitbrecht. Uns fällt es nicht ein, den Classikern gegenüber, so im Allgemeinen die Leser zu Haß und Verachtung anzuleiten; wir wollen nur nachweisen, daß dieselben bei all' ihren genialen Anlagen als Muster und Vorbilder eines sittlichen und man kann schon bei mancher Gelegenheit auch sagen, ehrenhaften Thuns und Lassens, nicht aufgestellt werden können, und wir betonen dazu, daß wirklich noch auf christlichem Boden stehende ehrenhafte Protestanten diese traurigen Eigenschaften weder lieben noch bewundern werden! Somit ist auch die Phrase vom „Wegziehen des gemeinsamen Bodens unter den Füßen" ein Weitbrecht-Schwefel, zur Betäubung seiner armen Leser angezündet!

23. Wie Weitbrecht mit seiner weiten Toga die erotischen, Jugend ruinirenden Erzeugnisse mancher Classiker zudecken möchte.

Weitbrecht ängstigt sich ferner S. 13:

„Wer die Beiträge katholischer Schriftsteller zur Beurtheilung der deutschen Literatur verfolgt hat, dem wird nicht entgangen sein, daß bald nach der Mobilmachung des Centrums gegen den „protestantischen Staat" auch die katholischen Schriftsteller abcommandirt wurden, um gegen die „protestantische" Literatur den Krieg zu beginnen."

Die erhitzte Phantasie des Herrn Pfarrers stellt sich vor, daß die katholischen Literarhistoriker von irgend einem mysteriösen General commandirt werden. Was meine Person an-

belangt, kann ich nachweisen, daß ich schon als Student, in einer Zeit, wo ich mich um die Differenzen von katholischer und protestantischer Literatur gar nicht kümmerte, wie ich dieses Urtheil schon vor 30 Jahren und öfter darauf wiederholt publicirt habe, Voß und Gleim für talentlose, eingebildete, sich weit überschätzende komische Käuze gehalten, und in Goethe's Schriften, was Theologie anbelangt, eine große Confusion und Unklarheit, und was die Sittlichkeit in seinem Schreiben und Leben anbelangt, eine prononcirte Nichtsittlichkeit herausgefunden habe, ohne daß ich jemals von Jemand zu diesem Urtheil commandirt worden wäre.

Weitbrecht fährt in seiner Angstmeierei fort, sein Phantasiegebilde aufzurollen:

„Und in diesem Kampfe ist System, es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als das deutsch-katholische Volk von dem Vaterlande loszulösen, daß man ihm die dichterischen Schätze, die es bisher in Gemeinschaft mit den evangelischen Mitbürgern unbefangen genoß, nimmt und in den Schmutz wirft."

Ei! Ei! Wieland's Schriften haben die Studenten des Heimbundes (durchwegs protestantische Jünglinge) wegen ihres Schmutzes auf einem Scheiterhaufen verbrannt, in der Meinung, sie hätten einen Schmutz in's Feuer geworfen, und Weitbrecht belehrt uns jetzt, daß diese Studenten die dichterischen Schätze in den Schmutz geworfen haben. Die von uns schon öfter benannten Protestanten: der Historiker Leo, Osterzee, Liebetrutt u. s. w. haben die Unsittlichkeit in Goethe und anderen Classikerschriften verurtheilt, und haben somit durchaus nicht, wie Weitbrecht so schön zu schwefeln sucht, als evangelische Mitbürger diese Dichterschätze unbefangen genossen.

Wenn Weitbrecht sich in der Werthschätzung seiner genialen Anlage als Retter Deutschlands zum Politiker versteigt, da kommt er aus der Extase gar nicht heraus.

S. 14: „Auch das letzte Band, das die Deutschen beider Confessionen verbindet, das über die deutsche Grenze hinaus, auch Deutsch-Oesterreich umschlingt, der gemeinsame Besitz literarischer Producte von classisch unvergänglichen Werken soll durchschnitten werden."

24. Wie Weitbrecht die deutsche Literatur für das unzerreißbare Band der deutschen Einigkeit zu proclamiren sucht. Diese verfluchten Ultramontanen mit ihren bösen Anschlägen.

Ach, wenn die Deutschen kein anderes Band mehr haben als den gemeinsamen Besitz literarischer Producte — dann dürften die Deutschen bald durch die Centrifugalmaschine, welche von diesen bösen Jesuiten herumgetrieben wird, in Trümmer und Fetzen auseinanderfliegen. Nur keine Angst! Es fällt uns gar nicht ein, dieses ohnedies sehr lose Band zu durchschneiden. Wir hegen nur den bescheidenen Wunsch, es mögen diese Classiker mit Verständniß gelesen, es möge ihre am Tage liegende Confusion in ihrer Theologie und ihre schadhaften Moralprincipien nicht als Normen und Muster aufgestellt und ihre Schriften sollen durch Hinweise auf ihre mitunter nichtswerthen Aussprüche auf ihre echte Werthschätzung zurückgeführt werden. Deshalb soll sich auch Weitbrecht die weiters ausgestoßene Angst vergehen lassen:

„Je mehr das katholische Volk von der allgemeinen Weltbildung entfernt wird, ein um so willigeres Werkzeug ist es in den Händen der Jesuiten, die an der Stelle der deutschen Nationalliteratur dann mit um so größerer Wirkung ihre römisch-internationale Literatur etabliren können."

1. Diese Ultramontanen wollen das katholische Volk von allgemeiner Weltbildung entfernen! Reiner Blödsinn!
2. Wenn dann dem deutschen katholischen Volke die allgemeine Weltbildung geraubt oder weggeschwindelt worden ist, dann wird dieses Volk ein um so willigeres Werkzeug in den Händen der Jesuiten werden. Noch reinerer Blödsinn!
3. Denn was können denn die Jesuiten mit einem verdummten Volk gegenüber dem von Weitbrecht herangebildeten, mit allgemeiner Weltbildung behafteten Volke für Erfolge erringen?
4. „Sie wollen dann mit um so größerem Erfolge ihre römisch-internationale Literatur begründen." Allerreinster Blödsinn!

Weitbrecht möchte uns den Gefallen erweisen, uns mitzutheilen, was ist römisch-internationale Literatur?

Wir wollen dem Herrn Weitbrecht gleich ein Stück echt jesuitischer römisch-internationaler Literatur vor seine lehrbegierige, Römer schnüffelnde Nase hinlegen.

Sollten wir vielleicht die Entdeckungen Goethe's im Bergbau, in der Farbenlehre und in verschiedenen anderen naturwissenschaftlichen Gebieten auch als einen gemeinsamen Besitz von Katholiken und Protestanten hinnehmen, nachdem gerade Protestanten, wie Tyndall, Dove, Virchow, Dubois-Reymond die totale Unzulänglichkeit des wissenschaftlichen Apparates bei Goethe's Forschungen nachgewiesen haben?

Nun, wir werden ihm die Freude machen, gerade aus der streng jesuitischen römisch-internationalen Literatur einen neuen Forscher in exacten Wissenschaften hinzustellen, über welchen wir dem Dr. Weitbrecht die Alternative stellen, daß er 1. entweder von ihm nichts weiß, oder 2. daß er von ihm nichts wissen will. Das ist der verstorbene Astronom Secchi.

25. Eine Belehrung an Weitbrecht über jesuitische Giftpilze.

Schon in seinem Vorwort schiebt der auch als Historiker und Forscher große Weitbrecht den Jesuiten den dreißigjährigen Krieg in die Schuhe und ärgert sich über die literarischen jesuitischen Giftpilze, welche während der Niederschrift und der Drucklegung seines „Werkes" aufgeschossen sein mögen, und auf der letzten Seite (S. 46) seines epochemachenden Werkes belehrt er uns, daß alle großen und erleuchteten Dichter seit dreihundert Jahren Feinde des Jesuitismus waren.

Nehmen Sie, geehrter Herr Doctor, das Werk des Jesuiten Secchi († 1878 zu Rom) über die Sonne in die Hand, da könnte Ihnen über Ihr blödes Schimpfen, Ihr Herabdrücken auf die Tiefe des jesuitischen Bildungsniveau vielleicht ein Licht aufgehen. Betrachten Sie ferner Secchi's großes Werk „Ueber die Einheit der Naturkräfte", dann die zwei Vorträge „Die Größe der Schöpfung" aus dem Italienischen von Gürtler, Leipzig, Bidder 1882. Wir meinen, es sei gerade sehr à propos, den großen Weitbrecht auf diese „Giftpilze" aufmerksam zu machen.

Wie sehr wir eine große Achtung vor Protestanten haben, welche wahre Förderer echter Wissenschaft und dabei auch edle Charaktere sind, das haben wir schon öfter nachgewiesen, zuletzt noch in der Einleitung der Schrift: „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie". Anderseits haben wirklich wissenschaftliche protestantische Größen auch eine Achtung katholischen Gelehrten gegenüber. Der große Weitbrecht möge sich an die bedeutendsten protestantischen Astronomen und Physiker wenden und nachfragen, ob ihnen die Werke dieses „Giftpilzzüchters" Secchi bekannt sind, und er wird staunen, mit welcher Hochachtung diese Herren den seltenen und genialen Forschergeist dieses Secchi anrühmen werden. Wie wir es nun für einen ausgezeichneten Blödsinn halten, wenn ein Katholik die wissenschaftlichen Verdienste von Protestanten — wegwerfend — in Bausch und Bogen schmähen würde, so erlauben wir uns auch der albernen verallgemeinenden Schmähsucht Weitbrecht's nicht die von ihm beanspruchte Bewunderung entgegenzubringen.

Der Uebersetzer der zwei Reden (gehalten in der Accademia Tiberina zu Rom) sagt über Secchi:

„Bekanntlich sind bald nach seinem Dahinscheiden Stimmen laut geworden, welche behaupten wollten, der berühmte Jesuitenpater habe im Grunde genommen nur einem verfeinerten Materialismus vorgearbeitet, als Ordensmann aber nicht gewagt, seinen Entdeckungen die metaphysischen Schlußfolgerungen anzufügen. Wer Zeuge von der innigen Demuth und energischen Seelenstärke war, mit welcher er in den Tod ging, wird derartige Urtheile auf ihren Werth oder Unwerth zurückzuführen wissen. Daß ein bahnbrechender Naturforscher auch zugleich ein positiver Christ sein kann, daß das Eine das Andere nicht aus-, sondern einschließt, dafür liefert das Leben und Schaffen Secchi's einen für unsere Tage wahrlich nicht überflüssigen Beweis. Mit der Fackel der Wissenschaft hat er hinaufgeleuchtet zu den Sternen, in der Theorie vom Weltäther gab er eine Anregung zur einheitlichen Zusammensetzung des empirischen Weltbildes, und dennoch blieb er ein stets dabei bescheidener und sich bescheidender Priester, eine anima candida in des Wortes schönster Bedeutung. Möchten die beiden hinterlassenen Vorträge über die Größe des Weltalls im sausenden Sturme der Zeit wieder auf jenes echte, allen Nationen gemeinsame Culturideal verweisen, auf den forschenden Menschengeist, der im Anschluß an das Licht, die Wahrheit und das Leben in Gott emporstrebt."

26. Ein Rath an Herrn Weitbrecht, er möge sich mit einigen Giftpilzen bekannt machen.

Wir rathen Herrn Weitbrecht, sich nur derweil diese besagte Broschüre anzuschaffen und die zwei Vorträge I. Die Größe der Schöpfung im Raume und in der Zeit, und II. Die Größe der Schöpfung in den Fundamentalverbindungen des Weltalls — aufmerksam durchzulesen. — Auch könnte es ihm zur Calmirung seiner aufgeregten Nerven und zur zeitweiligen Herabstimmung seines Größenwahns nicht schaden, die auch in's Deutsche von Protestanten übersetzten Werke über die Sonne und die Einheit der Naturkräfte durchzublättern (denn zum eigentlichen Studium mangelt ihm sicher — die Zeit). Wenn diese armen Protestanten (denen es an der Weitbrecht-Bildung mangelt) die Werke Weitbrecht's gelesen hätten, so würden sie sich mit der Uebersetzung dieser Giftpilze in's Deutsche sicher nicht in den Augen des großen Weitbrecht blamirt haben.

Nun aber allen Ernstes gesprochen: nur in diesen zwei Vorträgen allein hat Secchi als Naturhistoriker eine solche Fülle an Resultaten in der neuesten Entwicklung exacter Wissenschaft hinterlegt, wie es in keiner anderen literarischen Erscheinung in diesem hochwichtigen Gebiete in so engem Raume sich findet.

Verehrtester Herr Dr. Weitbrecht, lesen Sie nur diese zwei in der Accademia Tiberina zu Rom gehaltenen Vorträge, es könnte Ihnen gar nicht schaden, wenn Sie sich von Ihrer Höhe zu Mähringen auf dieses tiefe, tiefe Bildungsniveau der römisch-nationalen Literatur ein wenig herablassen möchten, es könnte Ihnen möglicherweise, wenn Sie Ihre sehr bescheidenen Geisteskräfte zusammennehmen (das einzige Bescheidene, was sich an Ihnen vorfindet) doch klar werden, daß alle deutschen Classiker (Goethe und Schiller mit eingerechnet) gerade im Gebiete exacter Wissenschaften keine so großartigen Resultate erzielt haben als dieser „Giftpilz" Secchi allein! Was der große Gelehrte, Doctor der unfreien Künste geschrieben hat, dazu genügt die Bildung eines Commis voyageur, und an diese Menschenclasse soll man keine besonderen Anforderungen stellen; aber Eines könnte man von dem Herrn Pfarrer verlangen, dieser gute Herr möge seinen kolossalen Größenwahn ein wenig einschränken und sich eine

kleine Dosis von Bescheidenheit anzueignen suchen, ein Artikel, für den wir bisher in seinem literarischen Kramladen noch keine kleine Schublade vorgefunden haben.

Nun noch das Urtheil eines gelehrten und ehrenhaften Protestanten (zum Unterschiede von unchristlichen und nicht ehrenhaften) über diese Giftpilze als Jugenderzieher. Der protestantische Rector Körner in Halle, ein praktischer Schulmann, schreibt in seiner „Geschichte der Pädagogik" von den Jesuiten also:

„Erst die Jesuiten gründeten ein Schulwesen, welches das bestorganisirte ihrer Zeit war und daher sehr bald in der ganzen Welt einen sehr wohlverdienten Ruf erhielt. Es ist Sitte geworden, die Jesuiten als Unmenschen voll Bosheit, Hinterlist und Verrath zu schildern, obschon doch recht gut bekannt sein muß, daß die ihnen vorgeworfenen Verbrechen historisch durchaus nicht erwiesen sind und daß ihre Aufhebung im vorigen Jahrhundert ein Gewaltstreich bureaukratischer Minister war... Es ist Pflicht, die Thorheit Derjenigen zum Schweigen zu bringen, welche gerade in dem Erziehungssystem der Jesuiten, die „raffinirteste Bosheit zum Verderben der Jugendgeister" sehen wollen. Die Jesuiten stehen auf der Höhe ihrer Zeit, darum haben sie auch so Großes geleistet, wie auch der Protestant neidlos anerkennen muß, daß sie das Studium der Alten auch von der praktischen Seite faßten, und die Erziehung in ihren Lehranstalten als gleichgewichtigen Theil aufnahmen. Sie sind die ersten Pädagogen, die mit psychologischem Tact verfahren, die nicht nach der Schablone bilden und erziehen, sondern individuell entwickeln, für das praktische Leben erziehen, und dadurch dem ganzen Schulwesen im bürgerlichen und staatlichen Leben eine bedeutsame, eine einflußreiche Stelle sichern. Und nur von da an beginnt die Periode der wissenschaftlichen Pädagogik! Die Jesuiten wußten eine Sittenreinheit zu erzielen, wie sie auf keiner Schule des 16. oder 17. Jahrhunderts sich fand." (Salzb. Chronik Nr. 268, Jahr 1889.)

Dieses Urtheil eines gelehrten Protestanten ist für den Herrn Pfarrer von Mähringen auch ein tödtlicher Giftpilz. Wer ist hier ehrenhaft und gerecht, und wer ist unehrenhaft und verlogen, Rector Körner oder Pfarrer Weitbrecht?

27. Weitbrecht's Marionettentheater; der große Satyriker strengt sich zu einem Witz an und nennt den Dr. Brunner einen Hanswurst!

Weitbrecht hat die Brühe, früher in den „Deutsch-evangelischen Blättern" servirt, in der vorliegenden Broschüre wieder aufgewärmt und beginnt, wie folgt:

„Den Vorstellungen eines wohl eingerichteten, trefflich geleiteten Marionettentheaters gleicht die Vorführung der deutschen Literatur von Seiten des Jesuitismus, und die staunenden Augen eines naiven katholischen Publicums ergötzen sich ungemein an diesen Vorstellungen. Da bewegen sich zuerst leichte Plänkler über die Bühne, die sich etwa nennen: „Frankfurter zeitgemäße Broschüren" und Goethe's Gedichte auf ihre Unsittlichkeit, die katholische Poesie auf ihre Alles überragende Trefflichkeit untersuchen. Dann erscheint der Hannswurst. (I*) Ihn sendet uns das lustige Wien; er nennt sich etwa Sebastian Brunner und schleppt „Hau- und Bausteine" zu einer Literaturgeschichte der Deutschen herbei, versteht sich aber, wie stets ein Hannswurst (II) besser auf's täppische Hauen, wobei die Hiebe fast regelmäßig**) daneben gehen, als auf's Bauen. Zuletzt erscheint, meistens von dem Herder'schen Verlag zu Freiburg gesandt, der schwergepanzerte Ritter, welcher das „wissenschaftliche" Schwert schwingt, unzählige Quellennachweise aus erster bis dritter Hand, mit langem Athem herunter-sagt, sich etwa Alexander Baumgartner S. J. nennt, und nachdem er den „kleinen" Lessing abgethan hat, nun dem großen Goethe so lange Kopf, Füße und Arme weghaut, bis er ein winziger Zwerg vor dem Publicum dasteht. Dieses unterhält sich dabei trefflich und geht von dem Jahrmarkt nach Hause mit dem befriedigenden Bewußtsein, sein Geld nicht umsonst ausgegeben und in der Kasparbude zudem noch die Wahrheit erfahren zu haben, welche bisher von den gewissenlosen protestantischen Literaturforschern ihm schnöde vorenthalten wurde."

Mit diesen ebenso geistlosen als blöden, mit aller Suffisance eines ungeschlachten Literaturbengelthums ausgesprochenen Hohn sind die Thatsachen und dringenden Beweise, welche Baumgartner zum Nachweis für die unsittlichen Momente und Passagen in Goethe's Schriften gebracht hat, nicht von der Stelle gerückt.

28. Der hannswurstige Satyriker wiederholt seine gelungenen Witze.

S. 7 sagt Weitbrecht bezüglich der neuen Schriftsteller in der Jahrmarktsbude: „Sie verstehen zu poltern und Witze zu reißen, sie sind stets unterhaltend, niemals

*) Wir werden den wiederholten Hannswurstwitz Weitbrecht's mit römischen Ziffern markiren.

**) Bis nun geht Alles regelmäßig,
Der Weitbrecht ist nur flegelmäßig,
Hocheingebildet ist er sehr,
Jedoch gebildet — nimmermehr!

langweilig." — Nun, das kann man Herrn Weitbrecht nicht nachsagen, der ist „nie unterhaltend und immer langweilig".

S. 43 sagt derselbe Weitbrecht gerade bezugs Brunner: „er habe ein Gedicht von Voß mit schaalem Witz und fadem Spott übergossen". Nun, wir wollen den Witz und Spott des Dr. Weitbrecht gerade bezüglich auf uns untersuchen.

S. 38 sagt Weitbrecht:

„Natürlich hat auch der Hannswurst (III) der Marionettenbude sich den vielgehaßten Goethe zum Gegenstand seiner Pritschenschläge (IV) erkoren, nachdem ihm die Enttrohnung von Gleim und Voß so außerordentlich gut gelungen ist. Sebastian Brunner arbeitet nach demselben Recept, wie alle Anderen, er läßt immer wieder „protestantische Forscher" sprechen, mit Vorliebe natürlich Menzel und Vilmar u. s. w."

S. 39: „Dabei hat der edle Hannswurst (V), von seinem Herrn gelernt, sich wie alle anderen mit der Miene gekränkter Unschuld zu beklagen, daß man der ultramontanen Literaturgeschichtsschreibung nichts entgegenzusetzen wisse, als Schimpf."

S. 14 macht Weitbrecht selber das sehr naive Geständniß:

„Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Widerlegung, oder auch nur eine Besprechung der neuesten ultramontanen Versuche zu geben. Es sei nur Einzelnes herausgehoben, um dadurch die ganze Art dieser Schriftstellerei zu charakterisiren."

Das ist sehr schlau und sehr selbstgenügsam, eine Widerlegung, ja auch nur eine Besprechung will und kann Weitbrecht nicht geben, nur schimpfen will er, aber selbst zum Schimpfen mangelt ihm, wie wir nachweisen, das Talent.

29. Brunner's Unfähigkeit, ein Kunstwerk zu begreifen.

S. 40: „Daß man hie und da lachen muß, namentlich wenn er auf dem unglückseligen Düntzer herumtrampelt, macht seine Hannswurstiaden (VI) nicht besser" und darnach wird dem Brunner „die gänzliche Unfähigkeit ein Kunstwerk auch nur annähernd und nach seinem wahren Werthe zu würdigen" — vollkommen aufgeladen!!

Hätte Brunner doch dieses Originalgenie, diesen Weitbrecht vor Jahren kennen gelernt! Wir erlauben uns auf einige Citate aus den Blättern für „Literarische Unterhaltung" im

Artikel: „Der große Wilhelm Bucher“ aufmerksam zu machen. Der unglückliche Brunner hat auch unter dem Titel: „Die Kunstgenossen der Klosterzelle“ schon vor 27 Jahren eine Schrift in zwei Bänden herausgegeben. Dieselbe ist seither in's Französische übersetzt, zu Paris in Quart, und in Tours bei Mame 1889 in Octav unter dem Titel: l'Art en Italie, beide Ausgaben reich illustrirt erschienen; ein Beweis, was diese Franzosen für Dummköpfe sind, hätten sie des genialen Weitbrecht's Urtheil über Brunner's „gänzliche Unfähigkeit, ein Kunstwerk auch nur annähernd zu verstehen“ gekannt, so würden diese bornirten Franzosen sich gewiß nicht zweimal blamirt haben.

Wie Schade, daß Weitbrecht's „Werke“ wegen der abschreckenden Drohung: „Alle Rechte vorbehalten“, nicht früher in's Französische übersetzt worden sind. Dieser fatale Spruch steht wie ein Zollschranken zwischen Deutschland und Frankreich, und den Franzosen bleibt dieser Unvorsichtigkeit wegen das unberechenbare Bildungsmittel der Weitbrecht'schen Producte verschlossen.

30. Was sich Weitbrecht durch seinen in einem Wuthanfall manchesmal vorgebrachten „Hannswurst“ für fatale Consequenzen an den Hals gezogen hat.

Bei seiner sonstigen ausgedehnten Gelehrsamkeit scheinen dem großen Dr. Weitbrecht juridische Anlagen und Studien vollkommen zu mangeln. Hätte er doch einen Juristen zu Rathe gezogen und gefragt, ob es denn rathsam sei, einen Menschen, dem man total unbekannt ist, gleich achtmal hintereinander mit demselben Schimpfwort zu bearbeiten. Der praktische Jurist würde erwidert haben: „Verehrter Herr Pfarrer! Es ist im hohen Grade gefährlich, einen Menschen, der Einen noch nie beleidigt hat, der Einen auch gar nicht kennt, gleich über ein halbes dutzendmal hintereinander einen Hannswurst zu schimpfen, denn damit geben Sie dem Beschimpften das Recht in die Hände, Sie mindestens einmal einen Dummkopf zu nennen, und das ist um so gefährlicher, wenn Tausende mit dieser Bezeichnung einverstanden wären. Auch das Klagen wird Ihnen in diesem Falle keine Satisfaction verschaffen. Der Vertheidiger des Angeklagten würde auf diese Klage erwidern:

Es wäre ehrlich gewesen, dieses Gedicht Brunner's zu bringen, und Weitbrecht hätte seinen eventuellen Witz darüber spielen lassen können. Statt alldem sagt Weitbrecht: „daß Brunner über solche Verse seine Pritsche klappernd schwingt, ist uns erklärlich." (VII.)

Hätte Brunner's Entgegnung wirklich den hannswurstigen Ton angeschlagen, so würde Weitbrecht diese Entgegnung zur Schande Brunner's und zu seiner Rechtfertigung sicher angeführt haben.

Es zeigt sich als Achillesferse
Die Feigheit in der Controverse;
Voll Stolz die Nase rümpft er nur,
Statt zu beweisen schimpft er nur.
Von Wahrheit und von Geist entfernt,
Hat er nur grob zu sein gelernt,
So meint er dann: Daß Flegelei
Ein Surrogat des Witzes sei.

Wir haben „das Verständniß für die Feinheit und den Adel der Sprache verloren, der freilich zu unserem Schmerz auf den Schultern Luther's und unserer Classiker steht, und es wird auch bald in wissenschaftlichen Büchern der rohe, ungebildete Ton herrschen, der längst in der ultramontanen Presse Sitte ist".

Während wir nicht anstehen, die gröbsten Flegelhaftigkeiten, welche Weitbrecht gegen uns gebraucht hat, wörtlich anzuführen, macht er hier, statt unsere Worte zu reproduciren, den gelungenen Witz: Wir hätten die (Hannswurst-) Pritsche klappernd über Voßens Verse geschwungen.

Weitbrecht hat aus purer Feigheit unsere Verse nicht anzuführen gewagt, weil Voß und auch Weitbrecht dadurch blamirt dagestanden wären, oder um uns annähernd der Kernsprache (Weitbrecht faselt von „einer Feinheit und dem Adel" der Lutherſprache, o weh!) Luther's zu befleißen: Weitbrecht hat unsere Verse gegen die Voßischen nicht gebracht, und durch diese Unterlassung, welche er durch seine Schmähworte zu decken suchte, „seiner Ohnmacht und Geistlosigkeit das Siegel aufgedrückt". Das wäre so eine Probe feiner Lutherſprache. Das können wir mit aller Ruhe sagen, und uns auch auf einen gerichtlichen Beweis einlassen, bei welcher Gelegenheit man mit Luther's feinen und adelmäßigen Schriftproben zeigen könnte, daß wir im Vergleiche mit der Lutherſprache noch außer-

ordentlich schonend und höflich gewesen sind. Diese Antwort auf Weitbrecht's gerühmte Feinheit und den Adel der Sprache auf Luther's Schultern hat Weitbrecht sich selber zuzuschreiben.

Wir haben in unseren Schriften über Voß (in den: Hau- und Bausteinen) den literarhistorischen Beweis aus Voßens Schriften gebracht, daß Plumpheit, Rohheit, Geist- und Poesielosigkeit bei diesem von Görres „einen fassischen Bauern" genannten „Classiker" als vorwaltende Eigenschaften sich vorfinden, und daß Voßen's Benehmen seinem früheren Freund und Wohlthäter, dem Grafen Stollberg gegenüber (auch nach dem Zeugniß vieler ehrenhafter Protestanten) eine widerwärtige Gemeinheit und eine niedrige Gesinnungsart kundgeben.

32. Wie uns Weitbrecht der Bibelunkenntniß beschuldigt, und was wir diesem Gelehrten hierauf für Pillen gedreht haben.

Weitbrecht versucht es ferner, unsere Bibelunkenntniß an eine Nadel zu spießen und das Präparat seinen Lesern vorzuzeigen. Er sagt S. 44:

„Wie er (Brunner) aber in blinder Wuth daneben haut, davon ein Beispiel; im ersten Heft S. 19 der „Hau- und Bausteine" sagt er: Es erinnert ihn dieser Gleim'sche Versuch, die Erde recht zu verkleinern und verächtlich zu machen an den sentimentalen Hoppelpoppel der Gebetbücher, Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Erde (wie bei Eckhartshausen) immer nur wie ein Tropfen am Welteneimer schwebt. Merkwürdigerweise hat dieses Bild, aus dem Bilderbuche eines Bierwirths genommen, in jener Zeit allgemeine Verbreitung gefunden." —

Ueber diese Stelle erhebt nun Weitbrecht folgendes Triumphgeschrei:

„Merkwürdigerweise ist dieser sentimentale Hoppelpoppel schon um ein Gutes älter, und der Bierwirth, dessen Bilderkreis er entnommen ist, heißt Isaia, wie Sebastian Brunner, sofern er eine Bibel besitzt, Isaia Cap. 40 und 45 nachlesen kann."

Wir werden dem großen Bibelkenner Weitbrecht zur Beruhigung seines hochgradig aufgeregten Blutumlaufes einige Pillen zur Calmirung überreichen.

1. Weitbrecht sagt: „Insofern er eine Bibel besitzt" — wenn der Herr Doctor mich der Ehre eines Be-

suches würdigen möchte, so könnte ich diesem Herrn eine ganze Bücherstelle von Bibeln zeigen, darunter die besten neuen griechischen Ausgaben des neuen Testamentes auch von gelehrten Protestanten — auch in englischer und italienischer Sprache. Freilich will das noch gar nichts sagen, denn es kann Jemand eine ganze Bibliothek von Bibelausgaben besitzen und doch dabei im besten Falle ein Antiquar oder ein Sammler oder im schlimmsten Falle auch ein Ignorant sein — aber die jedenfalls blöde Anklage: „insoferne er eine Bibel besitzt", verdient doch eine weitere Erörterung. Dieser Witz könnte eher einen von Weitbrecht fanatisirten Schuljungen in Mähringen zum Verfasser haben. Wir hingegen meinen: Weitbrecht leidet sicher keinen Mangel an Bibeln, und haben ihn sogar in Verdacht, daß er mehr Bibeln besitzt — als Verstand.

2. Der Angeklagte hat fünf Bände Predigten herausgegeben. Einer davon: „Paulus in Athen", dritte Auflage, ist auch in's Französische übersetzt worden. In diesem Bande kommen nun Massen von Citaten auch aus Isaias und den anderen Propheten vor, also so arg stehts mit der Bibelunkenntniß des Brunner doch noch nicht. Wodurch beweist denn der Dr. Weitbrecht seine Bibelkunde?

3. Der Angeklagte hat durch 19 Jahre ex officio an Sonn- und Feiertagen (vier Jahre in der Universitätskirche zu Wien) und darnach oft bei feierlichen Gelegenheiten als Gast gepredigt und kann auch gedruckt nachweisen, daß er den Isaias oft genug citirt hat.

4. Ist gerade dieser Vers (40. 15) allgemein bekannt, weil er auch in den Ordensbreviarien mit dem Capitel dazu Pro dominicis Adventus als Lesung vorgeschrieben ist.

5. Herr Weitbrecht soll sich die Mühe nehmen und in die erste Auflage des Herder'schen Kirchenlexikons, 2. Bd. S. 1 (1848) nachsehen, und er wird daselbst einen neuen, für seine Art Bibelstudium hinlänglichen Beweis zu der Anklage finden, was dieser Brunner in Beziehung auf Bibelkunde für ein armer Teufel ist, weil er daselbst eine historische Abhandlung über die Armenbibel (Biblia pauperum) veröffentlicht hat. Es mag aus diesem Umstande ersehen werden, wie wir selber bereit sind, dem Herrn Weitbrecht Anklagepunkte bezugs unserer Geistesarmuth und Bibelunkenntniß in die Hände zu spielen.

6. Der fragliche Vers lautet in der Vulgata: Ecce gentes quasi stilla situlae, et quasi momentum staterae reputatae sunt, ecce insulae quasi pulvis exiguus. Nach Allioli's vom apostolischen Stuhle approbirter Uebersetzung: „Sieh', die Völker sind wie ein Tropfen am Eimer zu achten, wie das Zünglein in der Wage, die Inseln wie dünner Staub." Dieser Vergleich des Tropfens mit den Völkern bei Isaias hat doch entschieden einen ganz anderen Sinn, als die Verkleinerung und Herabsetzung der ganzen Erde mit sammt ihren Bewohnern zu einem Tropfen am Welteneimer; wie dieses in Eckartshausen und anderen rationalistischen Gebetbüchern der Aufklärungszeit zu finden ist; und diesen Welttropfen hat Brunner einen sentimentalen Hoppelpoppel der Gebetbücher damaliger Zeit genannt. Daß die Erde ein runder Körper ist (wenn Herr Weitbrecht eine populäre Weltkunde besitzt, könnte er es auch wissen) also ein Tropfen vom Weltenmeere, ein kleiner Körper im Sonnensysteme, wie dies Bild jene Hoppelpoppel-Erbauungsbücher Anfangs des Jahrhunderts in Umlauf gesetzt, das hat man zu der Zeit des Isaias nicht gewußt, somit ist dieser an uns getadelte Vergleich damals die reine Unmöglichkeit gewesen; Isaias spricht nur von Völkern und Nationen, die sich groß dünkten, aber nicht von der Erdkugel.

Der ebenso blitzgescheidte Recensent (in den literarischen Blättern für Unterhaltung) von Brunner's: „Friedrich Schiller" (vielleicht ist dieser sogar nochmals der blitzgescheidte Weitbrecht, denn er lagert seine literarischen Krankheitsstoffe auch in denselben Blättern ab) bringt im selben Unsinne den gleichen Vorwurf wie folgt:

„Um Gleim und mit ihm Klopstock schlecht zu machen, erklärt Brunner das großartige Bild, welches die Erde im Vergleich zum Weltall als „einen Tropfen am Eimer" darstellt, für der Phantasie eines Bierwirths entsprossen, während es doch — und Brunner ist Theologe — aus Isaias genommen ist."

Aus dieser cretinhaften Beschuldigung ist zu ersehen, daß die kleinen Propheten, welche bei den Blättern für literarische Unterhaltung, mit dem kleinen Tropfen vom Welteneimer (ihr deutsches Publicum) zu unterhalten suchen, sich mit den Aussprüchen der großen Propheten ordentlich bekannt machen sollten. — Diese großen Theologen des modernen Protestantenthums haben die ganze Bibel des alten und neuen Testamentes in einen Mythenrauch aufzulösen gesucht, und dann und wann stellen sie sich wieder, als wenn

jedes Gleichniß und Bild der Propheten an sich schon ein Lehrsatz wäre!

Sagt nicht derselbe Isaias im Anfange seines letzten Capitels: „Haec dicit Dominus: Coelum sedes mea, terra autem scabellum pedum meorum.“ ... Da hätte sich nun Gott (nach dem großen, hier auf einmal in Hyperorthodoxie machenden Bibelerklärer) einen Tropfen zu seinem Fußschemel gemacht! Moral: Wer Andere der Dummheit und Unwissenheit beschuldigen will, der soll früher in seinem eigenen Kramladen Umschau halten: ob er nicht vielleicht selber diese beiden Artikel dortselbst massenhaft eingelagert findet.

Sollte Herr Dr. Weitbrecht mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden sein, so wollen wir auf einen gewünschten näheren Aufschluß noch mit einem Verfahren uns ihm zur Verfügung stellen, welches ihn sicher total befriedigen wird.

33. Wie Weitbrecht unsere Schriften über Literatur von oben nach unten behandelt, und was wir seinen blöden Lügen entgegensetzen.

Weitbrecht setzt hinzu: „Diese Proben werden genügen, um begreiflich zu machen, warum, wie Sebastian Brunner klagt,*) die die bösen protestantischen Literaturforscher von seinen früheren Veröffentlichungen keine Notiz nahmen. Possen und Pöbelhaftigkeiten**) wird eine schlechte Empfehlung für ein Buch, und wenn Brunner in Heft 3, das besonders reich an Hannswurstiaden, sagt: Das seien eben nur Proben für nachfolgende historisch-kritische Abhandlungen über den Dichterfürsten, so müssen wir nach Kenntnißnahme der kritisch-historischen Abhandlung im fünften und sechsten Heft sagen, daß sie um kein Haar würdiger und ernsthafter ist als die Stichprobe.

Weitbrecht nennt das Heft: „Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur“ besonders reich an Hannswurstiaden und das 5. und 6. Heft („Der Himmel voller Geigen zu Weimar“) sei um kein Haar würdiger und ernsthafter als die „Drei Stichproben“.

*) Wo denn und wie? Wir bitten um eine Antwort!

**) Insolange Weitbrecht die Anschuldigung „Pöbelhaftigkeiten“ nicht begründet, muß er sich die Beschuldigung ehrloser Verlogenheit und Schmähsucht gefallen lassen.

Wie man nur mit einer derartigen Unverschämtheit lügen kann! Hier eine Antwort:

In den Stichproben ist aus den glaubwürdigsten zeitgenössischen (bisher meist todtgeschwiegenen) Zeugnissen gegen alle eingebürgerte Lobhudelei der Weimarer Bühne nachgewiesen: a) daß an den vielgelobten Schauspielern der Goethe- und Schillerzeit (1802) nichts daran gewesen ist, b) daß die Behandlung der Pfarrerstochter von Sesenheim von Seite Goethe's gewissenlos und schmählich war, was dem Oberlobhudler Düntzer gegenüber nachgewiesen werden mußte, der in seiner Extase so unverfroren war, das Sitzenlassen der verführten Friderike „Goethe's erste Entsagung" zu nennen, c) daß Goethe's Sohn (durch des Vaters religiöses und moralisches Beispiel erzogen) in Liederlichkeit und am Ende auch in Trunkenheit verkommen war, was Alles aus Aufschreibungen von Freunden des jungen Goethe erwiesen wird.

Diese drei Momente sind dem eingerosteten Schwindel der Goethe-Anbeter entgegengestellt worden.

Die Schrift „Der Himmel voller Geigen zu Weimar" behandelt das Leben am Hofe zu Weimar, es werden alle Vorgänge durch echte, vollgiltige historische Zeugnisse constatirt.

Wenn nun Weitbrecht diese Schilderungen mit dem Worte „reich an Hannswurstiaden" als unwahr darstellen und den peinlichen Eindruck dieses Gemäldes abschwächen will, so kann ein derartiges Vorgehen nur aus blöder Unwissenheit — oder aus frecher Ehrlosigkeit erklärt werden, denn eine Reihe historisch erwiesener Thatsachen — statt selbe zu widerlegen (was man eben nicht kann) mit dem Schimpfworte „Hannswurstiaden" niederschlagen zu versuchen, das ist jedenfalls mehr bubenhaft als ehrenhaft!

Weitbrecht wüthet weiter:

„Alles in Allem ist auch Brunner eine Bestätigung für den tiefen Bildungsstand, auf welchem Autor und Publicum echter katholischer Literaturgeschichtsschreibung bereits stehen."

34. Eine Erwiderung im Tone Weitbrecht-Voß.

Wenn wir in den Ton Weitbrecht-Voß eingehen sollten, so müßten wir erwidern:

„Es ist doch außerordentlich drollig, wenn ein flegelhafter Kannibale, der bisher noch nichts geleistet hat, als die „Ultramontanen" in der geist- und witzlosesten Weise mit

Schimpfworten zu bombardiren und Urflegel wie den Voß und den Kurz und Andere noch in Schutz zu nehmen, bei einem Gegner auf den tiefen Bildungszustand desselben hinzuweisen wagt! Das verdient eine Beleuchtung.

„Hoch auf der Zeitenwarte steht das Genie, der große Gelehrte, der berühmte Schriftsteller, der Pfarrer von Mähringen bei Ulm und schaut wie von seinem Kirchthurm herunter auf die tief, tief, tief unter seinem Bildungsniveau sich herumwindenden armen Würmlein von Ultramontanen, auf Baumgartner, Brunner und die Leser ihrer Schriften! Warum gar so grausam, so unerbittlich, so vernichtend? Das verdient schon eine „Hannswurstiade".

„Vernichtend, ohne aller Schonung
Erschallt es aus der Pfarrerwohnung:
Die Römlinge sind eine Bande
Vom allertiefsten Bildungsstande,
Voll Finsterniß und in Umnachtung,
Gebühret ihnen nur Verachtung,
Und diese will ich ihnen zollen,
Ich lasse wild die Augen rollen,
Ich steh', ein Held in Ungewittern
Und sehe meine Feinde zittern" — —
Doch statt die Gegner zu verderben,
Geht ihm der eig'ne Kopf in Scherben,
Der Größenwahn hat ihn zerfetzt,
Das ist der große Krach zuletzt!"

Das sind die Folgen, wenn sich der Mensch in seine eigene Selbstwerthschätzung so hineinarbeitet — und sich für unendlich gescheit, seine Gegner für unendlich dumm hält.

Nachdem nun dieser eifrige Seelenhirt von Mähringen seine frommen und unschuldigen Schäflein gegen diese dummen, rohen, in einen tiefsten Bildungsstand hinabgesunkenen ultramontanen Wölfe zu vertheidigen sucht, ist es gar nicht abzusehen, warum er einen so großen Kraftaufwand gegen diese ohnehin armseligen, ungebildeten, geistlosen, tief unter ihm stehenden und gehenden Gegner verwendet. — Die letzte Knallrakete, welche er wie ein Nothsignal vor seinen (nachweisbar das Evangelium mehr vernachlässigenden und zum Theil verleugnenden, als dasselbe positiv bekennenden) fälschlich sogenannten „evangelischen" Bundesgenossen aufsteigen läßt — sei in ihrem Schwefelinhalt hier vorgelegt. Er schließt mit den Worten:

„Und was ist der Erfolg von all' diesen massenhaft in das Volk hinausgeworfenen Angriffen auf unsere Dichter. *) Bei einem Theil des katholischen Volkes werden sie Beifall finden, der bessere Theil desselben aber wird mit uns Protestanten in denselben zu seiner Befriedigung nachgewiesen finden, daß alle großen und erleuchteten Dichter seit dreihundert Jahren von Hans Sachs und Fischart an bis in unsere Zeit mehr oder weniger ausgesprochene Feinde des Jesuitismus waren. Mit diesem Consensus poetarum können wir wohl zufrieden sein, und so gewinnen wir am Ende auch dieser Art von Beleuchtung der deutschen Literaturgeschichte eine erfreuliche Seite ab."

Wenn der Herr Dr. Weitbrecht vom Jesuitismus redet, so wäre es von seiner Seite gut gewesen, wenn er sich zu einer Definition herbeigelassen hätte, was Jesuitismus eigentlich ist oder was er darunter versteht. Wenn er am Schlusse sagt: er habe in dieser (d. h. in unserer) Art der Beleuchtung der deutschen Literaturgeschichte eine erfreuliche Seite abgewonnen, so hat er sich einer von ihm selbst genugsam bewiesenen Lüge schuldig gemacht; denn ein Mensch, der über die Ansicht eines anderen Menschen in eine Schimpfwuth hineingeräth (welche Wuth sich durch das handwerksburschenmäßige ofte Wiederholen desselben Schimpfwortes eclatant bestätigt), der gibt dadurch einen nichts weniger als gelungenen Beweis von seiner erfreulichen Stimmung, sondern vielmehr von seiner sehr unerfreulichen, ja sogar rabbiaten Mißstimmung.

Bezüglich des früheren Vorwurfes, wir hätten keine Bibel und wüßten nichts von Isaias, citiren wir Herrn Weitbrecht Isaias XXXIII, 1. „Vae, qui praedaris nonne et ipse praedaberis? et qui spernis nonne et ipse sperneris? cum consumaveris praedationem depraedaberis · cum fatigatus desieris contemnere, contemneris." Mit Nutzanwendung: Ehrenräuber. wirst nicht auch Du Deine Ehre einbüßen? Verächter, wirst nicht auch Du der Verachtung anheimfallen?

*) Schilderungen nach Thatsachen, welche eben die Feindschaft mancher Klassiker gegen Kirche, positives Christenthum und die christliche Moral beweisen — sind nur eine defensive Nothwehr — und nicht Angriffe, und nur für das Volk wären diese Thatsachen hinausgeworfen — für Gebildete schreibt hingegen der Geistesheros aus Mähringen! — Gewöhnlich suchen Menschen, die eigentlich nichts sind — aus sich etwas zu machen, ein Experiment, welches beim starken Wollen und schwachen Können selten zu einem glücklichen Ausgang führt.

Ob dieser fatale Brunner auch hier nach den Worten des hoch- und tiefgebildeten Herrn Pfarrers „in blinder Wuth danebengehauen“ — oder ob er mit „seiner Pritsche“ doch vielleicht die Spitzen der feinen Gehörsorgane des Weisheitskopfes in etwas gestreift hat — das wollen wir derweil dahingestellt sein lassen.

Bisher hat dieser große Gelehrte vor uns nur seine mit brutalen Schimpfworten angefüllte Sparbüchse ausgeleert — einen Einblick in seine sonstige Gelehrsamkeit hat er uns neidischerweise nicht gestattet.

35. Wie die Flegelhaftigkeit unter diesen curiosen Evangeliumfreunden in eine epidemische Krankheit ausartet.

Wie sich übrigens das Wuthgift immer in weiteren Zonen verbreitet, dafür wollen wir nur ein schlagendes Beispiel anführen. „Münchener Fremdenblatt“ Nr. 285 berichtet aus Dortmund, 7. October 1889: „Der Beleidigungsproceß Thümel gegen Lensing beschäftigte das hiesige Landgericht als Berufungsinstanz. Das Gericht verwarf die Berufung und beließ es beim Urtheile des Schöffengerichtes. Der Redacteur der „Termonia“, Herr Lensing, beantragte die Ladung des Bürgermeisters Lauffs aus Kevelar zur Widerlegung der Behauptungen Thümel's über die dortigen Wallfahrten gebrachten Märchen über den Xantener Dom in das rechte Licht zu stellen.

Der Gerichtshof lehnte den Antrag ab mit der Begründung, er habe ohnehin die Ueberzeugung, daß diese Behauptungen Thümel's unwahr seien. Pastor Thümel erklärte, er halte es für sein gutes Recht und seine heiligen Pflichten, die katholische Kirche überall da, wo er nur könne, anzugreifen. Die große Gefahr der katholischen Kirche liege für das Vaterland und die Gesellschaft darin, weil sie so viele unsittliche Früchte hervorbringen müsse. Auf diese Aeußerung hin erhielt Thümel den Verweis vom Vorsitzenden. Lensing deponirte, „daß Thümel den heiligen Vater einen todtenkopfähnlichen Greis, den Fürstbischof Kopp einen faulen Kopp und Windthorst einen großen Lügner genannt und behauptet habe, bei den Katholiken würden für Geld Sünden vergeben, bei ihnen liege die Religion im Portemonnaie“. — Thümel hatte als Antwort nur Schweigen!!! — — —

Wir sind weit entfernt, diese und ähnliche bei Bundesrittern vernehmbaren Tölpeleien, Rohheiten und Dummheiten — verallgemeinend den Protestanten zuzuschreiben; wir sind vielmehr des Dafürhaltens: Der Superintendent dieses Herrn Thümel wird ihm schon einige Male gesagt haben: „Lassen Sie ab von Ihren Extravaganzen, es hat allerdings jeder Mensch das Recht, sich lächerlich zu machen, wer aber irgend einer Genossenschaft angehört, der möge bedenken, daß er nicht das Recht hat, auch die Anderen mit sich zugleich zu blamiren.“ Aber auch jenen salbungsvollen Herren, die immer von Toleranz und Achtung jeder Confession triefen, könnte man Exemplare wie diesen Herrn Thümel zum Anpredigen vorhalten, und das umsomehr, weil diese hochbedenkliche Toleranzgattung immer mehr im Zunehmen begriffen ist.

36. Weitbrecht als Organisator einer Spionenbande — und eine veri- und versivicirte Anerkennung seiner polemischen Heldenthaten.

Das Stuttgarter „Deutsche Volksblatt“ publicirte einen gedruckten Aufruf Weitbrecht's an sämmtliche protestantische Pastoren Würtemberg's, dieselben mögen alle jene Zeitungsartikel und Vorgänge, durch welche die bösen Ultramontanen beschädigt werden können, *ihm einsenden*, daß durch ihn alle diese Uebelthaten „festgenagelt“ werden können. *Die Veröffentlichung dieses geheimen apostolischen Sendschreibens* konnte dem Herrn Pfarrer Weitbrecht sicher nicht angenehm sein; denn derselbe ist dadurch *noch mehr als lächerlich geworden*. Wir unsererseits sind durch dieses ausgespannte Polizeinetz, so wie auch durch die anderen *liebenswürdigen Tugenden*, in denen sich der holdselige feingebildete Herr *uns geoffenbart hat* — nicht, wie er so schön zu sagen wußte, „*in Wuth*“ gerathen, sondern viel eher *in eine heiter-poetische Stimmung versetzt worden*, und haben *in guter Laune* nach dem Wortlaute des alten Pindar „*die Leier vom Pflocke genommen*“, um das ungereimte Treiben Weitbrecht's in Reime zu bringen.

Hymnus, dem Gründer des Schnüffelbundes vor- und nachgesungen.

Trüffeln sind ein Leckerbissen,
Die darnach zu schnüffeln wissen
Sind bekanntlich Trüffelhunde
Von dem großen Schnüffelbunde!

Weitbrecht, der ist der Begründer
Und der Schnüffelbunderfinder,
Heil sei ihm, dem feinen Riecher,
Seines Ruhmes ist er sicher.

Sünden der Ultramontanen
Wird sein großes Netz umspannen,
Das er weit hat ausgebreitet,
Wie er selbst es angedeutet.

Eine Bande von Spionen
Schickt er aus in alle Zonen,
Alle Katholiken frißt er,
Dieser Polizeiminister.

Genial hochpolizeilich
Ist sein Wirken sehr gedeihlich,
Pfiffig über alle Maßen,
Weiß er schlau es anzufassen.

Er sagt selbst: „sein Amt sei schwierig,"
Das ist wahr, denn es macht schmierig;
Seit man dieses Amt entdeckt hat,
Weiß man, daß er sich befleckt hat.

Denn: das in dem Winkel kauern,
Um den Gegner zu belauern,
Bringt dem Corps der Spionage
Die verdienteste Blamage.

Ganz besonders sind erbaulich,
Hirtenbriefe, die „vertraulich"
Er an seine Bundgenossen
Sendet heimlich unverdrossen.

Leider, daß man es entdeckt hat,
Was der schlaue Herr versteckt hat,
Die enthüllten Heimlichkeiten
Mögen ihm viel Qual bereiten.

Wer es gar so schlau will machen,
Liefert einen Stoff zum Lachen,
Und es geht ein Spruch herum:
Gar zu pfiffig wird oft dumm!

„Wichtig ist das Unternehmen",
Katholiken zu verfehmen,
„Ihre Sünden festzunageln",
Ihre Presse zu verhageln.

Wichtig ist sein Amt, so sagt er,
Die Pastoren ringsum plagt er,
Daß Sie fleißig spioniren
Und ihm treulich denunciren.

Er wird sie zusammendrücken
Diese dummen Katholiken,
Viel Artikel wird er schreiben,
Um sie Alle aufzureiben.

Weit wird es der Weitbrecht bringen
Und sein Plan wird ihm gelingen,
Denn mit seines Geistes Wettern,
Wird er Petri Stuhl zerschmettern.

Genial ist er veranlagt,
Alles das was er beantragt,
Führt er aus mit schlauem Sinnen
Und kein Feind — wird ihm entrinnen.

Katholiken „festzunageln",
Sie mit Schimpfen zu verhageln,
Sucht er ihre Pressesünden
Polizeilich aufzufinden.

Statt im Glauben, Hoffen, Lieben,
Die Gemeinde einzuüben,
Statt die Sünder zu bekehren
Und die Schwachen zu belehren,

Sucht der traurige Krakehler
Immer nur der Andern Fehler;
Ist sein Glaubenslicht geschwunden,
Bleibt sein Haß doch hell entzunden.

Diese Weitbrecht-geist-entzündung
Ist die neueste Erfindung;
Und das Uebel dieses Armen
Ist wahrhaft zum Gotterbarmen.

Rache hat er Rom geſchworen,
Armes Rom, Du biſt verloren!
Einen Heerbann von Paſtoren
Hat als Krieger er erkoren.

Und mit kurzen und mit langen
Schwertern, Spießen und auch Stangen,
Zieht er her vor den Colonnen,
Halb iſt ſchon der Sieg gewonnen.

Steht der Weitbrecht an der Spitze
Mit dem Kopfe voll von Grütze,
Feingebildet, hochſtrategiſch —
Geht ſein Feind zu Grund elegiſch.

Um im Style ſich zu üben,
Hat er allerhand geſchrieben,
Doch was plump, iſt noch nicht plaſtiſch,
Was flegelhaft, iſt nicht ſarkaſtiſch.

Was er in der Rache Träumen,
Schlau geplant hat im Geheimen,
Bringt nun ſeiner Schnüffelbande
Statt der Ehre — doch nur Schande!

Dieſes Lob ſei ihm geſungen
Für den Bund, den er geſchlungen,
Heil dem großen Sionswächter
Und dem Katholikenſchlächter.

Den Kehricht aus den Lutherzeiten,
Will er zum leckern Mahl bereiten,
Und alles alte Papſt-verfluchen,
In ſeinem neuen Bund verſuchen.

Es lohnt am End' ſich doch der Mühe,
Des Weitbrecht abgeſchmackte Brühe,
Noch weiter zu analyſiren,
Und ſeinen Blödſinn vorzuführen.

An Hochmuth reich und arm an Gaben,
Gehört er zu den Ausnahmſchwaben,
Klug und gemüthlich — keine Flegel
Sind echte Schwaben in der Regel!

Wo iſt denn einer, der's ſo weit brächt'
An Flegelei, wie dieſer Weitbrecht,
Er ſetzt ſich auf das Haupt mit Wonne,
Als Flegelkönig ſeine Krone.

Wird er dann nach Verdienſt berichtigt,
Und wird ſein Größenwahn gezüchtigt,
So wird er — in der Ohnmacht Qualen,
Den Gegner — mit: Hannswurſt bezahlen.

Als eine Schmach im Schwabenreiche,
Seh'n wir hier eine Vogelſcheuche,
Die nur vom Windeshauch bewegt,
Die Aermel hin und wieder ſchlägt.

So wird der Neue-Bund-Entdecker
Zu einem alten Spatzenſchrecker,
Talentlos über alle Maßen,
Muß er auf's Schimpfen ſich verlaſſen.

Er präſentirt die Langeweile,
Und alle ſeine Flegelkeile,
Die prallen auf ſein Haupt zurücke,
Und ſtrafen ſeine Herzenstücke.

Im hohlen Kopfe ſchüttelt gerne
Herum er ſeine Kürbiskerne,
Er meint: die Kerne ſeien Grütze,
Und ſeine Poſſen — wären Witze.

Wo Arroganz und Impotenz
Vereinigt ſind in Permanenz,
Da ſchießt der Blödſinn in die Halme
Und erringt die Siegespalme!

So gibt er ſelbſt mit off'nem Munde,
Von ſeiner Geiſtesarmuth Kunde,
Wo Roh- und Dummheit ſich verbinden,
Da läßt ſich nur ein Schimpfwort finden.

So wirft auf's Haupt — dem Widerparte
Er — den Hannswurſt, als letzte Karte,
Das iſt die Rache eines Tropfes,
Der ſchaale Witz — des hohlen Kopfes.

Doctor Weitbrecht hat nun Muße
Zu beſtreu'n ſein Haupt mit Aſche,
Den „Hannswurſt" kann er zur Buße
Selbſt behalten in der Taſche.

Für ſein flegelhaftes Wüthen
Hat man ihn allhier gezüchtigt,
Und mit ein paar Pfefferblüthen
Seine Lügen ihm berichtigt.

Wenn die wohlverdiente Mahnung
Er zu Herzen nicht genommen,
Nun, so hat er keine Ahnung,
Was er noch wird d'rauf bekommen.

37. Friedrich der Große und Weitbrecht der noch Größere.

Jeder kann in meinem Lande nach seiner Façon selig werden, sagte Friedrich II. — Dieser große König hat sogar einen Martyrer verschuldet und denselben selig gemacht, freilich nach seiner (Friedrich's) Façon.

Am 30. December 1757 wurde vor einem Brückenthor zu Glatz der katholische Caplan Faulhaber auf Befehl des Königs durch den Strang hingerichtet „weil ein eingebrachter Deserteur von dem Regiment de la Motte-Fouqué wider ihn denuncirt hat, daß er ihm auf Befragen, ob er wohl desertiren könne, in der Beicht zur Antwort gegeben habe, daß es wohl nichts zu bedeuten hätte. — Der Landrath Pfeil selber betonte darauf: „Der Soldat habe nach ausgestandener Strafe seine Denunciation wieder revocirt, und nach der Execution öffentlich declarirt, daß er Schuld an dem unschuldigen Blute sei. Der Ankündigung des Todes „früh Morgens nach Oeffnung der Festung" folgte auch sogleich die Hinrichtung, ohne daß dem ungerecht Verurtheilten trotz seinem Bitten der Beistand eines katholischen Priesters gewährt, oder der Verkehr mit seinen nächsten Verwandten erlaubt wurde.

Somit durfte dieser Märtyrer des Beichtsiegels nicht nach seiner Façon selig werden. (Siehe Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des geheimen Staatsarchives von Max Lehmann, Leipzig.) (Aus der Linzer Theologischen Quartalschrift, III. Heft, 1889. S. 643.) Im Jahre 1767 schrieb Friedrich II. an Voltaire: Du wirst den Trost haben, sie (die Infame, die katholische Kirche) zu beerdigen und ihre Grabschrift aufzusetzen. — Diese Prophetie ist noch nicht in Erfüllung gegangen; wenn auch seither der Culturkampf mehr oder weniger offen fortgewüthet hat.

Weitbrecht sucht den großen König nachzuahmen, nur ist er nicht gar so grausam — statt unliebsame Gegner zu henken, macht er nur (nach den eigenen Worten seines Hirtenbriefes an die Pastoren) den Versuch, „ihre Preßsünden festzu-

nageln". Zu diesem Behufe hat er in seinem „Werke": „Die deutsche Literatur", ein hochnothpeinliches Gericht abgehalten, und zwei der größten Verbrecher, den Jesuiten Alexander Baumgartner und den Sebastian Brunner, außerordentlich grausam „festnageln" wollen. Wir haben hier Bericht erstattet, inwieweit diesem blutdürstigen Wütherich sein Vorhaben gelungen ist.

Die Gegner abzukrageln — das geht nicht mehr,
Jedoch sie festzunageln — das wünscht er sehr.
In seiner Folterkammer — schwingt er den Eisenhammer
Doch haut in der Extase — er selbst sich auf die Nase
Das ist ein wahrer Jammer!

Wie der Herr Pfarrer Weitbrecht seine segensreiche Thätigkeit in weiteren Kreisen fortzusetzen bestrebt ist, ersehen wir aus einer Nachricht in Nr. 276 des Münchner Fremdenblatt: „Ein neues evangelisches Hetzblatt gibt ein Dr. Richard Weitbrecht heraus, das man Zeitschrift für das evangelische Deutschland und die Sache des Evangelischen Bundes nennt. Die erste Nummer ist erschienen und strotzt von Beleidigungen und Verleumdungen gegen das Katholische. Bei seinen Lesern scheint der Herausgeber eine große Unwissenheit vorauszusetzen."

Noch andere berühmte Männer.

Motto: Wenn auch nicht Glieder des nämlichen Bundes,
Doch Producenten des selbigen Schundes —
Haben sie gnädigst herab sich gelassen
Mit unsrer Wenigkeit sich zu befassen,
Wenn wir den Rumpel auch leiden geduldig,
So sind wir dagegen doch Dankbarkeit schuldig.

38. Der große Herr Meier in Dresden.

Frage ja nicht, verehrter Leser: Wer ist denn dieser Meier? Nun, das ist der Katexochen-Meier. Es gibt zwar tausend und tausend von Meiern mit fremdem y und mit einheimischem i, aber einen Meier in Dresden, in Deutschland, in der Welt — einen Meier als Orakel der modernen Theologie gibt es nur einen einzigen. In der theologischen Literaturzeitung, herausgegeben von E. Schürer und A. Harnak, Heinrich'sche Buchhandlung, Leipzig, ist eine Recension über

die „Vier Großmeister der Aufklärungstheologie von S. Brunner", erschienen, mit der sehr wenig und doch sehr viel sagenden Unterschrift: Dresden, Meier. Wo dieser Meier ist, das wissen wir nun, wer er aber ist, was er ist und was er seither geleistet hat, das wissen wir leider nicht, wir werden uns aber bemühen, darüber aufgeklärt zu werden.

Wir wollen uns nun diesen Einen aus der zahlreichen Gilde der Aufklärungsmeier näher betrachten.

Es wäre leicht, diesen großen Meier mit Anbieten eines gerichtlichen Beweises hiefür, einen Schimpfmeier, einen Behauptungsmeier, einen Lügenmeier, einen Verleumdungsmeier zu nennen, weil er sich alle diese Titel schon durch die ersten Zeilen seiner Recension verdient hat. Meier beginnt:

„Ex unque leonem. Was von dem Buche zu erwarten, das steht ihm an der Stirne geschrieben. Dasselbe charakterisirt sich schon durch seinen Titel, was jedoch den Referenten nicht verhindert hat, genauere Einsicht von der unsauberen Schrift zu nehmen, die ein ordinäres Pamphlet aus römischer Geschichtsfälschungsfabrik ist [1], ordinär nach Gesinnung und Haltung [2], wenn auch nicht ohne ein gewisses Geschick einer vielschreibenden malitiösen Feder abgefaßt [3], die selbst Männer, wie Herder und Schleiermacher, welche bezeichnend genug, mit so ganz heterogenen Geistern, wie Paulus und einem Strauß zusammengestellt werden [4], nicht entfernt geschichtlich zu begreifen sucht, ihre Lichtseiten verdunkelt, ihre Schattenseiten geflissentlich unter Schmähreden hervorkehrt [5], Alles aus dem Zusammenhange herausreißt und auch einzelne mit unbefangener Objectivität gethane wohlwollende Aeußerungen hervorragender Protestanten über den Katholicismus zu hohen Ehrenzeugnissen für für die katholische Kirche stempelt [6]. Namentlich Kahnis, „der edle, ehrenhafte und die Zeitlage verstehende Protestant", Perthes, Herbst u. A. müssen sich solchen Mißbrauch einzelner Aussprüche gefallen lassen [7]."

Wir werden nun das Schimpf-Lexikon des großen Geistesheroen Meier näher betrachten.

1. Der große Meier sagt: Unsaubere Schrift, ordinäres Pamphlet, aus „römischer Geschichtsfälschungsfabrik".

Der Herr Meier sagt nicht, ob ich Inhaber oder ob ich Arbeiter in der Geschichtsfälschungsfabrik sei — außer zwölf Bänden (größtentheils archivalia) habe ich auch noch einige historische Broschüren herausgegeben. Herr Meier wird ernstlich aufgefordert, nachzuweisen, wann, wo und wie ich je die Geschichte gefälscht habe. So lange er das nicht kann, mag er als ein ordinärer Lügner herumgehen.

2. Herr Meier wird ferner aufgefordert, nachzuweisen, wo und wie unsere Gesinnung und Haltung als „ordinär bezeichnet werden kann".

3. Besten Dank für diese gnädige Anerkennung, es ist doch immer besser, als wenn uns der Herr Meier das gewisse Ungeschick einer wenigschreibenden und cretinboshaften Feder hätte nachweisen können.

Wenn Sie vielleicht eine derartige cretinboshafte und ungeschickte Feder in Ihrer Nähe haben, bitten wir Sie, dieser Feder unseren Dank mitzutheilen,

4. Wir haben ja eben den Nachweis geliefert, und zwar für jeden Kenner der modernen theologischen Entwicklung, daß aus Herder der Paulus und aus Beiden Dr. Schleiermacher und aus allen Dreien am Ende der Strauß sich herausentwickeln mußte, und haben gezeigt, daß diese Geister durchaus nicht heterogen, sondern in ihren Principien sehr homogen gewesen sind, somit haben wir diese Gelehrten geschichtlich nicht nur begriffen, sondern auch ihren geschichtlichen Entwicklungsgang dargestellt. Somit wird der große Meier ersucht, sich im Gebiete der theologischen Literatur zu orientiren, denn mit dem Schimpfen allein geht es nicht.

5. Schmähreden. Diese Beschuldigung bezeichnen wir geradewegs als einen Blödsinn, insolange der Herr Meier uns nicht den Beweis hiefür beigebracht hat.

6. Diese Zeugnisse von Protestanten haben wir einfach angeführt als Beweise für echte Toleranz von protestantischer Seite; zu Ehrenzeugnissen für die „römische" Kirche hat sie Herr Meier gestempelt. Uebrigens hat die katholische Kirche schon fast zwei Jahrtausende auch ohne derlei Ehrenzeugnisse ihr Leben fortgefristet; nun, nur diesen fatalen, mächtigen Herrn Meier in Dresden hat die Kirche noch zu fürchten.

7. Es scheint den weltberühmten Meier außerordentlich zu geniren, daß wir von edlen, ehrenhaften und die Zeitlage verstehenden Protestanten (Rahins, Herbst, Perthes u. A.) sprechen, weil darin unedle (gemeine), unehrenhafte (ehrlose) und weder die Zeitlage noch sonst etwas verstehende Herren unangenehm berührt zu werden fürchten. Wie es ein Mißbrauch sein kann, wenn man sich auf die Zeugnisse edler und ehrenhafter Protestanten beruft, das verstehen wir nicht, daß dem großen Meier

die Zeugnisse dieser edlen Männer, die er nicht widerlegen kann, sehr widerwärtig sind, das verstehen wir sehr wohl!

Der geniale Kritik-Meier fährt fort:

„Daß Herder's Schwächen, sein schwankender Charakter, seine Differenz mit Goethe u. s. w. weidlich ausgenutzt werden, ist selbstverständlich. Mit Paulus wird Voß zusammengenommen; ihre Haltung gegenüber dem Grafen Stollberg und ihr Urtheil über seine Conversion erregt den besonderen Zorn der Pamphletisten[8]. Wie verschieden andere Männer, so wird auch Herr Rückert mit hereingezogen und sein angeblicher religiöser Liberalismus und seine Zugehörigkeit zum Freimaurerthum erklärt, das der Verfasser bei jeder Gelegenheit kräftig anathemisirt[9]. Den Gipfel der Schmähsucht ersteigt der Verfasser in den Auslassungen über Schleiermacher, dessen Charakter er auf alle Weise zu verunglimpfen sucht, wobei er mit hämischer Freude die Verirrungen seiner früheren Periode, sein Verhältniß zu der Frau von Grunow und seine Briefe über die Lucinde benutzt. Verirrungen, die man protestantischerseits nicht zuzudecken braucht, (S. 31), um die Ehre des großen Mannes zu retten[10]. Gegen Schleiermacher wird namentlich der Tübinger Bauer mit seiner verbitterten Opposition gegen die Alles verschleiernde, sophistisch dialectische Kunst der Schleiermacher'schen Theologie in's Feld geführt[11]. An Strauß ärgert den Verfasser ganz besonders dessen Verehrung für Ulrich von Hutten, wie ihm der überhaupt das „seuchenartige Umsichgreifen der Huttenverehrung ebenso ein Gräuel ist, als der Evangelische Bund, der angeblich die katholische Kirche zu „vernichten" suche, und gegen den er wiederholte Ausfälle macht[12].

Dresden. Meier.

8. Dieser „besondere Zorn des Pamphletisten" ist eine blöde Lüge des großen Meier. Wir haben aus protestantischen Zeugen (darunter den Philosophen Schelling, den Literarhistoriker Wolfgang Menzel u. A.), wörtliche Anführungen gebracht, die in trockenen Worten berichten, daß Paulus ein gemeiner Gauner gewesen ist, der Vorlesungen Schelling's unbefugt herausgegeben und sich dafür Honorar zahlen ließ, und daß Paulus und Voß eine Schmähschrift voll von (auch von wahrheitsliebenden Protestanten so bezeichneten) schändlichen Lügen und Verläumdungen gegen Stollberg unter dem Namen eines Dr. Schrott publicirten, in welcher Schrift Voß sich selber ungeheuer lobte und darauf die Unverschämtheit besaß, sich auf dieses Lob des angeblichen Dr. Schrott zu berufen.

Wir haben den Wolfgang Menzel als Zeugen angeführt, der uns den höchst verächtlichen Charakter des Paulus

durch unwiderlegbare Thatsachen in's rechte Licht gestellt hat. Das Alles ist von uns mit aller Ruhe des Historikers geschehen, nur haben wir uns erlaubt, auf die komischen Seiten dieser beiden Aufklärer zur Erheiterung der Leser besonders aufmerksam zu machen, wenn darüber nun der große Meier vom „besonderen Zorn des Pamphletisten" faselt, so hat er einfach seinen wirklich ohnmächtigen Zorn und seine sonstige offenliegende Unwissenheit und Talentlosigkeit durch ein Schimpfwort zu decken gesucht.

9. Wenn Maier tadelnd sagt: „daß wir Liberalismus und Freimaurerthum bei jeder Gelegenheit kräftig anathematisiren — so hat er damit gelogen — wir haben kein Anathem ausgesprochen, sondern nur die historisch erwiesene in neuester Zeit auch schon vom lang genug bethörten Volke anerkannte Gemeinschädlichkeit dieser Volksausbeutungsbanden durch enthüllte unbestreitbare Thatsachen nachgewiesen und betont, daß jetzt nur mehr schwachsinnige und bornirte Köpfe der Meinung huldigen, die Maurerei sei ein Wohlthätigkeitsinstitut und der Liberalismus habe das Volkswohl sich zum Ziele gesetzt.

10. So? Wir hätten den Gipfel der Schmähsucht in den Auslassungen über Schleiermacher erstiegen? — — Thatsache ist: Wir haben massenhaft protestantische Zeugen über das Leben und Treiben Schleiermacher's, auch Zeugnisse aus seinen eigenen Briefen angeführt, und in aller Ruhe und Heiterkeit diese Thatsachen und Berichte zur Unterhaltung der Leser mit dazu gehörigen Glossen versehen; zur Schmähsucht nehmen nur bornirte Köpfe ihre Zuflucht, denen statt des Witzes nur das Schimpfwort, statt der Thatsache die Lüge, statt der Logik die Phrase und Verdrehung als Waffen ihres mittellosen und beschränkten Verstandes zu Gebote stehen.

Wir haben über Schleiermacher, wie der verschämte Meier verhüllend sagt, nicht nur sein Verhältniß zur Frau von Grunow (Predigerfrau), sondern auch sein ebenso unerbauliches Verhältniß zur Jüdin Herz (die er sogar bei Ausarbeitung seiner hochgradig abgeschmackten, nichtssagenden und langweiligen Predigten consultirte), auch sein von der Bettina selber sehr drastisch geschildertes Verhältniß mit ihr (so daß wahrlich gar nichts mehr zur wünschen übrig bleibt) aus ihren eigenen Briefen hierüber an Pückler-Muskau gebracht, und wenn der große Meier wie vertheidigend meint, „daß man diese Verirrungen protestanti-

scherseits nicht zuzudecken braucht, um die Ehre des großen Mannes zu retten — so hat er ja auch wieder augenscheinlich gelogen — weil er sich in einem Zuge über die historischen Enthüllungen so sehr ärgert, daß er uns beschuldigt, wir hätten den Gipfel der Schmähsucht durch unsere Enthüllungen erklettert!

11. Wir haben gegen Schleiermacher nicht allein namentlich den Tübinger Baur mit seiner „verbitterten Opposition", sondern auch eine Menge andere protestantische Zeugen mit ihrem wörtlichen Urtheile über Schleiermacher in's Feld geführt; wir haben eclatant nachgewiesen, daß die Theologie Schleiermacher's sich durch gar nichts von der Strauß'schen Theologie unterscheidet, als durch ein umgehängtes biblisches Phrasengewand, das den nackten Pantheismus verstecken soll; wir haben ferner ganz correct wissenschaftlich nachgewiesen, daß die ganze Theologie Schleiermacher's eitel Blendwerk ist; daß es sein Streben war, das positive Christenthum in's Hegelthum zu verkehren und in demselben auf- und untergehen zu lassen; wir haben aus zeitgenössischen protestantischen Berichten und aus den Schriften Schleiermacher's (Monologen) nachgewiesen, daß dieser hochberühmte Theologe, ein außerordentlich eitler Geck erster Classe gewesen ist; der sich durch seine Lobsprüche über sein Genie und seine große Bedeutung über seine weltumkehrende Wirksamkeit, und am Ende auch über seine hohe damenfesselnde Liebenswürdigkeit hochgradig blamirt und lächerlich gemacht hat. Zu diesem Nachweis aber sind wir nicht nur veranlaßt, sondern geradewegs herausgefordert worden durch die Verhimmelung und Ueberschätzung Schleiermacher's von Seite seiner Anhänger, die jetzt noch nicht müde werden, ihn mit seinem aufgewärmten und mit herrenhuterischen süßlichen Syrupphrasen übergossenen Hegelianismus als den größten Theologen der Gegenwart und Zukunft auszuposaunen. Daß diese Urtheile über Schleiermacher dem großen Meier nicht angenehm sind, das liegt auf der Hand, und daß er, statt sich eingehend mit einer Widerlegung zu beschäftigen, mit „ordinärem Pamphlet", „römischer Geschichtsfälschungs-Fabrik" u. s. w. herumwirft, das liegt auch auf der Hand, denn das Gegentheil von dem, was wir vorgebracht, kann er nicht beweisen, und da sucht er sich mit den bekannten Schimpfphrasen herauszuhelfen.

12. Es ist erlogen, daß wir uns über Straußens Huttenverehrung besonders ärgern, denn wir haben diese Verehrung lächerlich gemacht, und wieder protestantische Ehrenmänner (wie Wolfgang Menzel) in's Feld geführt, der den Ulrich Hutten (und zwar auf unumstößliche historische Beweise hin) mit dem eben so schwerwiegenden als ausgiebigen und einfachen Wort Lump signalisirt hat; wir haben historisch nachgewiesen, daß es eine mit Aufklärungsfanatismus aufgeputzte Frechheit ist, einen derartigen notorischen Lumpen (wie der Herr Professor Herzog es gewagt) eine moralische Größe zu nennen.

Wir haben an den Professor Herzog die sehr verfängliche Frage gestellt, was er thun würde, wenn eine moralische Größe à la Hutten um die Hand seiner Tochter anhalten möchte, und die sehr gegründete Vermuthung ausgesprochen, der Herr Professor und die Frau Professorin würden die „moralische Größe" im geschwindesten Tempo vierhändig über die Stiege hinunter und beim Thor hinausmusicirt haben.

Wenn nun der Herr Meier sagt, wir meinen, der Evangelische Bund wolle angeblich die katholische Kirche vernichten, so beweisen wir vorerst aus einem für diesen Bund und die Zwecke desselben angefertigten Gedicht, daß dies wirklich beabsichtigt worden ist.

Die Jenaer Literaturzeitung brachte inmitten des Jahres 1887 eine gereimte Aufforderung zum Eintritt in den neugegründeten „Evangelischen Bund", der sich, wie aus dieser Aufforderung deutlich zu ersehen ist, die undankbare Aufgabe gestellt hat: die katholische Kirche zu vernichten. Nur eine kleine Probe von der großen Begeisterung, mit welcher dieses Bundes-Dichtergenie behaftet ist.

„Wachet, Evangel'sche Brüder — Auf der Lutherkirche Zinnen,
Denn die tausendt öpf'ge Hyder — Roma schleicht mit falschen Sinnen
Aus der Hölle Schlund empor!"

Wenn nun dieser heroische Sänger zum Kampf gegen eine Hydra auffordert, so ist er ja doch natürlicherweise gewillt, diese Hydra todtzuschlagen; wir bemerkten aber diesem Sänger (in den vier Großmeistern): „Dieser entsetzliche Geselle läßt nicht zarte Finger über die Lyra gleiten, er wüthet mit Tigerkrallen in den Saiten."

Was er singt ist ungeheuer, — Er ruinirt die ganze Leier,
O Tyrtäus, Mutherwecker, Schlachtensänger, Feinderschrecker,
Ach, wir möchten gar schön bitten: — Nur nicht gar so toben und wüthen,
Wer es gar so grausam macht — Wird am Ende ausgelacht!
Als nun die Hydra diesen Blödsinn vernommen — Hat sie geschwinde Reißaus genommen,
Und ist in ihren Abgrund verschwunden, — Aus dem sie so schlau sich emporgewunden,
Doch will sie nicht schweigen im „höllischen Schlund", — Sie zischet herauf aus dem höllischen Mund:
„Ihr geht wachend auf und nieder, auf der Lutherkirche Zinnen,
Doch die tausendköpf'ge Hyder ist in Eurem Bunde drinnen,
Seid Ihr wirklich gute Christen, — Dann kämpft mit den Atheisten.
Das Gedicht vom Höllenschlund, — Ist und bleibt gereimter Schund,
Denn poetisch ist verkracht, — Wer so blöde Lieder macht,
Abgehauster Höllendichter, — Tausend-Hydra-Köpf-Vernichter,
Der am End' ein armer Tropf ist, — Weil er selber ohne Kopf ist."

Wenn somit der Herr Schlau-Meier sagt, der Bund wolle nur „angeblich" die katholische Kirche vernichten, so spielt er den vielen Kraftmeiern des Bundes gegenüber — den Unwissenden! Wir machen auf den frommen Segenswunsch des Herrn Pastors Thümel aufmerksam, der nicht eher ruhen will, bis der letzte Priester über die Alpen gejagt ist.

Wenn es dem Herr Meier noch am Ende seiner scharfen Kritik Schmerzen verursacht, daß „er (der Autor) gegen den Evangelischen Bund wiederholte Ausfälle macht", so muß diesem Schlau-Meier erwidert werden, daß wir nur die maßlosen und als echt fanatisch nachweisbaren Tölpeleien von einigen dieser „Bundesmitglieder" zurückgewiesen, und uns daher nicht aggressiv verhalten, sondern in der herausgeforderten Nothwehr befunden haben.

Der große Meier hätte es sehr leicht gehabt, wenn er sich daran gemacht haben würde, mir hie und da ein falsches Citat oder eine Geschichtsfälschung nachzuweisen, aber das wäre zu umständlich gewesen, das summarische Schimpfen ist viel leichter und bezüglich der Bundesgenossen, die es erwarten, weil sie auch selber nichts Anderes können, auch viel lohnender.

Der lohnende Moment, den wir bei derlei summarischen Gallergüssen für uns in Anspruch nehmen dürfen, besteht in dem Umstande, daß die besonders begeisterten Bundesgenossen darüber so aufgebracht worden sind, daß sie es für der Mühe werth gefunden haben, ihren Unmuth darüber erschallen zu lassen.

Daß es übrigens dieser sogenannte „Evangelische Bund“ geradewegs auf Verknechtung und Vernichtung der katholischen Kirche abgesehen hat, ist den Bundesgliedern — aus ihren gedruckten Reden in der Berliner„ Germania“ (in den Juliblättern von 1889) gründlich und schlagend nachgewiesen worden. In der Nr. 161 heißt es: „Wir (Katholiken) stehen da als Verräther und Feinde, gegen welche unser deutsches Vaterland geschützt werden muß. Wir Katholiken sind die Feinde des deutschen Geisteslebens, wir sind Heiden, Feinde Gottes, Nichtsnutze, feige Memmen, die sich von Etwas beherrschen lassen, was sich an Gottes Stelle setzt. Gegen uns steht die Schaar der Freien des Glaubens und der Herr in ihrer Mitte. Professor, geheimer Kirchenrath Lipsius aus Jena nennt unsere katholische Kirche den römischen Staat im Staate, die organisirte Ausländerei im Fleische des deutschen Volkes. (Flugschrift des Evangelischen Bundes Nr. 11, S. 26.) Sind wir Katholiken solche Hallunken, wie jene Professoren und Pastoren es dem deutschen Volke predigen, dann muß man uns selbstverständlich vertilgen, das Evangelium dürstet nach unserem Blute, und die Herren vom Evangelischen Bunde wiederholen mit Recht die Worte Luther's: „Wenn wir Diebe mit dem Strange, Mörder mit dem Schwerte bestrafen, warum greifen wir nicht mit allen Waffen das ganze Geschwärm des römischen Sodoma an und waschen unsere Hände in ihrem Blute?“ Wir, die deutschen Katholiken sind ohneweiters alle des Todes schuldig, weiterer Zeugnisse bedarf es nicht, wir lästern Gott, wir müssen ausgetilgt werden aus Deutschland, dem Lande der Lebendigen, das, wie Lipsius ausdrücklich sagt, seine Wurzeln in der Reformation hat. Denn vor der Reformation gab es bekanntlich kein Deutschland, keine Kunst, keine Wissenschaft, da war allenthalben egyptische Finsterniß. Alles und Alles ist von Protestanten entdeckt und erfunden, weil erst in der lutherischen Rechtfertigungslehre (pecca fortiter, fortius crede Hamburger Briefe, S. 243) in Deutschland für die ganze Welt zum ersten Male die Sonne aufging.“

In dieser Weise bringt die Germania unter dem Titel: „der Krach von Wittenberg“ eine Menge Stellen aus Schriften der neuen Bundesgenossen, welche die Bekämpfung und Vernichtung der katholischen Kirche klar und deutlich aussprechen. Also nicht „nur angeblich“, wie sich der große Meier in Dresden so zart und schonend vernehmen läßt, sondern eingestandener Maßen wirklich taktisch, praktisch

und factisch ist es, den exaltirten Herren (von der psychiatrischen Abtheilung, bei welcher die Tobsüchtigen eingesperrt werden) des „Evangelischen Bundes“ zu thun, die katholische Kirche auszurotten! Und was dann?

Wir sind in den vier Großmeistern so viel schonend als möglich verfahren. In der Einleitung haben wir die schmeichelhaften Aussichten flüchtig erwähnt, mit deren Verkündigung der außerordentlich schadhafte Prophet Bunsen sich und „seine“ Kirche lächerlich gemacht hat.

Er war es, der sich unsterbliche Verdienste um die Gründung des evangelischen Bisthums in Jerusalem erworben, leider hat der Bischof (getaufter Jude) bei seiner großen Sorge um richtige Auszahlung seines Gehaltes sich um die Verbreitung seiner Kirche in Palästina nichts weniger als verdient gemacht.

Ueber diese und gleichzeitige von England gezahlte Missionäre hätten wir ein Buch abfassen können, wir wollen beispielsweise nur Thatsachen über den Nachlaß des von England gesandten getauften Juden Gützlaw aus dem Jahr 1854 bringen: „Bekanntlich ist der Apostel Chinesiens der vielverdiente Gützlaw mit Hinterlassung einer Witwe und einem Vermögen von 20.000 Pfund (200.000 Gulden Silber) dorthin gegangen, wohin er die Reise, wenn es auf ihn angekommen wäre (in Anbetracht der vielen Pfunde, die ihn auf der Erde festhielten) gewiß noch eine Zeit verschoben hätte. Gützlaw's Frau war früher Jüdin und hieß Miß Dora Gabriel. Als Witwe hielt sie nun Rundschau über die Heerde von Freiern, die um ihre durch die Gützlaw'sche Geldzusammenkratzerei sehr geweihte Hand warben, und ihre wohlgefälligen Augen senkten sich auf einen blutjungen Unterarzt, geborenen Engländer und angestellt im ceylonischen Schützenregiment. Der junge Mann wird höchst wahrscheinlich mit dem hinterlassenen schönen Gelde des begeisterten Missionärs, der einmal selbst in der protestantischen Kirche zu Wien über die Entsagung der Missionäre einige schöne Phrasen losließ (in den Jahren 1848 oder 1849), zufriedener sein als mit Gützlaw's hinterlassener Frau. Die Dame hieß dann Croft und hatte nun eine Wahl des Herzens getroffen, während sie bei Gützlaw nicht so sehr auf seine Begeisterung für die Bekehrung der Heiden, als für seine erwucherten Pfunde eingenommen war. Der alte Oheim Gützlaw's, ein armer Schulmeister im Großherzogthum Posen, hatte von Gützlaw das Versprechen einer Jahrespension erhalten; er wendete sich demüthiglich mit

einer Bittschrift an die Dame mit dem Heidengelde (es war ja für Heidenbekehrung), diese aber wies ihn kurzweg ab. Herr Croft, der Leibesarzt bekam nun Gelegenheit, jenes Geld durchzubringen, welches der hingegangene Seelenarzt (trotz seiner sehr schlechten Praxis) sich zu sammeln wußte. Auch die Augsburger „Allgemeine Zeitung" erzählte die hier erwähnte Thatsache der Gützlaw-Witwer'schen schnöden Härte und sagte darüber: „Gott möge jeden Christenmenschen vor solcher Frömmigkeit bewahren". — Der Aaronsbart dieses Gützlaw wurde durch ein Decennium von protestantischen Blättern mit Lobhonig bestrichen, sein Opfermuth, seine apostolische Wirksamkeit und sonstige Tugenden wurden angepriesen aber nach dem Bekanntwerden seiner zusammengewucherten Verlassenschaft herrschte selbstverständlich allgemeines Schweigen.

Wir führen diesen Apostel hier nur beispielsweise an, um darzuthun, wie wir schon die erste Seite unseres Vorwortes zu den vier Großmeistern, in welcher wir die segensreiche Hoffnung Bunsen's auf seine Zukunftskirche wörtlich anführten, mit noch anderen (wie mit dem Bischof von Jerusalem) apostolischen Exemplaren (Bunsen's Hoffnungssternen) hätten aufputzen können, es möge in diesem Zurückhalten ein Beweis zu ersehen sein, daß es uns nicht um Scandal zu thun war, und daß wir nur so viel historisches Material benützten, als es eben zur Beleuchtung der von uns geschilderten Zustände nöthig gewesen ist.

39. Der große Herr Scholz in Berlin.

In der Cölnischen Volkszeitung (Nr. 360, 1888) war über die Kritik dieses Herrn Scholz gegen Brunner's „Vier Großmeister" Folgendes zu lesen:

„Herr Professor Scholz, Archidiaconus an St. Marien in Berlin, veröffentlicht im Deutschen Wochenblatt einen Artikel „Ultramontane Ausschreitungen", der sich ausschließlich mit Sebastian Brunner's Buch, „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie" beschäftigt. Daß Herr Scholz von der Charakteristik Herder's, Paulus', Schleiermacher's und Strauß' nicht erbaut ist, kann man ihm nicht gerade verübeln; man kann sogar ein warmer Verehrer Brunner's sein und doch in seiner Ausdrucksweise manches anders wünschen; aber eine wahre Verschwendung von Entrüstung ist es doch, wenn Scholz mit der volltönenden Apostrophe schließt: „Es ist schwer, die Ueberwindung zu schildern, welche das Lesen und

noch mehr die Besprechung eines solchen Buches kostet. Wo Alles in den Staub herabgezogen wird, wo nur die Unfläthigkeit das große Wort führt, da möchte man am liebsten mit Schweigen antworten und Buch und Schreiber ihrem Schicksal überlassen. Leider aber steht zu erwarten, daß das Brunner'sche Machwerk gelesen wird und zwar mit der ganzen Beifallslust, die man im ultramontanen Lager jeder Verhöhnung des Protestantismus, auch der rohesten, entgegenbringt. Wo soll das hinaus? Der Kampf gegen Rom bedeutet den Kampf um's Dasein auf der ganzen Linie des Protestantismus, einschließlich der für uneinnehmbar gehaltenen Positionen unserer classischen Literatur. Caveant consules! Es war hohe Zeit, daß der Evangelische Bund den Zeitgenossen die Pflicht der Wachsamkeit in's Gedächtniß rief." — Ein deutscher Professor, der anläßlich eines Buches über die vier „Classiker" zweiten und geringeren Grades von einem „Kampf um's Dasein" spricht und den „Evangelischen Bund" zu Hilfe ruft, liefert damit nur einen Beweis für die eigene — Angst. Bekanntlich ist diese Angst fürchterlich gewachsen, seit die gewaltsame Unterdrückung des Katholicismus im Culturkampf fehlgeschlagen ist. Drolliger Weise kann Herr Scholz nicht umhin, Brunner zum Jesuiten (!) zu machen."

Diesem angstvollen, den „Kampf um's Dasein" kämpfenden Helden, wurde in derselben Zeitung entgegnet:

Dr. Brunner in Wien übersendet uns folgende Erklärung gegen Herrn Professor Scholz, Archidiaconus von St. Marien in Berlin: Ueber diesen Herrn berichtet die Cölnische Volkszeitung vom 30. December v. J., derselbe habe im Deutschen Wochenblatt einen Artikel: „Ultramontane Ausschreitungen" losgelassen, der sich ausschließlich mit Sebastian Brunner's Buch: „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie" beschäftigt; darin heißt es: „Wo alles in den Staub herabgezogen wird, wo nur die Unfläthigkeit das große Wort führt, da möchte man am liebsten mit Schweigen antworten" u. s. w. Dies ist eine Unwahrheit. Es ist eine Masse von protestantischen achtenswerthen Zeugen gegen das Treiben dieser vier Theologen vorgeführt worden. Wenn die Unfläthigkeit in diesem Buche das große Wort führt, dann tragen die Schuld jene Unfläthigkeiten, welche Damen sehr eindeutigen Rufes in ihren veröffentlichen Briefen (den sehr intimen Verkehr Schleiermacher's mit ihnen betreffend) eingestanden haben; diese Unfläthigkeiten aber sind mit der wohlverdienten Verurtheilung bedacht. Mit demselben Rechte könnte der Herr Archidiaconus dem Verfasser auch „Gaunereien" vorwerfen, weil er die Gaunereien, deren der Apostel des Rationalismus Paulus allein und im Vereine mit Voß (Alles von protestantischen Autoren nachgewiesen) sich schuldig gemacht, actenmäßig erzählt und auch in dem Motto zum „Paulus" ausgesprochen hat wie folgt:

Man soll es gar nicht glauben,
Was sich für Gaunereien
Die Biedermänner erlauben,
Wenn sie wirken zu zweien.

Noch weitaus stärker sind die Worte Schelling's über Paulus: „Das ist ein von Gott verlassener Mensch, der, durch alles Bessere und Höhere zur Feindschaft gereizt, sich alle Schändlichkeiten erlaubt." Wie hier, so hat der Verfasser bei allen Gelegenheiten diese vier Apostel des Antichristenthums von positiv christlichen ehrenhaften Protestanten verurtheilen lassen. Er hat sich bestrebt, gewissenhaft und mit Hunderten von Stellen belegt, das seiner Schrift vorgesetzte Motto zu beweisen:

„Ihr sprecht von einem Bunde für's Evangelium
Und bleibt wie stumme Hunde vor Gottesleugnern stumm.
Den Feinden Christi reicht ihr auch noch die Freundeshand
Und nur der alten Kirche droht ihr mit Feuer und Brand."

Wir bitten also, in Zukunft die „Unfläthigkeiten" in der Tasche zu behalten und, wie der Herr Professor vorgibt, am liebsten darüber zu schweigen. Wien, den 11. Januar 1889. Sebastian Brunner als Verfasser der „vier Großmeister" an einen „Kleinmeister" der Aufklärungs-Theologie.

Der Kleinmeister wollte Recht behalten, er stammelte folgende Entschuldigung, die er der „Kölnischen Volkszeitung" übersendet.

Herr Professor Scholz, Archidiaconus an St. Marien zu Berlin, schreibt uns:

„Herr Prälat Dr. Brunner beschwert sich darüber, daß ich in der Anzeige seines Buches über die vier Großmeister der Aufklärungs-Theologie gesagt habe, die Unfläthigkeit führe darin das große Wort und nennt das eine Unwahrheit. Natürlich ist es Recht und Pflicht des Historikers, auch das Häßliche und Gemeine in der Geschichte in Betracht zu ziehen und es würde mir nicht eingefallen sein, darüber ein Wort zu verlieren. Es ist aber wider Recht und Pflicht, nur das Häßliche und Gemeine geltend zu machen und wie z. B. bei Schleiermacher das Gute und Edle zu übergehen. Wer dieses Verfahrens, sei es aus Unkenntniß, sei es aus Absicht, sich schuldig macht, fällt selbst unter das Gericht, das er abhält. Berlin, 21. Januar 1889.

Die Redaction des Volksblatt fügt dieser wunderlichen Erklärung bei:

„Wir dürfen daraus wohl den Schluß ziehen, daß Herr Scholz andeuten will, der Ausdruck „Unfläthigkeit" sei von ihm nicht auf

Herrn Brunner bezogen worden. Das freut uns, aber wir müssen beifügen, daß er nach dem Wortlaut seiner Besprechung auf Herrn Brunner bezogen werden mußte."

1. Sehr schlau! Der Herr Professor sagt und nennt das eine „Unwahrheit", ist aber dabei so klug, nicht mehr zu behaupten, daß das von ihm Gesagte eine Wahrheit sei.

2. Dieser Spieß ist viel besser gegen Herrn Scholz und seine Bundesgenossen zu verwenden, denn diese haben ja eben aus Schleiermacher's Leben eine noch selten dagewesene Apotheose zusammengebraut, alle die offen daliegenden, theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden und „Freundinnen" eingestandenen und bestätigten „Schwächen" permanent und hartnäckig verschwiegen. Uns war es nur darum zu thun, dieser wiederwärtigen Lobhudelei ein Ende zu machen, und da konnten wir doch unmöglich in die laut schallenden Hymnen mit einstimmen; somit können wir dem auch hier sehr logikbedürftigen Herrn Archidiaconus seinen Satz direct ihm zurücksenden und zwar so: „Es ist aber auch wider Recht und Pflicht, nur das Gute und Edle in der Geschichte in Betrachtung zu ziehen und das Häßliche und Gemeine zu übergehen".

„Wer dieses Verfahrens, sei es aus Unkenntniß, sei es aus Absicht sich schuldig macht, fällt selbst unter das Gericht, das er abhält."

Ein Gelehrter, der sich selber ganze Mausfallen aus Mangel an dem logischen Entwicklungsgange seiner Gedanken und Behauptungen construirt und zwar auch noch in seinen Aufschreibungen, wo er, beim Pulte sitzend, doch nachdenken und sich fragen kann: „Ist das stichhältig was ich sage, hat es einen Sinn, oder kann es nicht gegen mich selber gekehrt werden?" ein derartiger Gelehrter gibt dadurch seine vollendete Unfähigkeit für ein Zwiegespräch (mit obligatem Tachygraphenauffang) zu erkennen; denn wer sich schon im Schreiben und Publiciren so auffallende Blößen gibt, wie müßte es dem erst dann gehen, wenn ihm ein logisch geschulter, schlagfertiger Gegner gegenübersteht!!

40. Der große Herr Möller aus Kiel

war so gütig, auch der „Vier Großmeister" zu gedenken, und zwar in der „Deutschen Literaturzeitung", begründet von Dr.

Max Rödiger, herausgegeben von Dr. August Fresenius (1888, Nr. 39.)

Dieser Herr Möller ist wenigstens bescheidener als seine anderen kritischen Herren Collegen. Er schließt seine Besprechung wie folgt:

„Ein willkommener Gegenstand für eine römische Feder, besonders wenn man dabei auch etwas Klatsch nicht verschmäht. Daß dabei auch mancher treffende Hieb ausgetheilt wird, wer möchte das leugnen? Nur wer die naive Erwartung hegte, aus diesem Buche auch etwas von der wirklichen geistigen Bedeutung eines Herder oder Schleiermacher zu lernen, würde bitter enttäuscht werden."

Der Herr Möller spricht vom „nicht verschmähten Klatsch". Wir haben aber mit ganz genauer Quellenangabe durchwegs protestantische, also sicher unparteiische Zeugen, angeführt; wenn Herr Möller diese vier Theologen „einen willkommenen Gegenstand für eine römische Feder" nennt — so gibt er mit seiner Kiel-Feder oder seinem Federkiel deutlich zu erkennen, daß im Schreiben und Treiben dieser Theologen sich genügender Stoff für eine unliebsame Behandlung derselben vorfindet. Wenn Herr Möller nicht leugnet, daß dabei auch mancher treffende Hieb ausgetheilt wird, so erhebt er sich doch in einer anerkennenswerthen Unparteilichkeit über viele seiner Genossen, welche nur pamphletartige Ergüsse und schale Witzeleien in der besagten Schrift vorfinden. Wenn Herr Möller am Schlusse von der bitteren Täuschung Derjenigen redet, „welche in diesem Buche etwas von der wirklichen geistigen Bedeutung eines Herder oder Schleiermacher lernen wollten", so ist zu bemerken, daß sich der Autor ja gerade zur Aufgabe gemacht hat, diesen Theologen eine geistige Bedeutung nicht zuzuerkennen, sondern gerade das Unsichere, Schadhafte, Schwindelhafte ihrer theologischen Versuche nachzuweisen und aufmerksam zu machen, daß dieselben nur die Wegmacher und Vorläufer der vollsten negativen Theologie gewesen sind, welche nothwendigerweise in Paulus und Strauß ihren Abschluß gefunden hat.

41. Der große Wilhelm Buchner

bespricht in den „Blättern für literarische Unterhaltung": „Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen." Von Sebastian Brunner, Wahrheit und keine Dichtung. Viertes

bis sechstes Heft. Wien, Kirsch 1885. Gr. 8°. Jedes Heft 1 Mark:

„Gerade als dieser Aufsatz abgeschlossen ist, gehen dem Berichterstatter noch ein einfaches und ein Doppelheft der kürzlich in diesem Blatte besprochenen „Hau- und Bausteine" Sebastian Brunner's zu. Das vierte betitelt sich: „Voß und Dichterbataillen"; es setzt die in einem früheren Hefte begonnene Polemik gegen den Dichter der „Louise" in gleich ermüdender und widerwärtiger Weise fort, wozu besonders Vossens Verfahren gegen Stolberg den Stoff hergibt.[1] Das Doppelheft fünf und sechs führt den Titel: „Der Himmel voller Geigen in Weimar". Wir haben früher gesehen, wie Brunner über August von Goethe allen Klatsch zusammenträgt;[2] hier richtet er dasselbe Verfahren direct gegen den Dichter des „Faust" und der „Iphigenie".[3] Daß die Großen zu Weimar auch ihre menschlichen Schwächen hatten, und daß die Musenstadt zugleich ein heilloses Klatschnest war, das weiß alle Welt, seitdem jeder flüchtige Wisch aus der Weimarer Zeit gedruckt vorliegt; es hat auch an wohlmeinenden Schönfärbern nicht gefehlt, welche Alles bewunderten, Alles lobten, und das war vom Uebel; wenn aber im Dienste ultramontaner Geschichtsmacherei Brunner den endlosen Klatsch und Matsch der Weimarer Zeit aus Briefen, Tagebüchern, Eintagsschriften u. s. w. zusammenträgt, um Carl August, Goethe, Schiller, Wieland und wen sonst noch Alles so erbärmlich wie möglich erscheinen zu lassen, wenn dazu die späteren Verkleinerer jener Großen, Wolfgang Menzel, Nathusius, Dubois-Reymond u. A., als Eideshelfer aufgeboten werden, so macht das, verbunden mit der unerträglich salopen, aus Witzeln und Poltern gemischten Darstellung, einen möglichst widerlichen Eindruck.[4] Dem Publicum der „Blätter aus Maria-Laach" mag solche Verunglimpfung unserer trotz ihrer menschlichen Schwächen edelsten Dichter[5] ein willkommenes Futter sein; die Leser der „Blätter für literarische Unterhaltung" haben mit dem Heerlager des Ultramontanismus keine Fühlung, und so hat es im Grunde auch keinerlei Zweck, dieser mit jedem Hefte widriger erscheinenden Kapuzinaden hier zu gedenken.[6] Der Berichterstatter hat das Menschenmögliche gethan, indem er sich durch sechs Hefte durchgearbeitet, welche bis dahin nur von Gleim, Voß und Goethe handeln; da nun über 100 Namen auf Brunner's Verzeichniß stehen, so haben wir, mäßig gerechnet, etwa 200 ähnliche Hefte zu erwarten.[7] Habe ich beim ersten gelacht, beim zweiten mich geärgert, beim dritten gegähnt, so ist dieses Gähnen mit jedem weiteren Hefte stärker und schließlich so unheilbar geworden, daß ich sogar beim Schreiben gähnen muß.[8] Also mag Brunner fortfahren, unsere Literatur von der Zinne des Ultramontanismus herab zu betrachten; der Berichterstatter hat genug des grausamen Spiels und wird die weiteren Kundgebungen des streitfertigen Verfassers fortan als nicht für ihn geschrieben betrachten.[9] Wilhelm Buchner.

Wir werden nun die ebenso genialen als wahren Aussprüche Buchner's chemisch analysiren:

1. Besonders Bossens Verfahren gegen den Stollberg ist „ermüdend und widerwärtig!“ Das glauben wir recht gern! Wenn Kurz nnd andere Laternanzünder zur Beleuchtung literarischen Treibens den Voß wegen seines Charakters und seiner Entschiedenheit loben, das schmeckt sehr gut, das ist weder ermüdend noch widerwärtig; — wenn aber nun Einer daherkommt und in ein Gewebe von Perfidie, Rohheit, Schimpfsucht, Aufklärungsfanatismus hineinleuchtet, das ist widerwärtig. Wir sind weit entfernt — so wie die Herren es mit den Katholiken gewöhnlich machen — auch die Protestanten summarisch zu verschimpfen — wir unterscheiden zwischen ehrlichen und unehrlichen, wahrheitsliebenden und verlogenen; und sicher ist noch selten einem Autor so übel mitgespielt worden, als dies von dem rohen Voß mit dem edlen Stollberg geschehen ist.

Wir haben die Rohheit, Perfidie, Verlogenheit des Voß aus seinen Schriften, und mit vielen Zeugnissen von wahrheitsliebenden Protestanten nachgewiesen, und das ist widerwärtig!

Die Verlogenheit und Parteisucht hat ein Jahrhundert durch das Privilegium der Alleinherrschaft besessen, und es ist widerwärtig, dieses Privilegium in Frage gestellt und angefochten zu sehen! Wir danken für diese Gattung sicher aufrichtiger Anerkennung.

2. Es ist unschön, so offenbar zu lügen — wir haben über August von Goethe Begebenheiten gebracht, die allerdings den Sohn des Dichters in keinem schönen Lichte darstellen, wir haben aber keinen Klatsch gebracht, sondern den August und seine Freunde (wie den Holtei) erzählen lassen, und diese Erzählungen wörtlich gebracht. Daß den Lobhudlern Goethe's diese Enthüllungen im Goethehause auch sehr widerwärtig sind — das begreifen wir; wir müssen es aber als höchst ordinär und unhistorisch bezeichnen, wenn man erwiesene Thatsachen mit dem Schimpfwort: Klatsch abzuschwächen sucht. So können nur Leute polemisiren, bei denen der Begriff von Ehre und Ehrenhaftigkeit in Verlust gerathen ist.

3. Das ist gerade so, als ob man dem Dichter des Faust und Iphigenie gegenüber verpflichtet wäre, die Wahrheit zu verschweigen, wenn diese auf den Dichter ein schiefes Licht werfen könnte.

Wir haben über das Leben Goethe's die glaubwürdigsten Zeugnisse aus den Aufschreibungen seiner Freunde gebracht, wir haben uns mit keinen unerwiesenen „Klatsch" abgegeben, unsere Aufgabe war und ist, zu zeigen, daß Goethe's heidnische Lebensanschauung aus seinem heidnischen Leben hervorgegangen ist, und daß dann dieses heidnische System eben dieses Leben principiell decken oder besser zudecken sollte.

4. Es ist ein Beweis, daß wir in's Schwarze getroffen haben, da Herr Buchner gesteht, daß wohlmeinende Schönfärber an Goethe Alles bewunderten, Alles lobten; wir verwahren uns feierlich gegen den Vorwurf der Geschichtsmacherei, wir haben nirgends gelogen — nichts entstellt; daß es geradewegs ein Blödsinn ist, unsere Berichte des Ultramontanismus zu beschuldigen, das gesteht Herr Buchner unwillkürlich selber ein, indem er es sehr ärgerlich erwähnt, daß Wolfgang Menzel, Nathusius, Dubois-Reymond und Andere ebenso über Goethe geurtheilt haben wie wir. Was Buchner über unser „Witzeln" und „Poltern" lamentirt, nun das können wir ertragen. Den Vorwurf des Witzes aber und des Witzelns hat diesem Herrn Buchner noch Niemand gemacht.

In seiner Waffenkammer
Sind keine Witzespfeile,
Sie ist nur voll vom Jammer
Der bangen Langenweile.

5. Es handelt sich da nicht um menschliche Schwächen, sondern um heillose Principien, um Verleitung der Jugend zu einem liederlichen Lebenswandel, um schlechte Lehren und böse Beispiele, und darum haben wir es an der Zeit gefunden, die Liederlichkeit am Hofe zu Weimar, welche sich unter den Flügeln des Pegasus breit gemacht hat — in ihrer historischen Wahrheit darzustellen. Wir verweisen auf das Urtheil der „Protestantischen Kirchenzeitung" über die Weimarer Zustände in der hier nachfolgenden Nr. 43. Aus diesem Berichte ist zu ersehen, wie perfid, unehrlich und verlogen unsere Herren Gegner verfahren, wenn sie immer und immer bei unliebsamen Enthüllungen auf den Ultramontanismus lostrommeln und die Stimmen ehrenhafter und wahrheitliebender Protestanten total ignoriren. Daß ein Kampf mit einer permanenten frechen Verlogenheit nicht angenehm ist, das haben wir fast ein halbes

Jahrhundert erfahren, es war uns aber immer eine große Befriedigung, daß wir in vielen Fragen ehrenhafte Protestanten auf unserer Seite und ehrbedürftige bei unseren Gegnern finden konnten.

6. Kapuzinaden? — So? wir erzählen, wir berichten, wir machen auf die lächerlichen Seiten dieser Olympbewohner aufmerksam, wir predigen nicht, wir poltern nicht, aber wir haben die Herren getroffen, was sie mit ihrer Wehklage hinlänglich beweisen.

7. Fürchten Sie sich nicht, in einigen Bänden ist Alles überstanden, gaukeln Sie nicht in Ihrer Todesangst den Lesern Ihres Blattes zweihundert Hefte vor, was Sie vielleicht auch deshalb thun, um die Leute vor dem Ankauf einer so kostspieligen Erscheinung abzuhalten.

8. Wenn Herr Buchner aufrichtig wäre, so müßte er sagen, daß er sich beim 1., 2., 3., 4. und jedem anderen Hefte sehr geärgert hat; wenn er gesteht, daß er sogar beim Schreiben gähnen mußte, so ist das sehr zu begreifen; wer so blutarm, so talentlos ist, daß er bei Abfassung seines eigenen Concepts gähnen muß — der soll es bleiben lassen, Andere der Langeweile zu beschuldigen.

9. Jetzt ist der Brunner abgethan. — Buchner hat über ihn geschimpft und zugleich gedroht, daß er in Zukunft auch das Schimpfen unterlassen wird. Wir haben schon von Seiten vieler Gelehrter allerhand Schimpf und Mißachtung erfahren, was uns aber dieser Weltweise androht, das ist geradewegs vernichtend. Dieser grausame Herr wird von nun an Alles, was wir noch schreiben, als nicht geschrieben betrachten, er setzt eben voraus, als ob wir nur die ehrenhafte Aufgabe hätten, für ihn zu schreiben, uns sein Wohlgefallen zu erringen und in seiner Gnade zu sonnen.

Zum Schlusse noch eine kurze Betrachtung, in welcher nachgewiesen wird, welchen Aufschwung die Blätter für literarische Unterhaltung seit 30 und 40 Jahren genommen haben. Schon 1843 schrieben dieselben über Brunner's Novelle: „Des Genies Malheur und Glück" es sei dies eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Gegenwart, und stellten den Verfasser den englischen Humoristen Swift und Sterne an die Seite. Dieselben Blätter für literarische Unterhaltung berichten über Brunner's erstes Reisewerk (1857) über Italien: „Kennst Du das Land?" wie folgt:

„Es frappirt zuvörderst durch Frische, Fülle und Geist der Auffassung. Eine so lebhafte, witzige und durch Laune anziehende Schilderung Italiens ist uns lange Zeit her nicht gegeben worden. Der Verfasser hat vor den französischen Reisebeschreibern Dumas, Hugo u. A. Universalität, Bildung und Tiefe des Geistes voraus, er trifft das Rechte mit besonderer Schärfe und klarem Blick — Volk, Land und Leute sind sein Thema, und so malt er uns auch die Bettler von Livorno im Styl Caravaggio's, die von Pisa in Hogarth's Manier, es steht ihm ein frisches, kühnes und oft treffendes Kunsturtheil zu Gebote u. s. w. Wir erreichen das letzte der 140 Capitel ungefähr mit der Empfindung, als habe uns Jemand durch eine frische und heitere Gartenanlage an mancher wunderlichen Gruppe vorüber zu unserem Eingangspunkt zurückgeführt."

So urtheilten die „Blätter für literarische Unterhaltung" vor 40 und 30 Jahren über Brunner. Daraus ist ersichtlich, was zu jener Zeit für Schwachköpfe und Cretins daselbst als Kritiker gewirkt haben; jetzt ist die Zeit der scharfen Geister, der Genies, der Celebritäten gekommen, die es herausgefunden haben, was dieser Brunner für ein langweiliger, geistloser Geselle ist — dessen Schriften man nur mit Gähnen, Maulaufreißen und Ueberdruß lesen kann.

42. Die neuesten Blätter für literarische Unterhaltung.

Es geht nichts über den Fortschritt. So lange diese Blätter noch von Schwachköpfen geschrieben waren, wurde dieser arme Brunner noch gelobt; seit daselbst die Genies und großen Gelehrten am Brette sind, geht es dem Brunner sehr schlecht.

In Nr. 31 — 1887 — bespricht der erste Artikel Brunner's „Friedrich Schiller": Warum hat der geistreiche Recensent nicht den ganzen Titel und das Motto dieser Schrift gebracht? . . . Antwort: Aus weiser Vorsicht? oder aus purer Feigheit? oder aus beiden Gründen? Titel und Motto lautet:

„Friedrich Schiller. Curiose Freunde, trübselige Tage, Mißachtung bis in's Grab hinein. Kein Ehrenbuch für Weimar's Größen. Von S. Brunner":

Was in Weimar's gold'nen Tagen — Schiller in Geduld getragen,
Das bleibt Alles abseits liegen — Und wird weislich todtgeschwiegen,
Folgen wir der Wahrheit Spuren — Bei den Dichterdioskuren,
Ob wem immer sie getroffen — Zeige sich die Wahrheit offen.

Als die beiden Brief gewechselt — Wurde Alles fein gedrechselt,
Farbenschimmer zu erzielen — Wie zwei Falter, die sich spielen.
Darf man aber auch betrachten — Was sie von einander dachten?
Es ist nicht geheim geblieben — Was sie ihren Freunden schrieben.

Als zwei innige Genossen — Seh'n wir sie aus Erz gegossen,
Wie sie sich als Freunde eben — Liebevoll die Hände geben.
Doch die Wahrheit war hienieden — Von dem Erzbild sehr verschieden,
Wie die Freundschaft ist gewesen — Ist im Büchlein hier zu lesen.

Eben dieser Titel und das Motto hätten der wahrhaft blöden Recension schon von vorneherein die Spitze abgebrochen; die Herren reden immer so von der Höhe des sechsten Stockwerkes stolz herunter und sagen gewöhnlich mit der größten Suffisance, daß in der oder jener Schrift nichts Neues enthalten sei, daß sie das Alles längst schon gewußt haben u. s. w.

Wenn wir nun auch als wahr annehmen wollen, daß diese gelehrten Besprecher das Alles schon gewußt haben, so erklären wir darauf: aber die gewöhnlichen Leser belletristischer Werke haben das meiste was darin vorkommt, sicher nicht gewußt; man hat es ihnen von Seite der liberalen Aufklärlinge absichtlich verschwiegen und eben deshalb haben wir uns zum Ziele gesetzt, diese ängstlich verhüllten Capitel im Interesse der Wahrheit aufzudecken. Darüber ist nun Feuer am Dache! Da schreien die Herren: aller Stadttratsch aus Weimar, jedes Schmierblatt wird verwendet, um unsere großen Geister herabzusetzen u. s. w. u. s. w.

Daß wir aber in der Regel nur die Dichter selber und die Freunde und Correspondenten der Dichter in ihren Aeußerungen anführen, das wird weislich verschwiegen. Es kann aber Alles nichts nützen; die Schleier der Mythologie, welche über die deutschen Dichter gesponnen und gewoben wurden, sind schon zum Theil zerrissen und werden noch ganz zerreißen.

Nachdem besagter Artikel ohne Unterschrift erschienen ist, hat die volle Verantwortung dafür der Herr Herausgeber von Gottschall auf sich genommen.

Da heißt es auch am Ende: „Und da spricht solch' ein geistlicher Hagestolz, von dessen 58 genau gezählten Werken in 30 Jahren keine Seele sprechen wird vom Lamentiren" u. s. w.

Wir sind selbstverständlich durchaus nicht gewillt, uns lächerlich zu machen und haben gegen diesen mathematischen Propheten über das totale Untergehen unseres armen Namens auch noch vor 30 Jahren kein Wörtlein einzuwenden;

aber bei alledem müssen wir Herrn Gottschall unseren tiefgefühlten Dank aussprechen. Das ist eben so: „Was die 58 „wohlgezählten Werke“ nicht vermochten, das haben wir einigen Artikeln in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ zu danken; wer in die Leipziger Arche Noes „für Unterhaltung“ einmal hineingetrieben worden ist, dessen Name wird, wenn er auch von den Eintreibern malträtirt wurde, nicht untergehen; der unsterbliche Name Capitain von Gottschall et Comp., auf dem Hintertheil der Arche wird die Namen Aller, welche so glücklich waren, in diesem Riesendampfer eine Cabine (oder wenn die Herren witzig sein wollen, einen Stall) bewohnt zu haben, über dem Wasser erhalten.

Wie ein schlechter Schwimmer durch die mit Luft gefüllten Schwimmblasen oder dem Wasser erhalten wird, so werden die Namen aller Derjenigen, die in der Arche Gottschall's einmal eingekastelt waren, nicht untergehen und in alle Ewigkeit fortschwimmen. Es wird gebeten, über diese „Kapuzinerpredigt“ nicht ungehalten zu werden und den Matrosen ihres Menagerieschiffes zu sagen, sie mögen einige Kübel von ihrem massenhaft aufgehäuften Größenwahn über Bord werfen!

Der eben so geistreiche als kühne Seefahrer (der den besagten Artikel über uns losgelassen) hat auch uns über Bord geworfen mit den wahrhaft vernichtenden Worten: „Und hiemit, Sebastian Brunner, Gott befohlen für alle Zeiten.“

O du unbarmherziger Matrose auf dem Noe-Dampfer Gottschall, warum hast Du uns das gethan? Die ganze Schiffsbemannung der großen literarischen Seehelden wird natürlich fortbestehen für alle Zeiten (unsterblichen Ruhm heißt man das), und den armen Brunner haben sie in's Meer der Vergessenheit gesenkt „für alle Zeiten“. Nun, die Seehunde wollen eben auch eine Unterhaltung haben. Unser Trost ist nur, daß es Seehunde sind, die aus den Blättern für literarische Unterhaltung ihre Bildungsartikel beziehen, denn diesen Amphibien ist der Brunner als ein derart abgeschmackter Bissen geschildert worden, daß auch eben diese Seehunde das in's Meer geworfene Opfer fliehen werden „für alle Zeiten“.

Darauf könnte einer von den „witzigen“ Matrosen der besagten Arche erwidern: „Durch diesen faden, abgeschmackten und schaalen Witz wird der Unglückliche den Rachen der Seehunde nicht entrinnen, denn bekanntlich sind Stockfische für die

Seehunde der gesuchteste Leckerbissen, und Brunner wird den Beweis liefern, daß ein Autor für Seehunde sehr genießbar, für das Lesepublicum sehr ungenießbar sein kann" u. s. w.

Das wäre so ein Beispiel von Seehund- und Stockfischwitzen, wie dieselben von einer gewissen geistreichen Menschenclasse erwartet werden können.

Fahren Sie fort, meine Herren, von der Eiffelthurmhöhe ihrer Selbstüberschätzung diesem armen Menschen durch die feierlich angedrohte Nichtmehrbeachtung Ihr Todesurtheil auszusprechen; es liegt vor Ihnen der Niedergeschmetterte, der „Vernichtete für alle Zeiten".

Mensch- und Thier-Gebrülle und -Geschnarche
Lebt ewig fort in Gottschall's Noe-Arche.
Denn die genießen die Unsterblichkeit
Noch tausend Jahre nach der Ewigkeit.
Es leben hoch die „Unterhaltungsblätter",
Gottschall erfand den Ruhmeschronometer",
Genau und schlau weiß er es zu bemessen,
In welchem Jahr ein Autor wird vergessen.
O Mathematiker Du des Parnasses,
Erfinder eines Ruhmes-dauer-maßes,
Statistisch kannst Du ja mit Sicherheit
Berechnen jedes Autors Sterblichkeit.

Du theilst die Ruhmesjahre aus in Gnaden
An Alle, die vor Deinen Thron geladen.
Es zittern aber auch schon alle Dichter
In Angst vor ihrem fürchterlichen Richter,
Er kennt es — wie im Zucken einer Flamme:
Erlöschen wird in kurzer Zeit Dein Name,
Verklingen wird das letzte Deiner Lieder,
Vom Lorbeer fällt das letzte Blatt hernieder,
Auf Asche wird Dein letztes Buch verbrennen,
Dann wird kein Mensch mehr Deinen Namen nennen.

In dieser Weise könnten die Betrachtungen über die glücklichen Handhaber der Ruhmeschronometer noch lange fortgesetzt werden. Wer nun wahrhaft biblisch-evangelisch ist und nicht nur immer das Evangelium als ein Aushängeschild vor seine mit allem Tand von Eitelkeit, Luxus und Selbstsucht angepfropfte Bude hinaushängt — dem wird wenig daran gelegen sein, ob sein Name einige Jahre mehr oder weniger auf dieser miserablen Welt herumgezerrt wird, eingedenk der Worte des Weltapostels 2, Corinther IV. 3—5:

„Mir aber ist es das Geringste, von Euch oder von einem menschlichen Gerichtstage gerichtet zu werden, und ich richte mich auch selbst nicht. Denn ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum noch nicht gerechtfertigt, der mich richtet, ist der Herr. Darum richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, welcher auch das im Finstern Verborgene an das Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbar machen wird, und dann wird einem Jeden sein Lob werden vor Gott." — —

Herr von Gottschall möge allen Ernstes seine aggressiven Mitarbeiter ermahnen: „Meine Herren, stehen Sie in Zukunft mit Ihren Namen für Ihre Arbeiten ein, ducken Sie Ihre Weisheitsköpfe nicht hinter meine Firmatafel und lassen Sie sich den Vorwurf der Feigheit nicht auf Ihre Rücken werfen."

43. Die Phantasien bezugs Brunner von Seite tanzender Literaturderwische.

Der Berner Professor Kurz bleibt eine ergiebige Quelle für die Aesthetiker des Evangelischen Bundes, unter welchen Weitbrecht weitaus der rührigste ist; er läßt auch über den großen Römlinge-vernichter Kurz nichts kommen, im Gegentheil, Voß und Kurz sind diesem Herrn gepriesene Vorbilder im Gebiete ebenso begeisterter als geistloser Flegelhaftigkeit.

Die vierbändige Literaturgeschichte des jetzt schon persönlich todten, aber in seinem literarhistorischen wieder neu aufgelegten Schimpflexikon fortlebende Professor Kurz, ist die Hochquelle, aus welcher sich Artikelverfertiger für Conversations-Wörterbücher, Zeitschriften und Zeitungen ihre Weisheit borgen. Wir haben schon 1884 im Wiener literarischen Handweiser von Adolf Höllerl mit eclatanten Belegstellen und Zeugnissen den Beweis erbracht, daß diese Kurz'sche Literaturgeschichte gerade katholische Autoren in der infamsten unverantwortlichsten Weise beschimpft, verleumdet, verlügt, verdächtigt auch die edelsten Bischöfe und Priester, wie z. B. Diepenbrock und Ketteler des rohen Fanatismus beschuldigt, den Historiker Friedrich Hurter sogar Landesverrath andichtet, desselben Werke Ferdinand II. einer rohen und leidenschaftlichen Darstellung beschuldigt, Abraham a St. Clara, Stollberg, Görres mit einer wahren Heulwuth heruntergeschimpft. Es liefert dieser Kurz den Beweis, daß man ihm mit der Bezeichnung: der tanzende Lite-

raturderwisch" nicht Unrecht gethan, hat er sich ja sogar zum mehr als blöden Ausruf hinreißen lassen: „Die Poesie hört dort auf, wo der Katholicismus anfängt."

Ueber diesen Ausruf eines Wahnsinnigen könnte sich Dante in seinem Grabe zu Ravenna umdrehen; Jacopone da Todi, Tasso, Cervantes, Calderon, Lopez de Vega, Ariost, Manzoni, Conscience, Eichendorff, Brentano, die von Droste u. s. w. sind keine Dichter gewesen; Kurz hat ihnen den Lorbeer vom Haupte gerissen und ist mit seinen Fortschrittsstiefeln darauf herumgetrappelt! Es ist unglaublich, wie weit es ein Mensch bringen kann, den die Berserkerwuth um seinen Verstand gebracht hat, und diesem Mann haben Hunderte nachgebetet, d. h. hier nachgeschimpft und nachgeflucht:

Es steht in der Scharfrichterei
Ein Henkersknecht dem andern bei,
So ist's Gebrauch bei dieser Zunft,
Der Haß verleugnet die Vernunft.

Besonders der arme Brunner hat sich das Mißfallen dieses Muezzin auf der Hochwarte der deutschen Literatur im höchsten Grade erworben, so wie Brunner ist in den vier dicken Bänden des Kurz kein Autor heruntergeschimpft worden, da hat dieser selige unselige Kurz eine ganze Schiebtruhe von ekeligem Kehricht aus seinem Stalle des Pegasus, „Literaturgeschichte" genannt, aufgeladen und dieselbe über die Schriften Brunner's ausgeleert. Es sollen einige Kraftstellen und Verdammungsurtheile angeführt und dieselben auf den Gehalt ihrer Wahrheit und Berechtigung geprüft werden.

1. Beschuldigt Kurz den Brunner der Rohheit und Gemeinheit und zwar ausschließlich. Als Beleg für diese infame und den Spender derselben diffamirende Beschuldigung hat er nicht einen Beweis zu bringen vermocht, wäre ihm ein solcher zur Verfügung gestanden, aus Schonung hätte er gewiß denselben nicht verschwiegen.

2. Beschuldigt er den Brunner (er, dieser Kurz) der Zornesausbrüche, ist aber nicht im Stande, auch nur einen Beweis hiefür zu bringen. Dazu bemerkt er mit widerlich heuchlerischer Miene, daß diese Zornesausbrüche „selbst Brunner's angeborner Witz zurückdrängen". — Nun, die Zornesausbrüche Kurzens können sich frei bewegen, sie können ungehindert schalten und walten. Kurzens angeborner Witz legt ihnen kein Hinderniß in den Weg, sie haben also nichts zurückzu-

drängen. Einmal hat Kurz den Witz Brunner's scharf und treffend genannt. Da hat sich Kurz auch widersprochen, denn ein Witz, der scharf und treffend ist, der läßt sich durch keine Rohheit (selbst durch die Brutalität des Kurz) nicht zurückdrängen.

3. Uebrigens läßt sich Kurzens Schmähsucht aus seinem sehr schadhaften Moralprincip erklären. Kurz nennt z. B. den Hutten eine moralische Größe, was zum Aussprechen dieses Urtheils doch auch für eine moralische Versunkenheit gehört! Nur ein curioser Heiliger kann eine derartige curiose Heiligenverehrung proclamiren.

4. Kurzen's Wehgeschrei und maßloses Schimpfgetobe über Brunner haben offenbar jene Schriften Brunner's veranlaßt, in denen auch über Hutten und dessen Lobredner, d. h. über den notorischen Dieb und Straßenräuber Hutten und seine nachfolgenden, durch ihr Lob sich an seinen Schatten anschmiegenden Complicen — Keule niedergewettert sind, welche selbst der Elefantenhaut Kurzens empfindliche Schmerzen verursacht haben.

Wenn Kurz so gnädig ist, dem Brunner einige „angeborne Witze" zu vergönnen, so hat Brunner durchaus keine Ursache, auf eine derartige Angeburt sich etwas einzubilden, denn Kurz hat ja die Berechtigung, über Witz zu urtheilen, vollkommen eingebüßt. Wer sich zum Ausspruch versteigt, Hutten sei eine moralische Größe gewesen, bei dem ist nicht nur der Witz, sondern auch jeder Rest seiner Moral und seines Verstandes flöten gegangen.

Der Schreiber dieses hat auch dem David Strauß das historische Recht angethan (in: Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie) und eclatant nachgewiesen, wer von den beiden Literarhistorikern Recht hat, Kurz, der den Hutten eine moralische Größe gescholten, oder Wolfgang Menzel, der den seltenen Charakter Hutten's mit dem ebenso einfachen als vielsagenden Worte „Lump" gekennzeichnet hat! Auch da haben wir aber nicht geschmäht, sondern historische Thatsachen und protestantische Historiker reden lassen.

Auch daß Brunner dem Heine nicht die verlangte Ehrfurcht bezeugt, ist dem Kurz ein Gegenstand des Tadels. Johannes Scherr, einer der kirchlich und politisch radicalsten Autoren, also sicher kein Ultramontaner, fällt in seiner Allgemeinen Geschichte der Literatur (2. Auflage, Stuttgart 1889, 2. Bd., S. 297—298) über Heine's Charakter ein vernichten-

des Urtheil, welches er am Schlusse in die Worte zusammenfaßt: „Daß Heine ein moralischer Lump war, kann nach seinem eigenen Geständnisse keinem Zweifel unterliegen.“

Ueber Scherr wagte sich der Kurz nicht, da hätte ihm der gewöhnliche fünfläufige Revolver (Ultramontanismus, Rohheit, Fanatismus, Dummheit und Bornirtheit) jeden Dienst versagt — dem Scherr gegenüber ist wieder die Ausgeburt der Feigheit angezeigt gewesen.

Kurz schimpft über Brunner's „Die Welt ein Epos“ wie folgt: „Das ist eine fanatisch geistlose Verlästerung der Philosophie, dessen*) Nichtswürdigkeit recht lebendig hervortritt, wenn man es mit Stauff und Th. Scherer zusammenhält. Das Ganze ist nur eine Wiederholung der althergebrachten Phrasen, welche in ungefüge Verse und harte Reime gebracht sind.“

Kurz macht einen kurzen Proceß. Jede Zeile seiner Kritik ist glänzender Unsinn; er hat offenbar die Schrift „Die Welt ein Epos“ gar nicht gelesen, denn die Philosophie wird in derselben in keiner Weise verlästert, im Gegentheile wird darin das Nachdenken über Gott und Welt, Geist und Natur, über Schöpfung und die Krone der Schöpfung, den Menschen — hoch betont und hervorgehoben. Dazu beschuldigt Kurz den Brunner in seiner Tollwuth auch noch der Nichtswürdigkeit, ohne auch nur einen Beweis für seine Schmähungen beibringen zu können.

Ferner sagt Kurz: „Das Nebeljungenlied und der deutsche Hiob“ sind gegen die politischen, literarischen und religiösen Zustände der Zeit gerichtet, es findet sich darin mancher gute Einfall, aber poetischen Werth haben die Dichtungen nicht.“

Das kann Kurz nach seinen Geständnissen und Principien auch aussprechen, wenn er auch keine Zeile von diesen Schriften gelesen hat!

Kurz hat nach seinem engen Gesichtskreis, in dem er sich abgeschlossen, vollkommen Recht: „Die Poesie hört dort auf, wo der Katholicismus anfängt“, sagt er — somit braucht er ein Buch von einem katholischen Autor gar nicht anzuschauen; er

*) Bei Kurz bricht bisweilen, wenn er so recht in seine Wuth hineingeräth, die Syntax in Scherben auseinander.

weiß es ja schon voraus, daß alle katholischen Dichter Schwach- oder besser Schafsköpfe sind, die nichts leisten können.

Kurz berichtet weiter:

„Die Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk, Regensburg 1855, gehören zu seinen witzigsten Werken, aber auch hier überwuchert die gemeine Gesinnung, die sich in pöbelhaften Ausfällen gegen die edelsten Dichter Deutschlands gefällt."

Im Style des Kurz müßten wir erwidern: „Das ist eine niederträchtige verlogene Schmähung, eine Gaunerei, mit der deutschen Sprache ausgeführt — ein Erguß rabbiater Dummköpfigkeit" u. s. w. Wir wollen aber höflich sein und die Verleger, Herausgeber und sonstigen Freunde und Gesinnungsgenossen der Kurz'schen Literaturanschauung ersuchen, diese ebenso gewissen- als ehrlose Schmähung durch angeführte Stellen zu beweisen, denn durch derlei Wuthurtheile kann ja die deutsche Jugend doch nur verdummt und fanatisirt werden.

Warum hat Kurz auch nicht eine Stelle, welche gemeine Gesinnung und pöbelhafte Ausfälle enthält, angeführt; er würde es seiner maßlosen Zitterwuth nach, die er katholischen Autoren gegenüber frei spielen läßt, gewiß nicht unterlassen haben, derlei Stellen anzuführen, wenn er solche gefunden hätte.

Kurz hat entschieden und geflissentlich gelogen, wenn er sagt: Brunner schmähe in den Keilschriften die deutschen Dichter, weil sie Protestanten sind. Es ist ja doch in denselben Keilschriften am Ende ein Bericht über die gegenwärtigen Zustände in Weimar aus der „Protestantischen Kirchenzeitung" angeführt, welcher lautet:

„Ich glaube nicht zu irren, wenn ich einen großen Theil der Schuld an der Entfremdung des Christenthums in der Hauptstadt (Weimar) noch der Nachwirkung von der großen Blüthenepoche Schiller und Goethe zuschreibe. Man hat hier Sinn für alles Gute und Schöne und sucht auf alle Weise guten Geschmack zu verbreiten, aber für die Erfassung einer echt christlichen Anschauung der Dinge hat man gar kein Organ. Und wir wissen ja Alle, wie in Kunst und Leben — der Dichter Goethe gewirkt hat. Man betrachte nur einmal die „Wahlverwandtschaften" und untersuche die Tiefe des religiösen und sittlichen Verfalles der hier handelnden Menschen, wie in vortrefflicher Weise Leo im fünften Band seiner Geschichte, Seite 492 u. f. f. gethan hat, um die Zustände jener Zeit zu fassen, daß hier ein bodenloser Abgrund sich aufthut. Nun ist

es aber natürlich, daß ein Mann wie Goethe, der in so laxer Weise über Religion und Sitte dachte, einen großen Einfluß auch in dieser Beziehung auf seine nächste Umgebung ausüben mußte." „Was sollen andere Geister geringer und geringster Qualität viel auf Religion und strengen Glauben geben, wenn sie sehen, daß die ersten Männer der Nation nicht blos indifferent waren, sondern die heiligsten Verhältnisse des Lebens (wie doch die Ehe sein muß) in der sinnlichsten Weise auffaßten." — — — —

Nun gegenüber dieser deutlichen, klaren, in denselben Keilschriften am Schlusse angeführten Stelle aus der „Protestantischen Kirchenzeitung" — gibt uns Kurz die Schuld — wir hätten gegen Goethe's und Schiller's ethische Lebensauffassung geschrieben — blos weil sie Protestanten waren. — —

Wir hätten auch dieser Beschuldigung gegenüber das Recht zu sagen: „Das ist gemeine Verlogenheit oder schäumende Tollwuth" — aber wir mäßigen uns und sagen nur: Das ist Kurzischer Charakter, der seine Ehre in der Verleumdung, seinen Ruhm in der Lüge und seinen Broterwerb in der Schmähsucht findet.

Ueber Brunner's „Woher? wohin?" sagt Kurz: Ebenso gemein ist die Schrift „Woher? wohin?" Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben (2. Auflage, 5 Bände, Regensburg 1865), in welcher er unter Anderem Schiller und Goethe mit einer an Unsinn grenzenden Wuth verlästert, und zwar vorzüglich, weil sie Protestanten sind. Ueberall blickt der Pfaff durch (!!), der natürlich auch jene Katholiken nicht verschont, die nicht seines Gepräges sind."

Nun hat Brunner in dieser Schrift ebenfalls wieder Protestanten citirt, welche den verderblichen Einfluß hervorhoben, den Goethe auf die deutsche Jugend ausgeübt hat; — daß sich eine Unzahl verrückter Leser (durch Goethe: „Werther's" Verrücktheit angesteckt) erschossen hat, ist Thatsache; daß Goethe trotz seines Genies ein Heide gewesen ist, sprechen die gelehrten und ehrenhaften Protestanten: Leo, Geltzer, Liebetrutt, Osterzee, Hengstenberg, Menzel und Andere aus, und somit hat Brunner den Goethe und den Schiller nicht verlästert, weil sie Protestanten sind — sondern das Urtheil von Protestanten über diese Dichter angeführt. — Würde man nun mit dieser unqualificirbaren Rohheit und wahrhaft gewissenlosen Verlogenheit concurriren wollen, so müßte man dem Kurz erwidern: „Ueberall blickt der impertinente verlogene Flegel durch"; — nachdem aber eine

derartige Concurrenz auch sehr unhöflich wäre, ist es besser, in aller Ruhe zu sagen: Der Schmäher ist geisteskrank; er hat die Schimpfwuth — und katholische Autoren scheinen ihm die tauglichsten Subjecte, um an denselben diese Leidenschaft unbehelligt und ungestraft befriedigen zu können!

Ein großer Theil des „gebildeten Lesepublicums" erfreut sich darnach so geistreich zu sein und so hoch über diesen blöden Ultramontanen hinauszuragen.

Nur noch ein Beispiel, wie derselbe Kurz katholische Prediger behandelt. Allioli, Stempfle, Eberhard, die Bischöfe Diepenbrok und Förster u. s. w., Alle werden verschimpft, Alle sind Schwachköpfe, alle ultramontan, ein Wort, gegen welches gar kein Beweis mehr zugelassen wird; Johann Emanuel Veith nennt er gar nicht und kennt ihn nicht! Den Werner schimpft er einen „Apostat, der baaren Unsinn predigt", dagegen lobt er den Eulogius Schneider „wegen seiner Toleranz, Frömmigkeit und wahren Menschenliebe!" — —

Kurz scheint nach seiner sonstigen erwiesenen koloffalen Unwissenheit auch gar keine Ahnung davon zu haben, daß dieser Eulogius Schneider mit der Guillotine in Frankreich herumgefahren ist und Hunderte von Köpfen in seiner Wuth herabmessern ließ, bis auch ihn das wohlverdiente Los ereilte. Wer eine derartige „Toleranz, Frömmigkeit und wahre Menschenliebe" rühmen kann, der liefert dadurch einen Beweis seiner scharfrichterlichen Menschenliebe, seiner henkerlichen Toleranz und seiner halsabschneiderischen Frömmigkeit.

Wie nun Kurz alle katholischen Prediger verschimpft, den Veith nicht einmal dem Namen nach kennt, so lobt er dagegen über die Massen den Herausgeber der Judenzeitung, Rabbiner Philipson als Prediger! Einen Juden, der im Ueberschwang seines Christenhasses und seiner Unverschämtheit offen in seiner Zeitung ausgesprochen: daß er es auf die Vernichtung des Christenthumes und aller christlichen Institutionen abgesehen hat.

Heute freilich dürfte es diesen Wuth-Rabbiner schon reuen — was er vor Jahren ausgesprochen — denn das wagte er in einer Zeit, in welcher Cremieux, der Freimaurer und Jude mit der blechernen Stirne offen das Ziel Israel's, die Weltherrschaft an sich zu reißen, proclamirt hat, doch

Es ändert sich das Wetter — Gedreht hat sich der Wind,
Der Sturm rauscht durch die Blätter — Die Bora kommt geschwind!

Als dieser Rabbiner sein Jubiläum feierte, fanden sich auch Christensclaven à la Kurz ein, um bei den schmutzigen Speichen des Triumphwagens dieses Christenvertilgers (Antichristen) anzutauchen.

Bei dieser feierlichen Gelegenheit erschien auch ein Porträt des großen Philipson, welches lebhaft an die edlen Gesichtszüge jenes Schächters erinnert, der in neuester Zeit von verleumderischen (!!) Christen angeklagt aus einem Proceß siegreich als gekränkte und verfolgte Unschuld hervorgegangen ist, wie dieses in Zeitungen für Aufklärung des in den Banden des Aberglaubens (!!) schmachtenden Volkes gelesen werden konnte.

Bezüglich der Literaturgeschichte dieses Kurz, die in einer neuen Auflage erscheinen soll, wiederholen wir eine Frage, die wir schon 1884 gestellt:

Sollen sich katholische Gymnasien noch ferner dieses Giftgebräues bedienen, und sich die katholischen Schriftsteller verschimpfen und verleiden lassen?

Während Kurz Hunderte von geistig impotenten Gesellen und erbarmungswürdigen Literaturkrüppeln mit Primafirniß bepinselt, mit Süßholz überraspelt, mit der Methspritze des süßesten Lobes bearbeitet, dieselben mit dem feinsten Benzoë-Weihrauch anduftet, wenn sie und je mehr sie sich katholikenfeindlich geberden, hat er für Katholiken nur Assa foetida bereit, das er in die unvertilgbare Gluth seines haßerfüllten Herzens hineinwirft, und dessen Dampf er selber freiwillig mit Wohlgefallen und Plaisir einathmet, weil er dabei auch die Freude hat, es den Gegenständen seines Hasses zwingend vor die Nase halten zu können. Das ist die Signatur moderner Toleranzgebietiger, ihre Gegner sollen sich zertreten lassen und sich nicht mukfen. Zusammengeschimpft werden sie auf jeden Fall; schweigen sie, so wird über sie fortgeschimpft, und wehren sie sich, so wird auch fortgeschimpft. Schweigen sie, so heißt es: „Seht, wie blöde und dumm sie sind;“ wehren sie sich, so heißt es: „Seht, wie roh, gemein und fanatisch sie sind.“ Das ist die Kampfesweise moderner Literaturhistoriker, die Herren sind geradewegs von der Aufklärungstarantel gestochen!“

Warum wir uns nun mit diesem Kurz so eingängig beschäftigen, das hat seinen guten Grund. Sämmtliche Herren Literaten, welchen die Aufgabe obliegt, die Biographien von Schriftstellern für die Conversationslexika zusammenzustoppeln, haben sehr einfach, um weiteren Mühen über-

hoben zu sein, ihre Daten und Urtheile aus den vier Bänden des Großmoguls Kurz zusammengesucht, und fast wörtlich die flegelhaftesten Schimpfstellen daraus zu leihen genommen. So z. B.:

1. Das neue Conversationslexikon von Krause und Meyer, Hildburghausen 1863, 4. Bd., 316: S. Brunner, ein katholischer Theolog und leidenschaftlicher Vorkämpfer des ultramontanen Katholicismus, führt dann sechs kleine Schriften an, darunter eine: „Das Heil aus Rom", welches vom Artikelschreiber erdichtet ist, denn unter diesem Titel hat der Verfasser keine Schrift herausgegeben.

Dasselbe Urtheil im 4. Bd. S. 31 der neuen Auflage von 1863. Ferner im 1868 erschienenen Register zum 4. Bd. S. 221:

„Von seinen der Sache des Ultramontanismus fanatisch dienenden und alle Bestrebungen der Neuzeit in kirchlicher, socialer und politischer Hinsicht leidenschaftlich bekämpfenden Schriften sind noch zu erwähnen" u. s. w. Dieses Urtheil ist doch ein completer Unsinn; wenn der die Zeile für 10 Pfennige anfertigende Artikelschreiber diese Anschuldigung unter dem Galgen zur Rettung seines Lebens beweisen müßte, so könnte er dem Gehenktwerden nicht entrinnen. Auch er hat es dem Kurz abgeschrieben.

2. Illustrirtes Conversationslexikon, 9. Bd., Ergänzungswerk, 1. Bd. Leipzig, Spamer 1881, S. 1256.

„Brunner besitzt ein bedeutendes literarisches Talent und eine Fülle von Witz und Humor, läßt aber seinem rohen Fanatismus zu sehr die Zügel schießen und beeinträchtigt dadurch die Wirkung seiner Schriften." — — Wieder wörtlich Kurz abgeschrieben.

3. Brockhaus Conversationslexikon, 13. Auflage, 3. Bd., S. 629.

„Alle diese poetischen und prosaischen Werke, von denen Brunner eine Gesammtausgabe veranstaltete, sind reich an drastischem Humor und derbem, oft kaustischen Witz, bekunden aber doch abgesehen von ihrer Formlosigkeit, den fanatischen Ingrimm des Verfassers gegen alle Erscheinungen des modernen Lebens, die über seinen Horizont hinaus liegen." Auch wieder Kurz abgeschrieben!

Würden nun diese Artikelmänner bezugs ihrer unarticulirten Schimpflaute, die sie in der vergitterten Werkstätte

ihrer Brotgeber ausgestoßen, aufgefordert, aus Brunner's Schriften Beweise ihrer Schmähungen für den rohen Fanatismus und fanatischen Ingrimm u. s. w. zu bringen, so würden sie ihrer Art um eine Antwort nicht verlegen (dafür aber wieder verlogen) sein.

Sie würden à la Kurz sagen: „Ja, wozu denn Beweise — wir behaupten nur, mit Beweisen geben wir uns nicht ab; wer für den Ultramontanismus einsteht, ist ipso facto Fanatiker, ist roh — mit einem Worte: die Begriffe ultramontan und Dummkopf decken sich vollkommen!" Der letzte Herr beschuldigt den Brunner des fanatischen Ingrimms gegen alle Erscheinungen des modernen Lebens, die über seinen engen Horizont hinaus liegen.

Es ist merkwürdig, was ähnliche namenlose, unbekannte Herren für eine hohe Meinung von sich haben, die oft geradewegs in Größenwahn ausartet. Wir wollen nicht die Firma Brockhaus für derlei verlogene Schmähungen *direct* verantwortlich machen, können aber nicht umhin, diese Firma zu ersuchen, sie möge in Zukunft den Mitarbeitern des Lexikons *den Auftrag geben*, bei Abfassung der biographischen Skizzen nicht den nächsten, schlechtesten, schäumenden Tanzderwisch als authentische Quelle zu benützen, sondern selber die Schriften des zu besprechenden Autors durchzusehen.

Wir möchten gerne den Namen des großen Meßkünstlers kennen lernen, der wahrscheinlich früher gewohnt war, die Elle oder den Meterstab zu handhaben, mit welchen Maßstäben er auch unseren Horizont ausgemessen und zu enge gefunden hat. So lange wir ihn und seine Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaft nicht kennen — ist es uns unmöglich gemacht — seinen unermeßlichen Horizont wenigstens *zu bewundern*, wenn wir selbigen auch wegen der Unzulänglichkeit unserer Maßstäbe nicht ausmessen können.

Einer von den Schmähern, die uns auch einmal einen *sehr beschränkten Horizont* zugemessen, hat sich bedauerlicherweise soweit vergessen, daß er sich wegen Urkundenfälschung, in einen außerordentlich engen Horizont eingesponnen zu werden schuldig gemacht hat.

Würde man in die Flegelhaftigkeit dieser Stylisten eingehen, so hätte man das juridisch begründete Recht, dieselbe Dummköpfe zu nennen — was weit weniger eine Ehrenbeleidigung ist, als der Vorwurf rohen Fanatismus und fanatischen Ingrimms. Denn für seine Dummheit und auch für die

eclatanteſte, kann der Menſch nichts, aber Fanatismus und Ingrimm ſind Vergehen, für welche man einen Menſchen, der dieſelben in der That beſitzt, verantwortlich machen kann.

Nun haben wir gerade hier eine ſchöne Gelegenheit, den Beweis zu liefern, daß wir nichts weniger als fanatiſch und ingrimmig und wüthend, ſondern ſehr ruhig, friedfertig und verſöhnlich ſind und unſere unſchuldigen Gegner noch eher entlaſten und rechtfertigen, als auf dieſelben mit brutalen Waffen loszuſchlagen. Eine große Anzahl von Artikelſchreibern (oder Abſchreibern) betreiben aber die Literatur als Broterwerb und arbeiten für den Taglohn. Der Taglöhner ſucht, wie er kann, ſich zu ſchonen, und der literariſche Taglöhner ſucht die fremde Waare zu appretiren und auf den Markt zu bringen. Iſt die Waare Poſel — was liegt ihm daran, bezahlt iſt er — ſeinen Namen braucht er nicht zu nennen, und die Firma kann, ſich entſchuldigend, ſagen: Ja was kann ich für meine Mitarbeiter, ich bin eben tolerant, und bei mir kann Jeder ſeine Anſicht nach Gutdünken niederſchreiben. Auch gut!

Wenn es uns gelungen iſt, in der vorliegenden Schrift Beiſpiele und Beweiſe bezugs der Bedeutung, der Wiſſenſchaft, der Wahrheitsliebe, dem Edelmuth und noch eine gute Anzahl wahrer Bürgertugenden und vortrefflicher Eigenſchaften in Exemplaren aus der Kritikergilde des neuen ſogenannten Evangeliſchen Bundes und ſeiner denſelben vorarbeitenden Propheten unſeren Leſern vorgebracht und verſtändlich gemacht zu haben, ſo können die Leſer mit uns und wir mit den Leſern zufrieden ſein.

44. Ein Excurs über die eigenthümliche Moral der Bundesritter.

Unter jener Gattung Autoren, die dem ſogenannten Evangeliſchen Bunde namentlich einverleibt ſind, oder die ihrer agreſſiven Stimmung nach durch Verfolgung derſelben Ziele mit denſelben Mitteln, angehören, hat ſich offenbar ein ſehr eigenthümlicher praktiſcher Lehrſatz herausgebildet: Dieſe Herren geben ſich nämlich der Anſicht hin, ebenſo wie ſich Jeder von ihnen ſeine Glaubenslehre conſtruiren kann, ſo mag er ſich auch nach Wohlgefallen und Bedürfniß ſeine Sittenlehre conſtruiren.

Diesem eingebildeten Privilegium, welches sich nun diese Herren Autoren großmüthig selber verleihen, ist es zuzuschreiben, daß sie bei ihren literarischen Kämpfen, wenn es sich um die Wahl der Waffen handelt, durchaus in keine Verlegenheit kommen; hilf, was helfen kann, ist ihre Devise; Lügen, Entstellen, Verdrehen, Verläumden, Todtschweigen ihnen widerwärtiger Thatsachen, das Wiederholen tausendmal widerlegter Lügen — alles das concediren sie sich allergnädigst, ohne sich durch dieses Gebahren in ihrem weiten Gewissen im mindesten beunruhigt zu fühlen.

Wir meinen, diesen bedauerlichen Umstand in vorliegender Schrift durch Beispiele genügend documentirt zu haben, indem wir uns die Freiheit nahmen, denselben bald von der komisch-humoristischen, bald von der ethischen und tragischen Seite zu beleuchten.

Bezugs der verdächtigen Nahrung, welche diese besagten Herren ihrem Lesepublicum vorsetzen, fällt uns eine Begebenheit ein, die vom ungarischen Volksmanne Deak erzählt wird. Deak war ein gutherziger, uneigennütziger Mensch; er hatte sich um die Angelegenheit eines armen, zu Grunde gegangenen Bürgers von Budapest sehr erfolgreich angenommen, und dieser Mann kam dann zu Deak, um ihm seinen Dank zu bezeugen. Er sprach ungefähr so: „Mein lieber Herr! Sie haben mir durch Ihre Güte aus einer großen Bedrängniß herausgeholfen; ich bin aber ein armer Teufel und kann Ihnen für Ihre Bemühung kein Geld geben, will mich aber doch, wie es die Pflicht erfordert, Ihnen dankbar bezeigen, und zwar durch einen guten Rath, der Ihre Gesundheit und Ihr Wohlsein betrifft. Ich war zwanzig Jahre hindurch Wurstmacher, ich weiß es, wie und aus was Würste oft gemacht werden. Ich gebe Ihnen daher den guten Rath: Trauen Sie keinem Wurstmacher und essen Sie keine Wurst."

So wird diese Anekdote noch immer in Budapest erzählt. Wenn Herr Weitbrecht einmal eine gewissenhafte Einschau in sein Literaturgehäckfel (mit welchem er seine Leser regalirt) genommen, so müßte er sich auch zu folgendem Selbstbekenntniß einer schönen Seele angetrieben finden: „Trauen Sie keinem Hannswurstmacher, ich weiß aus Erfahrung, was für verdächtigen Nahrungsstoff diese Menschenclasse ihrem Lesepublicum anzubieten bestrebt ist, denn ich bin der Hannswurstmacher von Mähringen."

Wir sind durchaus nicht so eitel und so sanguinisch, zu vermeinen, die Herren Weitbrecht, Thümel, Lipsius, Trümpelmann und Complicen könnten möglicherweise durch einen Einblick in ihre schönen Seelen ein wenig bescheiden oder gar bekehrt werden; im Gegentheil, die Schimpfosis und Scandalologie wird bei ihnen noch in ein bedenklicheres Stadium eintreten; wir haben uns nur die Aufgabe gestellt, das Wesen und Treiben dieser Vertreter des entfesselten Unsinns in seiner Wirklichkeit darzustellen; sie werden froschähnlich immer ihre alten Lieder neu fortkoaxen. Was ist mit dem angeblichen lutherischen Ausrufe: „Hier steh' ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders", seit hundert Jahren auf Kanzeln, in Vereinen, in Romanen, im Theater für ein Geschäft en gros gemacht, was für ein schmetternder Jubel und Applaus damit hervorgerufen worden. Zuletzt hat noch der große Trümpelmann in seinem Drama zu Berlin und in anderen Städten bei Studenten und Philistern mit diesem Gott helfe u. s. w. einen wahren Begeisterungskrakehl hervorgerufen, so daß sich dieser Herr nach dabei eingeathmetem Ruhmesblüthenduft mit dem Bewußtsein schlafen legen konnte:

Das ist ja doch kein kleiner Spaß,
Auch ich gehöre zum Parnaß,
Ich bin der große Trümpelmann,
Und wer das Lied nicht weiter kann,
Der fang' es wieder von vorne an!

Wie wir immer und immer zwischen gelehrten und ehrenhaften Protestanten und zwischen oberflächlichen und unwissenden Krakehlern (gerade auch wie bei Katholiken, also durchwegs unparteiisch) einen Unterschied machen, das sei auch hier dargelegt. Theodor Brieger hat in der angesehenen Zeitschrift für protestantische Kirchengeschichte den besagten Ausspruch Luther's: Gott helfe mir, als eine Erfindung nachgewiesen.

Doch, was nützt das Alles, das Gott helfe mir muß immer noch als ein zündender Schlager verwendet werden; unser Herrgott soll den Herren auch noch lügen mithelfen. Die Unermüdlichkeit im Reproduciren alter Lügen ist ja auch eine der bedenklichsten Eigenschaften der modernen Bundesheroen. Wir haben mit einem Froschmotto begonnen, wir können mit einem classischen Froschmotto schließen: Aristophanes (wenn er jetzt leben würde, hätte er vielleicht den Dr. Weitbrecht auch in der Froschkomödie verwendet und

wäre dafür mit dem Hanswurfttitel beehrt worden) läßt in der Komödie „Die Frösche“ im zweiten Auftritte den Dionysos zu den Fröschen sagen:

„Daß Ihr zerplatzet, Ihr Koax,
Mit Eurem Quacks, Ihr könnt ja nichts,
Als ewiges Koax.“

Dionysos hätte sich sehr geirrt, wenn er der Meinung gewesen wäre, die Frösche werden jetzt schweigen. Im Gegentheil, sie rufen ihm erbittert zu:

Chor der Frösche:

„Jetzt werden wir erst recht koaxen,
Was wir vom Morgen bis zum Abend
Aus vollem Bläßhals bringen können,
Koakkoakkoakkoax, koax, koax!“

45. Selbst kampflustige Protestanten gegen das Vorgehen des Evangelischen Bundes.

Unter dem Titel: Der Kampf gegen die katholische Kirche, ist in der Berliner conservativen Zeitung: „Das Volk“ ein Artikel erschienen, der betont: „Der Kampf gegen die katholische Kirche sei zu verfrüht, weil das evangelische Bewußtsein den Protestanten vielfach verloren gegangen sei.“ Dann heißt es wörtlich:

„Erst müsse der Kampfplatz vorbereitet werden, ehe der Kampf mit Aussicht auf Erfolg beginnen könne. Namentlich der Kampf gegen die festgefügte römische Kirche hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn ihr auch die evangelische Kirche als eine festgeschlossene Macht gegenübertreten kann. Dazu ist aber nöthig, daß diese letztere ihre Glieder sammelt, daß sie in ihren eigenen Kreisen Missionsthätigkeit übt, daß sie, wie einst unser verblichener Kaiser Wilhelm sagte, dem Volke die Religion wiedergebe. Unter den heutigen Verhältnissen reicht die Agitation gegen Rom, so nothwendig sie auch sein mag, dazu nicht aus. Vor allen Dingen hüte man sich, scharfe Angriffe gegen die römische Kirche unter die Massen zu schleudern, ohne diesen letzteren gleichzeitig die Rückkehr zu einem wirklich evangelischen Christenthum zum Bedürfnisse zu machen. Gerade die Massen, welche diesem entfremdet sind, sehnen sich in erster Linie nach Religion. Die biete man ihnen, und erst, wenn sie im Glauben wieder hinlänglich erstarkt sind, dann verwende man sie zum Kampfe gegen Rom.“ — — —

Die Berliner „Germania“ bemerkt über diesen Rath in Nr. 286 sehr kurz:

„Wenn die Bundesritter so lange warten wollten, dann könnten sie allerdings ihren Kampf ad calendas grecas verschieben, darum wird der Artikel „Das Volk“ auch keinen Effect machen.“

Wie es nun in der baaren Wirklichkeit gegenüber dem Wunsche nach Vereinigung der evangelischen Kirchenglieder aussieht, das schildert dieselbe „Germania“ in Nr. 294 unter dem Titel:

„Die Auflösung im deutschen Protestantismus

schreitet immer weiter vor, mögen auch Evangelischer Bund und andere protestantische Vereinigungen die Welt noch so sehr mit ihrem Geschrei erfüllen. Der Fall Battenberg hat wieder einmal gezeigt, wie evangelische Prediger mit ihrem Glaubensbekenntniß umgehen dürfen, ohne doch im Amte gefährdet zu sein, und die Kreuzzeitung erhob neulich laute Klage, daß der Prediger Schwalb in Bremen, der nicht nur unchristlich, sondern widerchristlich lehrt, fort und fort im Amte bleibe. Jetzt erhält das Blatt mit Bezug auf seine Artikel über die kirchlichen Zustände in Bremen von dort eine Zuschrift, in der es u. A. heißt:

„Die Schwierigkeit, einen ausgesprochenen Prediger des Unglaubens, ja des Widerchristenthums, von seinem Posten zu entfernen, liegt hier in Bremen darin, daß Staats- und Kirchenregierung einer Behörde zusteht, ja noch mehr: die Staatsregierung muß der Senat mit der „Bürgerschaft“ theilen, die Kirchenleitung hat er ganz allein und nur die Einzelgemeinde (Nicht die Bremer „Kirche“!) kann für ihre Angelegenheit mit beschließen. Eine gemeinsame kirchliche Behörde existirt neben dem Senate nicht. Der Senat aber wird schwerlich jemals dazu schreiten, einen Prediger wegen seines Unglaubens abzusetzen, falls nicht wie 1852 bei (dem Revolutionär) Pastor Dulon ein politisches Moment dabei mitspricht.“

Die positiv Christlichen und Kirchlichen in Bremen, Prediger wie Gemeindeglieder, haben es bisher an Protesten, Anträgen u. s. w. in Bezug auf Dr. Schwalb nicht fehlen lassen. Sogleich bei seinem ersten Auftreten, 1869, als er die Schrift: „Der alte und der neue Glaube“ erscheinen ließ und das bisherige Christenthum für abgethan erklärte (20 Jahre also lehrt der Mann Das!), damals erfolgte ein öffentlicher

Protest der positiven Prediger in Stadt und Land hiergegen mit Namensunterschrift. Aehnliches hat sich später wiederholt. In dem Bremer Kirchenblatte ist ein fortgehender Kampf gegen alle diese Dinge geführt. Noch vor einem Jahre, als der von Ihnen citirte Vortrag Schwalb's über „Menschenverehrung und Menschenvergötterung" (der beiläufig nicht, wie Sie schreiben, „kürzlich", sondern zu Anfang December 1888 gehalten und dann veröffentlicht ist) erschien, sprach sich das Blatt dagegen aus. Ebenso haben die Positiven sich zusammengeschlossen zum sogenannten „Evangelischen Verein" und früher viele Versammlungen, in den letzten Jahren öffentliche Vorträge in diesem Sinne halten lassen u. s. w. Ist dieser Verein seit einiger Zeit etwas weniger thätig gewesen, so werden eben jetzt Versammlungen zu seiner Neubelebung gehalten.

Es ist keine Frage, daß in diesem Sinne noch mehr geschehen könnte; aber andererseits ist's doch unrecht, auszusprechen, daß man sich hier alles und jedes gefallen lasse. Es wäre wohl wünschenswerth, daß Sie die Güte hätten, Ihre Leser darauf hinzuweisen."

Dieser „Positive" beschwichtigt also noch, und scheint sich weiter mit leeren Protesten genügen lassen zu wollen. Diese Herren halten fast alle sehr viel vom — Reden. Wenn es auf schöne und auch tapfere Worte ankäme, meinte vor einigen Jahren der Reichsbote, dann müsse es in der protestantischen Kirche herrlich aussehen. Aber — die Thaten fehlten. Herr Schwalb gehört zur Bremischen Kirche seit mehr als 20 Jahren, wird auch — weiter dazu gehören, sogar weiter die Kanzel besteigen, obgleich er das Christenthum nicht verkündigt, sondern angreift. Allerdings, die Kreuzzeitung ist energischer und schaut nach Hilfe aus; aber sie erwartet dieselbe von den — staatlich ernannten Vertretern der protestantischen Kirchenregierungen in Deutschland, obgleich manche dieser Träger protestantischer Kirchenregierung auch selbst wieder — ungläubig sind. Und die sollten gegen ihr eigenes Blut wüthen? Und die anders gesinnten Staatsregierungen sollten dieses Elend protestantischen Glaubenswirrwarrs durch Anregung delicater Fragen aufdecken helfen? „O rühret, rühret nicht daran", ist zur Verhütung größerer Uebel da längst die allgemeine Parole. Dennoch schreibt die „Kreuzzeitung" heute Abend:

„Wir möchten hier noch einmal (wie schon mehrmals geschehen) zur Erwägung stellen, ob nicht die anderen

deutschen evangelischen Landeskirchen die Pflicht hätten, dem Bremischen Senate zu erklären: es würden von einem bestimmten Termine (!) an die in der Bremischen Kirche vollzogenen Amtshandlungen (Taufen, Confirmationen, Trauungen u. s. w.) nicht mehr anerkannt werden, so lange man das ausgesprochene Widerchristenthum dort als gleichberechtigt dulde. Bis jetzt ist, unseres Wissens, die Bremische Kirche immer noch in der Eisenacher Kirchen-Conferenz vertreten, ohne daß von irgend einer der dort zu gemeinsamer Berathung versammelten Kirchenregierungen ein Protest oder auch nur eine Verwahrung laut geworden wäre."

„Wird auch ferner nicht geschehen, aus Gründen, die wir oben schon erörterten, und die „Kreuzzeitung" wird auch ferner ertragen, daß Herr Schwalb Prediger ist und als solcher tauft, confirmirt und traut. Es geht eben nicht anders!" — — —

Da könnte man den Herren Trümpelmännern und Thümelmännern, den Herren Lipsiuffen und Weitbrechten und den anderen Spottvögeln und Grauspechten zurufen: Warum kümmern Sie sich denn so gar nicht um die offenbarsten Feinde und Verleugner des Evangeliums im eigenen Hause?

Matthäus X. 36 heißt es: „Der Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein."

Warum bleiben hier starr und stumm
Diese Ritter vom Evangelium?
Da hält ein Jeder seinen Mund,
Und Jeder vergräbt allhier sein Pfund!
Das ist ein schöner evangelischer Bund!

Zum Artschluß.

Wir haben die eigentliche Taktik der Evangelischen Bundesheroen (den Trompeter von Mähringen an der Spitze) nachgewiesen, in welcher dieselben der katholischen Kirche förmliche Ausrottung derselben angedroht, während sie verlangen, die Katholiken sollen liebevoll aus den modernen Classikern das Christliche herausſuchen. Nun ist es aber mit dieser Evangelischen Bundes-Connivenz in neuester Zeit schon so weit gekommen, daß die moderne Journalistik dem ganzen Evangelium (sammt den Bundesheroen) den Rücken zuwendet; und daß die Werke der Classiker allein (wie von Strauß) als

das Evangelium der Zukunft proclamirt werden. Aus diesem Grunde meinen wir die vorliegende Schrift mit folgender kurzen Betrachtung abschließen zu können.

Das Evangelium der Zukunft.

Motto: Wer da kämpfen muß mit Keilen
Der hat keine Zeit zum Feilen.
Wollt Ihr um ein Schlagwort fragen?
Nun, es gilt: dareinzuschlagen!

Der „Faust" ist die Bibel, die Goethe erdacht,
Wir brauchen nichts And'res auf Erden,
Dazu noch den „Nathan", von Lessing gemacht,
Dann können wir selig werden.

Das ist der Evangelische Bund,
Den David Strauß uns ersonnen,
Er ist schon über das Erdenrund
Im Freimaurernetz gesponnen.

Wenn aber kein Gott die Welt regiert,
Und „Faust" wird als Heiland empfohlen,
So kommt auch Mephisto dahergaloppirt,
Und das ist zum Teufel holen.

Nehmt Ihr dazu noch die Theologie,
Die „Nathan der Weise" geschmust hat,
So holt Euch die ganze Dämonologie,
Dann fahre mit Euch — wer Lust hat.

Was ist das für ein Evangelischer Bund,
Der auch Atheisten geduldigt?
Der wird doch sicher nicht ohne Grund
Der Gottlosigkeit beschuldigt.

Das Wort: evangelisch, mit welchem Ihr prahlt,
Das ist ja entschieden erlogen,
Ihr habt zwischen Euch und der Lügengewalt
Doch gar keine Grenze gezogen!

Es lassen sich in demselben Bereich
Nicht Wahrheit und Lüge vereinen,
Man kann nicht Gott glauben und ihn zugleich
Auch frevelhaft wieder verneinen.

Es erſcheint auch dieſes Treiben durchaus
Nicht chriſtlich und nicht evangeliſch,
Darum bleibt mit Eu'rem Schilde zu Haus,
Ihr ſeid ja doch rein nur krakehliſch.

Es ſpricht hier aus uns nicht Parteilichkeit,
Denn ſo wie wir Euch erkannten,
So ſchildern Euch auch zur gleichen Zeit
Die chriſtlichen Proteſtanten.

Don Quixote und Sancho Panſa

auf dem liberalen Parnaſſe.

Der Herren Anaſtaſius Grün und von Bauernfeld Fanfaronnaden in Politik und Religion, nach Erfahrung und Verdienſt gewürdigt

von

Sebaſtian Brunner.

Fort mit Euren hohlen Phraſen!
Von der Logik weggeblaſen
Flieht der Nebel der Extaſen!
Was folgt Eurem Freiheitscarmen?
Die Bewucherung der Armen:
Eine Freiheit zum Erbarmen!

Würzburg, Bayern. **1886.** **Wien I.,** Spiegelgaſſe 12.

Verlag von Leo Woerl.

Es erſcheint auch dieſes Treiben durchaus
Nicht chriſtlich und nicht evangeliſch,
Darum bleibt mit Eu'rem Schilde zu Haus,
Ihr ſeid ja doch rein nur krakehliſch.

Es ſpricht hier aus uns nicht Parteilichkeit,
Denn ſo wie wir Euch erkannten,
So ſchildern Euch auch zur gleichen Zeit
Die chriſtlichen Proteſtanten.

Don Quixote und Sancho Pansa

auf dem liberalen Parnasse.

Der Herren Anastasius Grün und von Bauernfeld Fanfaronnaden in Politik und Religion, nach Erfahrung und Verdienst gewürdigt

von

Sebastian Brunner.

Fort mit Euren hohlen Phrasen!
Von der Logik weggeblasen
Flieht der Nebel der Extasen!
Was folgt Eurem Freiheitsarmen?
Die Bewucherung der Armen:
Eine Freiheit zum Erbarmen!

Würzburg, Bayern. 1886. Wien I., Spiegelgasse 12.

Verlag von Leo Woerl.

Anastasius Grün.

Motto: Zu Haus ein strenger Bauernrichter;
Nach aus ein großer Freiheitsdichter!
Wir haben dem Lebenden ins Gesicht
Dies deutlich geschrieben, er rührte sich nicht.
Sein Freiheitsspektakel war billig gar sehr,
Er selbst gab dafür keinen Pfennig her;
Und doch ist es einen Denkpfennig werth,
Den wir ihm allhier dafür bescheert.

1. Auersperg als Knabe in zwei Erziehungsinstituten im Conflikte mit klerikalen Lehrern. Der Anstoß zum nachfolgenden „Pfaffenhaß".

Wir haben es hier mit zwei Freunden zu thun, die sich das Ziel gesetzt, das positive Christenthum und besonders den Kern und Halt desselben die katholische Kirche durch Spott, Hohn und forcirte Witzversuche, mitunter der erbärmlichsten Art, zu Grunde zu richten. Die Dioscuren Grün und Bauernfeld verdienen es in ihren Ausbrüchen näher betrachtet zu werden.

Hören wir zuerst Nachrichten über die Jugend Auerspergs, wie solche von ihm selber in einem Briefe (angeblich im Jahre 1847) niedergeschrieben worden sind. Dem Bericht ist die Absicht anzusehen, derselbe solle bei Gelegenheit von Bauernfeld publicirt werden, denn die beiden Freunde haben sich so oft gesprochen, daß eine schriftliche Mittheilung dieser Art zur Belehrung für Bauernfeld entschieden überflüssig gewesen ist.

Auersperg war 1813 der adeligen theresianischen Ritterakademie in Wien zur Erziehung übergeben worden. Er schreibt über diese Periode seinem Freunde:

„Die geistlichen Pädagogen dieser Anstalt erklärten schon nach zwei Jahren mich damals neunjährigen Buben für unverbesserlich, warum? weiß ich noch nicht. So bin ich denn aus ihrer Anstalt ausgetreten worden und trat in die k. k. Ingenieurakademie, aus welcher mich der Tod meines Vaters abrief, da die Obervormundschaftsbehörde die Fortdauer militärischer Erziehung für mich als

einzigen Sohn nicht passend fand. Die Privatanstalt eines ehemaligen Kunstjüngers, eines eifrigen Convertiten Friedrichs von Klinkowström, Schwager Pilats, nahm mich jetzt auf, bis mich der Uebertritt in die philosophischen Studien daraus wieder befreite. Fleiß und Erfolg in meinen Lehrgegenständen zeichneten mich in der Anstalt vor meinen Mitschülern aus, aber die finstere klösterliche Zucht, der überspannte Eifer für Andacht und Bußübungen und der düstere zelotische Geist des Hausherrn und seiner ab- und zuschwärmenden Gäste, vorzüglich Ligorianer, widerten mich erklecklich an, und gaben zu manchen meiner späteren Dichtungen Aufklärung."

Es ist nicht überflüssig — über diesen Bericht des Grafen Auersperg einen historischen Aufschluß zu geben.

Die Vorstände des Theresianum waren Piaristen der böhmisch-mährischen Ordensprovinz. Die übergroße Toleranz der Vorstände und Lehrer gegenüber den adeligen Zöglingen war sprichwörtlich geworden. Wenn sich nun der Direktor des Hauses gezwungen fühlte, einen keinen Grafen aus einer altadeligen Familie aus dem Institute „hinauszutreten" und ihm das nicht sehr schmeichelhafte Beiwort unverbesserlich mitzugeben (wie es Auersperg selber sagt in dem sehr vorsichtig oder besser: sehr nachsichtig nach dem Tode Auerspergs herausgegebenen Briefe) und wenn darin von Auersperg die Frage gestellt worden, „warum? weiß ich noch nicht" — so ist in diesem Falle und unter diesen Verhältnissen ganz sicher anzunehmen, daß der Direktor des Hauses sehr gut wissen mußte: warum? — Er war ja gezwungen, auf allenfallsige Interpellation eine standhafte Auskunft zu geben. Ja es war sogar Erforderniß der bureaukratischen Geschäftsordnung, den Eltern, Vormündern und Verwandten die Ursachen des Austritts bekannt zu machen, auch wenn diese nicht darnach gefragt hätten. Somit wäre es ja für Auersperg sehr leicht gewesen, diese Ursache zu erfahren, aber er scheint in dieser Richtung gar nicht neugierig gewesen zu sein.

Wir würden über diese Lappalien kein Wort verloren haben, wenn nicht die sehr unbeholfen gespielte Rolle des un-

schuldigen Kindleins — im Briefe an Bauernfeld geradewegs zu einer Bemerkung darüber herausfordernd wäre.

Wir werden später den Beweis bringen, daß dieser wie auch andere Briefe Auerspergs an Bauernfeld sehr gut berechnet, erst nach dem Tode Auerspergs erscheinen konnten, denn während des Lebens Auerspergs hätten diese Aktenstücke den Verfasser in allerhand Fatalitäten verwickeln können.

2. Wie der Dichter immer in sittlicher Entrüstung arbeitet, in seiner freiheitlichen Furie gegen die Könige wüthet — und dieselben als eine Krankheit des ganzen Menschengeschlechtes erklärt.

Eine vortreffliche Schilderung der fürchterlichen Wuth (mit Belegen aus seinen Schriften), in welche sich Grün hineingehetzt hat, um vom hohen Roß herab der Kirche und dem positiven Christenthum den Untergang zu verheißen, brachten die Münchener Hist. polit. Blätter im 2. Bande Jahrg. 1847, S. 392—401.

Nachdem zuerst über Lenau berichtet worden, wie er sich ohne Noth beständig zu einer Byronischen Berserkerwuth aufgestachelt hat, eine widernatürliche Anspannung, die bei seiner melodischen Zartheit des Gemüthes kaum anders als im Wahnsinn enden konnte, heißt es über seinen Genossen Grün:

„Von bei weitem festeren Stoffe, härter und trotziger erscheint dagegen Grün, man könnte ihn den Mephistopheles zu Lenaus Faust nennen. Da ist keine Spur mehr von Harmlosigkeit, alles ist tendenziös, seine Gedichte, fast ohne Ausnahme, geharnischt, epigrammatisch, oder allegorisch. Grün setzt sich wie bei militärischen Friedensmanövern selbst einen maskirten Feind; der Haß, der hinter der Larve einer abstrakten Freiheitsliebe fingirte Tyrannen wüthend anfällt, bis er endlich in der positiven Religion seinen wahrhaften Feind erkennt, und sich fanatisch gegen diesen wendet."

So läßt der Dichter z. B. in seinem „letzten Ritter" den Tod an Kaiser Maximilians Sarge sagen:

„Ein König wird er werden, all Eins, ob bös ob gut;
Kein König starb auf Erden, der gänzlich rein von Blut. —
Wenn jetzt dies Hirn verdorret, dann brütet's nie davon,
Wie viel der Gräber brauche zum Fundament ein Thron;
Stockt jetzt sein Blut, nie strömt des Volkes Blut dann hin
Zu färben seinen Purpur, weil er zu blaß ihm schien.
Krank ist die ganze Menschheit, an Königen leidet sie."

So die Hist. polit. Blätter. Wir werden den Spieß Grüns umkehren und gegen ihn selber wenden:

Krank ist die ganze Menschheit, sie leidet an Dichtern sehr,
Die in der Fieberhitze viel Unsinn schwätzen daher
So singt auch im Delirium der Anastasius Grün;
Denn was er singt, ist Unsinn, es ist kein Sinn darin,
Weil auch in Republiken das Blut in Strömen fließt
Und da ist doch kein König, der Völkerblut vergießt:
In Frankreich floß in Strömen, im freigewordenen Land,
Das Blut auf dem Schaffote, auf dem auch ein König stand
Und Kriege hats gegeben, so wie im Königreich,
Auch so in Republiken, das bleibt sich all'weil gleich.
Bei Griechen und bei Römern da gab es auch Republiken
Und die Leute schlugen sich todt zu Tausenden wie die Mücken
So auch in den neuesten Zeiten — im freien Amerika,
Da lagen in den Schlachten, Gefallene zu Tausenden da; —
Somit ist die Königsphrase extravagant und dumm,
Er sucht in der Extase sich seinen Dichterruhm.
Herhalten muß der König, das giebt einen schönen Stoff,
Es wird beschmutzt die Krone, die vom Völkerblute troff.
Es geißelt voll Tugendbrüstung der Dichter hoch zu Roß
Den König voll Entrüstung, der so viel Blut vergoß.
Doch folgt dem Zorneswüthen — die komische Cadenz
Der Dichter dankt einem König für die süße „Excellenz".
Er beugt sich voll des Dankes für den „Geheimrath" sehr —
Als ob er ein Königsfresser niemals gewesen wär!
Da steht der Freiheitsprahler den Nacken tief gesenkt,
Er hat in andre Bahnen sein Fahrzeug schlau gelenkt;
Sein Leben und sein Singen zerspaltet die Disharmonie,
Und eine Seifenblase — zerplatzt seine Poesie!

Ihr steckt voll Größenwahn und voll von Eitelkeit,
Für diese Götzen seid Ihr zu jedem Opfer bereit.
Das ist der Mann des Volkes, der freie Wienerpoet,
Wie ihm die „Excellenz" hat — den ganzen Kopf verdreht;
Ach, der voll Stolz und Hochmuth — aus seinen Nüstern schnaubt,
Spielt erst den Demokraten (wer hat es ihm geglaubt?)
Dann beugt er sich vorm König und vor den Ministern auch,
Da liegt der Freiheitssänger auf einmal auf dem Bauch!
Von seinen Titeln und Mitteln ließ keinen Zoll er nach,
Bis anno achtundvierzig — die Pastete zusammenbrach;
Dann erst hat er geopfert — Zehent und Robot sogar,
Nachdem das Sklavengespann nicht mehr zu halten
war;
So hab' ich ihn gezeichnet schon vor der Revolution,
So zeichne ich ihn wieder ganz in demselben Ton;
So hab' ich dem Lebendigen es ins Gesicht gesagt,
Er hat zu widersprechen niemals ein Wort gewagt —
Und erst nach seinem Tode rührt sich Freund Bauernfeld,
Ein matter Sancho Pansa — ein ausgedienter Held,
Der immer mit seiner Lanze gebummelt hinter dem Don,
Dem hochgebornen Quixote, der wohlgeborne Herr von!

3. Wie sich der gestrenge Gutsbesitzer in eine gemachte Wuth gegen Tyrannen hineinhetzt und voll sittlicher Entrüstung über die geträumten Verfolger hermacht, denen gar nicht eingefallen ist, mit dem halbverrückten Extasenprahler nothpeinlich vorzugehen.

Die Hist. polit. Blätter (am selben Orte) berichten über ihn am Eingang zu seinem berühmtesten Werke: „Schutt', wo er an einem vermeintlichen Kerkerthurm in improvisirte Klagen eines imaginären Gefangenen ausbricht, ist eine wahre Apotheose des Hasses, eine ingrimmig in der Welt verbissene Selbstquälerei, wie sie kaum bei einem Schubart auf dem Hohenasperg begreiflich gewesen wäre." —

Wir haben diesem Berichte noch beizufügen: Wer die Verhältnisse vor 1848 in Oesterreich kannte, dem müssen diese Gefangenhauslieder des von allen Seiten geschützten Grafen,

dem nie ein Haar gekrümmt worden ist, geradewegs als ein eben so billiger als abgeschmackter Theatercoup, gegen die ehemalige Regierung ausgespielt, vorkommen.

Bauernfeld accompagnirte auch hier als Sancho Pansa das tragische Kerkergeheul Grün's mit seiner Burleske gegen Metternich.

Die Hist. polit Blätter fahren fort: „Der heimliche Rapport indeß, zwischen diesem fingirten Gefangenen und dem Dichter, erinnert auch hier wieder nur an die Censurscheere, indem der erstere sagt":

„Zum Unglück reimt ich einmal auf Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf Senatoren
Kein anderer Reim just ein, als Midasohren."

„Die Reime traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonette
Gäb's keinen bessern Reim mehr als die Kette".

So weit die Hist. polit. Blätter.

Ein Echo der Wirklichkeit auf diese erlogenen Rodomontaden, auf diese angeblichen Gefahren — denen der Dichter ausgesetzt zu sein vorgiebt — könnte lauten:

Ein andermal reimt sich auf Excellenzen
Der Spruch: Man kann auch liberal scherwenzen,
Und in der Stube der geheimen Räthe
Bläht sich jetzt auf — der prahlte mit der Kette;
Es brächten auch die Bauern gern von dannen
Den einen und den andern Dorftyrannen;
Und als er selbst saß unter Senatoren
Versteckte er den Reim — der „Midasohren"!
Gar fad und abgeschmackt ist sie gewesen,
Die Prahlerei, ob sein der Kerker harrte,
Gemächlich konnt' er sitzen, schreiben, lesen,
Ganz unbesorgt im Schloß zum Thurn am Harte;*)

*) Name seines Sommerschlosses in Krain.

Dem Grafen sah man vieles durch die Finger,
Was einem andren freilich nicht erlaubt war;
Gefahrlos prahlte er mit Haft und Zwinger,
Obwohl der Freiheit er niemals beraubt war.
Er konnte Zehent, Steuern, jede Zahlung
Zu Thurn am Hart gemüthlich einkassiren,
Er war ganz sicher vor dem Inhaftiren
Das Kettenrasseln — pure Dichterprahlung.

4. Wie der reimende Quixote einen alten Leuchtthurm für einen Zwinger hält, sich bei seinem Windmühlenkampf gegen Tyrannen ganz wohl geschehen läßt, eben so heldenmüthig als gefahrlos über Klöster schimpft und sich Voltaire zum Muster nimmt.

„Und als der Dichter endlich gewahr wird, daß er sich in ganz unnütze Kosten und Wuth versetzt und (echt Donquixotisch) einen alten Leuchtthurm für einen Zwinger angesehen hat, kommt er auf einige Augenblicke zur Besinnung und gesteht":

„So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen,
Mir dünkt's gar wohl, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen!" —

Wir sehen, wie schonend dieser gute Herr mit seinem armen, eigenen Herzen umgeht, er schont sich immer um so mehr je mehr er in seinen Lebenskreis nach allen Seiten hin herumkratzt und herumbeißt und herumheult. Drastischer und wahrer hätte er sagen sollen:

Es ist erlogen alles mit dem Zwinger
Und mit dem Dulden vieler bittrer Schmerzen,
Denn meine Reime sind wie Cirkusspringer,
Sie purzeln nur in meinem eignen Herzen!

(Hist. polit. Blätter:) „Doch ein Dichter mag sich stellen wie er will, er wird immer das, was im Grunde alle Stellung bedingt: sein religiöses Glaubens- oder Unglaubensbekenntniß

direkt oder unwillkürlich aufweisen müssen. Und unser Dichter thut es häufig und geflissentlich! Wir wollen daher versuchen den zeitgemäßen Wirrwarr, dem er in dieser Hinsicht verfallen, nach seinen eigenen Worten in ein möglichst übersichtliches System zu bringen. Da ist es denn zunächst wieder und immer wieder jener Haß, der mit wahrem Zerstörungsjubel den Fels der Kirche zu unterminiren und durch die Dampfkraft der modernen Bildung in die leere, pantheistische Luft zu sprengen trachtet. Der Krieg wird durch ein Vorpostengefecht (im Schutt) gegen Pfaffen und Mönche eröffnet, mit dem schon seit Blumauer und Langbein üblichen Feldgeschrei:

„Ei, getrost, zum Chor ist's eben
Vom Harem nicht allzuweit;
Mönch und Sultan, beide leben
Im bequemen Faltenkleid!"

„Zu Urkund dessen werden uns darauf einzelne Klosterbilder vorgeführt: ein alter Pater, der wie ein zu den Deutschkirchlern desertirter junger Kaplan, während er eines ‚lockig Mädchen' Beicht hört, von des losen Cupido's Pfeil getroffen wird; ein dickbäuchiges Weinfaß im Klosterkeller als Abt, den andern zurufend: wer ist von euch gleich mir so voll des Geistes!*) ein Mönch, welcher wahrscheinlich aus ähnlicher Ascetik allem Heiligen flucht" u. s. w.

„Ja selbst der letzte geistliche Beistand, den „der Pfaff" einem Sterbenden gewährt, ist nur ein unnützer eitler Gaukerruhm, denn": (dichtet Grün)

„Ein Sterbender ist gar ein Sanfter, Milder,
Muß viel — wird Euch sich auch gefallen lassen
Und gleichen Sinns, Sterbkerze, Heiligenbilder,
Den Kuhschwanz auch nach Inderweise fassen".

*) Man sieht hier die selbstgefällige Zufriedenheit des Dichters mit seinen eigenen Witzen. — Er war so glücklich jeden gemeinen Hohn für einen feinen Witz zu halten.

So weit die Hist. polit. Blätter. Wir wollen absehen von der Blasphemie, mit welcher hier gegenüber Katholiken und positiv gläubigen Protestanten, der Ernst des Hintretens der abscheidenden Seele vor das Gericht Gottes behandelt wird, wir machen nur auf die Brutalität aufmerksam, mit welcher der Kuhschwanz der Inder mit der Sterbekerze und den Heiligenbildern auf das gleiche Niveau gestellt wird. Im verunglückten Streben einen Witz zu Stande zu bringen, erwischt der Dichter den Kuhschwanz der Inder, um sich vor Voltairianern und Talmudisten den Ruf eines Witzkopfes zu erringen. Aber auch diesen Witz hat Grün dem Voltaire entfremdet — und publicirt ihn ohne Angabe des stallduftigen Fundortes.

Als Voltaires Genosse Wagnier außer sich war über die heuchlerischen Zugeständnisse, welche Voltaire an die Infame (die Kirche) machte, erwiderte ihm Voltaire: „Je nun, Sie wissen ja, wie es hier zu Lande geht, man muß ein wenig heulen mit den Wölfen, und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, wollt' ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben" (Voltaire von Kreiten, 2. Auflage, Herder 1855. S. 53).

Diesem Diebstahl gebührt folgende Anerkennung:

Selbst vom Kuhschwanz-Witze der Inder
Ist er der Dieb und nicht der Erfinder.
Er hat ihn gestohlen dem alten Voltaire
Und zeigt ihn als Originalwitz umher;
Nun bleibt nur der Schmutz vom gestohlenen Stück
Als Andenken an seiner Hand zurück.

Wir werden uns die Freiheit nehmen, noch eklatantere Witz- und Gedankendiebstähle zu berichten, in deren kühner Verübung wir den immer in sittlicher Entrüstung arbeitenden Dichter bei der Hand in der Tasche erwischt haben.

5. Wie dem frivolen Freiheitssänger beim Herankommen des Todes dieses Witzmachen total vergangen ist.

Wir werden am Ende einen Originalbericht über das Hinscheiden Grüns in Gratz bringen, aus dem zu ersehen ist, wie

dem Dichter in der fürchterlichen Angst vor dem Sterben der Kuhschwanz-Witz keinen Trost gewährt hat, den er im Uebermuth der Gesundheit und im Hochgefühle der Possenreißerei losgelassen, denn dieser blöde Hohn und Dumme-Bubenwitz konnte ihm, als die Schrecken des Todes über ihn kamen, keinen erfreulichen Rückblick auf sein sängerliches Wirken bereitet haben.

Was wir hier vorbringen ist zur Lehre für die Lebendigen, daß sie sich von ähnlichen Aposteln einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Gottlosigkeit nicht bethören lassen — der Seele des armen in Verzweiflung hingestorbenen Dichters möge der barmherzige Gott gnädig sein; unser Urtheil trifft seinen daliegenden, fortdauernden Bubenhohn, den wir mit der verdienten Signatur kennzeichnen, wir wiederholen: bei ähnlichen Ergüssen der Frivolität ist auch die Aesthetik zu Ende. Aehnliche Witze sind würdig in einer Strafkolonie von eingesperrten Gaunern producirt und bewundert zu werden.

Die Hist. polit. Blätter berichten über ihn weiter:

„Endlich wird uns auch noch die außerordentliche Entdeckung mitgetheilt, daß bisher nur der Priesterstolz die Welt, gleich Puppen im Marionettenspiel an seinem Drahte gelenkt habe. Aber die Welt ist, den Göttern sei Dank, jetzt klüger geworden; er beschreibt das abermals gar schnurrig":

„Schon soll der Draht gen Himmel Christum tragen,
Wohl hungert's längst des Puppenspielers Magen;
Da wandelt Satan in Gestalt des Schenken
Mit Wein und Würsten zwischen Bühn' und Bänken.

Die Hand ließ Christum aus den Wolken fallen,
Rasch in die Schüssel griffen ihre Krallen!
Das Auferstehungsfest des Himmelsfürsten
Ach wurde so zur Himmelfahrt von Würsten.

Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Aepfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspieles tragisch Ende,
Ein Puppenspieler berge gut die Hände.

Ob wir aufs neu' auch Sonn und Mond polirten,
Neu Evens Baum mit goldner Frucht staffirten,
Aus bleibt das Volk, leer stehn des Saales Wände,
Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände". —

Wenn man diese Anschauungen und Aeußerungen über Klöster, Kirche, Sündenfall und Erlösung aus dem rhythmischen Klingklang der Reime herauslöst, so können dieselben ebenso gut innerhalb der schmutzigen Mauern in Criminalgebäuden, Zucht- und Gefängnißhäusern vernommen werden; Graf Auersperg darf sich in seiner Eigenschaft als nobler Aristokrat — weder auf diese Gesinnung noch auf die Form der Aeußerung derselben etwas einbilden. Wir wollen den schnurrigen Einfällen ein wohlverdientes Echo entgegenschallen lassen:

Ein Puppenspiel sind die Prophetenworte
Und die Apostel eine Schaar Betrüger,
Nur Auersperg, der ist des Wahns Besieger,
Der öffnet uns die neue Weisheitspforte.

Er hat das ganze „Puppenspiel" zerschlagen,
Die Pfaffen haben all das Zeug erfunden
Von Wahnwitz war die halbe Welt entzunden
Und Auersperg löst alle Lebensfragen.

Er naht als Freiheitssänger mit den „Würsten"
Und wirft dieselben in die Gauklerbude,
Auch schimpfen kann er wie ein Talmudjude;
Er labt die Welt, sonst müßte sie verdürsten.

Der Sündenfall ist eine leere Fabel,
Der Auersperg, das ist der Sündenreine,
Er ziert sich selber mit dem Heiligenscheine,
Sein Hochmuth ist zu alledem capabel.

Er schnaubt der Weisheit Dampf aus seinen Nüstern
Die Menschheit blickt auf ihn mit Ehrfurchtsschauern
Nur auf der Herrschaft, seine armen Bauern
Hört man bedenklich zu einander flüstern.

Das kostet nichts — in Wien mit „Freiheit" lärmen,
Warum hat er die Robot nicht erlassen?
Es strömt der Gaben Gold in seine Kassen,
Nur schweigend dürfen sich die Bauern härmen:

Im Diesseits ist es uns nicht gut gegangen,
Nun will er uns auch noch das Jenseits rauben,
Wir haben doch geduldet nur im Glauben
Und möchten auch fürs Diesseits was verlangen.

6. Grüns bedenkliche Ansichten, und was er sich in seiner confusen Phantasie für eine Zukunftskirche zusammenconstruirt.

Die Hist. polit. Blätter bemerken zum Auersperg'schen Excurs: „Es sei da nicht Raum noch Ort, die innere Nothwendigkeit der Klöster und vielleicht gerade für unsere Zeit zu erörtern. Aber wir fragen nicht ohne Erstaunen: hat denn der Autor (Grün) gar keine Ahnung von der historischen Bedeutung dieser Anstalten? kann insbesondere ein Dichter jemals gegen die Großartigkeit der Idee der Klöster sich verschließen und diese Idee der Gemeinheit zum willkommenen Fraße hinwerfen?"

Wir unterbrechen hier auf einen Moment den Bericht der Hist. polit. Blätter und bemerken, daß Auersperg noch vor seinem Heimgang in einer Parlamentsrede (wie wir es aus einem Artikel des „Vaterland" nachweisen), auf den Beifall der Unwissenheit und Gemeinheit speculirt hat.

Er löscht des Ruhmes Durst auch aus der Pfütze,
Das Lob war ihm von jeder Seite Wonne,
Und — geht es nicht mit seiner Grafenkrone,
So setzt er auf die Jacobinermütze.

Die Hist. polit. Blätter ferner: „Es ist allerdings hier eben nicht mehr die Blumauer-Langbeinische Roheit, die immer vor Lachen bersten wollte. Aber die alte Frivolität wird nur um so widerlicher, wenn sie jungdeutsche Prätensionen von Philosophie und heroischer Tugend macht".

„Nachdem also der Fels auf diese Weise vom Schaume des Zeitgeistes gehörig beleckt und unterwaschen, eine Klammer des alten

Baues nach der andern herausgenommen oder verschoben worden, geht es nun frisch ans eigentliche Schuttmachen und Abtragen des Münsters von oben herab. So wird im „letzten Ritter" von Kaiser Max gerühmt":

„Nicht bateſt Du um die Krone zu Rom nach altem Brauch —
Ha, ſollten Cedern ſtützen der Pfaffenkäpplein Strauch?
Du haſt den Blick nach oben, ſie ſelbſt aufs Haupt gepreßt,
Der Himmel ſprach den Segen, und ſie ſtand ſchön und feſt.

Doch Biſchof Roms — feſt halte die eigne Tiare am Haupt;
Denn ſieh, ſchon toſt der Windſtoß, der ſie gar leicht Dir raubt.
In Staub wird er ſie rollen — nicht fern iſt mehr die Zeit —
Und dem verlorenen Hütlein nachläuft die Heiligkeit.

O Max, Dir hieß nicht Ketzer, der Mann aus Sachſenland,
Der derbe Ritter der Wahrheit, der Held im Mönchsgewand,
Der kühn aus Romas Frohne befreit der Chriſten Herr,
Der Tod iſt Papſt uns allen — unfehlbar iſt nur der".

Und an einer anderen Stelle heißt es wieder:

„Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geiſt wird Kämpfer ſein,
Ein ſchlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom.
Da bebt auf altem Thronſitz der Mönche Fürſt zu Rom
Ein neues Rom ſteigt herrlich in Deutſchlands Gau empor
Da wacht mit Lichteswaffen der heilgen Streiter Chor
An ſeinen Pforten möge der Spruch der Weiſen ſtehn:
Iſt's Gottes Werk, wird's bleiben, wo nicht, ſelbſt untergehn".

Auersperg denkt nicht über die Naſe hinaus. Martin Luther würde ihm geholfen haben — wenn er das Ziel und Ende von Schutt geleſen hätte: wo das Heil der Menſchheit im Verſchwinden und gänzlichen Vergeſſen des Kreuzes von der Erde proklamirt wird. Die Hiſt. pol. Blätter ſagen über die obigen Verſe:

„Dieſe Prophezeiungen des Dichters ſcheinen indeſſen nicht recht in Erfüllung gehen zu wollen, weder die von der im Staub kollernden Tiara, noch die von dem herrlichen Dom in Deutſchland; der Dichter müßte denn etwa den luftigen Dom meinen,

an dem der Streiterchor der Lichtfreunde wacht.*) Jedenfalls aber drängt sich — wenn man in dieser allgemeinen Confusion überhaupt noch fragen, oder sich über etwas verwundern darf — hier die Frage auf: wie ein Katholik eine so absonderliche Passion für das Verlieren der Tiara und für den Lutherdom hegen, oder, wenn er nun einmal diese Begeisterung hat, sich noch einen Katholiken nennen kann"!

7. Wie es ihm an Consequenz in seinem Denken gefehlt, und er das Glück der Menschheit in jene schöne Zukunft versetzt, in der die Menschheit das Kreuz total vergessen hat und die Religion des Kreuzes untergegangen ist.

Von dem, trotz seiner poetischen Begabung, höchst logikarmen, ja confusen Kopf dieses Dichters eine Consequenz verlangen, das giebt's nicht! Ist er doch in Thurn am Hart den Bauern (d. h. sich zu lieb) an Sonntagen im katholischen Gottesdienst erschienen; ganz nach jenem schönen Brauch, welchen wir im Motto zu den „Keilschriften" in Anbetracht der Herren, die von ihren Unterthanen gelebt haben und leben — geschildert haben, wie folgt:

Das Kreuz, das einst der Heiland — an einem Stricke trug,
Das ist Dir sehr zuwider und dünkt Dir nur als Lug;
Doch Dein wattirter Busen ist Dein Calvarienberg,
Da hängst Du selbst am Kreuzlein, Du eingeschrumpfter Zwerg.
Daß sich das Volk hält stille — mitunter etwas glaubt,
Das dünkt Euch gar nicht übel, Ihr findet es erlaubt;
So bleibt Ihr unbehelligt in Eurem Saus und Braus,
Fürs Volk ist gut der Glauben — wir aber sind drüber hinaus.

*) Das wurde eben 1847 geschrieben, wo es in Norddeutschland noch „Lichtfreunde" gab:

Sie haben leeres Stroh gedroschen,
Das Lichtmeer ist schon lang erloschen
Und nicht mehr brennt auch Eine Fackel
Und ganz verstummt — ist ihr Orakel.

Dieſer fatale „Biſchof von Rom“ macht dem Dichter beſondere Schmerzen. Es wird doch ſo fortgehen wie bisher, trotz allen Propheten, die dem Biſchof von Rom den Untergang prophezeit haben. Wenn einem die Tiare vom Haupte fällt, ſo wird ſie immer wieder einem legitimen Nachfolger aufs Haupt geſetzt werden.

Auersperg hätte lieber in ſeinem Intereſſe in die Zukunft ſeines Namensträgers blicken ſollen — dieſe Zukunft war ihm aber total verſchloſſen! Hätte er vorausgeſehen, wie ſeine Grafenkrone mit ſammt dem ſehr reichen Beſitz dazu, den er ſelbſt nach Bauernfeld als „ſtrenger und tüchtiger Haushälter“ zuſammen geſpart, ſeinem einzigen Erben in kürzeſter Zeit vom Haupte fallen wird, und wie dieſer in heiterer Laune vor einer Abreiſe nach Italien ein Teſtament machen wird, nach dem das reiche Erbe auf durchwegs der Familie Auersperg fremde Namen, übergehen ſoll — ſo wäre dem Dichter ſicher der Spott und Hohn über die Tiara des Papſtes und die Prophezeiung über den Untergang dieſer Tiara im Halſe oder in der Feder ſtecken geblieben — der Menſch ſammelt und weiß nicht für wen!

Die Hiſt. polit. Blätter:

„Bisher hat jedoch unſer Autor mehr oder minder nur erſt an dem äußeren Bau der Kirche gerüttelt; jetzt wendet er ſich ſchon gründlicher gegen das innere Heiligthum ſelbſt. In den 4. Romanzen-Cyklus ſeines Schuttes: ‚Fünf Oſtern‘ erzählt nämlich der Dichter die Geſchichte Jeruſalems und des heiligen Landes ſeit Chriſtus: zunächſt die Zerſtörung und den Fall Zions durch Titus; dann die Wiederaufrichtung des Kreuzes auf den Trümmern, bei welcher günſtigen Gelegenheit natürlicherweiſe die große Völkerſtrömung der Kreuzzüge von dem kosmopolitiſchen Standpunkte einer zärtlichen Bruderliebe zu einer höchſt bedauerlichen Aufwallung des rohen Mittelalters reformirt, und ungefähr dem Gebahren des Titus gleichgeſtellt wird. In der letzten Romanze aber, wo der Dichter — Seher vorgreifend ein künftiges Oſtern darſtellt, ſind plötzlich die „alten Greuel, der Krieg und Knechtſinn und des Luges Brut“ von einem übermäßigen Frühling überwachſen und

überblüht, da ist nichts als Jauchzen, Funkeln, Glänzen und Schimmern, Städte unten und Häuser oben „kein leiser Traum des Grabs auf dem sie stehn" —. Auf Golgatha „in eines Gärtchens Mitte" wohnt ein glückseliges Liebespaar. Der Mann hat bei der Feldarbeit ein seltsames Gebild von Stein gefunden, er zeigt es verwundert allen Nachbarn, keiner, selbst ein uralter weiser Greis nicht — kennt es mehr — es ist ein Kreuz.*) Sie stellen das räthselhafte, ehrwürdige Alterthum vergnüglich im Garten auf":

„So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer,
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr".

8. Wie wir den Blödsinn des Dichters noch fortsetzen und ausgliedern, um ihn anschaulicher zu machen. Er wärmt einen Witz Ulrichs von Hutten auf, ohne Quellenangabe.

Wenn nun diese Hoffnung schon von manchem Leser als blöde bezeichnet werden sollte, so müssen wir den Dichter dahin vertheidigen, daß wir bekennen: es ist noch nicht der höchste Blödsinn! — Er hätte sich ja noch um einige Klafter wärtser in seinem Ballon in die Nebelwolken erheben und ungefähr so dichten können:

Dort wo das Kreuz auf Golgatha gestanden
Steht nun — befreit von Aberglaubens Banden
Ein Sommertheater, eine Bretterbude
Und aufgeführt wird Lessings weiser Jude;
Und viele Juden, viele Türken kommen
Aus Süd und Nord — und übers Meer geschwommen;
Der Teufel ist besiegt, der dumme Satan
Und in Jerusalem herrscht jetzt der weise Nathan!

*) Wenn es ein getaufter Dichter in seinem Haß gegen das Kreuz schon so weit gebracht hat, daß er selbst das historische Andenken an das Kreuz aus der Weltgeschichte verschwinden läßt, da kann man doch sagen: Das ist schon ein wahres Kreuz!

So bringt es die Verzücktheit — am Ende zur Verrücktheit. Und was kommt an die Stelle des vernichteten Christenthums? Die Hist. polit. Blätter weiter:

„Mit einem Wort, und das ist des Pudels Kern — aus dem endlichen Schutte des Christenthums erhebt sich glorreich eine ungeheure Heiterkeit, eine ganz neue geläuterte Religion der Liebe, deren Ausbruche, wie es scheint, eben nur das verwunderliche Kreuz bisher hinderlich gewesen. Der Dichter ist dann auch im Epilog ganz außer sich vor Freude über dieses glückliche Changement":

„Wie zu Worms der Reben Kette — Um den Dom der Lieben Frau — Reich sich rankte, an der Stätte — Der verbrannten Klosterbaue — Wäre Ahnung wem geworden, — Daß einst gaukelnd um die Grüfte — Bärt'ger Kapuzinerhorden — Solch ein lieblich Träumen düfte! — Freunde laßt uns lagern drunter — In dem grünen Dom der Zecher — Keltert an den Trauben munter — In die tiefen goldnen Becher — Und es werden selbst die Frommen — Traun uns nicht zu schelten taugen — Da durch Christi Thrän' entglommen — Milch der Lieben Frau wir saugen".

Grün konnte hier nicht an dem Witze des auch von ehrenhaften Protestanten als „Lumpen" und „Räuber" bezeichneten Ritters von Hutten (siehe Wolfgang Menzel) vorübergehen, der in seinen Briefen der „Dunkelmänner" einen Klosterbruder über den Vesuvwein (Lacrymae Christi) schreiben läßt: „O hätte doch auch bei uns Christus so geweint". Seit drei Jahrhunderten hat dieser Witz bei allen halbwegs klassisch angehauchten Vesuvbesteigern und Lacrymaetrinkern — sich alle möglichen Variationen gefallen lassen. Endlich kommt er abgebraucht und verknittert in die Hände des Witzboldes Grün. Es freut ihn, daß die Kapuzinerhorden vertrieben sind, und an der Schuttstelle des Klosters ein guter Wein wächst, „Liebfrauenmilch" genannt, und dieser Name, meint er, wird hinreichen, daß kein „Frommer" es wagt einen Zecher im „Saugen" dieses Weines zu stören. Ob die Bauern des gnädigen Herrn vielleicht den von ihnen getrunkenen Wein im Andenken an ihren gemüthlichen Clan

Liebherrnwein genannt haben? Wenn ihnen auch „die Milch der frommen Denkungsart“ (nach Wilhelm Tell) gerade nicht in Drachengift verwandelt worden ist, so ist diese Milch doch sicher sauer geworden! Nie hat sich der Clan während seines Lebens über diese ihm oft vorgehaltene saure Milch aufzuhalten gewagt, auch nie hat dieselbe sein dienstfertiger Gewandausklopfer und Fleckausbringer öffentlich in Abrede gestellt. Erst nach Auerspergs Tod wirft er eine alte (mit künstlichem Rost) überzogene Hacke auf den „Ultramontanen“, als ob dieser zuerst und allein die Mär von der Liebe der Unterthanen zu ihrem Gutsbesitzer in die Welt geworfen hätte, und das geschieht vorsichtig in einem norddeutschen Blatte, daß man dem Veröffentlicher in Oesterreich nicht an den Kragen gehen kann. Die Hist. polit. Blätter bemerken noch zu dieser mit poetischem Fusel gepanschten Liebfrauenmilch:

„Wohl bekomm's ihnen (den trinkenden Freunden des Anastasius Grün), nur erinnert dieser Becherklang gar zu sehr an die weinseligen Liebesmahle der ehrwürdigen Brüder (M. M.) bei ihren Johannisdiners“.

Auf diesen Lacrimä-Witz hat sich Grün sehr viel zu Gute gethan. Auch im „Pfaff von Kahlenberg“ giebt er denselben zu genießen fast in derselben Form:

„Dort ist ein Krug mit dunklem Wein — Man sollt ihn kaum so lieblich wähnen — Sein Name mahnt an blut'ge Thränen — Lacrymä Christi, blutiger Schein! — — Doch Zechern soll er Mahnung sein — Daß unsers Lebens vollste Welle — Oft nur aus fremden Thränen quelle. — Den Krug entsiegelt Wiegand zart — Grab aus vesuvischem Opfergrabe — O wälscher Winzer uns zur Labe — Manch Thränenfläschchen solcher Art — —“

Echo: Zum zweiten Male sehen wir hier pumpen — Einen Witz von dem alten Lumpen — Vom Ritter Udalrich von Hutten — Dem Feinde aller Pfaffen und Kutten, — Dem stiehlt der Auersperg den Thränenwitz — Und giebt ihn aus für seinen schönen Witz, — Ach, wer hätt' es denn geglaubt — Daß ein Raubritter den andern beraubt — Hier könnte Hutten seh'n ver-

wundert — Seinen Witz zurückdatirt um zwei Jahrhundert — Das ist eben poetische Erlaubniß — Gegenseitige Gedankenberaubniß.

9. Wie er sich seine neue Religion sehr vertrauensselig ausmalt — das Komische in seinem Ueberschwang.

Hist. polit. Blätter: „Fragen wir aber nun, wie billig, etwas näher nach der eigentlichen Beschaffenheit jener neuen Religion, die sich über diesem Schutte der Kirche erheben soll, so erblicken wir mit gerechtem Befremden mitten in dem Reben- und Rosen-Dorado wieder nur das alte Nicolaische Pantheon"

„Das aufgethan zu jener Eifrer Spott,
Den Göttern allen in dem Einen Gott"

eine Art von antidiluvianischem Naturgottesdienst:

„Zerfetzt ist das Panier, drum Ihr Euch reiht!
Zu Meß' und Predigt kein Kaplan bereit!
Fahn' ist ja jeder Baum im Vaterland,
Gott selbst hat ihm gestickt das Fahnenband.

In unsichtbarer Priesterhand erhöht
Schwebt hoch vom blauen Baldachin umweht
Die Sonne durch der Wolken Opferduft,
Der Lieb' und Freiheit Hostie in der Luft.

Ist eines Sonnenstrahles stiller Flug
Ins Menschenherz nicht Priesterweihe genug?"

eine Vornehmthuerei, die ihr eigenes stolzes Wohlbehagen für Andacht giebt, und endlich ganz im modernen Pantheismus zerfließt:

„Ich aber weiß, des Daseins Ring, der helle,
Er ist in einem ungeheuren Bogen
Durch Stern und Baum, durch Rosen, Sonnenbälle,
Durch Menschenherz und Engelsbrust gezogen.

Und nur ein Theil von mir wird eingegruftet,
Ein Theil von mir wird fort sein Dasein leben
Ein Theil von mir ist's, was in Rosen duftet,
In Sonnen flammt und grünt in Palm' und Reben".

Der Ruhm der poetisch angehauchten Pantheisten hat ihn hier nicht ruhen lassen; er hat's ihnen noch zuvorthun wollen und was er alles weiß — nur das weiß er nicht, daß er viel mehr nicht weiß — als das ist, was er weiß! Wir wollen seine Poesie in Consequenzen fortsetzen:

Ich aber weiß des Dichters Flug, der schnelle,
Er ist in einem ungeheuren Bogen
Im Faschingszug durch manche Maskenbälle,
Ins Irrenhaus des Größenwahns gezogen.

In Rosen, meint er, wird er einstens duften,
In Sonnen flammen und in Palmen schwanken
Und nur ein Theil von ihm wird sich „vergruften",
Das, meint er, sind Originalgedanken.

Da hat er vom Stoffwechsel was gelesen
Und in „Chemie" hineingesteckt die Nasen,
Verduften nennt er das, was ist: verwesen,
Wenn ihm das Lebenslicht wird ausgeblasen.

Es soll an die Materie sich verdingen
Die Poesie, was soll das heißen?
Das heißt doch nur: die Himmelstochter zwingen,
Sie soll den Schofel der Chemie verschleißen.

10. Freiheitdichten und Pfaffenhetzen sind für die Stadt gut — bei den Bauern aber — des guten Beispiels und anzuhoffenden geduldigen Steuerzahlens wegen ist der Kirchenbesuch angezeigt.

Der Dichter ist in den Pantheismus herabgesunken und kraft dieses Alleins nimmt denn auch dieser religiöse Communismus dereinst ohne weiteres Besitz vom Himmelreich, nicht betend, sondern trotzig rechtend:

„Und Dein Fuß, er wird nicht wanken, — Schreiten wirst Du fest und grad — Nicht wie einer, der zu danken — Nein, wie der zu fordern naht! — Wie im Fürstensaal der Arme — Stolzen Augs es rings erblickt — Daß mit seinem Schweiß und Harme — Sich die Majestät hier schmückt".

Welch ein Glück für den Herrschaftsbesitzer, daß seine Bauern nicht die Werke ihres gnädigen Herrn gelesen haben! Der gnädige Herr war so vorsichtig, daß er sein keckes Hinschreiten vor jenes Phantom, das er sich selber als Gott vorphantasirte, nicht auch seinen Bauern notificirt hat.

Die Bauern hätten diese alberne Frechheit ja dann auch ihm gegenüber nachahmen und sich gegenseitig sagen können: „Nun der Herr Graf kommt wohl gleich nach unserm Herrgott, aber selber ist er es doch noch nicht; warum sollten wir nun ihm gegenüber es nicht akkurat so machen, wie er es gegenüber unserm Herrgott macht?

Der Graf hat es zum Theile auch seinem Sancho Pansa und den herausfordernden Tölpeleien desselben zu danken, daß man das Lese-Publikum auf des Grafen Pfiffe aufmerksam macht. Man muß bei seinem offen erklärten Pantheismus und dem entschiedenen Haß gegen alle Grunddogmen der Kirche und des Christenthums doch nachforschen — was ihn zu seinen offenen Andachtsübungen an Sonntagen, den Bauern gegenüber, bestimmt hat? Es hat sich hier offenbar um das Produciren eines guten Beispiels gehandelt — daß diese Bauern, wenn schon nicht dem Gutsherrn zu Liebe, doch Gott zu Liebe ihre verfluchte Schuldigkeit thun, und ihre Abgaben und Robot geduldig zahlen und verrichten. Es wäre sehr gefährlich ihnen die Hoffnung aufs Jenseits wegzudisputiren — weil sie dann mit dem harten Leben im Diesseits doch nicht zufrieden sein könnten.

Dem „gebildeten Publikum“ und dem „19. Jahrhundert“ zu Gefallen kann man sich das Renommée eines hoch aufgeklärten Herrgottskrakehlers verschaffen, aber den bäuerlichen Unterthanen gegenüber darf man den Teufel der Krakehlerei nicht an die Wand malen. Wir wiederholen: Diese Enthüllungen über die Gegensätze im Leben und Dichten des Grün hat dieser auch seinem guten Freunde, dem Edlen von Bauernfeld zu verdanken. (Der Hofnarr Otto des Fröhlichen hat wegen seiner Brutalität und Bauernfeindschaft den Namen: der Bauernfeind

bekommen; der Ruhm dieſes Mannes hat ſich durch Jahrhunderte fortererbt, ſein Grabmal und ſein darauf liegendes Steinbild iſt noch beim hintern Eingang der Epiſtelſeite an der Stefanskirche zu Wien zu ſehen.)

Die ſchöne Strophe Grüns vom „Fürſtenſaal" auf Grüns Bauern angewendet müßte lauten:

Wenn im Grafenſaal der Bauer
Düſtern Augs es rings erblickt,
Was ihm vom Verdienſte ſauer
Hat der Gutsherr abgezwickt,
Alles in Geſetzes Grenzen,
Alles nach dem Summum jus,
Das man oft nach alten Sentenzen
Als Summa injuria ſchelten muß.

Der Graf Auersperg iſt nicht nur in der Wuth gegen die Kirche — er iſt auch im Leben ein Nachahmer des edlen Voltaire geweſen (nach Strauß war Voltaire edel, nach Friedrich II. ein Schuft). Wir würden es nicht wagen dem großen Voltaire dieſen Namen zu geben. Nachdem aber Friedrich II., der unnachſichtige Durchſchauer und Beurtheiler ſeines Hofſtaates, dem Voltaire in vollſter Anerkennung ſeiner Verdienſte dieſen Titel taxfrei und ohne Diplom, aber aus tiefſtem Herzensgrunde verliehen hat, ſo iſt's ſchwer dem Dichter ihn vorzuenthalten. Voltaire hat aus denſelben Gründen, aus denen Auersperg am Sonntag die Kirche beſuchte — den Bauern ſeines Gutes in der Kirche eine eigene erbauliche Anrede bezugs der ihm ſchuldigen Abgaben gehalten, wobei er unſern Herrgott als eine Art Steuer-Büttel ſehr gnädig anzuerkennen und zu benützen, beſtrebt geweſen iſt.

11. Schimpft über Könige. Macht ſich eine neue Prieſterweihe als Sakramentserfinder. Der Graf und ſein Sancho unter Menſchenfreſſern.

Im letzten Ritter ſchimpft Grün über die Könige, an Kaiſer Maximilians Wiege, der „Thron braucht viele Gräber zu

ſeinem Fundament", des „Volkes Blut muß den Purpur färben", „die ganze Menſchheit iſt krank, an Königen leidet ſie" —. Später geht es über den Papſt los, und da wird Maximilian gelobt als ſtolze Zeder — „die ſich nicht auf den Pfaffenkäpleinſtrauch zu ſtützen braucht, er hat den Blick nach oben — ſich die Krone ſelbſt aufs Haupt gepreßt, der Himmel ſprach den Segen, und ſie ſtand ſchön und feſt" — Frage: Wie kommt denn jetzt auf einmal der Himmel dazu ſeinen Segen über einen König zu ſprechen, der viele Gräber zu ſeinem Throne braucht, der ein Auswuchs, ein Geſchwür, eine Krankheit am Leibe der Menſchheit iſt? „die ganze Menſchheit iſt krank, an Königen leidet ſie". Freilich, Conſequenz, Logik im Dichten und im Leben darf man bei dieſer Menſchen- und Dichterklaſſe nicht ſuchen, darüber ſind ſie hinaus! An Wochentagen am Schreibpult läßt Auersperg das Kreuz in dem Gedächtniſſe der ganzen Menſchheit mit ſeinem Seherblick von Thurm am Hart (ach, was für ein Epithethon gebührt dieſem Thurm!) ſo verſchwinden, daß in Jeruſalem ein paar glückliche junge Eheleute in ihrer Hütte auf Golgatha wohnen und kein Menſch mehr weiß, was ein ausgegrabenes Kreuz einmal für eine Bedeutung gehabt hat, dann lobt er den Luther über den grünen Klee — er ſtrebt nach der Bewunderung der ganzen nord- und ſüddeutſchen hochaufgeklärten Leſer; an Sonntagen geht er in die katholiſche Kirche — er braucht eben Bauern mit ſo viel Religion, daß ſie in Geduld ihre Abgaben entrichten.

Anders iſt das Dichten, anders iſt das Trachten,
Man ſoll doch die Gefühle der dummen Bauern achten;
Darum muß man am Sonntag ein gutes Beiſpiel geben
Und ſeine Hände bisweilen auch zum Gebet erheben.
Dafür kann man am Schreibpult und an den Wochentagen
Ueber unſern Herrgott allerhand Unſinn ſagen;

Da darf man von ihm nur fordern, man hat ihm nichts zu danken,
Das ist der Wochenglaube — der muß am Sonntag wanken;
Da wird den Bauern zu Liebe ein wenig fromm gethan,
Das giebt ein gutes Beispiel dem armen Unterthan.

Es wird einem fast übel, wenn man den Herrn sich an Sonntagen in der Kirche denkt — im gräflichen Oratorium scheinbar ins Gebet versenkt; und an Wochentagen proklamirt er seine Hottentotten-Religion — die gar nichts braucht als den Sonnenschein — An Sonntagen Meß und Predigt, an Wochentagen ist „das Panier zerfetzt" (das „Panier des Kreuzes"), um was Ihr (Ihr dummen Bauern) Euch auch reiht, da ist „zu Meß und Predigt kein Kaplan bereit, da ist jeder Baum eine Fahne im Vaterland" —.

Was sind denn dann die Bäume, die nicht so glücklich waren im Vaterland zu wachsen? Das sind dann keine Fahnen, und „Gott selbst hat dem Baum das Fahnenband gestickt" —.

Wir sind schon in vielen Wäldern gewesen, aber ein Baum, für den unser Herrgott (wie ein sentimentales Burgfräulein für ein ganzes Regiment — oder die Tochter eines Kleinstädters für die Feuerwehr oder die Turner ihres Krähwinkels) ein Fahnenband gestickt hätte, ist uns noch nicht vorgekommen.

Oefter giebt es gar keinen Gott bei Auersperg, denn wenn er stirbt (schreibt er) so bekommt ein Theil von ihm die Erde, ein Theil wird in Rosen duften (sehr verwendbar für die Parfümeure der Königin von England, London Oxfordstreet, Price et Gosnell), ein anderer in Sonnen flammen (versteht sich als Phosphor; was wird die Sonne an intensivem Licht gewinnen, wenn Auersperg seine Phosphorsteuer an dieses Himmelsgestirn entrichtet hat) und ein Theil wird in Palmen und Reben grünen! Es ist merkwürdig wie der Dichter seine Grundstoffe mit sehr hochgeborenem Genie an lauter noble Pflanzen austheilt: Rosen, Palmen, Reben! Warum nicht auch an Schnittling, Brennessel, Flöhkraut oder pirethrum caucasium, die vielgesuchte Pflanze, aus welcher das Wanzenpulver bereitet wird!

Wer hat das Recht testamentarisch über die Verduftung seiner Urstoffe im Weltall zu verfügen?

Der sparsame Mensch weiß nicht einmal was mit seinem Gelde nach seinem Tode geschieht — viel weniger kann er über die Verdunstung seines irdischen Antheils ein haltbares Codicill abfassen!

Man könnte alle diese Extravaganzen als Poesie hingehen lassen, wenn sich der Dichter nicht anderwärts geradewegs in eine erheuchelte Aufklärungsmanie hineintrotzen würde.

Wir werden diese Manie auch als eine Heuchelei durch ein Argumentum ad hominem nachweisen. Mit welcher Religion, mit welchem Priesterthum erklärt sich der Dichter vollkommen zufrieden!

„Der Lieb' und Freiheit Hostie schwebt hoch vom blauen Baldachin, umweht durch den Opferduft der Wolken, und eine unsichtbare Priesterhand hat sie erhöht" —.

Wem gehört aber diese Hand! Darüber giebt Auersperg keine Auskunft — er mit seinem scharfen Auge hat sie gesehen, diese Hand, den selbstbewußten Eigenthümer dieser Hand hat er aber wiederholt verleugnet! Logisch betrachtet: ist dieses Sonnenopfer, da man nicht weiß wer der Sonnenpriester ist, und nicht weiß warum die Sonne geopfert werden soll, ein poetischer Schwindel — es kommt aber noch stärker!

„Ist eines Sonnenstrahles stiller Flug
Ins Menschenherz nicht Priesterweihe genug!"

Diese Frage ist nicht nur arrogant, sie ist auch unsinnig. Welcher Leser ist so beschränkt, sich auf selbe ein Ja abnöthigen zu lassen!

„Dem Mouvement géographique (Januar 1855) zufolge giebt es am Congo noch Menschenfresser. Dieselben bringen nicht allein ihren Götzen Menschen zum Opfer dar, wie alle Völkerschaften dieser Gegend, sondern machen auch Jagd auf Menschen, um sie zu verspeisen. Der Lieutenant Coquilhat, der die in dieser Gegend gegründete Station der Assoziation leitet, berichtet

darüber, wie folgt: ‚Am letzten 16. Juni zogen die Leute des Dorfes Bukumhi auf 25 bis 30 bewaffneten Booten aus und kehrten am nächsten Tage um Mittag zurück. Eines derselben legte fünfzehn Schritte von der Station an. Man zog aus demselben eine enthauptete männliche Leiche heraus, die man in Stücke zerschnitt. Jeder begab sich in seine Wohnung, um den ihm gewordenen Theil zu kochen, den er auf einem Papier dorthin trug. Unsere Leute sahen mehrere derselben Später erfuhr ich, daß das Opfer zu Mohunga lebendig ergriffen worden war. Des Abends fand das Mahl statt, wobei ein besonderer Gesang ausgeführt wurde, den man bis dahin nicht gehört hatte'.

Eine ausführlichere Nachricht bringen die Blätter (October 1855, Weltblatt Nr. 232) aus dem Reiche des Schreckens: ‚Menschenopfer hat es vormals an vielen Orten gegeben und auch jetzt noch mögen dieselben bei barbarischen Völkern vorkommen. Nirgends aber scheinen sie in solcher Masse, mit solcher Regelmäßigkeit und mit so teuflischer Grausamkeit ausgeführt zu werden, wie in Dahome an der westafrikanischen Küste. Nach den Schilderungen des Abbés Pierre Bouche, der sich sieben Jahre an der Sklavenküste aufgehalten hat, wird die in jedem Herbste ganze Wochen hindurch täglich erfolgende Menschenschlächterei, an der sogar der König in eigener Person theilnimmt, von den Landeskindern als Religions- und Staatspflicht betrachtet. Die unglücklichen Opfer, meint man, werden im Schattenreiche zu Dienern der verstorbenen Bürger des Landes, und diesen solche Diener in großer Zahl zu verschaffen, gilt als heilige Pflicht gegenüber den Todten. Abgesehen von der Thorheit dieser Erklärung, genügt sie andererseits nicht, um die Grausamkeit, mit der man bei den Opfern zu Werke geht, die Qualen, die man den Unglücklichen vor der Hinrichtung auferlegt, und die rohe Schändung ihrer Leichen zu erklären. Die Despoten von Dahome haben es trefflich verstanden, ihr ganzes Land in steter knechtischer Furcht zu erhalten. Dem König, vor dem sich Jeder platt auf den Erdboden werfen muß, der es nicht einmal gestattet, daß über seine Handlungen gesprochen wird, der stets ein Heer von Spionen nach allen Seiten ausschickt und selbst bei Weißen durch von ihm Beauftragte für seine Rechnung stehlen läßt, der seine Beamten nicht besoldet, sondern sie auf die Aussaugung der Unterthanen anweist, ihm ist

ebenso wie den mächtigen Priestern, nur daran gelegen, das Volk in seiner Unwissenheit zu erhalten und seinen Blutdurst stets von Neuem zu erregen Alljährlich ertönt ein Kriegssignal vom königlichen Palast; dann sammeln sich die Truppen des Königs, unter ihnen die bekannten Amazonen, die, wie die Soldaten männlichen Geschlechts, meist aus den verworfensten Kreaturen bestehen, und es beginnt ein Streifzug ins Nachbarland, von dem man mit zahlreichen Gefangenen, den zukünftigen Opfern, zurückkehrt. Ein solcher Streifzug ist auch in neuester Zeit wieder gemacht worden, und zwar diesmal nach den Dörfern bei Porto-Novo, einem Orte, der unter französischem Schutz steht'".

Setzen wir nun den Fall, die beiden Großliberalen und Aufklärungsapostel — kommen mit ihrer modernen Theologie ins Congogebiet. — Wie wird es diesen Herren in Dahome ergehen?

Den fürchterlichen Gesellen daselbst sind doch tausende von Sonnenstrahlen ins Herz hineingeflogen — ein Umstand, der ihren Appetit nach Menschenfleisch weder vermindert noch entfernt hat! Die beiden Herren werden nun von den Menschenfressern, die auch eine Art Sonnenanbeter sind, zu Boden geworfen, um mit dem Schächtermesser ganz rituell auf Carbonaden zugerichtet zu werden.

Nehmen wir nun an: es existiren unter dieser Rasse einige Christen, die von einem Kapuziner- oder noch schrecklicher einem Jesuiten-Missionar bekehrt worden sind. Diese Bekehrten bringen es nun durch ihr Zureden bei ihren Stammesgenossen dahin, daß diese zwei Weißen nicht verspeist werden, was diese in Aussicht auf schmackhaftere Braten zugeben und die Christen entledigen dieselben nach der Hand ihrer Fesseln und lassen sie laufen. — Was möchten denn diese zwei Aufklärungsapostel thun, wenn sie als Gerettete dem Kapuziner oder Jesuiten vorgestellt würden? Wir halten die Beiden wenigstens für so klug, daß sie diesen „Pfaffen" nicht mit Hohn und Spott, mit Kratzen und Beißen begegnen, sondern ihnen dankbar die Hände drücken und sich denken würden:

Es ist doch gut, daß es noch eine andere Priesterweihe giebt, als die des „Sonnenstrahls ins Menschenherz", welche Auersperg'sche Priesterweihe in so delikaten Fällen, in denen der Mensch sich als Schöpsenbraten von den Wilden verspeisen lassen soll, durchaus nicht ausreicht.

12. Ein Urtheil über die österreichischen Krakehler vom Jahre 1847.

Man würde nicht fertig, wenn man alle Widersprüche, alle Verstöße gegen Logik und gesunden Menschenverstand, die vielen completen Unsinne — alles in unsäglichem Hochmuth, in widerlicher Aufgeblasenheit, in nüsternschnaubender Verachtung des dummen Volkes, das noch den positiven christlichen Glauben nicht weggeworfen — in den Schriften von Grün und Co. aufsuchen und zusammenstellen wollte.

Aber eine Anrede von 1847 her über Grün und Lenau aus den Hist. polit. Blättern (Band XX S. 399) an die beiden Dichter, als sie noch lebten, soll hier ihren geeigneten Platz finden:

„Wir sind hier absichtlich ausführlicher gewesen, weil wir wissen, daß die österreichische Dichterphalanx, die man die jungjosefinische nennen könnte, A. Grüns Erfolge überall siegesjubelnd als Standarte ihres Fortschritts vorstreckt, ohne zu bedenken, daß diese Standarte auch schon wieder ins Hintertreffen gehört, und von den rothen Mützen der Junghegelianer, Deutschkirchler und Lichtfreunde in Norddeutschland längst überflügelt worden, und daß daher die österreichische Literatur, wenn sie auf diesem Wege fortfährt, den Protestantismus nachzuahmen, aus Mangel an gründlicher Vorbildung in diesem Fache, trotz allem sauren Schweiß der angestrengtesten Aufklärung, doch immer wieder hinter der eilfertigen Zeit zurückbleiben wird. Das sind, wie jeder Kenner der letzteren einsieht, Alles nur noch blöde Versuche, halbresolute und halbschüchterne Anläufe zu den schon ganz andern Luftsprüngen jener norddeutschen Vortänzer, die über Eure weitschweifigen Complimente vor irgend einer noch sogenannten Religion der Liebe oder des Hasses mitleidig lächeln und sich keineswegs mehr scheuen, unumwunden ihre Intelligenz nicht bloß

über die positive Religion, mit der sie längst fertig geworden, sondern auch über die altfränkische Moral stellen".

„Ungeduldiger als Ihr, sind daher auch schon ganze Schmeißfliegenschwärme aus Eurer vaterländischen Poesie ausgeflogen und haben mit Jenen brüderlich halbpart machend in ausländischen Blättern ihre Brut abgesetzt".

„Was wollt Ihr demnach eigentlich? Die Poesie als solche fördern? Die Poesie ist nur der künstlichste Ausdruck der Weltansicht, eine Weltansicht aber, indem sie das Diesseits außer allem geheimnißvollen Rapport mit dem Jenseits setzt, ist trotz aller ästhetischen Anspannung eine nüchterne, verstandesbornirte, mithin durchaus prosaische! Das thut's halt nimmermehr! Oder wollt Ihr, wie es allerdings den Anschein hat, weitergreifend Eure Zeit von dem finstern Mittelalter emancipiren, die arme Menschheit vom Priesterjoche des religiösen Aberglaubens, das ihr freilich seit Jahrhunderten sehr empfindlich auf das wilde Fleisch drückt, großmüthig befreien? Macht Euch nicht überflüssige Müh! Der ungebildete Pöbel, die immer vernehmbarere heranmurmurirende Masse der Proletarier kennt Euch nicht und fragt auch nicht im mindesten nach Euch, sie haben ihren absonderlichen Fortschritt für sich. Und der gebildete Pöbel, der braucht Euch nicht, der weiß Euren Katechismus längst auswendig, und geht viel lieber bei den norddeutschen Vortänzern in die Schule. Aber hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die Ultramontanen, wie Ihr die Katholiken, d. h. die es in der That noch sind, zu nennen beliebt und auf diese ist es ohne Zweifel vorzüglich abgesehen. Nun werdet Ihr aber doch nimmermehr so gutmüthig sein und allen Ernstes meinen, diese verstockten Finsterlinge jemals durch Eure Liebes- und Freiheitshostie der Sonne*) bekehren und zufrieden stellen zu können. Oder möget Ihr Euch denn gar nicht herablassen zu merken, wie neben und trotz Euch ein großes religiöses Volksgefühl wieder wach geworden und gewaltig ringt mit der Zeit? Noch ist dieses Gefühl mächtiger als die Schreiber. Das Volk, zumal das gesunde österreichische Volk, ließ sich früher und läßt

*) Das geht auf die neue Religion, welche der Sonnenpriester Anastasius Grün, mit so viel Begeisterung der Lesewelt — aber nicht seinen Bauern — verkündigt hat.

sich jetzt seine heiligsten Güter, seine mit ihm historisch gewordene Religion nicht so leicht philosophisch über den Kopf hinweg dichten und dafür Euere ungebetene Glücklichmacherei und Schulweisheit sich aufdrängen.*)"

Der Verfasser dieses Artikels spricht nun Hoffnungen für die Zukunft aus, welche unserm Thema, das hier nur den Dichter Grün behandelt, ferner stehen; er schließt: „Diese Hoffnung soll uns aber nicht abhalten, unsererseits nach Kräften diesen Durchbruch zu fördern, und daher alle Waffen, die uns zu Gebote stehen, gegen jene antichristliche Poesie zu wenden". —

13. Wie Grün, der von dem Grunde und der Bedeutung des Erbadels keine Ahnung hat, seinen Stammbaum gegen sein Princip nie aufgeben will.

Auch ein eigentliches Verständniß des Erbadels darf man bei dem Grafen Auersperg nicht suchen — er wüthet in höchst alberner Weise bei jeder Gelegenheit gegen die Kirche und ihre Lehren und will die ganze Weltordnung auf das Nebelgewölke seiner liberalen Phrasen gestellt wissen; aber an seinem Stammbaum, da will er festhalten mit Leib und Seele. Der Erbadel geht ja aber doch — (das weiß er eben gar nicht) — mit den Wurzeln seines Bestehens auf die Erbsünde und das der Erbsünde entgegenstehende Erbverdienst, das der Menschheit durch die Erlösung zu Theil geworden, zurück. Ist mit den Institutionen der Kirche — die eben auch ins sociale und politische Gebiet hinüberreichen, gründlich aufgeräumt (und Auersperg hat viel in dieser Branche gearbeitet) dann muß er vor Allem sein Grafendiplom ins Feuer werfen und man kann ihm seine eigenen Worte (nur „Priesterweihe" in „Adelsbrief" verwandelnd) zurufen:

*) Das ist eigentlich ein unverdientes Compliment, den Grün betreffend; denn bei diesem Herrn kann doch weder von einer Schule, noch von einer Weisheit und somit auch von einer Schulweisheit keine Rede sein.

Ist eines Sonnenstrahles stiller Flug
Ins Menschenherz nicht Adelsbrief genug?

In der Priesterweihe geht durch die Händeauflegung das Erbverdienst Christi auf die Menschheit über, wie in der Adelsfamilie das Verdienst des Ahnherrn durch die Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht.*) Räumt nun Auersperg in seinem Gelüste mit der Priesterweihe der Kirche auf — und ist er da mit des Sonnenstrahles stillem Flug zufrieden, so muß er auch diesen stillen Flug mehr achten, als das Knistern und Knattern alter Pergamente, welche seinen Vorfahren für ihre Verdienste geschenkt worden sind.

14. Wie der Dichter in seiner Pfaffenwuth auch die Zote als Mitarbeiterin herbeiruft.

Immer sind es Pfaffen und Mönche, an denen der edle Ritter seine billige Wuth erprobt — oft in der niedrigsten ekelhaftesten Weise, so z. B. im Pfaff von Kahlenberg, wo S. 293 der Ritt des Priors auf einem Hengst beschrieben wird:

„Des Priors Antlitz leuchtend rund — Scheint ein geschmorter Rosengarten — Trefflich gedeiht ihm Widerstand — Zu eng wird jährlich sein Gewand. — Hartwig, der Prior kam geritten — Des Wegs in seiner Treuen Mitten — Er nahm ein frommes Thier zum Reiten — Forttrippelt in kurzem Paß der Rappe — Faßt klösterlichen Gangs, als klappe — Die Kutte an sein Bein' im Schreiten — Das schwarze Fell ist blank gestriegelt — Der Schweif in Rollen aufgeschniegelt — Die Croupe voll wie Polster breit — Der Leib so rund; auch ihm gedeiht — Der Klosterzehent und daneben — Ein innerlich beschaulich Leben".

Da kann man dem Auersperg erwidern:

Auch er hat den Zehent stets eingesteckt,
Mit dem er hier den Prior neckt.
Daß ihm seine Zoten besser gedeihen,
Nimmt hier der Dichter ein Roß zu leihen,

*) Der Liberalismus ist vom Erbverdienst insofern abgegangen, als sich auch Erb-Gauner durch den Erbwucher — Pergamente erschwindelt haben.

So daß der Witz nach dem Stalle duftet,
Den er im Mist hat eingegruftet.*)
Das ist des Auerspergs Pegasus,
Zu dem man ihm gratuliren muß.
Das heißt dichten mit Pferdekraft,
Daß es dem Dichter — Ruhm verschafft!
Wir sehen den Grafen mit dem Roß im Bunde,
Verhöhnen den Prior mit wieherndem Munde.

Er fährt wörtlich fort über des Priors Roß:

„Etwas verspätet hat das Messer — Den Cölibat ihm aufgezwungen — Drum ist sein Hals so feist gedrungen — Wohl ziemt er einem Streithengst besser. — Nur Angewöhnung scheint's von früher — Doch wurmt's den Reiter in der Kutte — Wenn sie begegnen einer Stutte — Solch laut unklösterlich Gewieher — — —"**)

Echo auf dies Lied Grüns:

Das ist doch ein Lied mit abscheulichen Noten,
Ein Hengst accompagnirt des Dichters Zoten;
Statt einer Musik aus der Lyra Saiten
Hört man Rosse wiehernd ein Lied begleiten,
An solcher Poesie haben doch nur Geschmack
Die Zuchthausbewohner und das Lumpenpack.

In derselbigen Manier wird dem Klosterpferde noch eine Reihe von Versen gewidmet — da heißt es auch;

„Graft auf der Trift der Klosterrappe — Ziehen schon die Bauern fern die Kappe".

Echo: Gerad' wie die Bauern auf seinem Clan — Es vor dem Roß des Grafen gethan — Der sehr gestreng gerecht gewesen, und mit ihnen gemacht kein Federlesen.

Als der Prior absteigt heißt es:

„Aufschnaubt der Rappe leicht und heiter,
Wie nach gesungenem Chor sein Reiter".

---

*) Das Wort eingruften hat Grün erfunden.

**) Diesen „Witz" hat Grün in dem „Fidibusschnitzeln" des „Lanzknechts" (Fürst Friedr. Schwarzenberg) gefunden, wo er aber als das Erlebniß eines Cavallerieoffiziers ohne Zotenbestrebung nur als Thatsache erzählt wird.

Das soll sehr sinnreich und hochpoetisch das Psalmensingen mit der Arbeit des Rosses vergleichen; es heißt weiter:

„Wiegand hat still belauscht einmal — Des Priors Auge beim Pokal — Das schwamm in gar so seligem Schimmer — In lüstern sinnlichem Behagen — Ein Himmel schien darin zu tagen — Des Blickes denkt Wiegand noch immer — —"

15. Nutzanwendung dieser Moral auf den Dichter, — umgekehrter Spieß.

Warum denn immer nur den Prior anschnarchen, warum nicht auch den hohen Gutsbesitzer:

Und wenn der Graf im Rentamt sitzt,
Wo der Bauer seine Pfennige schwitzt,
Und wenn er ihn sieht wie er sich rackert,
Wenn er des Grafen Feld beackert
Mit dem abgeschund'nen mager'n Gaul,
Warum zerreißt sich da der Dichter nicht sein Maul,
Da gäb es auch Stoff — Witze zu machen,
Ueber welche die armen Bauern lachen;
Freilich, über ein solches Attentaten,
Da wäre der Graf in Zorn gerathen;
Nur recht losschlagen über die Pfaffen,
Aber ja nicht gegen ihn — mit den selbigen Waffen! —
Der Dichter kann wie er will spotten und schreiben —
Er freilich — er muß immer unberührt bleiben.
Immer nur von andern fodern
Und in sittlicher Entrüstung lodern,
Mit des Hohnes und Spottes Waffen kämpfen,
Nur ihn, ihn darf man nicht niederdämpfen.

Der Prior wird bei der Weinlese beordert die Bütte schwer mit Trauben gefüllt bergauf zu tragen —. Das macht dem Dichter in der Schilderung ein großes Behagen; dann kommen Winzertänze, es wird Wein gekeltert; die Mönche immer dabei in den lächerlichsten Situationen und der Prior, der selber die Bütte aufwärts tragen muß, bekommt am Schluß die schöne Lehre:

„Will jetzt des Priors Blick ſich ſenken — Zum Becherſpiegel, muß er denken — Des Winzers auch in dürft'ger Hütte — Des ſteilen Bergs, der ſchweren Bütte" — —.

Es hätte dem vornehmen Dichter nicht geſchadet, wenn er auf ſeiner Herrſchaft auch bisweilen zum Büttentragen einen Berg hinan, verurtheilt worden wäre. — Man meint ein Zotengedicht aus den Anfängen der Reformationszeit im Geiſte Ulrichs von Hutten zu leſen, und es iſt doch von einem gnädigen Herrn gedichtet, der ſonntäglich: ob Gott, ſeinen Bauern und Steuercontribuenten, oder am Ende ſich ſelbſt zu Liebe — in dem katholiſchen Gottesdienſt anweſend geweſen iſt.

16. **Der Dichter winſelt: als es mit der Freiheit nicht nach ſeiner Phantaſie gegangen, und auch er unter die Räder des herabrollenden Wagens gerathen iſt.**

Dieſen „Pfaff vom Kahlenberg" hat Grün 1849 dem Lenau gewidmet, der ſich damals ſchon im Irrenhauſe befand. Grün ſpricht von dem Jahre der Freiheit 1848, von den herrlichen Hoffnungen und meint:

„In Wogen ging die Saat des Guten — Ein läuternd Feuer umquoll die Welt; — O kurzer Tag, der unentſtellt — Ein Tag wohl kaum, ach, kaum Minuten. — — Ins Gotteswerk griff Gottes Affe — Stahl ihr Panier und Feldgeſchrei — Die Thorheit rief: „Auch ich bin frei! — Die Unthat prunkt in heiliger Waffe — — Sie (die Freiheit) aber wandte ihre Sohlen — Mit Grauſen von des Greuels Flur. — O, glückt es, die verwehte Spur — In Enkelzeiten einzuholen".

Die guten „blöden Ritter" wollten eben die Freiheit nur in ſoweit aufkommen laſſen, als ſie Ehre und Vortheil davon ziehen zu können vermeint haben; als es aber auf einmal mit Robot und Zehent zu wackeln anfing, als den Herrſchaften die gerichtliche Gewalt weggenommen wurde, als die Bauern auch auf Freiheit zu pochen anfingen und ſtolz, und zwar Bauernſtolz, erhobenen Hauptes an dem Gutsherrn vorüber gingen, da bekamen die ſtolzen, abgenutzten Freiheitsſänger allerhand Magenſchmerzen; ſie konnten nicht recht la-

mentiren wie sie wollten, sie mußten den eigentlichen Kern und Grund ihres Lamentos verbergen, um nicht wegen ihrer Kurzsichtigkeit*) auch noch ausgelacht zu werden, und da wird nun die Hoffnung auf eine bessere Zeit in Aussicht gestellt, in welcher „die Freiheit, die sich mit Grausen von des Greuels Flur jetzt abgewendet, die verwehte Spur in Enkelzeiten wieder einholen wird."

Die Freiheit: mit billiger sittlicher Entrüstung recht über die Regierungen und Pfaffen loszuschimpfen, sich den Ruhm der Freisinnigkeit zu erwerben, das ginge alles sehr schön, aber diese verfluchten Bauern, diese „Gottesaffen, die sollten ins Gotteswerk nicht eingreifen." Jetzt soll auf einmal wieder der verleugnete, persönliche Gott den Rittern zu Hülfe kommen — daß die Geschichte nicht gar zu bunt wird!

17. Wie die reiche Begabung glänzende Bilder und klingende Reime zu machen — öfter mit einer großen Gedankenconfusion und Armuth an Logik im Bunde erscheint.

Wir haben es hier nicht mit der genialen Anlage Grüns zu thun — die sich im Reichthum an Bildern, in glänzender Sprache, in dem Wohlklang des Reimes manifestirt hat — er mag darin den jedenfalls noch weitaus mehr logikarmen Platen überragt haben, der sich in eine Selbstwerthschätzung wie kein heidnischer Dichter hineinphantasirte**) — sondern unsere Aufgabe ist es hier nur Grüns Aussprüche und Ausbrüche vom Standpunkte der Logik, des reellen Wissens, der Geschichte — in ihrer oft verschuldeten Unwissenheit, totalen Consequenzlosigkeit und Verwirrung der Gedanken darzustellen.

Ihm und seinen Genossen ist das Wort Freiheit ein außerordentlich vager Begriff — ein Wort zum rasseln und Lärm schlagen, um billig Bewunderung einzuernten. Wir haben

*) Ein draftischeres Wort für „Kurzsichtigkeit" wäre jedenfalls noch bezeichnender.

**) Siehe: Denkpfennige von S. Brunner S. 23—26.

erlebt, daß dieſe Gattung Freiheitsſänger entſetzt und erſchrocken auffuhr und ſich entrüſtet geberdete, als auch die Bauern, die gutsherrlichen Unterthanen, rebelliſch gemacht, herangezogen kamen, um dieſen Herren Bannerträgern die Stange aus den Händen zu reißen und mit dem Spieß derſelben nach ihrem Begriff von Freiheit auf ihre Profeſſoren und Verkündiger der Freiheit losgehen wollten; — ja Bauer das iſt was anderes, rief Grün in den ſehr ſchlau poetiſch zugeſtutzten Worten: „da griff Gottes Affe in das ſchöne Werk hinein!“

Da brauchte Grün geſchwind wieder einen Gott, um die Bauern mit dem Schimpf: „Gottes Affen“ traktiren zu können.

Aber eben für dieſe Gattung Freiheitsſänger, für dieſe „Weisheitsköpfe“ ſind die „blöden Ritter“ geſchrieben worden. Alle jene Herren — welche ſich dadurch getroffen fühlten, haben voll Klugheit ihr Lebenlang geſchwiegen, nur einer, der Bauernfeld hat nach dem Tode ſeines Herrn den nachgeborenen Muth bekommen im Namen des Todten einen lebendigen Auweh-Schrei erſchallen zu laſſen.

18. Der Liberalismus in ſeiner Kinderſeligkeit vor 1848. Grün, der große Socialpolitiker: Wenn nur einmal die Pfaffen herunter ſind, dann kommt das Volksglück — Das jetzige Glück des Volkes —

Der jugendliche Dichter (nachmaliger Excellenz-Krakehler) ſuchte ſich ſeine Spornen im erſten Anritt auf den Parnaß durch das außerordentlich billige Schimpfen über die Pfaffen zu erobern, es ging ſehr witzig über die dicken und dünnen Pfaffen los. Das Unternehmen war leicht, mühelos und ungefährlich — der feigſte Wicht war verſichert, daß er deshalb zu keiner Rechenſchaft gezogen wird.

Der Graf dichtet:

„Fünfzig Jahre ſind's, da riefen — Unſre Väter zu den Waffen,
Krieg und Kampf den dicken plumpen — Kugelrunden feiſten Pfaffen;
Auch in Waffen ſtehn wir Enkel — Doch muß jetzt die Loſung ſein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern — Spindelhagern Pfäffelein“!

Dieſer Kampfesruf duftet jedenfalls mehr nach der Schnapsbude als nach einem ariſtokratiſchen Salon. Graf Auersperg Excellenz hat ſich immer als ein Bekenner jenes Liberalismus erwieſen, der 1860—1880 durch eine wahre Schwefelbande von Volksausbeutern der ſchlimmſten Sorte bejubelt wurde, einer Bande, die den Bürger-, Bauern- und Arbeiterſtand blutegelartig ausgeſaugt und in Ungarn und Polen auch einen großen Theil des begüterten Adels ruinirt hat.

Jetzt fängt ſich das Blatt zu wenden an — wir hätten dem Herrn Grafen herzlich ein längeres Leben gewünſcht, um an ihn die offene Frage ſtellen zu können: Ob er auch mit dem modernen Socialiſten-Raubſyſtem des Großkapitalismus noch fürder Hand in Hand gehen wolle — weil die Vertreter dieſes Syſtems auch immer die größten Bejubler ſeines blöden Liberalismus geweſen ſind, oder ob er an eine Bekehrung denke!

Wir wiederholen, was wir ſchon öfter ausgeſprochen, daß früher auch noble Ariſtokraten, die durchaus nicht eigennützig und volksausbeuteriſch geſtimmt geweſen ſind, von der ſchlimmen Ausbeuterbande benutzt wurden, weil die ſchlauen Geſellen zu ihren Raubzügen (bei Aktiengeſellſchaften) hoch- und wohlklingender Namen aus alten Familien benöthigten. Dieſe betrogenen Herrſchaften ſind nun von den bewußten Schwindlern, ohne es zu wiſſen um was es ſich handelt — als Vogelleim benutzt worden, um die Gimpel und andere arme Vögel um ſo ſicherer zu fangen.

Jetzt kann man nach der gemachten Erfahrung den Auerspergſchen Spieß gegen die Bande umkehren, welcher auch er — wir geben das ſehr gerne zu — nicht aus Eigennutz — ſondern aus Eitelkeit und unwiſſend, wo das hinausführen ſoll — ſehr erſprießliche Dienſte geleiſtet hat.

Es haben wieder nach 50 Jahren — Die Leute etwas mehr erfahren;
Jetzt heißt es: Krieg und Kampf den Gründern — Und liberalen
Bauernſchindern.

Der Fortſchritt bleibt nicht plötzlich ſtehn – Und muß natürlich weiter gehn!
Dem Volke iſt zum Ueberdruß — Das blöde Lug- und Trug-geſchmuß.
Es wird durchſchaut das Raubſyſtem — Das wird den Räubern unbequem;
„Es iſt die Freiheit in Gefahr" — So ruft voll Angſt die Räuberſchaar.
Jedoch das Volk iſt nicht ſo dumm — Ihr kriegt es nimmermehr herum!
Es hat der Wind ſich ſehr gedreht — Und weh Euch — wenn Ihr's nicht verſteht!
Wer bringt an des Verderbens Rand — Den Bauern- und Gewerbeſtand!
Wer ſät mit Frechheit und mit Hohn — Allüberall Corruption!
Wer hat — was bisher unerhört — Des Bürgers Wohlſtand ganz zerſtört?
Weiß uns darauf zu ſagen was — Der gute Freund des Anaſtas?
Wir bitten: kein Komödienwitz, denn da hilft kein Colophoniumblitz;
Auf Poſſen läßt ſich Niemand ein — die Antwort muß ſtichhaltig ſein.

19. Wie der Schreiber dieſes den „blöden Rittern" vor 1848 den Spiegel vorgehalten hat. Der Liberalismus Grüns als nicht echtfarbig vielfach ausgelacht.

Es ſollen hier aus den „blöden Rittern" einige Stellen folgen, die an jene Menſchenklaſſe gerichtet worden ſind, welche im beginnenden Freiheitstaumel offenbar nicht gewußt haben: was aus dem Fortſchreiten des Fortſchrittes — für ſie und ihre Lebensſtellung für eine unſchöne Gegend ſichtbar werden müſſe.

Blöde Ritter S. 57:

„Selber für's polit'ſche Drama — Fehlt es nicht am Perſonale — Eſel — auf dem Eiſe tanzend — Spielen reiche Liberale;

Und das Heer der Proletarier — Die im Miſt der Armuth kratzen Sind die unzufriednen Schlemmer — Die beweglichen Herrn Spatzen

Reiche Kavaliere aber — Fortſchritt kündend voll Entzücken
Spielen Krebſe, die ganz ſtille — Ihre Unterthanen zwicken.

Das iſt leicht, am offnen Markte — Und in Büchern Freiheit künden
Und zu Hauſe auf der Herrſchaft — Syſtematiſch Bauern ſchinden.

Kann ein Freiheitsdichter ſchöner — Seine hohen Lieder ſiegeln,
Als wenn er in Furcht und Angſt lebt — daß ihn ſeine Bauern prügeln?

Ein Spaziergang iſt viel ſichrer — Eines Wiener Herrn Poeten,
Auf Regierung ſchmähn und ſchimpfen — Und dabei das Pflaſter treten.

Doch ums Schloß des gnäd'gen Herren — Iſt's im Walde nicht ganz ſicher,
Denn es leſen nicht die Bauern — Ihrer guten Herrſchaft Bücher.

Ja, ſie haben ein Gelüſte — Die erbärmlich niedern Tropfen,
Eines edlen Freiheitsſängers — Pelz gehörig auszuklopfen!

Ob ſie nicht Verlangen tragen — Gar das Schloß zu Grund zu richten,
Ach, das gäbe Stoff zum denken — Und auf neuen „Schutt" zu dichten.

Blöde Ritter S. 82:

Laßt mich aus mit deutſchen Dichtern — die mit kleinlichen Sentenzen
Nur im Frankenhaß die Freiheit — Deutſchlands tölpelhaft tendenzen,

Die vom Fett der radikalen — Deutſchen Hammel weidlich zehren
Und die meinen, daß für ewig — Wird die Radikalheit währen.

O, Ihr radikalen Schöpſe — Die in deutſchen Gauen hürdig,
Eure Dummheit iſt ſo göttlich — Daß ſie anzubeten würdig.

Vom Beſitze Eurer Güter — Würdet dann Ihr nicht vertrieben,
Wenn die Kinder jüngſter Zeiten — In dem Mutterleibe blieben.

Die Ideen, die gezeugt ſind — Werden an das Taglicht treiben,
Keine wird im Geiſterſchooße — Wie im Sarg verſchloſſen bleiben.

Blöde Ritter S. 86:

Eine Wahrheit wird entwickeln — Für und für ſich dann genetiſch,
Daß die Kirche im Raporte — Steht mit dem Be[illegible]tiſch,

Daß das radikale Streben, — Dann errungen erſt ganz rein iſt,
Wenn das Geld von heut auf Morgen — In der Taſche nimmer mein iſt,

Daß die Proletarierhände — Die es aus der Taſche nehmen
Von der Poeſie des Tages — Nimmermehr ſind zu bezähmen.

Ob Ihr auch der ſchönſten Lieder — Eines ihnen vorgeſungen,
Wären es ſelbſt die gezähmten — Und „befrackten Nibelungen".

Iſt am Ende dann beim Teufel — Herrſchaft, Geld und alle Güter,
Wird des „letzten Ritters" Sänger — Selber dann zum letzten Ritter.

Arme Sänger, die Ihr ſelber — Euch das Todtenlied geſungen
Eure Harfe iſt zertrümmert — Und die Saiten ſind geſprungen.

Eure Burgen, Eure Veſten — Habt Ihr ſelbſt zuletzt erſchüttert,
Bis es ausgeminneſängert — Und zuletzt auch ausgerittert.

Ach Herr Ritter voll der Hoffnung — Weil Sie ſich in Grün verkleiden,
Dieſe Worte ſollen Ihnen — nicht allein ins Leben ſchneiden;

Ach es giebt ſo viele Tauſend — Die den gleichen Holzweg fahren,
Die das A mit Ihnen ſchreien — Und ſich gegen 's B verwahren.

Doch es kommt ein Trauermorgen — Und wenn der einmal getagt hat,
Muß das B ein Jeder ſagen — Der das A einmal geſagt hat.

Und die Zeit wird bittre Becher — Auf die ſüßen Euch credenzen,
Raſch ſchenkt ſie ein, und ſchenket nie — den Gallentrank den Conſequenzen.

Dieſe hier in poetiſcher Form dem Anaſtaſius Grün als dem Angehörigen einer liberalen und doch dabei ariſtokratiſch bleiben wollenden Dichterklaſſe gemachte Vorſtellung wurde früher und ſpäter dem Herrn Grafen Auersperg auch proſaiſch in öffentlichen Organen wiederholt öfter producirt, es ſind faule Fiſche, wenn es im angeblich 1849 geſchriebenen Briefe heißt: es ſeien dieſe Anſchuldigungen anonym geweſen; ſo viel Kenntniß des Preßgeſetzes kann man ja dieſem Herrn zumuthen, daß der verantwortliche Redakteur eines

Blattes im Falle einer Ehrenbeleidigung gepackt werden kann! — Aber weder ein Zeitungsredakteur noch der Schreiber dieses wurde vor Gericht gestellt — aus guten Gründen — was ich geschrieben habe, das hätte ich auch damals vor jedem Gerichte mit genug Zeugen vertreten können.

Auch noch 1876 in seinem Todesjahre mußte Grün in öffentlichen Blättern sehr bittere Pillen bezugs seiner minder freiheitlichen Behandlung der Bauern hinunter würgen — er unterzog sich schweigend dieser medizinischen Operation, und sein Freund Bauernfeld hat ihm sicher gerathen, keinen Lärm darüber zu schlagen, was jedenfalls ein sehr kluger Rath gewesen ist.

20. Was 1876 das Wiener „Vaterland" über Anastasius Grün noch als er gelebt und im Parlament gewirkt — über ihn gebracht hat.

„Wien, 4. Februar Gf. Ant. Auersperg alias Anastasius Grün.

„Wir haben das Auftreten des gräflichen Dichters bei Gelegenheit der Herrenhausdebatte über das Klostergesetz wiederholt und wie wir glauben, nach Verdienst gewürdigt. In der eben hier eingetroffenen Köln. Volkszeitung finden wir eine Wiener Correspondenz, welche den Freiheitssänger, dessen Werke von der gesammten liberalen Presse immer so verständnißinnig gelobt werden von einer andern Seite her beleuchtet."

„Der Correspondent schreibt: Gr. A. A., der Verfasser der „Wiener Spaziergänge" von „Schutt" und „letzter Ritter" überbot Herrn von Lichtenfels zwar nicht an Gründlichkeit, wohl aber gar sehr an Leidenschaftlichkeit der Rede, er tummelte cavaliermäßig das alte Rößlein, auf dem er schon 1848 in die Schranken geritten war; um den Aristokraten mit altem Namen zu charakterisiren, wissen wir nichts Besseres zu thun, als Sebastian Brunners „blöde Ritter", eine im Confusions- und Revolutionsjahre 1848 erschienene: Poetische Gallerie deutscher Staatspfiffe zu citiren. Brunner singt:

„Das ist leicht am offenen Markte
Und in Büchern Freiheit künden

Und zu Hause auf der Herrschaft
Systematisch Bauern schinden.

Kann ein Freiheitsdichter schöner
Seine hohen Lieder siegeln,
Als wenn er in Furcht und Angst lebt,
Daß ihn seine Bauern prügeln.

Ein Spaziergang ist viel sich'rer
Eines Wiener Herrn Poeten,
Auf Regierung schmähn und schimpfen
Und dabei das Pflaster treten.

Doch um's Schloß des gnäd'gen Herren
Ist's im Walde nicht ganz sicher;
Denn es lesen nicht die Bauern
Ihrer guten Herrschaft Bücher".

„Nun weiß man aber, daß die Bauern des Auersperg'schen Besitzthums an dem Dichter der Wienerspaziergänge nicht nur einen gnädigen, als sehr gestrengen Herrn hatten, dessen Mund in Wien von Freiheitsphrasen überquoll, während sein Arm schwer auf dem Clan lag, dessen Häuptling er war".

„Die Zeitungen jener Tage wollten von einer gewissen Aufregung der Bauern seines Gutes wissen, die nicht gegen die Freisinnigkeit des gräflichen Dichters gerichtet war. Wie kommt nun Gf. A. dazu, sich zum Anwalt der freien, reinen Menschlichkeit gegen mittelalterlichen Despotismus und Mönchsherrschaft aufzuwerfen? Warum blättert der gestrenge Herr nicht lieber in seinen Jugenderinnerungen? Weshalb erfreut er seine Collegen nicht lieber mit einem Antrag auf Wiedereinführung von Robot und Zehent?"

„Glücklich, wer vom Stadtgetriebe — Weit entfernt sein Feld beackert
Und nach seiner Väter Weise — Hinterm Pflug halb todt sich rackert".*)

„Aber distingue. Beim Angriff gegen wehrlose Mönche bedarf es keiner Rückendeckung und bedürfte es einer solchen, die zahlreichen Culturkämpfer würden sie freudig gewähren. Man ist ferner weder selbst Mönch noch Abt und hat bei dem

*) Blöde Ritter S. 59.

Ruin der Klöster nichts zu verlieren; man kann sich bei dieser Gelegenheit einiger übelriechender Knittelverse über das Klosterleben, die man vor einem halben Jahrhundert auf den Schulbänken aufgelesen, entledigen und dabei die erstaunlichste Belesenheit documentiren. Eine solche Gelegenheit aber läßt sich die grauhaarige oder silberlockige Eitelkeit nicht entgehen. Wir haben den Rest von Ritterlichkeit in einem Buche eingesargt — „der letzte Ritter" — und Niemand ist darum mehr befugt, von uns Ritterlichkeit zu verlangen. (Wir haben das Gold edler Idealität längst eingemünzt, und man hat kein Recht, von uns baare Münze zu erwarten. Wir haben die Poesie an den Nagel gehängt und sind im Rang weit vorgerückt und auch schließlich patentirter Reichsadressen-Fabrikant geworden". — (Vaterland.)

In dieser Anklage wurde ja dem Dichter Grün-Auersperg weitaus mehr vorgehalten als in der Schrift blöde Ritter und es gab in Wien ein Gericht — und die liberale Partei war obenauf! Und keine Klage!! Wir sagen entschieden: — Auf die Frage: warum? kann Bauernfeld keine stichhaltige Antwort, sondern nur jämmerliche Komödienwitze oder Ausbrüche seiner eingebildeten Noblesse und seines Größenwahns loslassen.

Der Hochmuth und die durch Ovationen seiner Partei gesteigerte Eitelkeit Grüns wurde durch diesen und ähnliche Artikel in deutschen Blättern tief verletzt . . alle diese alten schon vergessen gemeinten Geschichten wieder aufs neue aufgewärmt — freilich durch die kecken Schimpfereien Auerspergs selber, dem die gestutzten Flügel wieder gewachsen waren! Die rauschgoldne Gloriole der Freisinnigkeit lag zerfetzt vor seinen Füßen, eine jammervolle Situation; Auersperg konnte sich mit seinem Freunde (wie schon angeblich 1849) ganz gut berathen, was zu thun sei. — — Schweigen, schweigen, schweigen!

Jetzt wurde der Brief von 1849 an Grün-Bauernfeld gefunden (?) es wäre Zeit dagewesen, ihn zu publiciren aber aber aber — — — erst nach dem bald darauf erfolgten Tode Auerspergs wurde dieser angeblich 6 Lustren unthätig liege

gebliebene Brief sehr vorsichtig wie ein Pistolet innerhalb der Synagogenmauern eines norddeutschen Rabbinerblattes abgefeuert — aber ja nicht in Wien, was für den Losknaller sehr bedenkliche Folgen hätte haben müssen! Dieser Brief ist bestimmt, den Leser desselben auf den Gedanken zu bringen: als ob die mit den Freiheitsliedern sehr wenig harmonische Behandlung der Unterthanen — nur eine böswillige Erfindung dieses einen Ultramontanen wäre; — von dem Umstande, daß in tausenden von Zeitungsexemplaren dieselben Anwürfe und noch drastischer gemacht worden sind, ist sehr klug darin Umgang genommen.

21. Warum ist Bauernfeld erst nach Grüns Tode mit dem Brief herausgerückt?

Wenn Bauernfeld, wie die Sachen liegen, sich der schmeichelhaften Meinung hingegeben hat: mit dem Todten kann der Beschimpfte keine Polemik anfangen, ohne sich den Vorwurf liebloser Härte zuzuziehen, und Bauernfeld könne deshalb hinter dem Grabstein geschützt — seinen Mist sicher hervorwerfen — so hat er sich verrechnet! Er muß hervorkommen, wir haben ihm eine Ruthe aus den mitunter mit Blattläusen besetzten Zweigen seines eigenen Poesiegärtleins geflochten, er trägt die Verantwortung für seine höchst verdächtige Rechtfertigung, mit welcher er seinen Freund zu rächen versucht hat. Daß ihm dieser diplomatische Zug weder gelungen ist noch zur Ehre gereicht, kann ihm auf Verlangen aktenmäßig und gerichtlich nachgewiesen werden.

Wir haben in den „blöden Rittern" nur einige übrigens mit Phantasie und Dichtertalent besonders begabte Persönlichkeiten namentlich angeführt. (Bauernfeld ist nicht darunter.) Es kann Jemand ein bedeutendes Talent zum Dichten, dabei aber einen großen Mangel an Logik und an Einsicht in die politische und sociale Weltlage und auch an Charakter besitzen, und sich eben durch diesen Mangel in eine sehr verworrene unklare Weltanschauung verwickeln lassen.

Selbstverständlich steht es jedem Leser — nach der von uns gegebenen Schilderung der thatsächlichen Umstände frei: sich über die nachfolgende Briefaffaire — und somit auch über jene Eigenschaft, die man im Falle ihres Vorhandenseins mit dem Namen Charakter bezeichnet — bezüglich des Herrn Hofbauer von Bauernfeld — sein eigenes Urtheil zu bilden.

22. Der Brief Grüns an Bauernfeld.

In Wien hätte kein Blatt die Unvorsichtigkeit begangen — diese nachfolgende angeblich 1849 fabricirte Correspondenz Grün-Bauernfelds zu publiciren — denn dieses Organ hätte sehr gesetzliche Folgen wegen der darin enthaltenen ehrenrührigen Invektiven in Aussicht gehabt.

Wir ersuchen den Leser die diplomatische Dichtkunst zu bewundern, mittelst welcher diese Correspondenz zwischen den zwei Freunden abgefaßt worden ist. Zur Orientirung über die nachfolgende Briefaffaire, müssen wir folgendes Factum voraus senden: Im Jahre 1848 begegnete mir der alte Castelli in der Nähe seiner Wohnung und theilte mir mit — Auersperg habe sich in einem Briefe an ihn bitter über mich (Brunner) beklagt, daß ich ihn in den „blöden Rittern" so hart mitgenommen habe, da er mir doch nie etwas zu Leide gethan. Ich erwiderte: Es handelt sich hier nicht um Persönlichkeiten, sondern um Principien, ich habe nur gegen jene Aristokraten geschrieben, die sich sehr billig den Ruhm von Freiheitskämpfern erwerben wollen, während sie dabei sehr standhaft an ihren Titeln, Vorrechten und Einkünften festhalten! Somit hat die Attaque die Gemüthsruhe Auerspergs doch gestört — ganz gegen die Versicherung des von ihm 1849 geschrieben sein sollenden Briefes. Nach diesem Briefe an Castelli hat also Castelli nicht den Auersperg auf die blöden Ritter aufmerksam gemacht, sondern Auersperg hat über die blöden Ritter dem Castelli etwas vorlamentirt! Wie geht nun diese Wehklage von 1848 mit dem Inhalt des nachfolgenden angeblich 1849 abgefaßten Briefes zusammen, den Bauernfeld mir nicht überreichte, „weil

er mich einer so noblen Polemik nicht für würdig gehalten hat". Es wird gebeten, nicht zu lachen! Der Invektivenbrief Auerspergs trägt das Datum — 30. Mai 1849!!! Mit dem Schwur, daß diese zwei Briefe unter den von Bauernfeld angegebenen Gründen und Bestimmungen 1849 verfaßt aber nicht abgegeben worden sind, dürfte sich Bauernfeld Zeit lassen.

Bauernfeld leitet den Brief an ihn mit dem halbverschämten Geständniß ein, daß ihm (dem Bauernfeld) darin einige Schönheiten gesagt werden:

„Mein lieber, theurer Freund! Meine hiesige Abgeschiedenheit von der Welt fällt mir heute zum ersten Male einigermaßen zur Last, weil sie mich der Möglichkeit beraubt, Deinen Freundesrath in einer mich sehr betreffenden Angelegenheit unmittelbar einzuholen. Die Sache ist folgende: Durch unsern alten Freund Castelli wurde ich auf einen Angriff erst vor kurzem aufmerksam gemacht, den der geistliche Herr Sebastian Brunner in seinem Buche: „Blöde Ritter" gegen mich gemacht hat.*) Habe die Güte, Dir das Büchlein zur Ansicht zu verschaffen und die betreffende Stelle pag. 57 und 86 und ff. selbst nachzulesen. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß diese Attaque meine Gemüthsruhe sehr gestört habe, allein der Sache, der ich immer ein treuer Anhänger war, bin ich schuldig, den Angriff nicht unbemerkt zu lassen. Andrerseits dünkt es mir wieder gar zu kleinlich in einem Momente, wo die dringendsten Lebensfragen die Oeffentlichkeit beschäftigen, deren Aufmerksamkeit für eine persönliche Polemik in Anspruch nehmen zu wollen. Ich glaubte den Zweck erfüllt, wenn das beifolgende Schreiben an Herrn Brunner, den ich seines geistlichen Gewandes wegen, doch nicht fordern**) kann durch ein paar Freunde als Zeugen übergeben

---

*) Sonderbar! Wie geht das mit der Erzählung Castelli's 1848 zusammen?

**) Curios — jetzt muß auf einmal ein entsetzlicher Respekt vor dem geistlichen Gewande von einem Duell abschrecken!

Unseres Wissens haben die Redakteure der Blätter, die dem Auersperg viel mehr sagten als Brunner, kein geistliches Gewand getragen — warum hat er denn diese armen Teufel auch so schonungsvoll behandelt, ja nicht einmal Briefe als Berichtigungen ihnen zugesandt?

und ihm gegenüber auf der in dem Briefe selbst artikulirten Forderung, des Nachweises seiner Beschuldigungen, allenfalls auch ein, wenigstens brieflicher Widerruf verlangt würde.*) Ich bitte Dich, darüber mit Dessauer zu besprechen, und falls Ihr beide mit meiner Ansicht einverstanden seid, unter Kenntnißnahme des Inhalts die Uebergabe des Schreibens zu besorgen. Solltet Ihr jedoch für die unmittelbare Veröffentlichung des Briefes sein, so bitte ich Dich an dem Briefe selbst die allenfalls wünschenswerthe Censur zu üben, und in solcher Gestalt nach Weglassung der Stelle die Nichtbetretung des Weges der Oeffentlichkeit betreffend — irgendwo einreihen zu lassen. Ich lege die Angelegenheit in Deine bewährten Freundeshände mit dem vollen Vertrauen, daß Du die sittliche Ehre des Freundes mit den zweckmäßigsten Mitteln vertreten wirst."**)

Von da an enthält der Brief unbedeutende Fadessen über die politischen Ereignisse von 1849 — wodurch bei dem Leser der Gedanke festgenagelt werden soll, dieser Brief sei richtig 1849 im Mai abgefaßt worden.

Wenn wir diese unsere Bedenken hier aussprechen, so haben

Vielleicht hat ihn sein Freund Bauernfeld — der sicher trotz seines oft bewiesenen Uebermuths ein großer Gegner der Duelle von jeher gewesen ist — von derlei verzweifelten Aktionen durch seine begeisterte Beredsamkeit zurückgehalten!

Diese Prahlerei mit der Duellbegier Auersperg's — (die nur durch das geistliche Gewand sich zurückhalten ließ) nach Auersperg's Tode, könnte nur dann einen Sinn haben, wenn sich Auersperg als Raufbold und Herausforderer im Leben einen Ruf erworben hätte!! Unseres Wissens ist er in dieser Richtung stets ein sehr ruhiger, conservativer Staatsbürger gewesen; er hat nur in Liedern und unter sehr ungefährlichen Umständen Freiheitskrakehle fabricirt und wie er es an seinen Bauern rühmt sich nur zu Begriffsverirrungen, nie aber zu Thätlichkeiten hinreißen lassen!

*) Wie außerordentlich zahm — statt das Gericht im Gefühle seines Rechtes anzurufen, nur: ein brieflicher Widerruf — der aber sehr klug auch nicht verlangt worden ist!

**) Das zweckmäßigste Mittel wäre ein Proceß gewesen, der aber mit großer Vorsicht und Klugheit vermieden worden ist.

wir genugſame Gründe dafür! Entweder hat uns Caſtelli 1848 angedichtet oder Bauernfeld iſt in einer chronologi-Verwirrung befangen!

Am Schluſſe iſt in dem Briefe auch noch ein im Jahre 1849 dem Bauernfeld begegnetes Familienereigniß hineinbezogen:

„Ich bedaure vom Herzen den Verluſt Deines Pflegevaters, deſſen Tod ich durch Caſtelli erfuhr. Dein reines, edles Herz wird Dir die Laſten erleichtern, die Dir nach ſeinem Tode noch zugefallen. Glaube mir, obſchon ich nicht immer und mit allem mit Dir übereinſtimme, ſo iſt doch Niemand, der die Goldſtufen Deines Seelengrundes beſſer*) kennt und höher zu ſchätzen weiß. Herzlichen Gruß alter Freundſchaft von Deinem treuen A. Auersperg. Thurn am Hart 31/5. 1849." — —

Frage: Warum hat denn Bauernfeld erſt nach 28 Jahren und nach dem Tode Auerspergs es würdig befunden mit den Invektiven Auerspergs in einer norddeutſchen Zeitſchrift hervorzukommen! Wenn er bezugs des nachfolgenden „Fehdebriefs" die Bemerkung macht: „S. H. ſchienen mir nicht würdig in eine ſo noble Polemik verwickelt zu werden", ſo iſt dieſe Ausflucht ebenſo komödienhaft wie die Vertheidigung Auerspergs in einem Lobartikel über Auersperg, in welchem eine „Begebenheit im Leben Auerspergs, ſtatt dieſelbe zu berichten, akkurat ſo ſchlau mit Hinweiſung auf Auerspergs Nobleſſe" und die „Unwürdigkeit ſeiner Gegner" (im Bauernfeld'ſchen Stile!!) niedergeſchwiegen worden iſt.**) Der Bauernfeld'ſche Stil ſagt daſelbſt ſehr ſchlau:

„Eines bald nach Erſcheinen der Spaziergänge ſtattgehabten literariſchen Zwiſchenfalls, der eine weitere Ausdehnung bekommen (o, wie ſchlau ſtiliſirt) und für den Dichter ehrenvoll endete,

*) Wir ſind gezwungen, dieſe Goldſtufen an den Probirſtein zu bringen! Die Salpeterſäure, welche wir bei dieſem chemiſchen Proceß anwenden müſſen, wird mit dieſen Goldſtufen ſehr wenig Nachſicht haben. — Das Lob für Bauernfeld — und der Schimpf für Brunner — wird mit derſelben Säure eingängig geprüft werden.

**) Wurzbach: Oeſterreich. Lexikon, I. Bd. S. 87.

wollen wir nicht gedenken*), weil uns Männer wie Auersperg viel zu gut dünken, um mit unsauberer Gesellschaft auch nur schriftlich in Berührung zu kommen."

Sehr sonderbar!! Wenn die Sache eine weitere Ausdehnung bekam und doch so entschieden ehrenvoll geendet hat, warum hat dieser obige im „Wurzbach" operirende Sancho Pansa diesen Ehrenhandel im Interesse Auerspergs nicht kurz berichtet. Merkwürdig ist wie diese zwei großen Männer, Bauernfeld und der Lexikon-Lob-Artikel-Arbeiter in ihrer Vertheidigungsmethode bezugs Auersperg fast wörtlich miteinander übereinstimmen, und der eine bezugs Brunner, diesen nicht würdig hält in eine so noble Polemik verwickelt zu werden, und der andere (man weiß eigentlich nicht war der andere nicht auch der eine und der eine nicht zugleich der andere) darum nichts erzählen will: weil ihm Auersperg zu gut dünkt, um mit einer unsauberen Gesellschaft in Berührung zu kommen!

23. Der nach der Angabe Bauernfeld's schon 1849 von Auersperg abgefaßte Fehdebrief erst nach 28jährigem Bedenken und nach dem Tode des Adressanten nicht an den Adressaten spedirt, sondern in eine norddeutsche Zeitschrift gesendet!!

Bauernfeld nennt den Brief einen Fehdebrief — ein Fehdebrief von einem, der im Grabe liegt!! Das ist ein jämmerlicher Komödien-Coup!! Dieses Herausfordern 28 Jahre nach der angeblichen Beleidigung und nach dem Tode des angeblich Beleidigten kann Bauernfeld vor keinem vernünftigen und ehrenhaften Menschen rechtfertigen! Bauernfeld leitet den Komödien-Coup ein wie folgt:

„Ich hatte den Fehdebrief an den Adressaten nicht ab-

*) Wir wollen es nicht thun, aber wir thun es doch! Was für eine Logik! Bauernfeld wird uns nicht belehren: daß er den Verfasser des Wurzbach-Artikels nicht kennel!

gehen lassen*), das interessante Schriftstück bis jetzt aufbewahrt. Seine Hochwürden schien mir nicht würdig in eine so noble Polemik verwickelt zu werden. Als literarisches Curiosum**) mag das Dokument hier nachträglich seinen Platz finden":

„Seiner Hochwürden Herrn Sebastian Brunner zu Wien."

„Eure Hochwürden werden es erklärbar, vielleicht auch verzeihlich finden, daß ich nicht zu den regelmäßigen Consumenten Ihrer Geistesprodukte gehöre***), und daß ich sonach möglicher Weise ohne alle Kenntnisse des Angriffes, den Sie in Ihrer Schrift: ‚Blöde Ritter' gegen mich zu richten beliebten, geblieben wäre, wenn nicht ein brieflicher Wink meines alten Freundes Castelli mich davon benachrichtigt hätte. Diese Andeutung hat keinen andern Zweck als E. H. mein bisheriges Stillschweigen gegen Sie zu erklären und dieses in Ihren Augen nicht etwa als stummes Zugeständniß eines Schuldbewußten erscheinen zu lassen."

„Jede principielle, weil ohnehin erfolglose Erörterung gegen

*) Abgehen lassen? Er hätte ihn ja selbst mit Dessauer (angeblich) überbringen sollen!!

**) Für dieses Curiosum — Sitzt auf beim Rigorosum — Der große Dichterheld — Der edle Bauernfeld — Der Dichter ist verkracht — Wenn er Historien macht — Es wird selbst die Geschichte — Bei ihm auch zum Gedichte — Wie er sehr ehrenwerth — Es einmal selbst erklärt — Bei ihm wird „alles zum Gedicht" — Darum glaubt man ihm auch alles nicht!

***) In dem, Nr. 27 von uns gebrachten Aktenstück hat Grün wieder ganz anders über die Schriften Brunners sich erklärt — da hätte er also seit dem Urtheil, angeblich 1849 bis wirklich 1876, eine andere Ansicht gewonnen. Mit dieser ganzen auch noch so fein und complicirt angefertigten Briefmache ist der schlaue Fuchs in die Falle hineingerathen, aus welcher er sich nicht einmal mit Zurücklassung eines Pelzantheils oder einer Pfote zu befreien vermag. — Der aus Stolz und Verachtung dem Plebejer durch 28 Jahre nicht abgegebene Brief!! —

Da müßten doch die Leser sein — Auf's Hirn gefallen alle,
Wenn sie dem Fuchsen gingen hinein — In die aufgestellte Falle
Und ihm mit einem blöden Gesichte — Glaubten die ganze Briefgeschichte
Und die faulen Masematten: Von der „Unwürdigkeit" des Adressaten.

E. H. vermeidend, will ich mich nur darauf berufen, daß ich niemals ein Enthusiast der Revolution gewesen, wohl aber ein entschiedener Anhänger der durchgreifendsten rechtzeitigen Reformen*), die uns vor jener bewahren sollte und wohl auch bewahrt hätte, meine Losung war und blieb jederzeit: Das Licht, nicht der Brand, die Bewegung, nicht der Sturm, der Bau, nicht die Zerstörung.**) Ich war immer überzeugt und bestrebt der Sache, die ich für die gute halte, durch die Reinheit meines Charakters in höherem Grade zu dienen, als durch mein Talent, dessen Umfang ich nicht überschätze und dessen Erzeugnisse ich eben darum widerspruchslos Ihrer Kritik, selbst Ihrem Hohne preisgeben kann, während ich einen Angriff auf meine sittliche Ehre nicht dulden darf und werde. Die Stärke eines vorwurfsfreien Mannes fühlend, haben wenig gewissenhafte Gegner schon vor Jahren zweierlei Verdächtigungen gegen mich versucht; einmal hat man mir einen Kammerherrnschlüssel angedichtet, den ich nie getragen, um den ich nie geworben habe; dann hat man meine Eigenschaft als Gutsbesitzer benützt, mich der Bedrückung meiner damaligen Gutsunterthanen zu beschuldigen. Niemals ein Freund persönlicher Polemik, konnte ich bisher zu beiden Anschuldigungen füglich schweigen; 1) zu der ersten, weil ich an den Besitz jenes Schlüssels überhaupt nicht

*) Sonderbar!! Auf seinen Gütern hätte er doch jene Reformen (die freilich das Einkommen herabgesetzt hätten) längst rechtzeitig vorbereiten und einführen können, die ihm durch die Folgen der Revolution (des „Brandes" wie er sie jammernd nennt) aufgenöthigt worden sind.

**) Vor dem Jahre 1848 athmen die Schriften Grüns die ekklatanteste Krakehlpoesie! Wie hat er auch im letzten Ritter die Kaiser und Könige mit ihrer „Blutgier" herabgewettet! (Siehe vorliegendes Nr. 2). Freilich wollte er sich die Sprache von unten gegen sich nicht gefallen lassen, die er gegen andere nach oben führte! Da hieß es: Ja, Bauer, das ist was anderes! Nach oben arbeitet er mit Brand, von unten wollte er nur „Licht" dulden, nach oben säte er Sturm, von unten war ihm schon die Bewegung nicht recht, nach oben tritt er zerstörend auf, von unten verlangt er Bau. Das ist ja eben der Blödsinn, den wir den Freiheitskrakehlern aus den Aristokraten vorgeworfen, und den wir in den „blöden Rittern" gezeichnet haben! Krakehl und Tugendentrüstung nach oben, wenn aber die unten über die mittleren gehen, dann Geheul!

dieſelben Conſequenzen knüpfe, die man daraus gegen mich geltend machen wollte, und weil überdies die officielle Kammerherrenliſte alljährlich ſtatt meiner die Widerlegung brachte; zu der zweiten, weil meine Güter glücklicherweiſe nicht im Monde, und ſomit die Gegenbeweiſe jener Anklage für jedes offene Auge am Tage lagen, die Art und Weiſe Ihres Angriffes jedoch zwingt mich diesmal, jenes Schweigen zu brechen". 2)

Ich mache kein Hehl daraus, daß ich unter den früheren leidigen Verhältniſſen als Gutsbeſitzer gethan habe, was jeder ordnungsliebende Mann im geregelten Haushalte thun mußte; daß ich geſetzlich beſtehende Verpflichtungen gegen mich, auf die ich zur Zuhaltung meiner Verpflichtungen gegen andere angewieſen war, zugehalten wiſſen wollte, daß ich ein Eigenthum, das nicht mir allein gehörte, gegen unbefugte Eingriffe zu ſchützen ſuchte und daß ich dabei die Wege einſchlug, auf welche das beſtehende Geſetz uns gewieſen hatte Trifft mich darum ein Vorwurf, ſo trifft er mit mir alle Gutsbeſitzer des Landes,3) oder vielmehr, er trifft jenes hinter den Zeiterforderniſſen zurückgebliebene Geſetz allein, welches Zuſtände aufrecht erhalten wollte, deren Baſis längſt gewichen war; Zuſtände, unter denen der edler fühlende Gutsbeſitzer moraliſch nicht minder litt, als deſſen ſogenannter Unterthan, und gegen deren ferneres Fortbeſtehen ſich aus der Mitte der Berechtigten ſelbſt die erſten Stimmen erhoben hatten. Euer Hochwürden mögen ſelbſt ermeſſen, ob ſich Ihr Hohn gegen uns Anhänger des Freiheitsprincips, die wir der beſitzenden Klaſſe angehören und ſomit gegen unſern eignen Vortheil wirkten, in Ihrem Munde nicht unwillkürlich in den höchſten Lobſpruch verwandelt? Denn welch höheres Lob könnten Sie uns noch ertheilen, als das der Selbſtaufopferung, der Verläugnung materieller Intereſſen für eine höhere Idee? 4) Daß eine der ſegenvollſten Maßregeln, die Emancipation des Bauernſtandes, bei ihrer Verwirklichung in Oeſterreich dem begünſtigten Stande ſelbſt nicht den ganzen, vollen Segen der Klaſſe der Gutsbeſitzer, die nun mit Hab und Gut die langjährigen Verſäumniſſe einer verblendeten Regierung büßen muß, dagegen den völligen Ruin ihres Wohlſtands brachte, liegt nur darin, daß man auch auf dieſem Felde

die Reform hinter der Revolution nachhinken ließ.5) Bei dem ersten Auflodern der Volksleidenschaft, deren hie und da ungeläuterte Vorstellungen die Schuld der Verhältnisse von der Schuld des Individuums nicht zu trennen vermochten, mußte jeder Gutsbesitzer gefaßt sein, die gehässige Stellung, die bitteren Anschuldigungen, die persönlichen und materiellen Gefahren mit allen seinen Standesgenossen zu theilen. Diese Solidarität, die mir nicht zur Unehre gereichen kann, werde ich nicht von mir ablehnen, dagegen aber jeden Vorwurf, der nur mich individuell ob meines persönlichen Verhaltens treffen wollte, mit der Entrüstung eines ehrenhaften Selbstgefühls zurückweisen".6)

„Die Anschuldigung gewisser Standessünden κατ' ἐξοχήν ist ein ebenso wohlfeiler als probater Kunstgriff der Verleumdung. Wenn ein Gutsbesitzer ins Allgemeine hin der Bedrückung seiner Bauern angeklagt wird, so klingt es nicht minder glaublich, als wenn ein Mitglied des ehrwürdigen Standes, dem Euer Hochwürden angehören, der Scheinheiligkeit, der Heuchelei und der Benutzung geistlicher Mittel zu sehr weltlichen Zwecken beschuldigt würde. Wer aber derlei Anschuldigungen an bestimmte, unbescholtene Namen hängt, muß ein ganz erbärmlicher Wicht sein, wenn er die Beweise nicht in der Tasche führt. Euer Hochwürden haben die einst anonym gegen mich vorgebrachte Anschuldigung zu der Ihrigen gemacht, indem Sie selbe ohne Prüfung wiederholt unter Ihrer Namensfirma zu größerer Glaubwürdigkeit mit eigenen Zuthaten und erfundenen Einzelheiten ausstaffirt haben.7) Sie berechtigen mich dadurch zu der dringenden Aufforderung an Euer Hochwürden, aus dem ganzen, achtzehnjährigen Zeitraume meines Wirkens als Gutsbesitzer nur eine einzige gegen mein persönliches Benehmen vorgebrachte Beschwerde, nur einen gegen mich anhängigen Unterthansproceß, eine mir zur Last fallende ungesetzliche Handlung oder auch nur eine formell gesetzliche That,8) die ich mit Härte oder Schonungslosigkeit durchgeführt hätte, begründet, mir nachzuweisen. So lange Sie dies nicht können, klebt an Ihrem ehrwürdigen Gewande die Schmach und Makel eines gemeinen, ehrlosen Verleumders.9) Euer Hochwürden verunglimpfen aber nicht mich allein, Sie verleumden auch den in seiner Gesammtheit biedern und redlich denkenden Bauernstand meiner Gegend, der sich in dem allgemeinen Taumel vielleicht (?)

zu verzeihlichen Begriffsverwirrungen, niemals aber zu Unthaten hinreißen ließ! Ein reines Bewußtsein erlaubte mir in den Tagen der größten Aufregung mitten unter diesen Männern zu leben; ich habe kein leides Wort, geschweige irgend eine Gefährdung meiner Person oder meines Besitzes erfahren. So lange Sie daher die Gefahren, von denen Sie mich bedroht schilderten, nicht thatsächlich erweisen, muß ich glauben, daß Sie einem in seinem Kerne gesunden, ehrenhaften Landvolke nur Ihre eigenen erbärmlichen Banditengelüste angedichtet haben".

Wenn ich diese Zeilen nicht auf dem Wege der Oeffentlichkeii an Sie gelangen lasse, so geschieht dies nur darum, weil ich weder Ihre noch meine Persönlichkeit für wichtig genug halte, um die öffentliche Aufmerksamkeit von den mächtigen Interessen, welche sie jetzt beschäftigen, auch nur einen Augenblick auf uns ablenken zu wollen. 10) Es bleibt Ihnen natürlich unbenommen, im Falle Sie diese Ansicht nicht theilen, von gegenwärtigen Zeilen jeden beliebigen Gebrauch zu machen".

Thurn am Hart in Krain, den 30. Mai 1849.

A. Auersperg
(Anastasius Grün.)

24. Entgegnung auf diesen angeblich 1849 abgefaßten Brief.

1. Ein Schweigen auf unsere Verse 30 Jahre lang — ein Schweigen bis in den Tod hinein! Erst nach Grüns Tode publicirt Bauernfeld den Brief — sendet ihn aber nicht an jene Zeitungen, welche dieselben Anschuldigungen gebracht haben, so daß diese Vertheidigung hätte dort bekannt werden können, wo die Anklage veröffentlicht wurde, sondern adressirt ihn absichtlich nur an den Einen Clerikalen, der doch nur die offenen publicistischen Quellen und die vox populi benützt hat. Es ist geradewegs schmählich, die Antipathien des Juden- und Freimaurerthums zu benutzen — den Spieß gegen den einen zu kehren und in Feigheit — sämmtlichen Zeitungen, die noch mehr gebracht, aus dem Wege zu gehen. Im Briefe Grüns heißt es: diesmal bricht er sein

Schweigen (also 1849), nachdem aber der Brief erst 1877 nach Grüns Tode veröffentlicht wurde, so ist der Zwang: Auersperg habe 1849 sein Schweigen brechen müssen eine eklatante Lüge; denn er hat ja sein Schweigen nicht gebrochen!

In solche Widersprüche verwickelt man sich, wenn man historische Thatsachen umgeht und sich mit Comödiencoups heraushelfen will. Wir werden im weiteren Verlaufe sehen, daß der Inhalt des ganzen Briefes eine Begriffsverwirrung ist, weil die sich selbst widersprechenden Thatsachen diese verunglückte diplomatische Mache in das klare Licht stellen.

2. Was geht den Brunner diese gar nicht hierher gehörige Fadesse mit dem Kammerherrnschlüssel an? Wir haben nie davon gehört, nie darüber gesprochen oder geschrieben! Dieser Lückenbüßer ist sohin nur ein verunglückter Coup, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Wir haben im Gefühl der Gerechtigkeit unserer Sache den ganzen Brief Auerspergs mit allen infamen Invektiven desselben, (welche der lebendige Bauernfeld zu verantworten hat) gebracht. Hingegen hat Bauernfeld weislich (d. h. hier: perfid) den Text aus den blöden Rittern nicht gebracht. Auersperg vertheidigt sich in seinem Briefe über Anwürfe, die ihm von uns nicht gemacht worden sind, somit ist durch Bauernfeld schlau der ganze Standpunkt der Polemik verrückt worden. Hätten Grün-Bauernfeld uns auf den Text der „blöden Ritter" hin geklagt, so wären dieselben entschieden ausgelacht worden, das haben die Herren wie ein herannahendes Gewitter in ihren Gliedern gespürt, und darum haben sie den Verfasser der blöden Ritter weder mit einem Proceß, noch mit einem Zeitungsartikel behelligt.

3. Auersperg hat faktisch Zehent, Robot und alle andern Giebigkeiten und Lasten solange ausgenützt, als es ging, und so straff, als es die den Gutsbesitzern günstigen Gesetze gestattet haben. Wenn nun Auersperg sagt: Dieser Vorwurf trifft

ebenso gut alle andern Gutsbesitzer, so ist diese Vertheidigung nur für blöde Leser berechnet; denn die andern Gutsbesitzer haben ihre Schäflein in aller Ruhe abgeschoren und sich nicht mit widerwärtig prahlerischen und tugendentrüstungschnaubenden Freiheitsliedern hervorgethan, die sehr billig sind und keine Kosten verursachen. In dem Singen der Freiheitslieder bei strenger Eintreibung der Giebigkeiten und Nichtablösung von Zehent und Robot liegt die Pointe unseres Vorwurfs, welche im Briefe Auerspergs sehr schlau ignorirt worden ist! Mir war es nur zu thun, den Papierliberalismus der blöden Ritter von damals zu kennzeichnen; hätten diese Herren Sänger ihren liberalen Spektakel nur auf ihren Gütern durch ihren Opfermuth bescheinigt, so würden sie dem Vorwurf des Freiheitsschwindels die Spitze abgebrochen haben. Aber diese Spitze haben sie nicht abgebrochen; die Ausflucht: der Vorwurf treffe mit ihm alle Gutsbesitzer des Landes, ist somit albern und total unhaltbar; denn die andern haben sich durch Ablereien von Freiheitsliedern nicht bemerkbar und nicht lächerlich gemacht! Sie waren mit einem Wort nur: Ritter, keine blöden Ritter.

Bauernfeld selber gesteht in einem Berichte über einen Besuch bei Auersperg das zu, was wir dem Auersperg vorgehalten, (Siehe Nr. 32 des Vorliegenden) er rühmt wörtlich „den Ernst, die Tüchtigkeit des Poeten, womit er sein Gut verwaltet, sein Eigen überhaupt als tüchtiger Haushälter zusammenhält" u. s. w.

Nun wir haben ja auch dasselbe gesagt, daß Auersperg (beim Rentamt und bei Zehentfordern) keinen Spaß verstanden hat, was Bauernfeld: Ernst und Tüchtigkeit nennt!

4. Auersperg spricht von einer „Verläugnung materieller Interessen für eine höhere Idee"! Sehr sonderbar! Warum hat er denn mit Grund- und Zehentablösung accurat so lange gewartet, bis die Revolution dieses Einkommen ganz oder theilweise weggefegt hat? Hat der Dichter, als er seine billigen Freiheitslieder anstimmte, diese Eventualitäten so sicher voraus-

geſehen? Warum mußte ihm „die Ausführung der höheren Idee“ erſt von der Revolution abgezwungen werden? Haben Auersperg und Bauernfeld, als die Revolution in Wien ſchon ſtromartig daherbrauſte, nicht ihre lächerliche hohe Meinung von ſich beurkundet, als ſie auf die Aula kamen und meinten, wenn ſie, dieſe Beiden mit ihrer Autorität die Studenten beſchwichtigen werden — dann werden ſie, dieſe Beiden (!!) die rollende Lawine aufhalten? Auersperg verließ den Schauplatz der Freiheitskämpfe, Bauernfeld bekam ein Nervenfieber — die beiden Herren glichen ein paar Knaben, die in der Nähe einer Scheuer mit Zündhölzchen ſpielen, und dann erſchreckt davon laufen, wenn ſie aus dem Scheuerndache die Flamme hoch auflodern ſehen! Auersperg wirft uns den „Hohn gegen die Anhänger des Freiheitsprincips“ vor — wenn man einen Freiheitsſchreier fragt, warum er nicht faktiſch — etwas und ſo viel er konnte, gethan hat — die Aufrichtigkeit ſeiner Spektakelmacherei zu beweiſen, ſo iſt das zwar ſehr bitter aber es iſt kein Hohn! — Wenn Auersperg bis an ſein ſeliges Ende, bis zum letzten Jahre ſeines Wirkens und immer und immer den geſammten Clerus und den Ordensſtand der Kirche auch mit Zuhülfenahme ekelhafter Gemeinheiten und Zoten (wie wir es nachgewieſen) im Koth herumzuſchleifen befliſſen geweſen iſt, um ſich des Jubels der mit Pöbel gefüllten Gallerien und polniſchen Talmudpubliciſten zu verſichern, ſo iſt das doch ſicher ein ungerechter und gemeiner Hohn geweſen. Der Clerus und die Orden mußten ſich das vom Herrn Grafen in Geduld gefallen laſſen; wenn man ſich aber an ihn und an ſeinen Talmiliberalismus heranwagte, da fuhr er wie eine getretene Schlange züngelnd und ziſchend empor — er, der Gefeite, der Unantaſtbare, die Freiheitsautorität, für ſich verlangte er nur Bewunderung ſeines Genies, ſeines Witzes, ſeiner edlen Freiheitsliebe (auf dem Papier) das Hinſchießen hielt er für ſein Privilegium, das Herſchießen galt ihm als Hochverrath an ſeiner Sängerwürde und ſonſtiger bei jeder Gelegenheit in Geſang und Klang nach außen gekehrten Nobelthuerei!

5. Warum hat denn Auersperg selbst die dem Bauernstand zu Gute kommenden Reformen, die er doch sicher hätte einleiten können, erst nothgedrungen dem Zwange der neuen Gesetzgebung nachhinken lassen? Diese Frage sind wir gezwungen, so oft zu wiederholen — so oft ihr die beiden Herren aus dem Wege gehen.

6. Wir müssen hier die dem Herrn v. Bauernfeld nicht angenehme Frage vorhalten: warum er und sein Chef die Redaktionen der Blätter, welche ihm die besagten Vorwürfe machten, nicht in den Anklagestand versetzt haben? Wäre ja doch die Zeit der Reaktion und des schwer drückenden Belagerungszustandes für eine Züchtigung dieser Blätter sehr günstig gewesen! Auf diese Frage kann sich ein vernünftiger Mensch mit der knabenhaften Ausflucht: der Graf hat diese Redakteure nicht für würdig gehalten u. s. w. — nicht zufrieden geben. Bauernfeld hat selbst das günstigste Terrain zu benutzen nicht für rathsam gefunden! Erst 28 Jahre später kommt Bauernfeld mit seiner dramatischen Finte und sucht sich hinterm Grabstein Auerspergs zu verstecken. Er verdient es, hervorgezogen zu werden, und das ist sicher einer der verdientesten Vorzüge, deren er sich je schuldig gemacht hat.

7. Unsere Prüfung bestand eben in Constatirung der Thatsache, daß Auersperg gegenüber all diesen Anwürfen sich immer mäuschenstill gehalten und keinen doch so leicht gesetzlich verfolgbaren Redakteur mit einer Klage behelligt, ja es nicht einmal gewagt hat, eine Widerlegung einem solchen zuzusenden!

8. Das soll den Anschein gewinnen, als ob in vormärzlichen Zeiten, in denen der Gutsherr zugleich die richterliche Gewalt in seiner Hand besaß — dieser in dem weiten Kreis damaliger Gesetze nicht Spielraum genug besessen hätte, sich den Ruf eines strengen, harten, unnachsichtigen Gebieters zu erwerben! Wir sind vor 1848 selber Zeugen grauenhafter Schindereien von Seite einiger Herrschaftsbesitzer gewesen, wenn nun ein Gutsherr für seine humane Behandlung der Untergebenen keinen andern Beweis aufbringt als den: daß er nie

gemaßregelt oder bestraft worden ist — so wäre das eine sehr zahme und lahme Rechtfertigung zu nennen.

9. Für diese brutalen Insulten muß der haften, der dieselben publicirt hat — der möge sich dieselben auf seinen Staatsfrack anheften, es wird diese Dekoration jener Charakterschilderung würdig an der Seite hängen, die wir nicht in pöbelhaften Schimpfworten sondern durch Zusammenstellung von Geständnissen, Bekenntnissen und Wünschen aus den Schriften dieser edlen Seele über dieselbe gebracht haben. Wir haben dem Herrn ein reiches von ihm selbst angefertigtes Material zu seiner Selbstverurtheilung an die Hand gegeben.

10. Sehr vorsichtig — der schlau ausgesonnene Rath, den Brief an Brunner nicht zu veröffentlichen — (freilich soll dieser schlaue Rath beim Leser den Glauben, daß diese ganze Komödie 1849 statt gefunden, befestigen). Hätten die Herren dieses Aktenstück 1849 veröffentlicht, so wäre es in jener Zeit ein Leichtes gewesen, Zeugen herbeizuschaffen, die sich dann in ihren Aussagen nicht nur „vielleicht" wie es Grün selber zu seiner Belastung sehr schüchtern zugesteht — sondern sicher „zu verzeihlichen Begriffsverwirrungen" im allgemeinen „Taumel" hätten hinreißen lassen, „aber nie zu Unthaten" setzt Grün hinzu — nun Brunner hat ja auch nicht von Unthaten, sondern auch nur von verzeihlichen Begriffsverwirrungen gesprochen, und zwar in den Worten:

„Ja sie haben ein Gelüste, die erbärmlich niedern Tropfen,
Eines edlen Freiheitssängers Pelz gehörig auszuklopfen.
Ob sie nicht Verlangen tragen, gar das Schloß zu Grund zu richten?
Ach, das gäbe Stoff zum Denken — Und auf neuem „Schutt" zu dichten".

In einem eventuellen, aber sehr schlau vermiedenen Proceß hätte Brunners Vertheidiger mit vollstem Rechte auch sagen können: Der Kläger Grün gesteht ja selber, was der Geklagte geschrieben hat, das Gelüste und das Verlangen, beides ohne zur Unthat zu werden; denn es ist weder der Pelz des Herrn Klägers ausgeklopft, noch ist sein Schloß abgebrannt

worden — nur die Begriffsverwirrung im Gelüſte und Verlangen — hat Brunner betont und Grün beſtätigt. Wenn Grün ſich vertheidigt: ſeine Bauern haben ſich nie zu Unthaten verleiten laſſen, ſo iſt das nur eine Finte — denn von Unthaten iſt in den Verſen Brunners auch keine Rede; Wer ſich gegen einen Umſtand vertheidigt, den ſich der Verklagte gar nicht hat zu Schulden kommen laſſen, der liefert nur den Beweis, daß es mit der Begründung ſeiner Klage ſehr miſerabel beſtellt iſt u. ſ. w.

Wir machen jetzt den Bauernfeld verantwortlich für die von ihm veröffentlichten Entſtellungen und Verdrehungen. Hätte Bauernfeld ſeine Ueberreſte von Logik und von Gelehrſamkeit, die er nach ausgelöſchter Studirlampe aus ſeinem Pergament noch gerettet hat — zuſammengenommen,*) und früher in den „blöden Rittern" geleſen, was wir geſchrieben haben, ſo würde er ſich nicht zur Veröffentlichung niederträchtiger Anſchuldigungen in einer ausländiſchen Zeitſchrift haben verleiten laſſen. Auf ihn fällt nun der Vorwurf der ſchmählichen und auch noch feigen d. h. im Namen des Todten vorgebrachten Verleumdung.

Wenn ſich Bauernfeld-Grün brüſtet, daß er als Gutsbeſitzer vor 1848 nie geſetzlich abgewandelt worden iſt — ſo haben wir ja eine ſolche Beſchuldigung auch nie ausgeſprochen, wir haben nur von der damals üblichen ſyſtematiſchen (das heißt innerhalb dem Geſetze, dem damals üblichen feudalen Syſtem) Bauernſchinderei geſprochen.

Wir ſelber haben vor unſern Augen ſehr arge Vergewaltigungen der Bauern vor 1848 erlebt, die ſtraflos vorübergegangen ſind, wollen aber die jetzt noch lebenden Träger der Namen ihrer damaligen Vorfahren nicht für das öffentlich verantwortlich machen, was jene im Stillen gethan haben.

Der Vorwurf von „Banditengelüſten" iſt geradewegs

*) Siehe unſere nächſte Abhandlung über Bauernfeld 1. Kapitel: „Bauernfeld in ſeiner Jugend als Löſchhörndl ſeiner Studirlampe".

albern und blöde — denn uns kann man auch nicht das mindeste Gelüste nachweisen, daß wir den Gutsbesitzer (oder seine Bauern) legal (oder illegal) hätten ausplündern wollen.

Für die Schlußkanonade können wir dem Bauernfeld-Grün nur sehr dankbar sein. Er will seinen Brief nicht in die Oeffentlichkeit bringen, „um die Aufmerksamkeit von den öffentlichen Interessen nicht abzulenken"!

Was waren aber denn die geheimen Interessen von Bauernfeld-Grün? Die Aufmerksamkeit sollte nicht auf den Gutsbesitzer und seine Bauern gelenkt werden, denn diese hätten sich vielleicht in ihren Aussagen und in ihrer Darstellung zu verzeihlichen Begriffsverwirrungen hinreißen lassen!

Aus diesem höchst bedenklichen Vertheidigungsapparat ist zu ersehen wie dieses Arrangement zwischen den beiden Freunden als eine dramatische Darstellung einer hinterbliebenen Vertheidigung abgemacht worden ist.

Selbst für den Fall — daß man annehmen würde, die ganze Darstellung habe sich nach Zeit, Ort und Umständen so verhalten wie es die Publikation Bauernfelds glauben machen will — wäre durch die nicht gewagte Uebergabe des Briefes an den Adressaten der schlechtverhüllten Feigheit von Bauernfeld selber die Krone aufgesetzt worden.

Wer ist so beschränkt zu glauben, daß ein offenes Vorgehn nur vermieden worden ist „um die Aufmerksamkeit des Publikums nicht von den öffentlichen Interessen abzuwenden". — Früher heißt es im Briefe: „er könne zu diesen Anwürfen nicht schweigen, um dies Schweigen nicht etwa als stummes Zeugniß eines Schuldbewußten erscheinen zu lassen" (siehe Nr. 23), und hier ist er wieder für die öffentlichen Interessen so stark besorgt, um das Publikum von denselben ja nicht abzuwenden!! Hier ist er also wieder fürs Schweigen. Bauernfeld hat durch Publicirung dieser kläglichen, confusen, sich selbst widersprechenden Mache seinen Freund erst recht blamirt.

Wir können getrost an jeden Juristen (selbstverständlich eventuell nur den einen ausgenommen, der für die Vertheidigung von Grün-Bauernfeld honorirt werden würde) die Frage stellen: ob in dieser Vertheidigung Grüns nicht gerade das bestätigt wird, was Brunner über Grün gesagt hat, und ob sich Grün nicht gerade gegen Vorwürfe vertheidigt, die Brunner gar nicht erhoben, sondern die sich Grün selber zusammengedichtet hat!

Zur Juristerei sind die beiden Herren nicht geboren gewesen, denn es ist ihnen unter der Hand ihre Vertheidigung zur Selbstanklage geworden. Das beweist: Man kann ein (oder auch zwei) sehr großer Dichter, ein sehr strenger Gutsverwalter, ein sehr großer Oekonom, aber auch in der offenbaren Klemme ein sehr miserabler Jurist sein.

Auersperg hat in seinem Briefe auch den Beweis geliefert, daß es sehr gut gewesen ist, den Herrschaftsbesitzern die Justizpflege abzunehmen.

25. Wie die Schlauheit Bauernfelds auf die Dummheit seiner Leser speculirt und wie Brunner seine Verse über Grün (in den blöden Rittern) ohne jede Zurücknahme aufrecht hält. Bauernfelds aristokratisches Bewußtsein, die Heldenthaten seiner Ahnherren, seine ihm verliehene Turnierfähigkeit — Beschreibung seines Wappens sammt den darauf befindlichen Thier-Bestandtheilen.

Bauernfeld sagt vom hohen Ritterroß mit Verachtung herunterblickend: er habe den Fehdebrief an den Adressaten nicht abgehen lassen, „Seine Hochwürden schienen mir (dem Hofbauer Edlen von Bauernfeld) nicht würdig in eine so noble Polemik verwickelt zu werden"!!

Trostlos stehen wir vor dem stolz schnaubenden Ritterroß, im drückenden Bewußtsein unserer Plebejerlichkeit!!

„Wir bitten voll der Ehrfurcht: nicht gar so hoch im Ton
Sowohl als großer Dichter — wie als hoher: Edler von!
Man soll nicht überschätzen um einige Perzent
Sowohl den dürren Lorbeer — als — das Einsiedepergament!

Im Jahre 1849 waren wir nicht würdig in eine so noble Polemik verwickelt zu werden; 28 Jahre später hat uns der Enkel des großen Ahnen und genialen Commiß-Betten-Admodiations-Erfinders von Bauernfeld dieser großen Ehre für würdig gehalten!! Wir werden dem großmüthigen Edlen in einer Weise danken, daß er damit zufrieden sein kann, sollte aber er oder seine Freunde — noch nicht zufrieden sein, so haben wir schon noch mehrere Kränze des Dankes und der Anerkennung auf dem Lager!

Vorerst eine Frage: Die Zeitung „Vaterland" ist das Organ der conservativen Hocharistokratie Oesterreichs — die glänzendsten historischen Namen stehen hinter diesem Organ, das sich aber auch sehr anerkennenswerth und ehrenhaft um den ausgewucherten Bürger- und Bauernstand, um Arbeiter, Kleingewerbetreibende und Producenten gegenüber der Boa Constrictor des auswuchernden Großkapitals annimmt; nun dieses aristokratische Organ hat 1876 — zu Lebzeiten Auerspergs, als dieser seine gassenbübischen Schmähungen über den Ordensstand der Kirche im Herrenhause unter dem Applause des civilirtthuenden und uncivilisirt sich gerirenden Pöbels losließ — den sehr fadenscheinigen Liberalismus des Gutsbesitzers seinen Bauern gegenüber noch viel kräftiger gezeichnet — als Brunner in seinen „blöden Rittern". Warum hat denn Sancho Pansa gegenüber diesen gepfefferten Artikeln den Athem eingezogen, warum haben der Quixote und der Pansa beide sich nicht gemuckst! Sind vielleicht diese Fürsten und Grafen, welche das Vaterland vertritt auch „einer so noblen Polemik (mit Grün und Bauernfeld! ha!) nicht würdig gewesen? Ueber diese Frage läßt sich durch keine blöde Finte hinübervoltigiren!

Da liegt der Ritter am Boden — mit samt dem langen Speer,
Als ob er auf dem Rosse — gar niemals gesessen wär.
Des Helmes stolze Federn — sie sind im Sand zerknickt
Und in dem blanken Küraß — da seufzt er eingezwickt!

Nur bei der Wahrheit bleiben — das macht den Menſchen ehrlich,
Denn mit dem Flauſenmachen — da iſt es ſehr gefährlich.
Das: bei der Wahrheit bleiben — ziert Knapp und Rittersmann,
Dieweil: Aufſchneiderei — Niemand vertragen kann.

Der arme vom hohen Ritterroß herab Behandelte, war beim erſten Angriff des ritterlichen Adjuncten und Conclpiſten aus der Mancha ganz eingeſchüchtert! Aus was für einer noblen Familie muß dieſer „Edle" abſtammen? In meiner, durch Angſt und Schrecken vor dieſer Standeshoheit aufgeregten Phantaſie, wandelte ich im Geiſte im Ahnenſaale der „Bauernfelds" herum, da ſah ich tapfere Heerführer, Staatsmänner, Diplomaten, ſelbſtverſtändlich durchwegs erſten Ranges! Ein bedeutender Wandfleck war noch leer, nun da kommt der große Gelehrte der Familie einmal hin, der Wiener-Voltaire, der öſterreichiſche Ariſtophanes, der deutſche Molière, dem der Grillparzer offenbar aus Neid nachgeſagt hat: „er raßle nur mit Fremdem"!

Eben dachte ich mir, was muß der Ahnherr dieſer großen Männer für großartige Heldenthaten verſchuldet haben — als ein Freund mich beſuchte, der ſich bisweilen mit Genealogie und Wappenkunde beſchäftigt. Der half mir aus dem Traum, indem er mir folgende hiſtoriſche Laterne aufzündete:

„Johann Anton Hofbauer hat ſich im Better-Fourniteursweſen, welches er auf den dermaligen admodiations-Fuß geſetzt ſo hervorgethan, daß er 1763 mit dem Prädicat Hofbauer von Bauernfeld den Adel bekommen und „gleichgeſetzt worden iſt anderen des heil. Röm. Reichs echt. geborenen Lehens-Turniergenoſſen und zu Turnieren könne zugelaſſen werden." Das iſt der Ahnherr!!

Nun da haben wir's! Dieſer Paſſus im Adelsbriefe Hofbauers beweiſt uns: daß er Recht gehabt hat „uns nicht für würdig zu halten in eine ſo noble Polemik verwickelt zu werden" — er hat es uns eben mit großer Schonung und verblümt beibringen wollen, daß er turnierfähig iſt und daß wir nicht turnierfähig ſind!

Nachdem wir nun nicht turnierfähig sind, bleibt nichts anderes übrig, als gegenüber diesem hohen Herrn uns mit einigen andern armseligen Fähigkeiten zu behelfen.

Auch das sehr interessante Wappen Hofbauers ist uns beschrieben worden. Wir erwarteten darin im dunstblauen Feld ein goldenes Commiß-Bett mit 4 Füßen und dem sonstigen Zubehör zu finden, — derweil setzte uns der König der Vogelwelt, ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln, weit aufgesperrtem Schnabel und rother weit herausgestreckter Zunge in einen ehrfurchtsvollen Schrecken. Was dieses gierige Raubthier mit den Verdiensten einer Lieferungsverpachtung für Beziehungen haben soll — ist uns etwas unklar.*) In einem Felde steht ein weißgekleideter Mann mit einer goldenen Kornähre in der Hand; sollte diese vielleicht auf das in die Strohsäcke hineingestopfte Material hindeuten? Wie Kornähren in Gold umgewandelt werden können — darüber müßte man Kornwucherer und Strohlieferanten interpelliren. Der Turnierhelm hat an einem Schnürlein das gewöhnliche „Anhängel", das wie eine kleine Denkmünze aussieht. Ueber dem Turnierhelm streben rechts und links zwei Elefantenrüssel (in der Wappenkunde Büffelhörner genannt) empor, und zwischen diesen sieht man 3 Straußenfedern als Helmschmuck aufragen.

Nachdem die Militärbetten sicher nicht mit Straußfedern und auch nicht mit Eiderdunen ausgefüllt worden sind, wollte uns die Symbolik dieser und auch anderer im Wappen vorkommender Thierbestandtheile nicht recht einleuchten. Unser Freund meinte: Die Büffelhörner könnten auf die feine satyrische Begabung eines Enkels des „Betterfourniteur"-Ritters als eine prophetische Vorhersagung gedeutet werden. Dazu dünkten uns aber die Büffelhörner doch zu anstößig! Hätte der Ahnherr in einem seiner Enkel einen politischen Wühlhuber voraus-

*) Zu seinem Tagebuche machte sich Bauernfeld das Motto: „Warmes Herz und spitze Zunge". Diesen schönen Gedanken hat er dem Raubthier seines Wappens abgejagt.

geſehen, ſo würde er ſich über den Helm einen ſcharfgezähnten Schweinskopf als Symbol der Wühlhuberei ausgebeten haben. Das iſt ſchon deshalb keine Ehrenkränkung, weil in den nobelſten Wappen Köpfe von wilden Schweinemännchen eine große heraldiſche Rolle ſpielen.

Doch wozu alle dieſe noblen Ahnenſaal-Bilder und Wappenthier-Menagerie-Träume!

Die unbeſtreitbare, verbriefte und verſiegelte Thatſache bleibt die Turnierfähigkeit! Mit dem edlen Hofbauer darf man ſich nicht einmal in einen Kampf einlaſſen, da kann ein Turnierunfähiger nicht aufkommen, da hört ſich alles auf.

Moral: Man ſoll die armen Plebejer nicht ſo übermüthig behandeln und ihnen ſeine Turnierfähigkeit und die Straußenfedern ſeines Wappens nicht unter die Naſe halten — denn ſonſt könnte dieſe verachtete Menſchenklaſſe zum Nieſen und Huſten auf die ganze Wappen-Menagerie gereizt werden.

Es zeige kein zu ſtolzes Air — Ein Enkel vom Bett-Fourniteur,
Er leg' ſich im beſcheidnen Sinn — Auf den vererbten Strohſack hin;
Der Dichter ruht auf Lorbeerblättern — Der Ritter in des Ahnherrn „Bettern",
Hoch über dem gemeinen Troß — Als Ritter und als Dichter groß!
Zwei Röſſer reiten — Hochgenuß! — Das Ritterroß, den Pegaſus.

26. Wie Bauernfeld nach 28jährigem Nachſinnen und nach dem Tode von drei Mitſpielenden, die bereits in der Grube liegen und nicht mehr als Zeugen vorgeladen werden können — eine Komödie inſcenirt.

Wir haben hier an den Dichter, dem nach eigenem Geſtändniß „alles unter der Hand zum Gedicht wird" eine ſehr ernſthafte und für ihn folgenreiche Frage zu ſtellen:

Kann der Herr Hofbauer von Bauernfeld beſchwören, daß ſich die ganze Prozedur mit den Briefen Auerspergs an ihn und an mich nach Zeit, Ort, Umſtänden und dem Auftreten der in dem Briefe angeführten Perſonen, wie mit der Angabe:

daß er den Brief an mich nur deßwegen nicht abgegeben, weil er mich nicht für würdig hielt in eine so noble Polemik verwickelt zu werden — genau so verhalten wie er (Hofbauer) es dargestellt hat? Wenn er das nicht beschwören kann, dann werden wir uns die Freiheit nehmen, ihm etwas zu sagen!

Wenn er aber unsere Vorlagen beschwören sollte, dann könnten wir ihm die Freiheit nehmen, uns etwas zu sagen!

Wir trauen dem Herrn Hofbauer so viel Verstand zü, daß er sich hätte vorstellen können, was ihm im mindesten geschehen wäre (die Wahrheit seines Brief-Lustspiels vorausgesetzt), wenn er sich mit Dessauer bewaffnet auf unsere Stube gewagt hätte.

In guter Laune hätten wir ihm mindestens sagen müssen: „Warum schickt uns Auersperg das alte und neue Testament, in sehr miserablen Ausgaben auch noch dazu, an den Hals, wir empfangen nur kaiserliche aber keine Auerspergischen Briefträger. Sehen Sie so geschwind als möglich — bei der Thüre hinaus zu kommen — bringen Sie mich nicht in üble Laune, sonst müßte ich Sie dringend bitten, mein Logis zu verlassen. Gehen Sie nach Hause, walten Sie Ihres Amtes, Sie als Lotterie- und Komödien-Concipist und Sie als Lieder-Componist — findet sich Graf Auersperg in seiner Ehre ungerecht verletzt, so stelle er mich vor Gericht — da mag er mich hinstellen, ich werde dann nicht ermangeln ihn herzustellen."

Den beiden Auerspergischen Diplomaten kann Vorsicht — die Mutter der Weisheit — nicht abgestritten werden. Sie zogen es (immer im Falle der durchgängigen Echtheit der Bauernfeldschen Berichte) vor, zu Hause zu bleiben.

Höchst verdächtig, aber auch sehr albern ist es, daß Hofbauer Bauernfeld drei Zeugen in seiner Darstellung vorführt — die im Grabe liegen, die man nicht vorfordern kann — warum hat er gewartet bis alle gestorben sind? Man kann keinen mehr beim Kragen fassen! Auersperg, Dessauer, Castelli!!!

Wenn sich Bauernfeld das Gefühl von Ehre und Ehrenhaftigkeit anempfinden wird, so muß er bei einigem Nachsinnen darauf kommen, was sich ein verständiger und ehrenhafter Leser von dem Vorgehen und der großen Klugheit Bauernfelds in dieser Angelegenheit für ein Urtheil über den Charakter dieses — Dichterheroen bilden muß!!

27. Graf Auersperg thatsächlich weit bescheidener als der aufgeblasene Edle von. — Der Ruf Auerspergs als Gutsbesitzer gegenüber seinen Unterthanen.

Jetzt kommt ein nicht zu übersehender Zwischenfall. Der hochgeborene Graf Auersperg, aus einem uralten berühmten Geschlechte abstammend, erscheint weitaus nicht so hochmüthig und Pergamentversessen wie der Edle von, der uns „einer so noblen Polemik nicht für würdig" gehalten hat. Dieser Edle von, der als k. k. Lotterie-Concipist 1848 aus dem Dienste getreten, hat sich durch sein beständiges Witzemachen über Hofräthe einen Namen begründet.

Folgendes Schreiben des k. k. Hofbuchhändlers Wilhelm von Braumüller, der mit Anastasius Grün in den besten Beziehungen gestanden, wirft ein eigenthümliches Licht auf die von Bauernfeld publicirte Briefgeschichte uns gegenüber.

Der Brief lautet wörtlich:

„Wien, 1. April 1882. Eure Hochwürden verehrter Herr Prälat. Auf Dero Wunsch gebe ich Ihnen schriftlich den wesentlichen Inhalt einer Ihnen seiner Zeit gemachten Mittheilung. Graf Auersperg (Anastasius Grün) hat mir gegenüber bezüglich Ihrer historischen Schriften der Josefinischen Periode auch den Wunsch geäußert: Sie persönlich kennen zu lernen und fügte bei: am besten wäre es, wenn ich hier bei mir (Braumüller) eine Zusammenkunft arrangiren könnte. Sie verreisten einige Tage darnach, und die projectirte Zusammenkunft hat der Tod des Dichters vereitelt. Indem ich Ihnen diese seiner Zeit gemachte Mittheilung wiederhole, bin ich mit dem Ausdruck größter Hochachtung und Verehrung Ihr ergebenster Wilhelm Braumüller" . . . .

Wem wird nach diesem Briefe Bauernfelds Auftreten nach dem Tode Grüns nicht sehr räthselhaft vorkommen? Nach diesem Brief hat Auersperg selbst (für den Fall der Echtheit sämmtlicher Angaben Bauernfelds) sicherlich nicht gewünscht, daß der alte Parfümtopf von 1848 und 1849 aufs neue aufrührerisch behandelt werde!

Noch eine Illustration der Vorsicht Bauernfelds, der erst nach mehr als 336 Monaten und nach dem Tode Auerspergs mit seinem Briefgeheimniß sich hervorwagt.

Als Schreiber dieses — diese ganze Affaire dem Hofrath Ritter von Birk, Vorstand der k. k. Hofbibliothek in Wien mittheilte, erfuhr er von diesem Herrn Folgendes:

Dr. Muchar, Professor der Geschichte in Gratz, machte ihm (Dr. Birk) einmal die Mittheilung: „Auersperg hat mich auf sein Schloß zu Thurn am Hart eingeladen, ich habe aber von dieser Einladung keinen Gebrauch gemacht, weil mir die Härte, mit welcher Auersperg seine Bauern und Unterthanen behandelte zuwider gewesen ist!“ — Hofrath Birk willigte auf mein Ansuchen sogleich bereitwilligst ein von dieser Mittheilung öffentlich Gebrauch machen zu können. Dieser Ruf des alten Gutsbesitzers klingt noch im Krainer- und Steirer-Land bis in unsere Tage hinein.

Bauernfeld ist somit sehr klug gewesen, daß er 1849 den Brunner „nicht für würdig gehalten hat in eine so noble Polemik verwickelt zu werden“.

Wessen Schale in dem sehr klug vermiedenen Proceß in die Höhe geflogen wäre — das haben die Herren wohl bedacht und ihr Benehmen darnach eingerichtet.

Wenn wir voraussetzen, daß dem Edlen von diese Geschichte zum Gedicht geworden, so hat er uns selber dazu eine wohlbegründete Veranlassung gegeben. Er zeigt uns, daß er zum Dichter nicht nur geboren, sondern sogar hochwohlgeboren ist. Im Gedichte: Der neue Midas*) heißt es:

*) Gesammelte Schriften. Wien 1873, IX. Bd., S. 23.

„Was der König nur berührte — Seltſam ändert es die Weiſe,
Wenn er ſie zum Munde führte — Ward zum harten Gold die Speiſe!
Und ſo wird mir untern Händen — Alles Leben zum Gedicht,
Geiſtig ſoll ich es vollenden — Aber ach beſitzen nicht"!

Welches Selbſtbewußtſein! Alles wird bei ihm zu Gold, d. h. zum Gedicht, aber: „zum genießen iſt es nicht"!

Ach, wie gar ſo glücklich iſt — Der Poet und Alchimiſt!
Jeder Stoff wird zum Gedicht — Anders thut er's einmal nicht;
Gedichtet hat er Tag und Nacht — Und hat 12 Bände vollgemacht.
Heil dem, der ſie genießen kann — Und den's nicht ſchaudert, dann und wann!
Ein ſehr bedenklicher Vergleich — Mit Midas aus dem Fabelreich,
Der den Apollo hat verletzt — Weil er den Pan ihm vorgeſetzt!
Denn der Apollo rächte ſich — Für einen Gott ganz fürchterlich,
Er zauberte in ſeinem Zoren — Ihm auf den Kopf zwei Eſelsohren,
Die in der Mütze er verſteckt — Die aber der Barbier entdeckt.
Der Schaber geht von Haus zu Haus — Und plaudert das Geheimniß aus,
Und daß der Midas war geprellt — Erfuhr ſomit die ganze Welt.
Dran hat der Midas nicht gedacht — Der obiges Gedicht gemacht,
Sonſt hätt' er ſicher den Vergleich — Mit Midas aus dem Fabelreich,
Des neuen Midas mit dem alten, — Viel klüger bei ſich ſelbſt behalten.

28. Die Irrungen des phantaſiebegabten Bauernfeld, bezugs des Zuſtandes der Wiener Preſſe.

In XI S. 318 beſpricht Bauernfeld die Zeit der Reaktion in Oeſterreich und ſagt:

„Auch die einheimiſche Preſſe wurde unter meinem Exfreunde Bach auf das Entſetzlichſte gemaßregelt, bereits vor, mehr aber noch mehr nach dem Abſchluſſe des unſeligen Concordats. Frei auch grob durfte von nun an nur die Kirchenzeitung ſchreiben, wir übrigen mußten den Mund halten, wenn wir nicht in das Regierungs- und Kirchenhorn ſtoßen wollten".

Für den Fall, daß Bauernfeld hier die Wiener-Kirchenzeitung meint — welche auch bisweilen die Fadenſcheinig-

keit, Fadesse und Abgeschmacktheit seiner Bestrebungen gekennzeichnet hat, die Bauernfeld für Witze gehalten wissen wollte, — sollte also diese von uns damals redigirte Kirchenzeitung und nicht eine in Peking oder wo gemeint sein, so müssen wir dem Edlen von — Folgendes erklären:

Es hatte kaum eine Zeitung so viele Vexationen von der Polizeibehörde (besonders unter Kempen und Thierry) zu er- und vertragen als die Kirchenzeitung. Die Juden durften sich jede Schmähung, jede Lüge, jede Entstellung erlauben, und der Kirchenzeitung wurde oft geradewegs verboten: sich zu wehren und die Niederträchtigkeit der Gegner historisch durch angeführte Thatsachen zu beweisen. Die Verwarnungen, Anstände u. s. w. haben wir noch schriftlich in Originalen vorräthig — fast jede Woche wurde der Redakteur auf die Polizei beschieden. Minister Thiery wollte einmal die Kirchenzeitung zum Abdruck einer niederträchtigen Verwarnung zwingen — in welcher der Redakteur als Religionshetzer (propter Juden) sich selber im eigenen Blatte brandmarken sollte; — der mit den ersten jüdischen Bankhäusern auf dem besten Fuße stehende Minister mußte meinem — mehr als energischen ihm mündlich gemachten Widerstand weichen. Ich habe die Verwarnung nicht aufgenommen, und ein Correspondent der Times hat in dem Weltblatt über diesen kecken „Reverend Dr. Divinity" Brunner einen zwei Spalten langen Auwaih-leitartikel erschallen lassen! Ein Beweis mit welcher Freude diese angeplante Selbstvernichtung erwartet wurde, und welches Wehgeschrei die Entschiedenheit der Zurückweisung dieses feinen Planes hervorgerufen hat. Wollte ich den Widerruf irgend einer infamen Lüge von den damaligen Judenblättern erzwingen, so hatte ich viele Laufereien bei den Justiz- und Polizeibehörden. Diese Blätter fanden damals immer weitaus mehr Berücksichtigung als die arme Kirchenzeitung, das kann ich alles schwarz auf weiß nachweisen; was somit Bauernfeld oben über die Freiheit der Kirchenzeitung brachte, ist eine Erfindung Bauernfelds — dem es

nach Grillparzer als Dichter wohl an Erfindung fehlt — der aber als Hiſtoriker um Dichtungen wie die obige nicht verlegen geweſen iſt. Bekam er dann einen wohlverdienten Klapps hinauf, ſo ſchrie er auf: Grobheit; derſelbe Herr, der ſich Gott und Welt, die Kirche und ihre Lehren zum beſtändigen Ziele ſeiner Schnapsbuden- und Zuchthauswitze gemacht hat. Bezüglich Leſſings, der allen Ernſtes, nach Verleugnung der Chriſtlichen Wahrheit in der Seelenwanderung ſeinen Troſt geſucht — könnte man hier annehmen: der Geiſt Voltaires ſei in einen Hausknecht hineingefahren, habe ſeinen Witz herauſſen gelaſſen, dafür aber die nicht feinen Manieren ſeines neuen Hausherrn angenommen.

29. Wie die Kirchenzeitung grob geweſen iſt in einem Beiſpiel contra Bauernfeld.

Wir ſuchten nach und fanden doch auch wirklich einen Beleg für die „Grobheit" der Kirchenzeitung und zwar im Jahrgang 1851 Blatt vom 23. Dezember. Wir wollen dieſen Beweis ſelber bringen, darum laſſen wir den ganzen Artikel hier folgen und conſtatiren ſelber leider ohne jede Reue die damalige Grobheit dieſer Kirchenzeitung.

Kirchenzeitung 1851 S. 803: „Heinrich Heines Apotheoſe. Ein Herr B . . . . . (wir wollen nicht hoffen, der beliebte dramatiſche Dichter) hat in einem Wienerblatte unter der ominöſen Ueberſchrift: „Romancero" nachfolgende Verſe zum Frommen aller Verehrer der Borſtenvieh-Muſe des hochgefeierten Heine, oder wie er ſich ſelbſt nennt, „elenden ſterbenskranken Juden" zu Tage geboren; dieſer B . . . . . ſingt:

„Daß der Herr ſich Dein erbarme — Du biſt fromm geworden gar — Wirfſt Dich in Jehovahs Arme — Du, der Hegels Schüler war. — — Frommſein treffliche Beſcherung — Reue, Buße, inneres Licht — Doch es glaubt an die Bekehrung — Jener alte Zorngott nicht. — — Zwiſchen Roſen mit dem Becher — Lag der Greis Anakreon — Und die Seele ſchwebt dem Zecher — Mit dem letzten Zug davon. — — Deine Roſen ſind verblichen — Und ein Zecher warſt

Du nie — Armer mit den Dornenstichen — Heiland Du der Poesie.*) — — Nimmer beugt der Schmerz Dich nieder — Noch die Qual der trüben Zeiten — Gott des Spottes, Gott der Lieder — Schlägst Du sterbend in die Saiten. — — Gerne tauschten wir Gesunde — Mit dem armen kranken Heine — Denn mit allen Schmerzenswunden bist Du noch der Einzig Eine. — — Die Heiligen sind Dir ein Graus — Mit ihren gebändigten Trieben — Genire Dich nicht, sag's nur heraus — Du bist ein Heide geblieben. — — Gern liefst Du ins muntere Haus — Gern möchtest Du lachen und lieben — Genir' Dich nicht, sag's nur heraus — Du bist ein Schalk geblieben. — — Du giebst uns fetten Gedankenschmaus**) — Des Witzes Funken stieben — Genirt Euch nicht, sagt's nur heraus: — Er ist ein Dichter geblieben". — —

30. Wie der Redakteur der Kirchenzeitung seine Grobheit selber zu beweisen sucht.

Die Kirchenzeitung widmete diesem geheimnißvollen B(. . . . . .) Lobdichter Heines und seiner Consorten folgende Antwort:

Genirt Euch nicht, sagt's nur heraus — Euch ärgert verflucht die Bekehrung — Das wär' auf ein Leben voll Saus und Braus — Eine schöne saubere Bescheerung — Genirt Euch nicht, sagt's nur heraus — Es steht Euch im Herzen geschrieben: — Der Heine sagt: 's ist mit dem Tod noch nicht aus — Er ist kein ganzer

---

*) Ist am End' gar — der Herr — Concipist
Von diesem Heiland der Evangelist?
Das gäbe eine saubere Compagnie
Zum Cult verlotterter Poesie!

**) Fette Schweinekobengedanken,
Die an den Brettern voller Graus
Sich sehr munter aufwärts ranken:
Wir nennen es: Gedankenschmaus.
Wir sind jetzt frei, wer kann uns wehren
Selbst jeden Saustall zu verklären
Und wer es wagt und remonstrirt,
Der wird der „Grobheit" denunzirt!

L . . p geblieben — Genirt Euch nicht, ſagt's nur heraus — Ihr wollt Euch ganz dem Teufel verſchreiben — Der Name Gottes iſt Euch ein Graus — Ihr wollt in Ewigkeit L . . pe bleiben. — Wenn Einer ein wenig nur Miene macht — Zum Glauben, Hoffen, Bekennen — Wird er dumm-teufliſch von Euch verlacht — Weil Euch die Gewiſſen brennen. — — Wir kennen Euern Cultus gar wohl — Aus Euern Liedern krank und heiſer — Und Eure Tempelhallen ſind gar — Ihr ſagt es ſelbſt: „die muntern Häuſer." — Es ſind Euch die Heiligen freilich ein Graus, — Mit ihren gebändigten Trieben — Ihr habet Euch sans gêne im muntern Haus — Dem Teufel auf ewig verſchrieben. —

Dieſe dem B mit ſeinen 9 Punkten ..... gegebene Antwort wäre ein kleiner Beweis: daß die Kirchenzeitung doch dann und wann frei und grob ſchreiben durfte. Aus der erlaubten Publikation dieſer Retourſendung iſt zu erſehen, daß die damalige Preßpolizei im Sinne des „Edlen von" bisweilen ſehr nachläſſig geweſen iſt, ſie hätte den Druck dieſer „Grobheit" verhindern und den Redakteur, der es gewagt hat, einen ſo großen neunpunktirten Dichter anzugreifen, einſperren ſollen.

Der Redakteur wäre aber auch auf einen Beſchützer des B(. . . . . .) gefaßt geweſen, würde der B(. . . . . .) irgendwo einen gefunden haben, der die „grobe Antwort" beanſtändet hätte, ſo wäre im nächſten Blatte folgende Frage ſammt Antwort erſchienen:

Frage:

Seit wann darf man den Sauen — Nicht auf den Rüſſel hauen,
Wenn ſie durch lautes Grunzen — Die Poeſie verhunzen?

Antwort:

Seit unter Schweinehunden — Sie Freunde ſich gefunden,
Die dieſen Thiereskaſſen — Zu vieles angeh'n laſſen.

Dieſe Frage und Antwort wäre allerdings noch mehr als ſehr grob geweſen, aber wie kann man denn anders ſein, wenn man in den Kampf mit Vertretern beſagter Thierklaſſe verwickelt wird?

Wenn Herr Bauernfeld der B (Neunpunktirte) ist, so soll er sich schon gar nicht über Grobheit beklagen, der in seinen „witzigen" religiösen Polemiken mit „Bauernlümmeln" und „Bengeln" herumwirft und einen armen Bauernburschen rein deshalb einen Bauernlümmel schimpft, weil dieser vor einem Madonnenbild sein Gebet verrichtet.

31. Wie sich Bauernfeld der Feine über „Bauernlümmel", und „fromme Bengel" lustig macht, und vermeint auf Grobheit ein ausschließliches Privilegium zu haben.

Bauernfeld, der sich über die „Grobheit" Anderer beklagt, dichtet wörtlich:

„Dort das Madonnenbild, es prangt in Farbenhelle,
Der Ketzer, der's gemalt, der bratet in der Hölle,
Da betet vor dem Bild ein Bauernlümmel,
Der kommt in den Himmel".

Echo:

Was geschieht aber dem Lümmel aus der Stadt,
Der das Bild und den Bauern verspottet hat?
Unser Herrgott selbst ist der Richter,
Der braucht keinen Possendichter.
Ein Bauernlümmel, der betet und Gottes Willen thut,
Ist immer besser als ein fader Geck mit seinem Uebermuth,
Der über Gott und Welt immer seine Possen reißt
Und lauter Witze macht, von denen Keiner etwas heißt.

Bauernfeld dichtet wörtlich:

„Den heiligen Glockenschwengel
Schwingt betend ein frommer Bengel".

Echo:

Es giebt auch unfromme Bengel,
Die schwingen nicht betend den heiligen Schwengel
Und thun sich viel lieber befleißen
An der (wie heißt?) Glocke herumzureißen,

Wogegen ſie Glocken im Kirchthurm haſſen,
Man muß dieſe Bengel eben auch — läuten laſſen!
Sie meinen das Privilegium grob zu ſein,
Das haben ſie ausſchließlich ganz allein.

Aus dem Erguß des Dichters über Heine iſt zu erſehen, daß die „Einheimiſche Poeſie“ ihre ſchmutztriefenden Flügel ungenirt genug ſchwingen konnte, freilich nicht, um ſich zu erheben, ſondern wild-gänſeartig einige Spannen über dem Sumpfe vorwärts zu flattern, von einer „Maßregelung“ war keine Spur — die Klage über den „Exfreund Bach“ iſt ein liberaler Coup. Hätte ſich denn die muntere Branntwein- und Zuchthauspoeſie noch brutaler, bengel- und lümmelhafter ergießen ſollen, als in der früher angeführten Verhimmelung Heines?

Wenn der Liberalismus in ſeinen Conſequenzen, in ſeiner Volksbethörung und Volksausſaugung, in ſeinen Pumpinſtituten, um dem armen Volke ſeine Habe herauszuziehen, geſchildert wird, da ſchreien die Herren um Polizei!

Wenn ſich die liberalen Genies mit ihren Federſtümpfen nicht mehr zu helfen wiſſen, dann wieder ein wenig Staatshülfe, ein wenig ſtrengeres Preßgeſetz, ein wenig Cenſur, ein wenig Gewalt; denn wir wollen herrſchen, wir, wir wollen das Volk ausbeuten und dem Volk unſere Fetzen von Freiheitsphraſen vorhalten, um ungenirt durch Gründen, Schinden, Aktien, Looſe und den ganzen Pump- und Lump-Apparat das Geld aus dem Sack ſchwindeln zu können.

Wir wollen in unſern Blutegelteichen (ſelbſtverſtändlich iſt mit dieſer Bezeichnung das wohlthätige Inſtitut der Börſen nicht getroffen) die Egelzucht pflegen, das Volk, die Bürger, die Handwerker, die ehrlichen Arbeiter und die Bauern, die ſollen uns dienſtbar werden. Welche Opfer haben die prahleriſchen Freiheitsſänger für das Volk gebracht? Wann, wo und wie?

Es mangelt dem Gepolter durchaus an Saft und Kraft
Und nur im Phraſendreſchen lag ihre Meiſterſchaft.
Jetzt iſt es anders worden, die Völker ſtehen auf
Und hemmen die Wuchrerbande — in ihrem Siegeslauf.

Hören wir einen neuen Literarhistoriker, was der über unsern Freiheitshelden in kindlicher Unbefangenheit für ein Urtheil fällt; dieser Herr wird Ludwig Salomon*) geheißen. Anerkennenswerth ist, daß er nicht mit einer Verhimmelung Grüns anfängt, aber sehr lächerlich: wenn er Concordat, Sistirungspolitik — die Schule in der Kirche — das Verbot der Civilehe als die Feinde der Volksfreiheit bezeichnet. Diese hohlen Phrasen noch als Hemmschuhe der Volksfreiheit bezeichnen, ist ein überwundener Standpunkt!

Salomon sagt über Grün: „Anastasius Grün ist kein Talent von intensiver Leuchtkraft, er ist kein Dichter, der fortreißt durch die Gewalt seiner Leidenschaft, der blendet durch den Glanz einer schwungvollen Sprache, er ist nicht einmal geistreich, hier und da sogar ermüdend durch eine üppige Bilderfülle und zu große Länge seiner Gedichte, ja bisweilen selbst geschmacklos".

S. 338: „Das Jahr 1848 riß auch Auersperg mit in die Bewegung hinein, er wurde sowohl in das Vorparlament, wie in die Nationalversammlung selbst gewählt, ergriff indeß niemals das Wort und verließ im September, als die Unklarheit und Uneinigkeit zunahm, Frankfurt wieder. 1860 wurde er in den verstärkten Reichsrath berufen, und 1863 erhielt er die Geheimrathswürde mit dem Prädikate Excellenz. Diese Ehrenbezeugungen hielten ihn jedoch nicht ab, nach wie vor, überall, wo es galt für Licht und Freiheit einzutreten, ohne Unterlaß gegen das Concordat und die Sistirungspolitik, für die Trennung der Schule von der Kirche, die Civilehe ꝛc. zu kämpfen, und seinen Gegnern, dem Grafen Thun und Cardinal Rauscher erwiderte: Man kann die Freiheit nicht vom Rechtsbegriff trennen und man kann die Freiheit lieben, ohne mit seinem Adel oder mit der Religion in Widerspruch zu kommen".

Welch ein von den neuesten Ereignissen in Oesterreich verurtheiltes Kauderwelsch über Freiheit! — „Man kann

*) Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1881. S. 336.

die Freiheit lieben, ohne mit ſeinem Adel oder mit der Religion in Widerſpruch zu kommen".

Gerade die Freiheit, welche Auersperg im Parlament mitvertheidigen half — dieſer echte Börſen-, Capital- und Volksausbeutungs-Liberalismus iſt mit der chriſtlichen Sittenlehre — im Intereſſe der Raubritter und des Börſengaunerthums prinzipiell von je in Widerſpruch befangen geweſen.

Anaſtaſius Grün iſt immer auf der Seite der volksausbeutenden Freiheitshelden geſtanden, die mit ihrem Krakehl gegen Concordat und für Trennung der Schule von der Kirche — dem armen Volke eine jahrelange Policinellkomödie vorgemacht haben, um derweilen durch Banken, Gründungen, Anleihen und Börſenmanöver aller Art und Unart, den producirenden Klaſſen das Geld aus den Taſchen heraus zu eskamotiren. Der Auersperg hätte nur noch ein Dezennium zu leben gebraucht — um zur Einſicht gezwungen zu werden, daß es für einen Cavalier aus einem alten Hauſe ein Brandmal iſt — wenn er Jahrelang mit einem Komödienfetzen von Freiheitsmantel behangen — im Intereſſe der öffentlichen Volksausbeutung mitgegaukelt und mitgeholfen hat — am Ende um den Lohn des Gelobtwerdens von einer erkauften jetzt auch ſchon im Volksmund als ehrlos bezeichneten Preſſe.

32. Wie Bauernfeld eine ſehr verunglückte Apotheoſe auf ſeinen Freund zum Beſten giebt. Was er dem Leſer bietet, nachdem er ihn in die höchſte Erwartung verſetzt hat.

Hier noch eine ſehr erheiternde Epiſode. Bauernfeld ſucht ſeinen hohen Freund Auersperg als aufopferungsfähigen Charakter herauszuputzen. Er meint, mit einem Stück Deklamationsſeife wird das ſchon gelingen.

Er berichtet über Grün XII S. 141:

„Bei einem Beſuche in Thurn am Hart überzeugte ich mich von dem glücklichen häuslichen Verhältniſſe meines Freundes, ſowie

von dem Ernſt und der Tüchtigkeit des Poeten, womit er ſein Gut verwaltete, ſein Eigen überhaupt als tüchtiger Haushälter zuſammenhielt, vormundſchaftliche und andere Geſchäftsangelegenheiten beſorgte".

Das hat den Anſchein, als ob es Jemand dem Auersperg vorgeworfen hätte: er habe ſein Gut nicht ernſt und tüchtig verwaltet, er habe ſein Eigen nicht als tüchtiger Haushälter zuſammengehalten, als habe er ſeine Geſchäftsangelegenheiten nicht oder nur nachläſſig beſorgt — — — das iſt nun rein Komödienpfiff — Bauernfeld vertheidigt den Auersperg über Anklagen, die kein Menſch gegen ihn angebracht hat — im Gegentheil: es war allgemein bekannt, viel gedruckt und allgemein beſprochen, daß er ſeine Güter außerordentlich ernſt und tüchtig verwaltet — ſo ernſt, daß er da durchaus keinen Spaß verſtanden und daß er als ein überaus tüchtiger Haushälter ſeine Habe zuſammenhielt. — — — Dieſe Vertheidigung von Seiten Bauernfelds iſt ſomit eine ſehr verunglückte Komödie. Bauernfeld fährt dann fort:

„Bei der Bewegung des Jahres 1848, welche uns Andere wohl aber uns ſelbſt*) und gelegentlich über alle Schranken hinaushob, bewies der Graf, Gutsbeſitzer und Dichter denſelben Mannesmuth und Freiſinn, wie bisher nicht mehr, nicht minder — aber auch daſſelbe Pflichtgefühl. Er verließ Gattin, Haus, Hof und Herd, um zuerſt im Frankfurter Parlament die Stelle im linken Centrum einzunehmen und im liberalen und großdeutſchen Sinne zu ſtimmen, wie es ſeiner Natur gemäß war"!**)

Wenn man dieſes ſpannende Deklamationsſtück Bauernfelds lieſt, wie der Auersperg Gattin, Haus, Hof und Herd mit Mannesmuth, Freiſinn und Pflichtgefühl verlaſſen hat, ſo wird einem ganz gruſelig zu Muthe — man denkt ſich den Anaſtaſius Grün, den kühnen Freiheitsſänger, wie er ein-

*) Das hat bei Bauernfeld keiner Bewegung von 1848 gebraucht; er hatte immer ſo viele Kraft — daß er ſich ſelber ſtets über ſich ſelber hinaus erhoben hat.

**) Er ſprach kein Wort — das war ſehr klug;
Er ſtimmte nur, das war genug!

gedenk vieler seiner tapferen Vorfahren, mit einem langmächtigen Schwert bewaffnet, mit einer hohen schwankenden Straußenfeder auf dem Ritterhelme, mit einem schweren Küraß angethan — wie er hinauszieht in eine blutige Schlacht, um sein Leben für die so oft besungene Freiheit darzubringen und sich sterbend — auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert in der Hand niederzulegen; — so spannend ist die Deklamation über das Verlassen von Haus, Hof, Herd und Gattin in Mannesmuth, Freisinn und Pflichtgefühl — — gehorsamer Diener, jetzt kann's angehen, denkt sich der in Gluth versetzte Leser — und siehe da: — er reist nach Frankfurt, setzt sich ins linke Centrum, um seiner Natur gemäß*) liberal und großdeutsch zu stimmen — Bauernfeld hat noch was vergessen: und um im Hotel Pariserhof das Couvert zu 5 Gulden rheinisch ohne Wein mit andern Freiheitshelden das Diner einzunehmen; und so in einer glücklichen Stunde auch Gattin, Haus, Hof und Herd vergessen zu können — o, sie haben sich recht gut unterhalten in Frankfurt die Freiheitsstürmer alle mitsammen. — Aus den Heldenthaten Auerspergs, die Bauernfeld bewundert, ergiebt sich, was er selber für ein Held, für ein deutscher Krieger ist — der wie ein vorsichtiger Kläffer sein: „Großjährig" hinter den schützenden Beinen des Grafen Kollowrat auf den Metternich hervorgebelfert hat, und als der Rummel losging — da ist, wie Grillparzer berichtet: „bei ihm (offenbar aus Angst) ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, die ihn unter so viel Aufregungen befiel, und selbst heute noch nicht ganz verlassen hat" — sagt der böse Grillparzer, der diesmal seinen Helden, den Bauernfeld, nicht Sophokles-tragödisch, sondern Aristophanisch-komödisch behandelt.

Er war immer nur in Worten — todesmuthig, wuthentbrannt,
Aber von des Kampfes Orten — ist er kläglich durchgebrannt;

*) Eine links Central-liberale großdeutsche Natur!

Da erfaßte ihn das Fieber, und er wurde todeskrank,
Nicht ein Jeder kann vertragen, dieſen ſtarken Pulverſtank.
Wär' das Pulver nicht geweſen, ſchon erfunden viele Jahr',
Sicher — dieſer Freiheitsſänger — hätt's erfunden nimmerdar;
Nur im Schwefelmachen hat er immerfort ſich angeſtrengt,
Doch mit Kohlen und Salpeter hat er niemals es vermengt.
Seine Werke zeigen — in zwölf Bänden wunderbar,
Daß ſein Dichten und ſein Singen — eine Dutzendarbeit war.

33. Wie und wofür Auersperg Ehrenbürger von Wien wird und in ſeiner Poeſie aufs Jucken und Kratzen herunterkommt.

Uebrigens „Ehre dem Ehre gebührt". — Im Jahre 1864 gingen die Wogen des Liberalismus in Wien ungeheuer hoch. Anaſtaſius Grün wurde gerühmt, daß er den Wienern zu ihrer „Freiheit" geholfen — (20 Jahre ſpäter, alle Gewerbe ruinirt, der ehrliche Handel heruntergebracht, der Wucher, die Volksausſaugung oben, die Handwerker ärmlich bezahlte, am Hungertuch nagende Taglöhner). Am 25. Januar 1864 machte ein ſcharfſichtiges Genie im Gemeinderathe den Vorſchlag, daß dem Grafen Auersperg, dem Vorkämpfer der Freiheit in Oeſterreich, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien verliehen werde. Kurz vorher war es, ſehr ominös, dem Rabbiner Manheimer verliehen worden — auch als einem Vorkämpfer der Freiheit — für ſein armes, bedrängtes, von den Geſetzen des finſteren Mittelalters noch immer eingeſchränktes, aber ſehr freiheitsluſtiges Volk; und der Rabbiner und Auersperg wurden als Ehrenbürger angejubelt.

Welch' eine Luſt für die Wiener — Zwei Freiheitshelden zu ſehn,
Den Cavalier und den Rabbiner — Die mit einander gehn!
Der Rabbiner hat ſicher gelacht — Und ſich ſein Theil gedacht;
Aber der Cavalier mußte ſchweigen — Und durfte den Unmuth nicht zeigen!

Grün hat ſich nun ausſchließlich auf die Pfaffenhetze verlegt und in permanenter „ſittlicher Entrüſtung" ſeine Tonſtücke

vom Schloß-Thurm zu Thurn am Hart heruntergeblaſen. Dafür iſt ihm aber auch immer von ſämmtlichen Rabbinerblättern der Methtiegel voll des ſüßeſten Lobes über ſein lorbeergekröntes Haupt geſtülpt worden. Im Gedicht: „Prieſter und Pfaffen“ ruft er muthig wie immer, wenn er nichts zu fürchten hatte:

„Stoß ins Horn Herold des Krieges: zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde heuchleriſcher dummer Pfaffen!“

Kurios! In Anbetracht der glücklichen Unterthanen ſeiner Herrſchaften: ſind dieſe dummen, heuchleriſchen Pfaffen — dem hohen Gutsbeſitzer ſehr erwünſcht geweſen! Zum Gehorſampredigen, zum Ermuntern fleißig Steuern und Abgaben zu zahlen, Robot zu leiſten, dem Herrn Gutsbeſitzer alle mögliche Ehrfurcht zu bezeugen — dazu ſind dieſe dummen heuchleriſchen Pfaffen doch noch ſehr brauchbar befunden worden.

Wehe ihnen damals, wenn ſie die Freiheitsregeldetri abgeſchloſſen und den Freiheitskrakehl gegen den Gutsbeſitzer ebenſo in Scene geſetzt und gehetzt hätten, wie der Herr Graf — der Regierung gegenüber. Man kann ſich das erbauliche Bild des Gutsbeſitzers im herrſchaftlichen Oratorium nicht oft genug vormalen — wie er da andächtig dem Gottesdienſte beiwohnt, von dieſen dummen, heuchleriſchen Pfaffen gehalten.

In ſeinen Krakehlliedern hat er das ganze Prieſterthum als überflüſſig proklamirt in der genialen Frage: „Iſt eines Sonnenſtrahles ſtiller Flug — ins Menſchenherz nicht Prieſterweihe genug“?

Für dieſe dummen Bauern hat er das Prieſterthum doch noch für nöthig gehalten, denn wenn der arme Menſch nichts weiter hat, als den Genuß der Sonnenſtrahlen, um ſich dieſe in den Mund und Magen hineinleuchten zu laſſen, ſo wird er mit dieſer ſehr poetiſchen Speiſe nicht fett werden.

Anders war's in Thurn am Hart, denn dort war es hart am Thurm,
Dort beſchwor er nicht herauf die Bauern zu dem Freiheitsſturm;

Dort hat er gehalten feſt, was das Vorrecht ihm gewährt,
Und von Robot und von Zehent hat er immerfort gezehrt.
Nur im Wort und nicht in Thaten iſt geweſen er Prophet,
Alle Gaben wollt' er haben — grad ſo lange als es geht;
Und das haben wir ihm Alles ſchon ſehr lang her vorgeſagt
Und er hat durch 30 Jahre keinen Widerſpruch gewagt. —
Erſt nachdem er todt iſt, und ſchon lang im Sarge ruht,
Da bekam ſein Sancho Panſa einen nachgebornen Muth;
Hinterm Grabſtein ſucht er feige ſeine Schonung, ſeinen Schutz
Und bewirft uns mit dem dreißig Jahre alten Schmutz;
Mit dem Leichengift beſtrichen hat er ſeines Pfeiles Spitze,
Nun — wir haben ihm beglichen ſeine miſerablen Witze!

Somit iſt klar zu erſehen, was eigentlich an der beſtändigen ſittlichen Entrüſtung, mit welcher ſich Grün und ſein Freund über „Pfaffen" hergemacht haben, daran iſt. Wir wollen in wenig Worten ſagen was dieſe Entrüſtung bedeutet:

Frage: Was iſt ſittliche Entrüſtung?

Antwort: Negative Tugendbrüſtung!

Mit welcher (ſich bis zum Jucken und Kratzen vom hochgeborenen Sitz herabwürdigender) Gemeinheit werden die Mönche behandelt! Im „letzten Ritter" heißt es:

Ein Mönch und Schalksnarr, kein ſelten Paar iſt dies,
Verſpürt ein Mönch das Jucken, kratzt ſich ein Narr gewiß.

Echo: Mein Ritter vom hohen Orden, wohin gerathen ſie,
Sie ſind ja krätzig worden mit ihrer Poeſie.

Allen Ernſtes können wir dieſe unwürdige aufs Jucken und Kratzen herabgekommene Poeſie, die das Mönchthum generaliter in jedem Mönch mit einem Schalksnarren gleichſtellt, einen bübiſchen Fanatismus nennen. Achtenswerthe proteſtantiſche Gelehrte können nicht umhin, die Verdienſte der Mönche anzuerkennen; einer der gelehrteſten proteſtantiſchen Theologen ſchrieb in neueſter Zeit eine Monographie des heiligen Bernhard — — doch wozu dieſen Leuten (dem Grün und ſeinen Glaubensgenoſſen) eine Belehrung? Sie

wollen ſich groß machen, immer ſittliche Entrüſtung ſpielen, und den allerbilligſten Ruhm im Freiheitskampfe erringen, indem ſie über Pfaffen und Mönche weidlich ſchimpfen.

Und das hat ſeinem Don Quixote der Sancho, Edler von Panſa, abgeguckt — und nachgeſpuckt. —

Man könnte noch einen Band füllen, wollte man die aufgeſchwollenen Phraſen, die durch und durch der Logik oder der geſchichtlichen Thatſachen nach unwahr und erlogen ſind, und die von Auersperg immer mit hochmüthigem Pathos angehaucht ins Treffen geführt werden — alle anführen und widerlegen.

34. Wie der fromme Kirchengeher den Luther gegen den Papſt zu Felde führt.

Im dichteriſchen Nachlaſſe*) legt Grün dem Luther, der anfangs in die von König Ludwig gebaute Walhalla in ſeiner Büſte nicht aufgenommen wurde, folgende Worte in den Mund:

„Mit ſeinem Buche ſchlägt er an die Pforten
Und läßt vernehmen ſich in ſolchen Worten:
Die ſchlimmſten Ketten, die mein Volk getragen,
Wahnglaubens Ketten hab' ich ſtolz zerſchlagen,
Dreiköpfige Höllendrachen kühn zertreten,
Die ſich in dreifach Kronenband vermummt,
Dem deutſchen Wort, dem Seraph gramverſtummt
Löſ' ich die Zung und lehrt ihn ſingen, beten
Und reden treu die Sprache der Propheten" —

Wenn Auersperg ſich ernſtlich umgeſchaut hätte — oder wenn er einen aufrichtigen Bibelkundigen gefragt hätte, ſo würde er erfahren haben, daß vor Luther viele Bibelüberſetzungen exiſtirt haben**) und eine ganze Reihe deutſcher vorreformatiſcher Ueberſetzungen darunter. Freilich dann hätte Auersperg dem Luther nicht dieſen wuthſchnaubenden Sermon gegen den Papſt in den Mund legen können. Das iſt doch eine ſträfliche,

*) In der Veranda. Berlin, Grote 1876.

**) Siehe Wetzer und Welte Kirchenlexikon, II. Bd., 2. Auflage, von 711 an 50 Seiten.

blöde und boshafte Unwiſſenheit — die ſich gerichtlich conſtatiren läßt!

35. Wie Grün den Kaiſer Joſeph die Tiara der Päpſte zertreten läßt.

Ebenſo läßt er Joſeph II. einen Krakehl machen, weil er nicht in der Walhalla Eingang gefunden hat. Er läßt den Kaiſer ſagen:

„Wie Chriſt hab' ich vom Kreuze meiner Throne
Gepredigt Duldung, daß die Spaltung weiche;
Den Pflug, den ält'ſten Siegeswagen lenkte
Befreit, bekränzt, ich durch des Landmanns Hufen,
Drauf gern ein volles Segensmeer ich ſenkte.

Der Schreiber dieſes hat aus archivaliſchen Quellen nachgewieſen, wie Joſeph nichts weniger als ein Freund der Freiheit und Duldung geweſen iſt — wie er Deiſten in Böhmen mit Stockprügeln zu bekehren ſuchte,*) wie er, wenn er gelebt und gekonnt hätte das ganze Oeſterreichiſche Parlament und das Herrenhaus dazu, in welchem Auersperg florirte, mit einem Kehrbeſen ausgejagt haben würde. — Das alles hat, (wie ich es ſchriftlich bezeugt in Händen habe) Auersperg in meinen Schriften geleſen — aber es taugte ihm nicht! Zu ſeiner beſtändigen ſittlichen Entrüſtung war ihm die bewußte Geſchichtsfälſchung und Geſchichtsentſtellung viel angenehmer und viel brauchbarer.

Und daß Auersperg den Pflug, den älteſten Siegeswagen poetiſch verherrlicht!! Was hat denn er und ſeine liberalen Genoſſen in der Geſetzgebung gethan, um dem Bearbeiter des Bodens mit dem Pfluge, dem Bauer die Exiſtenz möglich zu machen? ihn vor Wucher, Untergang, Vertreibung vom Erbe ſeiner Väter zu ſchützen? Keiner hat ſich gerührt, im Gegentheil, die unter der Aegyde des Dichters Auersperg liberalerſeits geſchaffenen Ge-

*) Brunner: Kaiſer Joſeph, 2. Auflage, Herder 1835.

ſetze haben den Wucher freigemacht — den Bauern- und Gewerbeſtand an den Bettelſtab gebracht!! Bei den Großwucherern und jenen Advokaten, die ſie für ihre Zwecke bezahlten, war das Schaffen dieſer Geſetze Eigennutz, bei den unbezahlten Schreiern, wie Auersperg, war es pure . . . . . das höfliche Wort „Kurzſichtigkeit" wäre hier nicht mehr am Platze. Auersperg hat in zwei Sonetten „Im Reichsrathe„*) betitelt, ſein Wirken als Politiker zu verherrlichen geſucht — das zweite ſchließt er:

„Wohnt in den Thälern einſt das Glück beim Volke,
Dann zieht die Sehnſucht auch nicht mehr zur Wolke,
Dann miſſeſt gern auch Du die Adlerſchwinge
Und Euer Werk, verklärt zum Ehrenmale
Statt Deines Grubenlichts, mit vollerem Strahle
Die Weltenſonne! — O daß es gelinge!"

36. Wie die ſtatiſtiſchen Ausweiſe am beſten die Wohlthaten bezeugen, welche der Liberalismus über Oeſterreich gebracht hat.

Statt der Weltenſonne, die das gelungene Werk der liberalen Reichsratherei beleuchten ſoll, brauchen wir nur die Sonne der ſtatiſtiſchen Ausweiſe über hunderttauſende von Bauerngütern, die den Wucherern verfallen ſind, von den Millionen Gewerbetreibenden, welche die Capital-Concurrenz zu Bettlern gemacht hat, vom Niedergang des Bauern- und des Gewerbeſtandes; das iſt die wahre Beleuchtung von dem „Glück beim Volke", das in „den Thälern wohnt".

Die Bauern — ach, ſie ſind zertreten,
Nimmer vom Ruin zu retten
Mit den wäſſrigen Sonetten.
Nur die Volks-zu Grunde-Richter
Und das Wucherer-Gelichter
Feiert ihn — als Freiheitsdichter.

*) In der Veranda. S. 145.

Das erste Sonett beginnt er höchst pathetisch als ein mit Arbeiten überhäufter Staatsmann:

„Poet, geschmiedet an die Staatsgaleere
Auf Lebenszeit,*) wo bleibt Dein helles Singen?
Wenn mühsam nur die Ruder vorwärts dringen
Sprich, wird zur Strafe Dir nicht solche Ehre?"

Auf die Frage, ob ihm diese seine Ehre nicht zur Strafe geworden ist, könnte er jetzt antworten. Er hat im Herrenhause die officiellen Adressen als Stilist angefertigt, und seine Liebe für Freiheit und Volk nur durch sein Schimpfen über Mönche bethätigt; die stenographischen Berichte zeigen dieses Herrenhausmitglied als einen Politiker der vollsten Unbedeutendheit und Unkenntniß der socialen Weltlage, der nicht Einen bauenden Gedanken ausgesprochen hat.

37. Wie Auersperg eine Geschichte stiehlt, die Quelle nicht angiebt und selbe mit verändertem Aufputz zu seiner Papstvertilgung verwendet.

Nun wollen wir den Dichter noch bei einem Diebstahl prima sorte mit erschwerenden Umständen vorführen. Ein Sonett unter dem Titel „Römischer Wegweiser" gegen den Papst gerichtet, lautet:**)

„Wenn deutsche Herzen, deutsches Land zu spalten
Aufs Neu' die Blitze sprühn vom Vaticane,
Seh' ich im Geist***) als Vorbild, das uns mahne,
Zwei deutsche Freunde, die durch Rom einst wallten.

*) Eine poetische Umschreibung des „Herrenhausmitgliedes auf Lebenszeit". Seine „Staatsgaleere" ist bereits abgetakelt; schade, daß Auersperg nicht die Enttäuschung über seine hochmuthgeschwollenen Phrasen erlebt hat!

**) In der Veranda. S. 144.

***) Im Geist? wir werden gleich sehen, daß er diese Scene, die er hier für seine Mache ausgiebt, aus einem katholischen Buch ge — — nommen hat!

Getrennt, verſprengt im Menſchenoceane
Sucht irrend Freund den Freund — vergeblich Walten!
Bis von St. Peter Glockenrufe hallten,
Der Pontifex ſich zeigt auf dem Altane.

Er ſpendet Segen, ſchleudert Bannesſtrahle,
Aufs Knie ſinkt alles Volk mit Einem Male
Sich beugend vor dem Haupt tiar'umwunden.

Wie Säulen blieben nur zwei Männer ſtehen,
Die Freunde ſind's, ſie haben ſich erſehen
Und aufrecht ſtehend, wieder ſich gefunden".

Hören wir nun eine Erzählung, gedruckt 1856:*)

„In der berühmten Stadt Florenz hatten einſt zwei franzöſiſche Künſtler, die dort ihre Studien machten, mitſammen die Verabredung getroffen, ſich des Abends auf dem großen Platze zuſammenzufinden. Beide hielten ihr Wort, allein ſchon waren aus allen Ständen ſo viel Menſchen verſammelt, die in der Abendkühle ſich ergehen wollten, daß die beiden Maler, ſo emſig ſie in dem dichten Gewühle ſich umſahen, wieder doch nicht früher ſich zu finden vermochten, als bis zur Zeit, da von allen Thürmen die Abendglocken ertönten, die zu dem Ave Maria das Zeichen gaben. In dieſem Augenblicke verſtummte plötzlich der Lärm der geſprächigen Menge; Alle, die auf dem Platze ſich umhergedrängt, warfen ſich auf die Knie, um zu beten, und nur zwei junge Männer machten ſich dadurch bemerklich, daß ſie aufrecht ſtehen blieben. Und jetzt erſt war es den Suchenden vergönnt einander von fern zu erblicken, denn die beiden, die gleich hohen Föhren im Buſchgehölz über die Menge hinwegſchauten, waren eben jene Kunſtjünger aus der damaligen Schule ſtarker Geiſter. Obwohl es nun anderthalb Jahrhunderte ſind, die ſeit dieſem Ereigniß verfloſſen, ſo waren jene Kunſtjünger doch ſchon Kinder der neuen Zeit, während die übrige Maſſe, es ſei mit Herz und Wille oder zum Scheine, der alten Zeit angehörte und dem Glauben. Beuge

*) Der Weg, die Wahrheit und das Leben. Zwölf Vorträge, gehalten während der Faſten des Jahres 1854 in der Pfarrkirche auf der Landſtraße in Wien von Dr. Joh. Em. Veith. Wien 1856, Braumüller. Seite 23.

Dich im Gefühl Deiner Schuld, Deiner Hilflosigkeit, Deiner geschöpflichen Abhängigkeit vor dem Unendlichen, aber vertraue seiner rettenden beseligenden Liebe: so lehrt der alte, wiewohl ewig junge und verjüngende Glaube. Erhebe Dein Haupt, stehe aufrecht und strebe, da Du sonst keine Helfer hast, durch eigene Kraft und Energie Dich vorwärts zu bringen — so gebeut die Lebensweisheit, die ohne und wider Gott ihre Wege sucht Dadurch aber gewinnt jene kleine Begebenheit, die in Florenz sich zugetragen, die Bedeutung eines Bildes, in welchem die Zustände der christlichen Welt sich spiegeln. Wie lautet nämlich das Wort oder das Bekenntniß, um welches aller Glaube oder Unglaube sich wendet? Es ist das Ave Maria, der Gruß und die Botschaft des Engels, das täglich dreimal wiederholte Gebet, das nach seinen Anfangsworten das Angelus Domini genannt wird, und in Wahrheit die lebendige Mitte und Fülle aller göttlichen Heilswerke darstellt".

Nochmals in einer andern Schrift Veiths*) und zwar mit der Bemerkung:

„Hier zeigten sich also nur zwei Ungläubige, oder doch Geringgläubige unter vielen Tausenden, die ihren Glauben öffentlich bekannten, während in der Gegenwart zumal in großen volksreichen Städten bei einem ähnlichen Anlasse gerade das Gegentheil sich zu ereignen pflegte".

Auersperg entwendet aus einem katholischen Buche heimlich eine Waffe, zur Vertheidigung der Kirche, um mit dieser Waffe gegen die katholische Kirche loszugehen. Er macht aus den französischen Künstlern zwei deutsche, aus Florenz — Rom, aus dem 17. Jahrhundert das 19., aus der Piazza dei Signori den Petersplatz und aus dem Avegebet den Papst, der von St. Peter Segen und „Bannesstrahl" sendet, vermauschelt in dieser Art die ganze Geschichte in eine Waffe gegen das Papstthum, sagt aber kein Wort, daß er die Geschichte gestohlen und im Interesse seines schon blöd gewordenen Hasses entstellt hat.

Es ist auch schon vorgekommen, daß ein Dieb von ungewöhnlicher Frechheit — aus einem Hause einen Revolver ge-

*) Homiletische Vorträge von Dr. Veith. 7. Bd. S. 114. Wien, Braumüller, 1855.

ſtohlen hat, um ſelben gelegentlich eines Einbruches gegen die Bewohner des Hauſes losfeuern zu können! Hätte Auersperg die beſtohlenen Schriften Veiths ſich zu Geiſt und Herz genommen und darnach ſein Leben eingerichtet, ſo würde er ſich nicht gar ſo entſetzlich feige vor dem Tode gefürchtet haben!

Alſo hat Auersperg *gelogen*, als er ſagte: er habe dieſe Begebenheit *im Geiſte geſehen*, denn er hat ſie geſtohlen und zu ſeinem Gebrauch herumgedreht, er hat das geſtohlene Object unkennbar zu machen geſucht und iſt ſomit, als er den *Römiſchen Wegweiſer* gedichtet, wie wir es hier thatſächlich darſtellen, zu einem deutſchen *Hochſtapler* geworden!

Daß der Papſt deutſche Herzen und deutſches Land geſpalten — iſt ſchon ein alter abgebrauchter Witz von antikatholiſchen Geſchichtsbaumeiſtern und daß der Papſt von dem Altane des Vaticans aus Bannſtrahlen ſendet und die Leute ſich niederknieen, um ſelbe zu empfangen, das iſt geradewegs ein blödſinniger Aufputz des Trutzgedichtes.

Somit hat der Dichter hier vom poetiſchen Privilegium zu ſtehlen und zu entſtellen, ſicher einen mehr ausgiebigen als *ehrenhaften* Gebrauch gemacht.

Für die Ehrenhaftigkeit dieſes Vorgehens wird auch nicht eine Stimme ſich erheben, das ganze iſt ein Akt, vor dem auch die Frechheit verſtummen muß.

38. Wie dem Grün der *Pfaffenhaß* als einziges echtes Siegel ſeiner liberalen Geſinnung zu gelten ſcheint.

Dieſer Pfaffenhaß, der *ſeit der Zeit* anfängt, in welcher der Dichter als freiſinniger Knabe von dem Rector des Thereſianums (der adeligen Ritterakademie) hinausgebeten worden iſt und dann im Inſtitute Klinkowſtröm, wo klerikaler Einfluß herrſchte, neue Nahrung bekam — begleitet ihn ſein ganzes Leben hindurch. Dieſe dem Clerus zugeſchriebenen Hinausbeförderungen haben, wie er es ſelber ſagt, *ſeinem Leben eine Richtung gegeben*. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, in welcher es ihm möglich iſt gegen die Pfaffen loszuſchlagen, ſie mit ſeiner

Poesie zu beschmutzen. Im Jahre 1846 richtet er an Rudolf Freiherr von Mandell, welcher die höchst interessante und malerisch gelegene, aber durch Verwahrlosung fast zur Ruine gewordene Burg Rabenstein in Steiermark käuflich an sich gebracht hatte, um dem weiteren Verfalle Einhalt zu thun, ein Gedicht unter dem Titel: „Dem neuen Burgherrn von Rabenstein." Nun ist es diesem Baron zwar gar nicht eingefallen einen Schloßkaplan zu stiften — aber Auersperg kann die schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen den Pfaffen folgende Strophe anzuhängen:

„Ein Burgpfaff fehlt, doch ist ein Streiter
Die Kirch auf Erden, wie Du weißt,
Drum mein' ich, schick den Pfaffen weiter,
Es walt im Haus des Friedens Geist.
Der Sturm wird selbst die Glocke ziehen,
Meßkleider wirkt der Sonnenschein
Und gläubige Stimmung wird nicht fliehen
Dem frommen Herrn von Rabenstein.
Der Fenster Glas ist auch ein Priester,
Dir fehlt noch solch ein Priester klar,
Des Himmels Licht empfängt und gießt er
Ins Haus Dir unverfälscht und wahr.
Er wehrt von Dir der Stürme Treiben,
Doch kann's ein schlechter Pfaff auch sein;
Drum vor vergilbten blinden Scheiben
Dich hüte Herr von Rabenstein".

Wir haben in Auerspergs Gedichten gesehen, wie eines Sonnenstrahles stiller Flug — ins Menschenherz — eine genügende Priesterweihe ist; hier ist wieder gar das Fensterglas ein Priester, da geht also der Sonnenstrahl durchs Fensterglas, das auch wieder ein Priester ist ins Menschenherz, das auch ein Priester ist — um es genügend zu weihen. Das ist eine wahre Sakramentspoesie, dieser Verächter der Kirche macht sich doch immer doppelt zu schaffen — er setzt ein neues, ein achtes Sakrament, die neue Priesterweihe ein; hier giebt der Glasermeister mit seiner eingeschnittenen Tafel dieser

Tafel die Prieſterweihe, und dieſes Fenſter ſoll vor „der Stürme Treiben das Schloß beſchützen“. Im früheren Gedichte weiht der Sonnenſchein das Menſchenherz zum Prieſter und hier wird der Sonnenſchein auf einmal von dem Ertheiler der Prieſterweihe zum Kirchenſtofffabrikanten herabgemacht „Meßkleider wirkt der Sonnenſchein“ —.

Das iſt ja doch am Ende nicht nur ein abgeſchmacktes, ſondern ein rein verrücktes Anpreiſen der Naturreligion, das hier im Haſchen nach Bildern — einen Unſinn nach dem andern producirt; klare Scheiben — ſind klare Prieſter, vergilbte blinde Scheiben ſind ſchlechte Pfaffen, und es genügen klare Scheiben, die des Himmels Licht unverfälſcht und wahr ins Haus gießen; und der Sturm iſt Meßner, er wird ſelbſt die Glocke ziehen, und dann wird die gläubige Stimmung nicht fehlen dem Herrn von Rabenſtein. Der Dichter hätte einem Herrn von Rabenſtein bei dieſer Gelegenheit auch eine ſchöne Lehre geben können: er ſoll ſeine Bauern nicht mit der Strenge des Geſetzes behandeln, milder mit ihnen verfahren, nicht gar zu exakt ſein im Fordern der Robot und der Zehents und dann die letzte Strophe ſchließen:

Sonſt ſchlagen die Bauern die Fenſter ein
Dem ſtrengen Herrn von Rabenſtein*).

Das wäre jedenfalls viel praktiſcher geweſen als dieſe ſonnenprieſterweihlichen und fenſtertafelprieſterlichen Excurſionen. Man kann ja auch auf ganz legalem Wege ſeine Güter ſehr fruchtbringend machen; der Herr von Rabenſtein hätte dann ebenſo poetiſch erwidern können:

*) Wir haben nicht die Ehre den Herrn von Rabenſtein von damals 1846 zu kennen und wollen daher nicht im mindeſten auch nur einen Schatten auf ihn werfen, als ob er je Veranlaſſung zu einer Mahnung gegeben hätte; wir wiſſen auch nicht einmal, ob bei dieſer Ruine Rabenſtein auch Bauern als Zugehörige geweſen ſind — ſondern wollen damit nur geſagt haben: daß man damals jedem Herrſchaftsbeſitzer Milde hätte anempfehlen können.

Ich weiß, der Herr von Thurn am Hart
Hat auch nicht wenig zusammengespart.

Wir wiederholen, wir haben es hier nicht mit dem todten Dichter, sondern mit dem lebendigen zu thun — mit seinen Ergüssen, die jedem zur Lectüre vorliegen, über die komischen Gegensätze zwischen seiner Herrschaftspraxis und seinen Freiheitsliedern, welche Gegensätze ihm wiederholt und oft öffentlich vorgehalten wurden, ohne daß er je durch 30 Jahre hindurch in seinen Schriften, oder auch mittelst einer Gerichtsklage abwehrend aufgetreten wäre. Wir müssen das wiederholt dem Leser zum bedenken vorlegen.

Ueber diese notorische Schweigsamkeit Auerspergs, wie über die Feigheit Bauernfelds, die sich auch während dem Leben Auerspergs durch das entschiedenste Sich-Ruhig-Verhalten gezeigt und nach dem Tode Auerspergs durch eine Verwahrung des Todten aus dem Grabe heraus in ein norddeutsches Blatt, ohne dem Adressaten etwas mitzutheilen, bestätigt hat, möge jeder Leser selbst das Urtheil sprechen.

39. Wie Anastasius Grün im „Pfaff von Kahlenberg" seine ganze Wuth gegen Kirche und Pfaffen ablagert.

Im Pfaff von Kahlenberg (S. 257): Im „Pfarrhause Nachtgedanken!" Der Pfarrer dreht sich mit allen Zweifeln eines Ungläubigen der Neuzeit ausgerüstet auf dem Lager herum. Er sieht die Kirche vor sich und das ewige Licht und sagt zu sich:

„Erlisch, o Lampe, da Dein Funkeln — Doch nicht erhellt die ewige Nacht — Dein peinlich Kämpfen mit dem Dunkeln — Nur mehrt des Dunkels Uebermacht. — — Schließt Euch Ihr Pforten, daß verfallen — Ich fürder nicht dem finsteren Bann — Zu lehren in den Gotteshallen — Was selber ich nicht glauben kann. — — Je mehr ich mich in Gott versenke — So wilder schwankt des Zweifels Welle — Mein Senkblei, das ins Meer ich lenke — Erweist nicht seine tiefste Stelle — u. s. w."

Der Pfaff will ſchon die Lampe auslöſchen, nur der Glaube eines alten Weibes hält ihn noch zurück. S. 255:

„Da ſieht er aus dem Kirchlein wallen — Verſpätet fromm ein Mütterlein — Ihr hat das blaſſe Lämpchen allein — Mit Glanz erfüllt die düſtern Hallen — Daß ſelbſt das helle Sterngefunkel — Vor ſeinem milden Leuchten ſchwand — Und vor den Bogenfenſtern ſtand — Als undurchdringlich ſchwarzes Dunkel —“

Und milden Sinns denkt Wiegand:

„Ich will doch nicht die Pforten ſchließen — Ich will doch Oel ins Lämpchen gießen“. — —

Wenn der Pfaff von Kahlenberg und mit ihm der Paffenfeind von Thurn am Hart jene Zeit ſtudirt hätten — mit Augen, welche ſich nicht abſichtlich vor Thatſachen verſchließen, ſo würden ſie gefunden haben, wie die gelehrteſten und im Gedankenkampf geübten Männer im Dienſte der Kirche die Lehre derſelben mit dem forſchenden Menſchengeiſt in Einklang gebracht haben; ſie hätten nicht zum höhniſchen vom großen Hochmuth erzeugten Reſultat zu kommen gebraucht, daß der Glaube der Kirche — nur eine Lampe ſei: ein altes Weib damit zu tröſten.

Gleich darauf kommt der Hohn, wie der Pfarrer ſeine alten Hoſen als Fahne gebraucht, weil ſeine Pfarrkinder keine Fahne anſchaffen wollen; das iſt wieder alles mit der gewöhnlichen Vorliebe (Vorhaß) für ſo dankbare Themata mit der anſäuerlichen Phantaſie des Dichters ausgeſchmückt. — Selbſt alte Hoſen müſſen bei ſeinen theologiſchen Forſchungen und Beweiſen den Ausſchlag geben! Das gehört zur ekelhaften Trödeltheologie des Junkers von Thurn am Hart.

Auch der arme bettelnde Kapuziner mit ſeinem Querſack auf dem Rücken wird dem reichen Grafen und Gutsbeſitzer, der freilich nicht zu betteln nöthig gehabt — ein Gegenſtand des Hohnes. In der Veranda S. 293 heißt es:

„Müden Haupts in Gluth und Sonnenbrand
Schleicht des Wegs der Bruder Terminant,
Wählt zur Mittagsraſt den Meilenſtein,
Wiſcht vom Schweiß die blanke Glatze rein.

Bettelfahrt iſt auch der Demuth ſchwer,
Schwerſte Laſt ein Bettelſack, der leer!
Träumend blickt der Mönch zum Zwillingsſchlauch,
‚Alter, was verſchlang nicht ſchon Dein Bauch!‘

Zogſt um Körnlein Weizens einſt nur aus
Für des Herren Leib im Gotteshaus,
Doch es fiel davon ſo reichlich ab,
Daß auch unſerm Leib es Rundung gab.

Bateſt einſt nur um ein Kännlein Wein,
Opfernd ihn zum Blut des Herrn zu weihn;
Krug und Faß auch füllt das ſüße Blut,
Färbt das Antlitz ſchön in Roſenglut.

Für das Altartuch ein Büſchlein Flachs,
Für die Kerzen nur ein Stümpfchen Wachs,
Lein doch kleidet nicht die Menſa bloß,
Aus den Waben auch viel Honig floß.

Suchteſt für die härne Kutte nur
Gröbſten Abfall bei der Wollenſchur,
Doch ſie maßen uns ſo reiches Maß,
Daß gar warm ſich’s in der Wolle ſaß.

Für Sandalen nur den Lederſtreif,
Doch der dehnte ſich zum weiten Reif,
Wie einſt Didos Ring, der rings das Land,
Forſt und Acker, Teich und Trift umſpannt.

Leerten einſt die Brüder Dich zum Grund
Süßer Wunder zauberhafter Fund:
Seid’ und Sammt, Geſchmeid und Prachtgewand,
Stab und Ring für die Prälatenhand“ u. ſ. w.

40. Beleuchtung ſeiner kirchenhiſtoriſchen Kenntniſſe und ſeiner Freiheitsliebe.

Nur einige kirchenhiſtoriſche Lichter!

Die ſogenannten Terminanten, die Sammler bei den Bettelorden haben nie für den Opferwein und für die Hoſtien apart geſammelt, ſondern nur für den Unterhalt ihres Leibes; dieſe Sammlung „für des Herrn Leib und Blut im Gotteshaus“ iſt nur eine Erfindung Auerspergs, um den Hohn, daß dieſe Sammlung auch „dem Bauche Rundung“ gab, daranknüpfen zu können. Ebenſo iſt es mit der Sammlung für Wachs und Leinen zum Altarbedürfniß; und er läßt den Bruder ſammeln, bis das Land Forſt, Acker, Teich und Trift umſpannt — nun haben aber die ſpecifiſchen Bettelorden keinen Grundbeſitz und auch keinen Prälaten mit Seide, Sammt, Stab und Ring; — aber der Dichter braucht es zu ſeiner vorhabenden ſittlichen Entrüſtung, er will ſchimpfen, ſich hoch über den armen Bettelmönch erheben, ihn durch angedichtete Umſtände dem Gelächter und der Verachtung preisgeben.

Daß Franziskus ſeinen Orden geſtiftet hat, um dem armen Volke den Troſt zu geben: daß auch Menſchen exiſtiren, die um Gottes Willen das Joch der Armuth tragen, und daß dieſer Orden in den Zeiten ſeiner Gründung ein ſociales Bedürfniß geweſen, und es auch noch gegenüber der gegenwärtig herrſchenden, täglich mehr um ſich wuchernden (weil ſchon der Wucher überall mitſpielt) Armuth ſein kann, das hätte Grün als geborener Katholik um ſo eher wiſſen können und ſollen, als auch ehrenhafte und tolerante Proteſtanten, welche der Wahrheit gerecht werden wollen, dieſe Anſicht ſchon öfter ausgeſprochen haben. Als Dichter mußte er geleſen haben, was Dante über den heiligen Franziskus und ſeinen Orden geſagt (Paradies 11. und 12. Geſang), aber das konnte er nicht brauchen, das genirte ihn. Und — Dante iſt doch um einige Zoll höher geſtellt als der Anaſtaſius Grün! Dante war ein edler chriſtlicher Charakter, ein großer Mann — der für ſeine politiſche Anſchauung Verfolgung geduldet und in der Verbannung vom Vaterland ge-

storben ist. Dafür hat es Auersperg während der liberalen Wirthschaft zur Excellenz gebracht. Dante konnte in seinem Selbstgefühle in Florenz sagen: „Wenn ich gehe, wer bleibt da, und wenn ich da bleibe, wer geht" —. So weit hat es trotz allen politischen Wichtigmachens und Wichtigthuens Auersperg nicht gebracht. Er konnte sagen:

Ob ich bleibe, ob ich wandere
Adressen machen können auch andere,
Und ob ich auch hin und her gedacht,
So hab' ich nichts andres zu Wege gebracht!
Nur im Mönchesschimpfen war ich groß,
Das freute Trotzbuben und Bubentrotz.

Bei einem Akatholiken, der von Haus aus uns nur über Mönche schmähen hört und nichts anderes gelernt hat, kann man sich diesen Ingrimm erklären; einen Katholiken aber der alle Lichtseiten der Klöster ignorirt — und rein nur immer in Mißbräuchen und in Abirrungen von Seite der Orden herumwühlt — und noch dazu erfindet, um dieselben beständig mit seinem Schimpf besudeln zu können — trifft geradewegs der Vorwurf der Unehrenhaftigkeit und der Gemeinheit.

Auch die barmherzigen Brüder und Schwestern sammeln für ihre Spitäler zur Pflege der Armen, und betreuen die Armen in den ekelhaftesten Krankheiten — viele von ihnen sterben in Folge ihrer Krankenpflege; es nimmt uns Wunder, daß der Herr Graf mit seinen feinen Glaceehandschuhen nicht auch diese Pflege der Kranken und Siechen von Seiten der barmherzigen Schwestern und Brüder lächerlich gefunden hat. Es ist hohe Zeit und wir halten es auch noch für ein Verdienst dieser Gattung Vertretern des freiheitsheuchelnden Liberalismus die grinsende Larve herunterzureißen!

Die Gaben, welche die Bauern — den Bettelmönchen spenden,
Das sind Gaben der Freiheit — Gaben aus milden Händen!

Doch die Gaben des Grafen — die er von Bauern bekommen
Hat mit dem Zwang des Gesetzes — er ihnen abgenommen:
Selber sagt er ja, daß „er es nur wie die andern gemacht"
Und gesorgt dafür, daß er — die Gaben hereingebracht!
Freilich ist diese Ausflucht sehr miserabel gelungen,
Denn keine Freiheitslieder haben die andern gesungen!
Sie wollten sich nicht lärmend mit Freiheitsschwindel prahlen
Und ließen sich ganz ruhig die Steuern und Abgaben zahlen.
Im Geben karg zu sein und reich im Liedermachen,
Das ist eine Freiheit zum Weinen, mitunter auch zum Lachen;
Im Fordern hart zu sein und weich im Liedesklang,
Ach, werth ist keinen Pfennig der ganze Freiheitsgesang!
Nachdem die Demokraten mit der Nivellirungscadenz
Ihm an den Kragen kamen, da zitterte die Excellenz;
Da blieb ihm im Halse stecken — das ganze Freiheitsgequiek,
Da wollt' er nimmer mitgehn durch dünn so wie durch dick.
Gegenüber den Männern des Volkes, da ward er starr und stumm
Und nur im Mönchverschimpfen sucht er den letzten Ruhm;
Das ist ja nicht gefährlich, es kostet auch kein Geld,
Als Mönch und Nonnenschmäher verendete der Held;
Das war das letzte Zeugniß für seinen edlen Sinn,
Das war die letzte Großthat im Herrenhaus zu Wien.

41. Talmudische Wuthanfälle gegen das Kreuz Christi.

Wir haben bisher den Beweis geliefert, daß noch kein deutscher Dichter mit einer so verbissenen Wuth gegen die katholische Kirche inficirt gewesen ist, wie Anastasius Grün. Es gilt seine Wuth nicht nur den Lehrsätzen der katholischen Kirche, sondern auch dem ganzen positiven Christenthum, zu welchem sich auch christgläubige Akatholiken bekennen. Er manifestirt, wie wir es mit Belegen aus seinen Schriften nachweisen einen geradewegs talmudischen Haß gegen das Kreuz, indem er die wahre Glücks- und Freiheitsperiode der Geschichte des Menschengeschlechts in jene seligen Tage hinausversetzt, in denen das Kreuz als das Symbol der Erlösung nicht nur von der Erde verschwunden, sondern auch die Erinnerung daran unter dem Menschengeschlechte vollkommen

ausgelöscht sein wird. Diesem Umstande hat es Grün zu danken, daß er von der Judenpresse von jeher absonderlich verherrlicht worden ist. Wir werden es aus seinen Schriften und seinem Leben nachweisen, daß er sich in eklatante, unversöhnliche Gegensätze selber verwickelt hat. Sein Freiheitsspektakel war die billigste Arbeit — um sich dadurch den Ruhm eines Freiheitssängers zu erwerben. Als reicher Gutsherr hätte er so viele Gelegenheit gehabt in den Zeiten des legalisirten Bauerndruckes, der Zehent- und Robot-Periode, seine Unterthanen von ihren Lasten zu befreien — das hat er nicht gethan — bei seinen Bauern hat er sich durch seine Handlungsweise durchaus nicht als Apostel der Freiheit erwiesen, dafür hat er sich nur in den belletristischen Leserkreisen durch permanenten ungefährlichen, ihm keinen Pfennig kostenden Freiheitskrakehl seine Lorbeeren zu erwerben gesucht.

So in „Schutt" Nr. 14 — wo ein Mönch in die Zelle eines Gefangenen kommt, um diesen zu bekehren. Diese ganze Nummer ist geradewegs mit dem Grinsen des Pfaffenhasses niedergeschrieben, der Gefangene wird als ein edles Reis am Baume der Menschheit verherrlicht, der Geistliche des Gefangenhauses als ein dummer, ekelhafter, in seinem Aeußern häßlicher Krüppel, in seinem Innern erbärmlicher Gaukler geschildert. Der Ruf zur Buße und Bekehrung wird als ein Aufstreuen ekelhafter Futterbrocken zum Einfangen des Edelwildes beschrieben. Diese Gattung des Dichterhasses erweist sich der Wirklichkeit gegenüber als schon zum Blöd- und Wahnsinn gesteigert; weil gar nicht abzusehen ist — was ein armer Kerkerpater durch die „Heuchelei", mit welcher er den Gefangenen für Buße und Bekehrung zu gewinnen sucht — für riesige irdische Vortheile gewinnen könnte — das ist gerade so als ob die Anstellung eines Geistlichen in einem Gefangenhause eine so glänzende Stelle wäre, daß es sich noch der Mühe lohnt, hier den Heuchler zu spielen. Hören wir den Dichter:

„Der Riegel knarrt zur ungewohnten Stunde,
Ein Mann tritt ein im Kleid von schwarzer Farbe,

Verſchnitten iſt ſein Haupt zur Glatzenrunde,
Sein Mund faſt lippenlos wie eine Narbe.

Ein Krüppelaſt des Edelpalmenbaumes
Mannheit genannt! Nicht tränkt und nährt begeiſternd
Sein Wort als ſüße Frucht ſo ſchönen Baumes,
Als unrein Harz nur triefts, andringlich kleiſternd.

Er ſpricht von büßen und bereu'n, bekehren,
Von Demuth, die ſich höh'rer Weisheit ſchmiege,
Von Rückkehr zu der Gläub'gen, frommen Heeren,
Von Todesgrauen, das einſt auch Starke biege.*)

O lieber Mann, wollt' Ihr ein Vogler werden,
Müßt Ihr aufſtreuen beſſere Futterbrocken,
Wollt' Ihr als ſchlauer Werber Euch geberden
Muß Uniform und Handgeld reicher locken".

So geht es fort und fort; der Geiſtliche mit ſeiner Forderung von Buße und Bekehrung, ein elender verlogener heuchleriſcher Gaukler, der Gefangene, der ihn zurückweiſt, ein edler auserwählter von Weisheit und Tugend ſtrotzender Mann — der durch die Folie dieſes elenden geiſtlichen Wichtes noch recht hervorgehoben werden ſoll —

In ſeiner Wuth behandelt der Dichter die Sacramente des Altars und der letzten Oelung — mit dem ganzen Hohn Voltaire'ſchen Haſſes:

„Mich wird das heil'ge Brod vom weißen Weizen
Nach ſchwarzer Kerkerkrume nicht anwidern;
Auch mögt Ihr mit dem heil'gen Oel nicht geizen,
Heilbalſam iſt's den kettenwunden Gliedern".

Der gefangene „geiſtesfriſche Sünder" kann das Alles nicht brauchen, der Gefangenhausgeiſtliche ſoll ihn auf den Berg führen:

---

*) Bekanntlich iſt die Furcht vor dem Sterben, das Durchaus-nicht-ſterben-wollen bei dem Dichter in einer ungewöhnlich geſteigerten, grauenhaften Weiſe zum Ausbruch gekommen.

„Mit dem gesunden, geistesfrischen Sünder
Klimmt auf den Berg, daß weit ins Land er sehe,
Dort werdet ihm des heil'gen Worts Verkünder,
Denn Gottes Rede scheut nicht Gottes Nähe".

Auf dem Berge wird dann der Gefangene seine neue Erlösungsreligion dem dummen Pfaffen verkünden:

„Mit Feuerpfeilen streckt die Sonn' ihn nieder,
Das Wort des Lichtes in das Herz ihm gießend;
Der Geist fährt nicht in Flammenzungen nieder
Herab auf ihn — in Blüthenflocken fließend".

Das ist das Lieblingsthema Grüns, die Faselei von der freien Naturreligion — Blüthenflocken statt der Flammenzungen über den Häuptern der Apostel, die ihnen die Mittheilung des heiligen Geistes verkünden.

42. Das höchste Glück der Menschheit, wenn alle Kirchen und Klöster in Ruinen zerfallen.

In der Abtheilung „Eine Fensterscheibe" wird ein zerstörter Dom und ein zerstörtes Kloster geschildert — mit den Domen und Klöstern ist es nach des Dichters Wunsch aus für ewige Zeiten, nur als epheuumschlungene Ruinen haben sie noch einen melancholischen Werth für den Dichter, der Dichter der Freiheit — (d. h. der Anastasius Grün vor allen andern) ist der Erlöser der Zukunft:

„Der Zellen und des Kreuzgangs öde Massen
Sind längst dem Feind als Beute überlassen,
Drin' Eul' und Fledermaus ihr Lager breiten,
Vorposten des Vertilgungsheer's der Zeiten".

Mit einem aus den Nüstern schnaubenden Hochmuth tritt der Dichter mit der Macht seines Liedes hin, um dem verfallenen Dom und Kloster mit dem wohlbenagelten Stiefelabsatz den letzten Fußtritt auszutheilen:

Tritt hin, mein Lied — wir kämpfen nicht mit Leichen
An seines Mundes Hauch Dein Licht zu reichen.
Verwandl' in Epheu Dich, und fröhlich treibe
Zur Wand empor bis an des Bettlers Scheibe.*)

Wirf einen Blick hinein, dann lustig weiter
Und schleud're Deine Festguirlanden heiter,
Daß ihr Gewind' von Säul' an Säule reiche,
Ein weicher Kranz den Schläfen Deiner Leiche.

Ich aber singe durch die deutschen Gauen,
Wo rüstige Meister stolze Dome bauen.
Nehmt hin mein Lied und laßt es Euch gefallen,
Als eine Scheib' in deutschen Dichterhallen".

Für den ersten Anschein kommt es sehr bescheiden heraus, wenn Grün sein Gedicht mit der Fensterscheibe vergleicht, die der Bettler dem Dome spendet, wenn man aber die Glasmalerei genauer anschaut, so schließt er sich mit seinem Liede den rüstigen Meistern (den Meistern vom Stuhle unter den deutschen Dichtern) an, die statt der verfallenen christlichen Dome den neuen Dom der Zukunft bauen d. i., die neue ästhetische liberale Freiheitsreligion und sein Lied sollen eine Scheib' in der deutschen Dichterhalle sein; es ist eben so anerkennenswerth und bei ihm natürlich, daß der Dichter auch sich selber nicht vergißt, und statt der alten zerfallenen Dome, in denen die blöden Mönche und Glatzköpfe das Lob Gottes gesungen haben — sich selber die Lieder zu seinem eigenen Lob componirt. Statt der alten Religion, statt des alten Gottes die Selbstvergötterung, das ist, wenn auch etwas maskirt mit dem Blumengeflechte der Phrase, doch am Ende im Kern der Blödsinn der Selbstverherrlichung und Selbstvergötterung, das Endziel atheistischer Poesie!

Bis an sein Ende wollte der Dichter durch ein gekünsteltes Deutschthum sich von der deutschen Strömung seine

*) Ein Bettler hatte einst dem Abt des Klosters aus seinen Bettelpfennigen ein gemaltes Fenster spendirt — nach dem Gedichte Grüns.

Lorbeeren zuſchwemmen laſſen. Im Jahre 1873 dichtete er eine Hymne: „der Leſehalle deutſcher Studirender in Prag zur 25jährigen Feier ihres Beſtehens, Pfingſten 1873.“

Die Slaven ſeines Herrſchaftsgebietes mußten ihm bis 1848 naturell und von da an reluirt ihre Abgaben darbringen, und von den Deutſchen ſuchte er ſich ſeine Lorbeeren einzuheimſen.

Das Loblied an die deutſchen Prager ſchließt:

„So zieht denn ins Jahrhundert weiter
Der Väter wie der Enkel werth,
Bauleute Ihr und Glaubensſtreiter,
Friedſinnend und doch kampfbewährt.
Hinan! Voran! ſo geh'n die Bahnen,
Die Euch der Gott im Buſen weiſt,
Der deutſche Geiſt rauſcht in den Fahnen,
Denn er auch iſt ein heil'ger Geiſt“!

43. Grüns Reime, in Proſa aufgelöſt, ſind Verrücktheit und totaler Unſinn.

Die hochtrabenden Reime Grüns vertragen ſehr oft nicht einmal eine Anatomie mit dem Taſchenveitl, viel weniger eine mikroſkopiſche Anatomie — ſie ſind durchaus nicht eingerichtet auf ihren Gedankengehalt geprüft zu werden. Man nehme aus obigem Stanzenband die eiſernen Halbſchließen der Reime weg, und die ganze Strophe wird auf „Schutt“ zuſammenrumpeln:

Es fragt ſich der Student verwundert:
Was ſoll ich thun in dem Jahrhundert?
Da ſoll ich ziehen all'weil weiter
Als Baumann und als Glaubensſtreiter,
Da muß ich mir die Frag' erlauben:
Ich bitt: für was für einen Glauben?
Dann ſoll ich friedlich kampfbewehrt ſein
Und gar dazu: der Enkel werth ſein!
Wer weiß denn: was die Enkel werth ſind,
Ob ſie am End' nicht ganz verkehrt ſind„

„Hinan! voran! wie heldenmüthig"!
Wie klingt das gar so kampfeswüthig!
Wohin? — das ſagt der Gott im Buſen,
(Der wohnt nur hinter deutſchen Blouſen,
Den Slaven iſt er abzuſprechen
Und gottlos ſind vorab die Czechen).
Der deutſche Geiſt, in Fahnen rauſcht er,
(Mitunter großen Unſinn plauſcht er),
Am End' ſoll gar der deutſche Geiſt ſein
Ein heiliger Geiſt! — Welch kühne Phraſe
Da muß ſchon der Verſtand vereiſt ſein!
Das iſt der Unſinn in Extaſe!

Allen Reſpekt vor Deutſchland, vor der deutſchen Sprache, vor den deutſchen Gelehrten und Dichtern — aber dieſes hochmüthige Erheben eines Sprachſtammes über den andern — dieſes ewige Prahlen mit den deutſchen Errungenſchaften, dieſes beſtändige Rühmen deutſcher Sprach- und Tonkünſtler gegenüber den böhmiſchen Muſikanten — dieſes rein unchriſtliche und total heidniſche Hineinblaſen in den glühenden Kohlenherd des Nationalitätenhaders, das hat bisher beiden Theilen nichts geholfen, ſondern nur die ſyſtematiſche Auswucherung der Deutſchen und der Slaven gefördert — der ſich ſelber als Staatsmann in ſeiner maßloſen Aufgeblaſenheit rühmende Anaſtaſius Grün, hätte länger leben, und das Finale ſeiner Träume, das Erwachen erleben ſollen!

44. Grün malt ſich ein Schenſal von einem Mönch, um ſo recht von oben herab in ſittlicher Entrüſtung arbeiten zu können.

Um ſich in ſeinen Haß, in ſeine ungezähmte Wuth, in ſeine hochmüthige Verachtung des katholiſchen Clerus, beſonders der „Mönche" recht hineinzuarbeiten — macht Grün zum Typus deſſelben immer einen blöden, dummen, fanatiſchen, bornirten, ekeligen, mit allen Laſtern und verächtlichen Eigenſchaften ausſtaffirten Mönch — über den ſitzt er dann zu Gericht und behängt ihn mit ſeinem bilderreichen Hohn, mit ſeinen ſchimpfgeſchwollenen Verſen. Ueber talmudiſche Schächter ſchweigt

er still — denn er braucht die Judenpresse, die muß ihn zum Himmel erheben.

Hier wieder aus dem Gedicht: Die Fensterscheibe" Nr. 3:

„Ein greiser Mönch schleicht durch des Kreuzgangs Hallen,
Horch, Flüche seiner bleichen Lipp' entwallen,
Wie aus zerfallenen Tempeln in der Wüste
Ein Schwarm von Panthern springt mit Mordgelüste!

Ich lauscht' und Fluch um Fluch entbot der Alte
All' dem, was heilig, lieb und groß ich halte,
Mir war's, als schleudert er mit Hohn zerrissen
Mir meiner Freuden Blüthenkranz zu Füßen.

Als ob er an der Wand zu Trümmern würfe
Den Goldpokal, draus ich Begeisterung schlürfe,
Als ob der Geifer seines Munds bespeie
Das heil'ge Banner, dem ich stolz mich weihe!

Halt an! Mein Schwert soll aus der Scheide klirren
Die Pfeile züchtgend aus dem Köcher schwirren,
Wenn Dich die weißen Haare nicht, die milden,
Fürsprecher deckten mit den Silberschilden.

Sie sind des heil'gen Stromes weiße Wellen,
Die sanft ein schroffes Inselhaupt umquellen,
Der Silberlocken Brandung heiligt, schirmt
Des Wahnes Tempel selbst, der drauf sich thürmt".

45. Wie Grün sein Ritterschwert zieht und in die Mönche mit großer Tapferkeit hineinhaut.

Wenn ein in Vorurtheilen großgenährter Akatholik, der nie Gelegenheit gehabt, in ein katholisches Stift oder Kloster zu kommen, alle die Schmähungen, die er in seiner Jugend vernahm, zu verwerthen sucht und dieselben mit poetischen Bildern umgaukelt in die Welt hinaussingt — nun, der Mann ist zu entlasten; er hat es eben nicht besser gelernt. Wenn aber ein katholisch erzogener Christ, dem Gelegenheit geboten — das Klosterwesen inwendig anzuschauen, sich zu einem so

blödſinnigen Erguſſe obiger Art hinreißen läßt — da iſt's anders; den kann man nicht entſchuldigen. Da geht ein Mönch in den Kloſtergängen herum, er iſt greiſe und flucht in einem fort — die Flüche ſpringen aus ſeinem Mund heraus wie Tiger aus ihren Käfigen. Aber was flucht er denn? Er flucht alle dem, was dem Dichter heilig iſt! — Vielleicht war dieſer Mönch ein Sohn oder ein Bruder eines krainerischen Bauern, der Gelegenheit gehabt, die Genauigkeit und geſetzerfüllende Gewiſſenhaftigkeit zu ſehen, mit welcher ſein Gutsherr den Zehent eintrieb und die magern Ochſen der Bauern zur Robbot ausnützte, dabei aber alle Sontage in die Kirche ging und ſich anſtellte, ob er betete — um dieſen dummen gläubigen Bauern ein gutes Beiſpiel zu geben, ſie zum Gehorſam und zum Abgabenzahlen zur Robbotarbeit für ihn aufzumuntern, und der dann in der großen Welt auf gedrucktem Papier außerordentlich billig für Freiheit ſchwärmte. Wenn der Dichter doch nur mindeſtens angedeutet hätte: welchen „Freudenblüthenkranz" dieſer raſende Mönch zerriſſen hat, welchen Goldpokal (vielleicht den aus Zehent und Robbot gegoſſenen) er an der Wand in Trümmer geworfen (ein Blödſinn ohne Gleichen; denn kein Akrobat iſt im Stande, einen Goldpokal an der Wand in Trümmer zu werfen), und was für ein heiliges Banner dieſer Mönch verſpieen hat — das iſt ja durchweg Anaſtaſius Grün'ſcher Wuthwahnſinn! Denn ſo was giebt es ja gar nicht. Ein verſpieenes Banner, was ſteht auf dieſem Banner geſchrieben? Ein zerbrochener Goldpokal! Was war für ein Getränk darin? Ein Freudenblüthenkranz? Aus was für Blumen war er geflochten? Wie kommt da ein Mönch im Kloſtergang zu all dieſen Habſeligkeiten — wer giebt ihm den Schlüſſel zum gräflichen Waffenſaal, wer den Schlüſſel zum Credenztiſch, wo die goldenen Becher ſtehen? Wer erlaubt dem Mönch, in das gräfliche Glashaus zu gehen, und ſich des Freudenblüthenkranzes zum Zerreißen deſſelben zu bemächtigen, den die Gärtnerstochter ſo ſchön zuſammengewunden und zuſammengebunden hat?

Aber es kann ihm schlecht gehen, diesem verfluchten Mönch, der sich durch seine muthwillige Zerstörung des gräflichen Ameublements so schwer versündigt hat.

Schon klirrt das Schwert des Grafen Auersperg in der Scheide — (im Krieg hat er es nie herausgezogen, es war förmlich eingerostet, es klirrte sicher nicht, höchstens ist rother Staub des Rostes beim Herausziehen aufgeflogen) und dieses Schwert, mit dem der muthige, zornerfüllte Graf aus Klugheit und Vorsicht noch keinen Feind im Kriege beschädigt — über dem Haupte dieses einen den Blüthenkranz zerreißenden, den Trinkbecher zertrümmernden, sein Banner anspeienden Mönch zu sehen, welcher Muth — aber auch einen Köcher hat der Herr Graf aus uralten Türkenkriegen her, wo seine Ahnherren sehr unvorsichtig mit den Türken gekämpft, und manche als Helden gefallen oder in grause Gefangenschaft gerathen sind*), und dieser Köcher ist noch voll von nicht verschossenen Pfeilen; schon hat der Graf das Schwert in seinen Händen, jetzt kann's angehen, schon hat er, wie er es vom alten Tell im Theater gelernt, den Bogen gespannt — Gott sei dem fluchenden Mönche gnädig!! Aber Anastasius Grün ist großmüthig, der Mönch hat graue Haare, er ist alt und das schützt ihn — Grün steckt das Schwert wieder in die rostige Scheide und hängt es im Ahnensaal auf — um zu zeigen, daß sein Ahnherr mit grausam bewaffneten Feinden, aber nicht mit alten wehrlosen Mönchen wegen Zerstörung alten Gerümpels gekämpft habe, und er steckt die Pfeile wieder in den Köcher, nachdem er sich denkt: es ist schon genug, wenn ich die Pfeile meines Hasses mit dem „Wuthgeifer" meines Mundes bespieen habe — — und der Mönch kann fortleben, mit der Dichterschmach bedeckt; aber das Haupt wird ihm nicht abgeschlagen und das Herz wird ihm von keinem Pfeil durchschossen, denn

*) Wir haben alle Achtung vor den wahren Helden des Stammes der Auersperge, vor dem Freiheitsdichter dieses Stammes aber nur die ihm gebührende.

ſonſt könnte ein ſo erlauchter Wütherich am Ende auch noch gehenkt werden, und das wäre ſehr unangenehm!

Moral: **Bei den Wuthgedichten Auerspergs muß man Logik, Geſchichte, Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit aufgeben, um ſich dem unverkümmerten Genuß ſeiner Extravaganzen überlaſſen zu können.**

46. Wie am Ende ſeines Lebens ſeine Wuthgedichte auf ihn ſelber zurückprallen.

In Nr. 5 ſucht er das Sakrament der Buße, ſpecifiſch die Beichte in der ordinärſten Weiſe zu verhöhnen. Schon die zwei erſten Strophen geben die Tendenz hinlänglich kund:

„Im Beichtſtuhl ſitzt ein Prieſter zu Gerichte,
Glaubt nicht des Jünglings roſ'gem Angeſichte;
Ein Eisfeld iſt ſein Herz, das kalte, rauhe,
Ein Spiegel, drin ſich nur der Himmel ſchaue.

Und eine Wüſte iſt's, die ſchrankenloſe,
Die öde, kahle, ohne Quell und Roſe,
Draus nur die Pyramide „Gott" ſich hebt,
Doch einſam düſter, grau und unbelebt".

Ein „lockig Mägdlein" beichtet ihre Liebesaffairen, und er meint nun, es habe der Lenz mit allen ſeinen Roſen den Gletſcher bombardirend überfallen. Das Mägdelein ſchreitet entſühnt von hinnen, und er denkt noch immer dem Wonnemärchen nach.

In Nr. 6 übergießt er die Bilder der Aebte mit wahrhaft griſendem Hohn und Spott, an jedem findet er was zu nergeln, was kann denn einer dafür, daß er dick, der andere, daß er dünn, der dritte, daß er alt iſt? Das ſind ja durchwegs Eigenſchaften, die nicht nach Belieben des Menſchen angeeignet oder vermieden werden können. Als man aber in den zündelbünnen Ballon ſeiner mit Luft aufgeblaſenen Freiheitslieder ein Loch riß und ihm zeigte, daß es ein billiges Freiheitsgeſchrei giebt in Worten — bei dem man es zuſammenbringen

kann, andern gegenüber (die nach ihrer Art auch auf Freiheit Anſpruch machen) in Thaten karg, im Opferbringen rückhaltend zu ſein, da bäumte er ſich wie eine Klapperſchlange ziſchend empor und fing aus den Giftzähnen heraus zu ſchimpfen an. Spott und Hohn, Gift und Galle für die anderen — aber vor ihm ſollte man immer als wie vor dem Dalai Lama des modernen Liberalismus, anbetend und das Weihrauchfaß ſchwenkend, auf den Knieen daliegen.

Hören wir mit welcher Wonne und permanenter ſittlicher Entrüſtung er die Bilder der Aebte herabmacht — und denken wir uns ihn — wenn ein demokratiſcher Dichter — mit den Bildern in ſeinem Ahnenſaale ebenſo flegelhaft biſſig verfahren wäre! Er wollte nur immer hinſchießen, das herſchießen hat er ſich verbeten!

Er höhnt wie folgt:

„Doch halt! ſieh dort, ein Vollmond aufgegangen,
Ein Abbasbild mit vollen rothen Wangen,
Ehrwürd'gen Bauchs, daß faſt mir Angſt, es ſprenge
Sein Athemzug des goldnen Rahmens Enge;
Wie noch zu uns aus Tagen längſt vergangen
Manch rundgewalk'ge Tempelkuppeln prangen,
So in das magere Jetzt aus beſſern Tagen,
Seh kühn ich Deinen Bauch herrüberragen!" u. ſ. w.

Die Zeit iſt nahe, in welcher die erheuchelte Entrüſtung, der ſich ſelbſt belügende Hochmuth — der ſich über alles erhebt, was nicht er ſelber iſt — auch der verdienten Strafe anheimfallen wird. Dann wird es auch auf jene blöden Ritter losgehen, die mit den Volksausbeutern gemeine (wahrhaft gemeine) Sache gemacht — und die mit dem Banner der Freiheit — das Auswuchern und Ausſaugen des Volkes zugedeckt haben.

Dann wird es den Ahnenbildern des Sängers und dem letzten Sprößling auch heimkommen, was er andern angethan, um ſich groß zu machen.

Hier ſteht er ſtolz, den Kopf zurückgebogen,
Sein Mund iſt dünn, mit Lippen eingekniffen,
Die einſt der Talmi-Freiheit Lied gepfiffen
Und — Zeh'nt und Gaben dabei eingeſogen.

Der ſtets den Mund von Freiheit vollgenommen,
Für die er keinen Pfennig durfte zahlen;
Sein ganzes Singen war ein eitles Prahlen,
Die Bauern hat er ſtrenge hergenommen.

Hätt' Zehent er und Robot aufgehoben,*)
Das wäre Freiheit — mit den Conſequenzen
Dafür ließ er ſich gierig „excellenzen"
Und für den billigen Spektakel loben.

Die Worte nicht, die Werke nur beweiſen,
Verlogne Schreier giebt es aller Orten,
Die Talmihelden kämpfen nur mit Worten,
Der echte kämpft mit Thaten und mit Eiſen.

So geht es fort von Nr. 6 bis 14. Immer wird auf Pfaffen und Mönche losgetrommelt. Im Kloſterkeller fühlt ſich der Herr Graf beſonders begeiſtert:

„Im Kloſterkeller ragt aus vielen niedern
Ein rieſig Faß, wie Vater unter Kindern,
Drum nehmen Sie's nicht krumm, daß es zu Ihnen
Sich alſo ſtolzen Wortes mag erkühnen:
Ich bin mit Fug der Abt in Eurem Orden,
Denn wem iſt ſolch Prälatenbäuchlein worden,
Ein alſo rundgewölbtes, kugelfeiſtes:
Wer iſt von Euch gleich mir, ſo voll des Geiſtes!
Seht meinen Leib in brauner Kutte prangen,
Den Wanſt geſpannt in blanke Gürtelſpangen;
Aus niederm Stamm hat mich der Herr erhoben,
Daß Ihr in mir mögt ſeine Wunder loben".

Das Reſultat dieſer langathmigen Pfaffenhetze: Sämmtliche Kirchen, Dome werden einſtürzen, vom Symbol der Er-

*) Das will immer ſagen: hätte er durch Reluition freiwillig die Härte dieſer Leiſtungen gemildert.

lösung wird kein Menſch mehr etwas wiſſen, es wird wie eine verſchollene Antike vergeſſen ſein. Nur Auersperg und ſeine Gedichte werden auf die Nachwelt kommen — und den dummen Menſchen Weisheit ſpenden:

„Und durch die Saatengänge, Roſenhallen
Seh' einen Dichter ferner Tag' ich wallen,
Sein Lied auf luft'gen Saaten leis geſchaukelt,
Sein Lied von friſchen Roſen hell umgaukelt".

Wer dieſer unſterbliche Sänger ſein ſoll, deſſen Lied auf luftigen Saaten geſchaukelt und zugleich roſenumgaukelt wird — nun das liegt auf der Hand, das iſt der Anaſtaſius Grün, deſſen Lieder das Kreuz überleben werden; alle Dome werden einſtürzen und die Büſte des Grafen Auersperg — wie er eben aus den marmornen Augen durch die marmorne Brille in die „Zukunft ſeiner Unſterblichkeit" hinausſchaut, wird im Tempel der Unſterblichen anſtatt des Kreuzes Chriſti — den Mittelpunkt der Zukunftsreligion abgeben.

Als Zukunftsſänger hat er viel gegaukelt,
Der ſich im eignen Lobe wonnig ſchaukelt,
Das Kreuz wird einmal längſtens ſein vergeſſen,
Denn Grün hat alle Pfaffen aufgefreſſen.
Sein hohes Lied wird alles überdauern,
Es wünſchten ihm den Himmel ſeine Bauern,
Die freilich erſt ein wenig Freiheit würzig
Zu riechen kriegten anno acht und vierzig.
Die Kinder werden ſeine Lieder lallen,
Wenn alle Dome längſt in Staub zerfallen!
O, Julian, o, Apoſtat der Zweite,
Auch Du gehſt unter in dem Gottesſtreite;
Der Galiläer wird auch Dich beſiegen,
Du wirſt zermalmt am Fuß des Kreuzes liegen.

Der Dichter, welcher im Angeſicht des Todes in Furcht und Angſt erbebte, hat ſich in wahrer Prophezeiung dies Ende in Nr. 7 in der 8. Strophe, ohne es zu wollen, ſelbſt gezeichnet:

„Weh! stolzer Säulen Zier liegt rings zerbrochen,
Mir ist's, als wären's meine eignen Knochen;
Wer untergeht im Werk all seines Lebens,
Der stirbt wohl zwiefach — ach, und lebt vergebens". — —

47. Eine dankende Anerkennung für Leopold I. Auersperg als österreichischer Cavalier! Der „literarische Zwischenfall".

In der Sammlung: Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter, 2. Abtheilung. Von L. Uhland bis auf die neueste Zeit heißt es S. 685 über Grün:

„Nur freudig konnte es überraschen, daß ein österreichischer Dichter, noch dazu den ersten Familien des Kaiserstaates entsprossen, so freimüthige, aus einem edlen lebendigen Gefühle für Volksglück und wahre Humanität, stammende Gesinnungen an den Tag legte". — —

Die Bauern der Auersperg'schen Güter wurden nach der wörtlichen Stilisirung des Freundes Bauernfeld, von Auersperg mit „Ernst und Tüchtigkeit" behandelt, „der als tüchtiger Haushälter sein Eigen zusammenhielt." — — Wenn nun diese Bauern, welche die beredtesten Zeugen waren, vom Ernst und der Tüchtigkeit, mit welcher ihre Pflichten und Giebigkeiten, ihre Arbeiten und Steuern verlangt wurden, von dem Lobe dieses edlen Gefühls für Volkesglück und wahre Humanität vernommen hätten, so würden sie sicher ausgerufen haben: Das ist das allerneueste, was uns zu Ohren gekommen, nun aber sind wir überzeugt, daß dies schon die wahre Humanität gewesen ist, die wir erfahren haben.

In dieser Sammlung findet sich S. 692 ein Gedicht: „Das rechte Wort". Das ist eine Satire, deren Rohheit und anwidernde Gemeinheit erst recht klar wird, wenn man aus geschichtlichen Thatsachen erfährt — welche Stellung Grün als ein Abkömmling der Familie Auersperg gegenüber den Fürsten aus dem Hause Habsburg überhaupt — und besonders auch gegenüber diesem Kaiser, hätte einnehmen sollen, wenn er seiner Verpflichtungen als Cavalier ersten Ranges eingedenk gewesen

wäre. — Der Dichter läßt es dem Kaiser wegen seiner vorstehenden Unterlippe in den Mund regnen. In 6 achtzeiligen Strophen wird Leopold als ein ungestalter und beschränkter Mann schmählich verhöhnt und verspottet. Grün mußte doch wissen, was seine Familie den Fürsten aus dem Hause Habsburg zu danken hatte, Güter und Gnaden, 1630 den Grafenstand, vom 15. Jahrhundert an das Erbkämmereramt in Krain.

Gerade unter Leopold I. wollte ein ehrsüchtiger Auersperg Namens Weicard, Cardinal werden; Leopold aber ließ sich nicht herbei in Rom für diesen hochmüthigen Herrn ein Fürwort einzulegen; das ärgerte diesen Weicard dermaßen, daß er mit Ludwig XIV. contra Leopold sehr compromittirende Briefe wechselte — diese wurden entdeckt und Weicard wegen Hochverrath zum Tode verurtheilt; — Leopold I. aber ließ in Rücksicht auf die Verdienste der Familie Auersperg Gnade für Recht ergehen, schenkte dem Weicard die Todesstrafe, verwies ihn zuerst nach Wels gab ihm aber später die Erlaubniß auf seine Güter in Krain sich zurückzuziehen; ein Akt kaiserlicher Großmuth, der nicht außer Acht zu lassen ist*). Wir sehen, wie Anton für diesen Gnadenakt an dem Stammesgenossen Weicard gedankt hat. Wir wissen nicht, ob die Geschichtsstudien des Dichters universell und weitausgreifend gewesen sind, aber in der Geschichte seines Stammes und Hauses hat er sich sicher seiner ganzen Anlage nach viel besser umgesehen als wir**), die wir nur gelegentlich den Stammbaum dieses Hauses mit seinen vielen reinen Blättern und edlen Zweigen bis auf unsere Zeit herab betrachtet, aber auch einige darunter mit Blattläusen bedeckte nicht außer Acht gelassen haben. Nur historische Gerechtigkeit und Treue!

*) Iselin: Histor. geogr. Lexikon. 3. Auflage. Basel 1742. Erster Band. S. 680.

**) S. Schönleben: Geneologia illust. familiae Principum, comitum et Baron. ab Auersberg. Labaci 1681. Folio. Der Dichter scheint sich die unschädlichen Krakehler aus dieser Beispielsammlung zum Muster genommen zu haben.

Herrn von Bauernfeld erſuchen wir, beſonders dieſe Geſchichte und dieſes Gedicht im Gedächtniß zu behalten, für den Fall, wenn er einmal das Gelüſte hätte, bezugs der Schonung Todter, welchen man noch dazu Dank verpflichtet war, irgendwem ſalbungsvolle Lehren geben zu wollen.

Wir haben ſelber die Ehre, zwei edle Frauen aus dem Hauſe Auersperg zu kennen, eine Fürſtin und eine Gräfin — welche ſich aus der Welt in Klöſter zurückgezogen haben und opfermuthig und berufstreu ihre Pflichten in Erziehung der weiblichen Jugend erfüllen; Anaſtaſius mußte von der Exiſtenz dieſer beiden edlen Zweige ſeines Stammes wiſſen, aber was kümmerte ihn ſein eigener Stamm — die modernen Pſalmenſänger aus den 12 Stämmen — welche ihm für ſeine gezeigte Wuth gegen chriſtliche Inſtitutionen den in Knoblauchſalſe gebeizten Lorbeer auf die Stirne drücken konnten, ſind ihm wenn auch nicht achtens- doch ſicher be-achtenswerther geweſen!

Im Gedicht „Salonſcene" wird der alte Metternich perſiflirt, weil er ſich geweigert, dem Volke die „Freiheit" zu geben. Eine Beſchreibung des Salons in 6 Strophen ſchließt mit folgender Anrede an Metternich:

„Mann des Staates, Mann des Rathes, da Du juſt bei Laune biſt,
Da Du gegen alle gnädig überaus zu dieſer Friſt,
Steh vor Deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke Deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt —
Brauchſt Dich nicht vor ihm zu fürchten, er iſt artig und geſcheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter ſeinem ſchlichten Kleid;
Oeſterreich Volk iſt's, ehrlich, offen, wohlerzogen und auch fein,
Sieh es ſteht ganz artig: dürft ich wohl ſo frei ſein, frei zu ſein".

Wenn er doch nur noch leben möchte, der Freiheitsſänger! Eine Deputation von Millionen der (durch die fatale Geſetzgebung, an der auch Auersperg mit ſeiner ſtaatsmänniſchen Kurz- oder beſſer Garnichts-ſichtigkeit betheiligt war) Ausgebeuteten aus dem öſterreichiſchen Volke könnten dann vor dem Palais Auersperg in Graz erſcheinen und dem Dichter

(in einer Gegenſerenade auf die von ihm an Metternich) zurufen: „Machen Sie uns auf, Excellenz!!“

Oeſterreichs Volk iſt's — ausgezogen — und mitunter bettelarm,
Höre an, Du Meiſterſänger — unſ're Wünſche ohne Harm!
Bürger, Bauern, Handwerksleute, rufen hungernd und zerlumpt,
Herr, betrachte unſer Elend, wir ſind alle ausgepumpt!
Frei zehrt eine Wuchrerbande an des Volkes Blut und Mark,
Deine alten Freiheitslieder — ſind ein eingedorrter Quark,
Gieb uns Brod für unſ're Arbeit, Schutz für Haus und Ackerland,
Streu uns nicht mehr in die Augen Deinen blöden Liederſand!
Sorge, daß Geſetze kommen für Arbeit und für Ehrlichkeit
Zum Schutze vor der Wucherer Bedrängniß und Gefährlichkeit!
An der Läuſekrankheit leidet Weinberg, Acker, Flur und Wald,
Ach, von dieſem argen Uebel, mache uns nur frei recht bald.
Was ſoll helfen unſerm Elend ſo ein Freiheitsliederheld,
Deſſen Maul voll ſchöner Worte — deſſen Sack voll blankem Geld,
Der im Reichstag nur gewirkt hat — als Adreſſenfabrikant,
Dem das Wohl und Weh des Volkes iſt geblieben unbekannt,
Den die Schwindler und Betrüger ausgerufen ſtets als groß,
Weil er ſelber mitgeholfen: ſie zu bringen auf das Roß;
Die nur werden miteinander für ihn ſetzen ſich zur Wehr',
Niemand aber wird beneiden ihn um dieſe letzte Ehr'!

Wir haben nachgewieſen, daß Auerspergs Kampf für ſein Freiheitsphantom ein Don Quixotiſcher Windmühlenkampf gegen von ihm phantaſirte Gegner und Zuſtände geweſen iſt, für das Wohl und Glück des Volkes hat er nichts gethan, für das Lob der liberalen Zeitgenoſſen alles!

Wäre Auersperg jener Freiheitsheld geweſen, für den er ſich gleich im Anfang ſeines Auftretens mit ſpektakulöſen Liedern gehalten wiſſen wollte, ſo hätte er den Sitz im Herrenhauſe und den Geheimrathstitel nicht annehmen dürfen, er hätte conſequenter Weiſe vom Volke in das Volkshaus ſich wählen laſſen müſſen.

Die ſchönſte Probe wäre geweſen, wenn er ſich im Wahlbezirk ſeiner Herrſchaften den Bauern als Wahl-

candidat vorgestellt hätte, und wenn er dort mit Applaus als Abgeordneter gewählt worden wäre. Er war aber kein so großer — Unkluger, sich auf diesem so glatten und schlüpfrigen Eisplan zu einem überaus gefährlichen Tanz herabzulassen. Dem großen theoretischen Freiheitssänger würde der praktische Zuruf sicher nicht willkommen gewesen sein: Hic Rhodus, his salta!

Die Bauern und ehemaligen Unterthanen der Auersperg'schen Herrschaften möchten ihren ehemaligen Clan schon von wegen seines (von Bauernfeld gerühmten) „Ernstes und der Tüchtigkeit", mit dem er „als tüchtiger Haushälter sein Gut verwaltet, sein Eigen zusammenhielt" — — zum Danke hierfür mit der größten Heiterkeit empfangen haben.

Nur eine historische Bemerkung können wir bezugs der wahrhaft wüthenden ungerechtfertigten und bei jeder Gelegenheit und auch Ungelegenheit mit den Haaren herbeigezogenen „Pfaffenhetze" Auerspergs nicht unterlassen. Wir finden Stammesgenossen des Dichters — zweitgeborne Söhne mit guten Kirchenpfründen nach den in ihrer Zeit geübten Adelsprivilegien versorgt. Joseph III., Fürstbischof von Passau 1783 bis 1795 war früher Bischof von Lavant (1763) und von Gurk (1773) — gab sich damals auch dem „Aufklärungstrubel" gefangen, kehrte aber bald belehrt um, wurde 1789 als der fünfte der Passauer Bischöfe Cardinal, war aber immer ein Fürst sehr noblen, wohlthätigen und wahrhaft in der That menschenfreundlichen Sinnes.

Wir selber haben über diesen Auersperg aus dem Wiener Hofarchive — eine sehr lobenswerthe Charakteristik gebracht.*) Zu gleicher Zeit mit diesem waren zwei Grafen Auersperg wählende Domkapitulare in Passau. In derselben Schrift

*) Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts durchwegs aus archivalischen Quellen. 2 Bände. Wien, Braumüller 1872. 1. Bd. S. 253—255.

(1. Bd. S. 6) erscheint ein Graf Auersperg als ein sehr ehrenwerther Rathgeber Joseph II., der gegen die schmähliche Licitation der kostbaren Gegenstände aus dem Nachlasse Albrecht II. stimmt, im Rechtsgefühl, ohne auf die Ungnade Joseph II. Rücksicht zu nehmen.

Wir können es schwarz auf weiß nachweisen, daß Grün unsere historischen Schriften gelesen hat — daß ihm somit die Versorgung von Mitgliedern seiner Familie durch kirchliche Pfründen eben so wohl bekannt gewesen ist, als er auch wissen konnte — daß eben viele dieser Mitglieder auch ihrem klerikalen Stande keine Unehre gemacht haben — und doch diese Wuth gegen den Clerus!

Psychologisch aus dem fürchterlichen Hochmuth und der dürstenden Ruhmsucht Grüns erklärt — war dieses beständige wüthende Schmähen über Pfaffen die billigste und ungefährlichste Art, sich den liberalen Literaturjanhagel und die Rabbinerblätter zu den spektakulösesten ausgiebigsten Lobschreiern über seine Poesie und sein Genie zu machen. Wenn es in seinem Briefe heißt, er habe den Brunner als Geistlichen nicht herausfordern können — so ist auf diese komische Ausflucht immer mit der Frage zu erwidern: Warum er die Redakteure aus dem Laienstand nicht herausgefordert hat? Wir müssen es seinem schlauen Freund Bauernfeld wiederholen: Das kluge Vermeiden einer Anklage auf Ehrenbeleidigung ist der Beweis, daß unsere Reime die Ehre Grüns nicht verleumdet haben!

Eine weitere Aufklärung über das Bedauern von Seiten Auerspergs, daß er den Brunner seines geistlichen Gewandes wegen nicht fordern konnte (Siehe S. 46) und über den literarischen Zwischenfall, der nach dem Lobredner Auerspergs „für den Dichter ehrenvoll endete" (Siehe S. 48) ist uns während des Druckes noch zugekommen. Auersperg soll einmal den Dichter Braun von Braunthal, der den Auersperg über dessen „Spaziergänge" in der Allg. Zeitung persiflirte, gefordert — und Braun soll sich unter allerhand Vorwänden dem „Duell" entzogen haben.

Wenn dieſer Bericht wahr iſt, ſo könnte man mehr die Menſchenkenntniß als den Muth Grüns bewundern; denn wer den kränklichen nervöſen Braun gekannt hat, der konnte mit ziemlicher Sicherheit zum Schluſſe kommen: der wird ebenſo wenig einem Andern was Böſes anthun, als er geſonnen iſt, ſich ſelber etwas Böſes anthun zu laſſen. Der Herausforderer konnte hier ſeines Erfolges ſicher ſein, zudem macht der Lobredner dem Dichter im Wurzbachlexikon (Siehe S. 49) das unſer Urtheil ſehr bekräftigende Geſtändniß: „er wolle dieſes Zwiſchenfalls nicht gedenken, weil uns Männer wie Auersperg viel zu gut dünken, um mit unſauberer Geſellſchaft auch nur ſchriftlich in Berührung zu kommen.“ — Und trotzdem hätte Auersperg mit dieſem Braun in bewaffnete Berührung kommen wollen? Sonderbar!

Jedenfalls wäre irgend ein kampfbewährter herausgeforderter Huſarenmajor — zu einem Beweismaterial für Muth in dieſem ritterlichen Luſtſpiel viel glaubwürdiger geweſen!

48. Wie Auersperg von conſequenten Liberalen als Apoſtat von der Freiheit verurtheilt wird.

Es darf nicht überſehen werden, daß ſelbſt begeiſterte Lobredner Grüns deſſen Conſequenzloſigkeit im Denken und Handeln betonen müſſen, und nicht umhin können, einzugeſtehen, daß er vor ſeinen eigenen Freiheitsliedern dann zurückſchauderte, wenn ihm die Folgen derſelben — durch Andere, welche dieſelben conſequent fortſetzten, an den Hals kamen.

Gottſchall ſagt über ihn: „Grün iſt unſer erſter wahrhaft moderner Lyriker, deſſen Lorbeer keine Kritik zerpflücken wird“. —

Nun es fällt uns nicht ein, Grüns Lorbeer zu zerpflücken — er mag unangetaſtet ſeine Stirn umgrünen; was aber in dieſem Kopfe an abſoluter nachweisbarer Gedankenverwirrung, confuſer Extaſe, Selbſtüberhebung und Größenwahn ſich abgewickelt hat, das vorzuweiſen haben wir gegenüber den blöden und verbiſſenen Schmähungen — die er ſich als Antichriſt erlaubt hat — für eine Pflicht gehalten.

Gottschall gesteht selber ein, daß die im Tone Grüns fortfahrenden spätern politischen Lyriker — an Dichtern wie Grün, „Apostasien witterten, um daran ihre eigene Gesinnungstüchtigkeit zu illustriren".

„Anastasius Grün wurde mit Ungestüm von diesen lyrischen Freischaaren angegriffen, welche sich ähnlich wie die Jungdeutschen an einzelnen Persönlichkeiten zu orientiren suchten. Er antwortete in seinen „Nibelungen im Frack" (1843), aber seine freudige Begeisterung war dahin, sein Dichtermuth gebrochen, er trieb nur noch einen Detailhandel mit den Prätiosen, die früher als ein Diadem seine Stirn geschmückt.*) Der in die Zukunft hinausdrängende Schwung war ihm abhanden gekommen, und eine innerliche Verbitterung, die sich seiner bemächtigt, verkümmerte auch das unbefangene Spiel des heiteren Humors, auf dessen Gebiet er sich flüchtete. In der That klang die Kriegserklärung gegen die neue politische Lyrik, die er eine Poesie der Grimasse, eine löschpapierne Zeitungspoesie und verstificirte Prosa nannte, doch wie eine Anklage seiner eigenen Spaziergänge, „nach deren Muster sich die jungen Poeten gebildet". — — —

Das haben wir eben plastisch und drastisch nachgewiesen. Nachdem ihn seine eigenen Jünger in der Poesie folgerichtig auf die Finger klopften, ihm sein Festhalten an Zehent, Robot, Grafenkrone, Pergament und Privilegien bis auf die letzte Minute 1848 vorwarfen; da kam er zur Besinnung seines eigenen Unsinns, er suchte nun einen Gegenstand, an dem er seine Verbissenheit und seine Wuth auslassen konnte; verlegte sich ausschließlich auf die Wuth der Pfaffenvertilgung, was der ungefährlichste Krieg war, ein Treffen, in das sich seither auch der feigste Judenjunge hineinstürzen

*) Als die nachfolgenden Krakehler Miene machten, ihm auch die 9 Kugeln von seiner Grafenkrone herabzuschlagen — da machte er rechts um — und brachte es bei seiner Umkehr so weit, daß er während der absoluten Zeitungs-Judenherrschaft in Wien mit dem Geheimrathstitel geschmückt und scherzweise der Excellen-Krakehler genannt wurde.

konnte — und endete mit dem talmudischen Haß gegen das Kreuz — indem er das Glück der Menschheit in jene Tage hinausverlegte — an denen selbst das Andenken an das Symbol der Erlösung aus der glücklichen Menschheit verschwunden sein wird.

49. Auerspergs Tod. Nach den Berichten des Grazer Volksblattes von 1876.

„5. September 1876. Excellenz Anton Graf Auersperg ist, wie wir vernehmen, bedenklich erkrankt.

6. September 1876. Das Befinden Sr. Excellenz des Herrn Grafen Anton Auersperg, welcher Montag Morgens von einem Schlaganfalle derart betroffen wurde, daß theilweise Lähmungen eingetreten sind, ist bedeutend besser; durch rasche ärztliche Hilfe des Herrn Dr. Suppan gelang es, die Gefahr abzuwenden.

12. September 1876. In dem Befinden des schwer erkrankten Grafen Anton Auersperg ist eine Verschlimmerung eingetreten.

Anton Graf Auersperg geht seiner Auflösung entgegen. Die ihn behandelnden Aerzte haben jede Hoffnung auf dessen Wiedergenesung aufgegeben.

13. September 1876. Dienstag Nachmittags 4 Uhr ist Sr. Excellenz Graf Anton Auersperg seinem langen und schmerzlichen Leiden erlegen. Seit zwei Tagen erwartete man stündlich die Auflösung, welche schließlich in sanfter, ruhiger Weise erfolgte.

Anton Alexander Graf von Auersperg Freiherr von Schönberg und Seisenberg, Herr der Herrschaften Thurn am Hart und Gurkfeld in Krain, wirklicher geheimer Rath Sr. Majestät des Kaisers, Mitglied des Herrenhauses, Ehrendoktor der Philosophie ꝛc. ꝛc., war am 11. April 1806 in Laibach geboren und vermählte sich am 10. Juli 1839 mit Maria Gräfin von Attems.

Der Verstorbene war seit seiner frühen Jugendzeit literarisch thätig. Er schrieb bekanntlich unter dem Pseudonym Anastasius Grün und kultivirte vornehmlich das politische Tendenzlied. Als Tendenzdichter erwarb er sich die Sympathien der liberalen Partei in hohem Grade. Nicht ganz so günstig werden seine Dichtungen von der fachgemäßen Kritik beurtheilt. Seine „Blätter der Liebe“,

„Gedichte", die „Spaziergänge eines Wiener Poeten", der „Romanzenkranz", „der letzte Ritter" und „Schutt" wurden viel gelesen. Jetzt eben liefen gerade die Correcturbogen des nicht vollendeten Romanencyklus „Unter der Veranda" ein.

Die politische Thätigkeit des Herrn Grafen Anton Auersperg ist unseren Lesern wohlbekannt. Er fehlte im Herrenhause nie, wenn es galt, auf dem Culturkampfgebiete eine Lanze für „Freiheit, Aufklärung und Fortschritt", wie er sie verstand, einzulegen. Hierbei gebot der verstorbene Dichter stets über einen mächtigen Vorrath der kräftigsten und auf Seite seiner Parteigenossen zündensten Phrasen. In Aller Gedächtniß ist noch der Schwanengesang, den Anastasius Grün in dieser Beziehung sang; wir meinen die außerordentliche sarkastische Rede bei der Debatte über das Klostergesetz, in welcher der Graf die ihm, wie der Welt geläufigen Vorwürfe gegen das Ordensleben mit jugendlicher Heftigkeit schleuderte.

Die Publikation des Testamentes wird wahrscheinlich hier erfolgen, weil dem Wunsche des Grafen, in der Kirche zu Haselbach nächst Thurn am Hart beigesetzt zu werden, aus gesetzlichen Gründen nicht entsprochen werden kann.

Die Aufbahrung der Leiche des Grafen Anton Auersperg wurde der ersten steiermärkischen Leichenbestattungsanstalt übertragen.

Die Beerdigung des Verschiedenen findet Donnerstag statt.

15. September 1876. Die irdischen Ueberreste des Herrn Grafen Auersperg werden Freitag Nachmittag um 3 Uhr im eigenen Palais eingesegnet, sodann über den Burgring durch die Herrengasse u. s. w. auf den Bahnhof gebracht, um nach Haselbach bei Gurkfeld überführt zu werden, wo sie in einer der Pfarrkirche angebauten Kapelle beigesetzt werden sollen. Selbstverständlich wird das Gepränge groß und die Theilnahme eine außerordentliche sein. Ueber die letzten Tage des Verstorbenen finden wir in der „Grazer Zeitung" authentische Berichte, denen wir einiges entnehmen wollen.

Graf Auersperg ging im August nach Zell am See und von da nach München, wo er sich bei Besichtigung der Kunst-Ausstellung ein wenig erkältete, worauf er ziemlich beunruhigt nach Graz zurückeilte, mit der Absicht und dem sehnsüchtigen Wunsche, alsbald nach seinem Stammschlosse Hart (Krain) zu reisen. Lebendig sollte er aber nicht dahin kommen; denn in der Nacht, die dem

Tage, wo die Abreise geschehen sollte, voranging traf ihn der Blutschlag (4. September), Sonntag den 10. September wurde über Veranlassung des Arztes „Monsignore Hebenstreit von dem pflegenden Dienstpersonale zu dem Schwerkranken gebeten". (Nach unseren sehr sicheren Informationen war es ein Herr und kein Domestike, der Monsignore in das Palais zu dem Schwerkranken gebeten hat. Die Red. d. Volksblattes).

Der Kranke empfing die letzte Oelung, wobei er (wie das ja bei jedem Bewußtlosen, der auf Augenblicke zu sich kommt, immer der Fall ist) „etliche Male etwas erstaunt aufblickte", aber immer wieder in den soporösen Schlummer zurückfiel. „So bestimmt ich nun weiß" heißt es in dem Berichte der mit H. Muegg unterfertigt ist, „daß Monsignore Hebenstreit sich dem Kranken nicht aufgedrängt habe, so bestimmt glaube ich, daß Graf Auersperg selbst bei halbem Bewußtsein noch viel zu sehr Gentleman gewesen wäre, um einen Priester, der noch dazu sehr schonend und discret auftrat, zu insultiren. Da ich neben dem Priester stand und den Kranken im Auge hatte, kann ich die diesbezüglichen Journalberichte auf das Bestimmteste als erfunden und unrichtig zurückweisen".

Die diesbezüglichen Journalberichte standen vornehmlich in der „N. Fr. Pr."; sie erregten bei jedem Kundigen schon im Vornherein Unglauben und Bedauern darüber, daß man einen besinnungslosen Sterbenden zu Parteizwecken mißbraucht.*)

Der Herr Graf war über das Herannahen des Todes sehr ergriffen.

Die letzten Worte, die er schrieb, waren: „Möchte leben". Und in der Nacht vom 10. auf den 11. September rief er unter großer Anstrengung laut: „Tod, Tod; nein, nein!"**) Mit

*) Bei jeder christlichen Ennunziation ziehen die Rabbinerblätter die Gelegenheit mit Haaren herbei, um die im Schulchan-aruch schon vor den preußischen Gerichten constatirte sich vorfindende Talmudwuth gegen die Akum (Christen) zum Ausbruch kommen zu lassen.

**) Wir verweisen auf den Voltairewitz — in welchem der Dichter den Kuhschwanz der Inder der Sterbekerze vorzieht (Nr. 4) und auf sein Hintreten zu Gott — „Nicht wie einer, der zu danken — Nein, wie der zu fordern hat" — (Nr. 10). Im Angesicht des Todes brachen die frivolen Witze wie ein Kartenhaus zusammen!

einem letzten schreiähnlichen Athemzuge endete die 13 stündige Agonie um 3 Uhr 45 Minuten am 12. September.

In seinem Testamente (datirt vom 21. Januar 1876) dankt der Graf „vor allem der göttlichen Fürsorge" für sein „im Ganzen glückliches Leben". Universalerbe ist der einzige Sohn; den Fruchtgenuß bezieht die Frau Gräfin. Die Honorarsumme (30 000 Fl.) für seine Schriften wird aus dem Nachlasse ausgeschieden und zu vier Stipendien verwendet. Der § 13 lautet: Ich wünsche nach christlichem Gebrauche, ohne Gepränge zur Erde bestattet zu werden, am liebsten möchte ich in der an der Pfarrkirche von Haselbach angebauten Kapelle, in welcher mein Vater ruht und zwar auf der andern Seite des Altares zur ewigen Ruhe gelegt werden, und einen dem seinigen ähnlichen Denkstein erhalten. Sollte dieser Wunsch unerfüllt bleiben, so möge mir die Erde auch anderswo leicht sein".

Die Vormundschaft über den Sohn ist Herrn Baron Apfaltern (eventuell Herrn v. Waser) zu übertragen.

Von der Universität, vom Magistratsgebäude ꝛc. sowie aus dem Redaktions-Bureau der (liberalen) „Tagespost", welches Anastastus Grün oft besucht hatte, wie das Blatt schreibt, wehen heute schwarze Fahnen.

Wir entnehmen der alten „Presse" folgende biographische Notizen:

Graf Anton Alexander Auersperg gehörte der älteren sogenannten Pankraz'schen Linie des Geschlechtes Auersperg an, welche 1630 die reichsgräfliche Würde erworben hatte.

Das Geschlecht der Auersperge soll von dem Schlosse Auersperg in Schwaben den Namen führen und in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts in Krain eingewandert sein.

Nach dem Tode Engelhardts von Auersperg, Erblandmarschall und Erbkämmerer von Krain (1466), theilte sich das Haus unter dessen beiden Söhnen Pankraz und Vollrat in die noch bestehenden zwei Hauptlinien. Auch die Pankraz'sche Linie theilte sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in eine ältere und eine jüngere, und erstere zerfiel in 5 Aeste, von deren einen — der Linie zu Thurn am Hart — Graf Anton Alexander abstammte. Die Fürsten Auersperg bilden die jüngere Pankraz'sche Linie.

Graf Anton Alexander Auersperg wurde am 11. April 1806 zu Laibach geboren; seine erste Erziehung erhielt er zu Thurn am Hart in Unterkrain. Im Jahre 1813 trat er in das Theresianum, zwei Jahre später in die Ingenieur-Akademie ein, und studirte später an der Universität Graz und Wien Philosophie und Jus. Schon während der Universitätsjahre veröffentlichte er poetische Versuche in Gräffers „Philomele" und in der „Theaterzeitung" und gab im Jahre 1830 den ersten Band seiner Gedichte unter dem Titel „Blätter der Liebe" und unter dem Pseudonym „Anastasius Grün" in Stuttgart heraus, dem noch im selben Jahre der „Romanzenkranz", „Der letzte Ritter" folgte, der bis 1860 acht Auflagen erlebt hat.

Seinen Ruf und Ruhm als Sänger der Freiheit in Oesterreich begründete er durch die 1831 in Hamburg veröffentlichten „Spaziergänge eines Wiener Poeten", von denen vor Kurzem die 7. Auflage mit einer Vorrede des Dichters „An einen jungen Freund" erschienen ist und durch den „Schutt" der von 1835 bis 1869 12 Auflagen erfahren hat. Seine gesammelten Gedichte brachten es von 1837 bis 1868 sogar auf 14 Auflagen. Das letzte Werk, das er vor dem Jahre 1858 noch veröffentlichte, waren die „Nibelungen im Frack".

Im Jahre 1848 wurde er zuerst in's Frankfurter Vorparlament entsendet, und hierauf als Abgeordneter in die deutsche Nationalversammlung gewählt, in welcher er bis zum September verblieb. Nach dem Jahre 1848 zog er sich wieder ins Privatleben zurück und widmete sich nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, von denen 1850 „Der Pfaff am Kahlenberg" und „Die Uebersetzungen der Volkslieder aus Krain" erschienen. Ferner gab er 1851 den Nachlaß seines Freundes Lenau und 1855 sämmtliche Werke nebst einer Biographie und Charakteristik Lenaus heraus.

Im Jahre 1860 wurde Graf Anton Auersperg vom Kaiser in den verstärkten Reichsrath berufen und nach Erlassung der Februarverfassung von 1861 vom Großgrundbesitz Krains in den Landtag gewählt, dessen Mitglied er bis 1867 blieb, worauf er zum Abgeordneten des steiermärkischen Landtages gewählt wurde. Die ihm im Krainer Landtag zugedachte Wahl ins Abgeordnetenhaus lehnte er ab, nachdem er 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses gewählt war.

Am glänzendsten gab sich seine Bedeutung als Staatsmann und Volksvertreter in den Adressen des Herrenhauses, die fast sämmtlich aus seiner Feder stammten, ferner in der, von ihm im Namen der verfassungstreuen Mitglieder des Herrenhauses abgegebene Erklärung gegen das Ministerium Hohenwart 1871 und in seinen Reden für die confessionellen Gesetze 1868 und 1874 kund. Nach Annahme der ersten dieser Gesetze im Herrenhause im März 1868 äußerte sich die Verehrung des Volkes für den Grafen Anton Auersperg in einer begeisterten Ovation.*) Als Dichter war Anastasius Grün seit 1850 erst 1864 wieder mit einem größeren Werke hervorgetreten, nämlich mit der Bearbeitung der englischen Volksballaden über „Robin Hood". Graf Auersperg wurde im Jahre 1863 zum Geheimrath ernannt, und im Jahre 1865 verlieh ihm die Universität bei ihrer 500jährigen Jubelfeier die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie. Ferner war er Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied des Wiener Schriftsteller- und Journalistenvereines „Concordia", Ritter des Ordens der eisernen Krone I. Classe (seit 1868) und Ritter des bairischen Maximilian-Ordens (seit 1857). Unzählbar waren die Ehrenbezeugungen und Ovationen, die ihm bei der Feier seines 70. Geburtstages am 11. April d. J. zu Theil wurden. Vermählt war er seit 1839 mit Gräfin Maria Attems; aus dieser Ehe stammt nur ein Sohn, Graf Theodor, Ignaz, Anton, Alexander (geboren am 28. Februar 1859), der nun (d. h. 1876) die Familiengüter Thurn am Hart und Gurkfeld erbt.

50. Das Begräbniß und die Erben der Hinterlassenschaft.

15. September 1876 Das Leichenbegängniß des verstorbenen Dichters gestaltete sich heute zu einer großartigen Kundgebung seiner Anhänger. Nicht nur, daß mehrere Häuser, an welchem sich der Leichenzug vorüberbewegte beflaggt waren, es betheiligte sich alles, was Freisinnigkeit(!) und Fortschritt(!!) reflectiren will.(!!!) Dem Leichenwagen folgten die Diener des Hauses, welche Kränze trugen, dann kam der Wagen mit der verwitweten Frau Gräfin und dem Sohne, endlich die unendliche Reihe der Leidtragenden: Vertreter des Ministeriums, der Landesregierung, Reichsrathes, Landesaus-

*) Es ist bekannt: wer diese Begeisterung hervorgerufen, und was für ein Volk das begeisterte gewesen ist!

ſchuſſes, Landtages, Gemeinderathes ꝛc. ꝛc.; dann der Univerſität, Technik, des Mädchen-Liceums ꝛc. ꝛc.; der israelitiſchen Cultusgemeinde, (!) des Proteſtantenvereines, des ſteiermärkiſchen Volksbildungsvereines, des Arbeiterbildungsvereines u. ſ. w.; auch der ſteiermärkiſche Beamtenverein betheiligte ſich, ſowie der Verein der Kaufleute und Induſtriellen. Von der Ferne kam unter Anderen: Miniſter Unger, eine Deputation von Wiener Studenten und des liberalen, politiſchen Vereines von Oberöſterreich. Die Partei hatte ihren Sänger in anerkennenswerther Weiſe verherrlicht. Die verſchiedenen Organe lieferten in dieſen Tagen je nach ihrem geiſtigen Vermögen potenzirt pietätsvolle Nachrufe, die oft prachtvoll ſtiliſirt waren und einen Schmerz ausdrückten, der größer und erhabener ſchien, als wenn irgend wer aus der nächſten Verwandtſchaft ſtirbt. Durch Wort und That alſo hat die Partei des Verſtorbenen ihre Sympathie auf wahrhaft glänzende Art documentirt; das verſöhnende und milde Gebet aber für die Seele des Todten hat am Grabe nur die Kirche geſprochen. Der Graf hat dies auch gewünſcht, da er ein Begräbniß nach „chriſtlichem" Gebrauche wünſchte. Der Conduct wurde von der Pfarre St. Leonhard aus beſorgt. R. i. p.

16 September 1876. Unſerem geſtrigen Berichte über die Leichenfeier haben wir noch einiges beizufügen, anderes richtig zu ſtellen Im Allgemeinen geſtaltete ſich das Leichenbegängniß genau in der Weiſe, wie es vorher beſtimmt war. Die Einladungen und Aufforderungen, welche an einzelne Vereine und Corporationen ergingen, hatten ebenſo Erfolg wie das von den Freunden des Verſtorbenen geſtellte Begehren, die Läden zu ſchließen, Trauerfahnen auszuhängen und dgl. mehr. Vor dem Galaleichenwagen kam ein mit Kränzen überladener Wagen; hinter erſterem trugen Hausoffiziere mehrere Kränze, die Grafenkrone u. ſ. w.

Es folgte dann der Wagen der verwittweten Frau Gräfin, und darauf ein endloſer Zug von Herren, an deren Spitze ſich Miniſter Unger mit Dr. Rechbauer zur Linken, und Moriz von Kaiſerfeld zur Rechten befand. Wir bemerkten noch die Grafen von Meran, Gleiſpach, Hohenwart; die Reichsrathsabgeordneten Baron Zſchock, Dr. Sturm und viele andere. Viele dieſer Herren folgten den irdiſchen Ueberreſten des Verblichenen unter lebhafter zum Theil ernſter Converſation. Das Volk ſtrömte maſſenhaft

zusammen und füllte alle Straßen, durch welche der Zug sich bewegte. Sämmtliche Fenster waren mit Neugierigen besetzt. Die große Menge zeigte jenes Interesse, das die Schaulust erzeugt, und welches bei solchen Gelegenheiten nie jene Stimmung hervorbringt, welche der Veranlassung entsprechen sollte. Zu beiden Seiten des Leichenwagens trugen Studenten mächtig auflodernde Pechfackeln, die einen etwas gar zu düsteren Eindruck machten.

Bei der Kettenbrücke wurden dieselben in die Mur geworfen.

Im Allgemeinen muß zugegeben werden, daß die Demonstration, zu welcher dieses Leichenbegängniß mitbenutzt wurde, eine gelungene war. Vielleicht war dieser Charakter, den man der Todtenfeier gegeben hat, die Ursache, daß man mit theilweisen Ausnahmen der nächsten Umgebung des Sarges nirgends auch nur eine Spur von weicher und ernsttrauriger Stimmung entdeckte, sodaß im Ganzen die Feier kalt blieb.

26. September 1876. Ein Wiener Blatt erzählt in einem Feuilleton, Graf Auersperg sei als 12jähriger Knabe „als unfähig und ungeeignet für weitere Ausbildung aus dem berühmten Klingkowström'schen Institute ausgeschieden worden".

Ein Feind jeder Unwahrheit berichtigt in einem „Eingesendet" des Fremdenblattes diese Behauptung dahin, daß Graf Auersperg erst in seinem 13. Lebensjahre am 15. Juni 1819 in das erwähnte Institut eingetreten, bis zu den vollendeten Gymnasialklassen, also 6 Jahre in demselben geblieben sei, und durch die ganze Reihe von Studienjahren bei den Prüfungen die ausgezeichnetsten Noten nämlich primam eminenter erhalten habe.

Die Redaktion des Fremdenblattes bestätigt in einer Anmerkung die Wahrheit der Berichtigung und constatirt sie aus den betreffenden Klassenzetteln aus dem Klinkowström'schen Institute vom Jahre 1824.

Wir wissen sogar, daß Graf Auersperg die Jesuiten oder doch einzelne Persönlichkeiten aus dem Orden seit seiner Jugendzeit recht lieb hatte. Als die Jesuiten hier in Graz Mission abhielten, lud er einige derselben zum Diner ein". —

Eine briefliche Nachricht über Auersperg in Gratz besagt: daß derselbe in seinem Familienhause mit seiner Frau und seinem Sohne sehr zurückgezogen lebte — von den meisten Leuten nicht gekannt war — bei denen aber, die ihn kannten, im Rufe großer Sparsamkeit stand. Erst als er seinen 70. Ge-

burtstag feierte, ging der Lärm wie auf Commando in allen liberalen Zeitungen los, und der Halbvergessene wurde nun überschwenglich gefeiert.

Seit dieser Festfeier ging es abwärts; — es starb der Graf, dann seine Frau, endlich im Jahre 1881 durch einen muthwillig herbeigeführten Tod auch der Sohn Theodor, und das ganze mühsam für denselben aufgehäufte Vermögen kam ganz in fremde Hände. Letzterer machte nach dem Tode seiner Mutter eine Reise nach Italien, und fertigte vorher auf Anrathen seiner Freunde ein Testament an, in welchem er, wie im Scherze, aber sicher den Tod nicht erwartend, den größten Theil des verfügbaren Vermögens seinen jungen Freunden und Freundinnen (übrigens anständigen Leuten) vermachte.

Das Testament war rechtsgültig abgefaßt, konnte von gesetzlicher Seite nicht angefochten werden und wurde in Vollzug gesetzt." —

Da kann man wohl der Psalmenworte gedenken (Psalm 38, Vers 6. 7. 8): „Siehe, ein Maß setztest Du meinen Tagen, und mein Wesen ist wie nichts vor Dir! Wahrlich, lauter Eitelkeit ist jeglicher Mensch, der da lebet — Wahrlich, als ein Schattenbild wandelt vorüber der Mensch und macht sich Unruh' vergebens, häufet Schätze und weiß nicht, für wen er sie sammelt! — Und nun, was ist meine Hoffnung? Ist's nicht der Herr; denn mein Bestand ist bei Dir".

Der arme Mann wollte, ein poetischer Julian Apostata, auf die Ruinen der Kirche seine Siegesfahne aufpflanzen; er hat dem verhaßten Galiläer, ein neuer Heide dem alten Heiden Julian gleich, den Krieg angekündigt. Auch *sein* Lob Luthers, dem er, wie früher bemerkt (Seite 84), ohne Kenntniß des literaturhistorischen Thatbestandes, die erste Bibelübersetzung zuschrieb, war ein *erheucheltes*. Hätte er doch in Matthäus 21, 42—44 gelesen und den Schluß bedacht: „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschmettert werden, und auf wen er fällt, den wird er zermalmen"!

Der „Edle von Bauernfeld“.

Motto:

I. „Er raffelt mit fremden Gedanken!“
So lautet der Grillparzer-Schuß,
Der steckt ihm in seinen Flanken
Und macht ihm nicht wenig Verdruß.

II. Auch der Igel ist sehr witzig,
Der mit seinen Stacheln spitzig
Birnen aufspießt, und dann schlau
Sie verschleppt in seinen Bau.

III. Politisch hat er auch gefrevelt
Und vieles tolle Zeug geschwefelt,
Das wird dem starken Geistesriesen
Alles hier haarscharf bewiesen.

IV. Auch wollt' er ein geistreiches Air
Sich geben als Wiener-Voltaire,
Dafür wird zerzupft auf Charpie
Das schleissig gewordne Genie.

1. Wie Bauernfeld in den Verdacht einer großen Gelehrsamkeit gekommen ist.

Wer sich vorläufig über die Bedeutung dieses Dichters als „Gelehrter“ und „Politiker“ des näheren unterrichten will, der möge in unserer Schrift „Denkpfennige“ das Kapitel über die Stellung Bauernfelds zu Metternich, und über die ihm zugetheilte Rolle beim Sturze Metternichs durchlesen.

Es ist daselbst auch dem Streben Bauernfelds, sich einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu verschaffen, gebührende Rechnung getragen und die Ueberraschung dargestellt worden, welche Bauernfeld an sich fühlen konnte, als er beim Sturme 1848 von einer Windhose erfaßt und in die k. k. Akademie der Wissenschaften hinein geweht worden ist.

Wir werden bei näherer Betrachtung ſeiner zwölfbändigen Werke öfter Gelegenheit finden, uns über dieſen Gelehrten zu verwundern, der ſeine Erfolge nach dem Urtheile Grillparzers oft dadurch errungen hat, daß er es verſtand und über ſich brachte, „mit fremden Gedanken zu raſſeln.“ Das Geraſſel mit fremden Gedanken iſt jenen Gelehrten beſonders anzuempfehlen, welche ſo viel Selbſtkenntniß beſitzen: daß das Raſſeln mit ihren eigenen Gedanken keinen größeren Lärm macht — als die verdorrten Kerne, die in einem ausgetrockneten Kürbis, wenn auch durch noch ſo gewaltiges Schütteln deſſelben, durcheinander ſpringen.

Wenn Grillparzer mit aller Seelenruhe die politiſchen Extaſen dieſes Dichters durch „körperliche Verrücktheit“ zu entſchuldigen ſucht, ſo hat ſich Grillparzer viel eher einer groben Wahrheit als einer höflichen Lüge ſchuldig gemacht.

Schon in ſeinem 21. Lebensjahre (1823) verfaßte Bauernfeld ein Gedicht „an die Studirlampe“, welches offenbar den Verfaſſer in den Verdacht eines unbändigen Durſtes nach Wiſſenſchaft hätte bringen ſollen, denn es wurde darin dem gutmüthigen Leſer der Gedanke nahe gelegt, als ob der Dichter ſchon einige Oelfäſſer in dieſe Lampe hineingegoſſen hätte. Sehr anerkennenswerth iſt ſein Geſtändniß: daß er im Zorne dieſe Lampe ſelber ausgelöſcht hat, nachdem er in dem „Pergament“ nicht jenen Aufſchluß gefunden, den er darin geſucht hat.

Das Archiv, in welchem jenes unglückliche Pergament aufbewahrt iſt, die Signatur deſſelben und den Aufſchluß, den er geſucht — hat der zornige und enttäuſchte Gelehrte leider nicht angegeben; der Leſer kann mit der Gewißheit zufrieden ſein, daß Bauernfeld ſchon im 21. Jahre die Studirlampe ausgelöſcht und das Pergamentleſen aufgegeben hat. Das Gedicht lautet:

„Gern blick ich in dein klares kluges Licht,
Das mir ſo freundlich und ſo heiter brennt,
Doch in dem aufgeſchlag'nen Pergament,
Fand' ich den Aufſchluß, den ich ſuchte, nicht.

Um ungewisses Wissen zu gewinnen,
Will ich bei deinem Schein nicht länger sinnen,
Dein Athem modert, und der Tag ist frisch,
Du bringst nicht Wahrheit Lampe, so verlisch."

Der Unglückliche! eine ganze Nacht bis zum frühesten Morgen ist er vorm Pergament gesessen, dann ist ihm das „ungewisse Wissen" zuwider geworden und er hat sich lieber mit der bisherigen gewissen Unwissenheit zufriedengestellt.

Wir erlauben uns dem zu voreiligen Lampenauslöscher einige Verse auf die seinigen zurück zu senden:

Für seine Lampe, die brennt so hell,
Bekommt er hier ein kleines Ritornell.
Was hat er gemacht für ein konfuses Gedicht?
In der ersten Strophe: „ein klares und kluges Licht,
Das ihm so freundlich und so heiter brennt;"
(Er schaut in die Lampe, statt in das Pergament).
Und in der zweiten Strophe: „ihr Athem modert"
Der in der ersten „so lieblich gelodert".
Obwohl sie gebrannt hat „sehr klar und klug",
Bekam er das Studiren doch bald genug.
Die ganze Geschichte mit diesem Pergament
Entpuppt sich als ein verunglücktes Transparent.

Es ist sehr gefährlich, die höchsten Lebensfragen in einer Nacht mit ein paar Strophen abthun zu wollen und seinen Haß gegen das Studium durch das Auslöschen der Studirlampe kund zu geben.

Der Dichter hätte sein Vorhaben gleich im Titel des Gedichtes anbringen können, er müßte lauten: „An die Studirlampe, von einem poetischen Löschhörndl".

Aber trotz dieses Hasses und dieser Verachtung der Studirlampe kann es der Mensch durch gute liberale Freunde in höchst verworrenen Zeitumständen auch noch zu einem k. k. akademischen Löschhörndl bringen.

Was die ersten Heldenspieler des Liberalismus schon vor 1848 für Fähigkeiten entwickelt haben, erzählt uns der ver-

läßliche Grillparzer in seinen, von Laube herausgegebenen Memoiren; Hammer und Endlicher haben sich durch eine complette Urkundenfälschung mit Zuhülfenahme eines Kunstradirers bemerkbar gemacht. Wir haben in den „Denkpfennigen“ S. 53 und 55 diese jetzt nicht mehr zu vertuschende Handlungsweise mit einigen Beigaben noch traurigerer Art angeführt.

Bauernfeld erzählt aus seiner Studienzeit von theologischen Studien! Trotz der sehr frühzeitig ausgelöschten Studirlampe sucht der Dichter doch dem Leser einigen Respekt — vor seinen angeblichen ernstlichen Forschungen beizubringen. In „Gesammelte Schriften 12. Bd.“ berichtet er von sich und einigen Studienkollegen:

„Man dachte nähmlich an nichts Geringeres, als sich aus den Quellen selbst von der Wahrheit der Offenbarung die gehörige Ueberzeugung zu verschaffen. Eine Ausgabe des neuen Testaments in griechischer Sprache diente uns als Grundlage. Wir verglichen die Evangelisten, ihre verschiedene Auffassung und Darstellung ihrer anscheinenden Widersprüche untereinander. — Niemand wußte um unsre geheimen Studien (!) und wenn uns junge Freunde und Kollegen des Abends besuchen kamen, wurden die Evangelien flugs bei Seite geschoben, dafür die Whistkarten zur Hand genommen. Wenn die Gesellen fort waren, oft erst nach Mitternacht, begann die religiöse Unterhaltung aufs neue (!). Spina vertraute mir in der Folge, daß unser gemeinschaftlicher Freund (Fick) durch Lektüre und gesprächliche Mittheilungen nur immer unruhiger geworden, und daß er nicht selten im Stillen an meinen skeptischen, gelegentlich ironischen Bemerkungen und Einwürfen ein wahres Aergerniß genommen habe. Kurz, die Theologie gerieth ins Stocken, und die vier Kartenkönige wurden immer häufiger zu Hülfe gerufen, um die vier Evangelisten zu ersetzen.*) Insgeheim aber hatten sich die beiden Freunde den Vorschriften der Kirche ange-

*) Mit welchem Ernste wurden diese Studien betrieben! die Studirlampe wurde ausgelöscht — und die Kartenkönige mußten die Evangellisten ersetzen! Aus diesen edlen Geständnissen sind auch die glänzenden Resultate seiner Forschungen zu erklären.

ſchloſſen, faſteten und gingen zur Beichte, wie ich wohl gewahren konnte, ohne daß es mich beſonders angefochten hätte.“

2. Wie Bauernfeld die höchſten theologiſchen Fragen nur mit 2 Verſen höchſt genial zu löſen weiß.

Im 11. Band der geſammten Schriften „Reime und Rhythmen“ beſchäftigt ſich Bauernfeld in „Reimen“ mit den höchſten Lebensfragen. Er hält ſich für überaus witzig und auch als Denker für ſehr ſcharfſinnig. Das giebt er dem Leſer oft genug zu verſtehen, der Leſer verbeugt ſich und denkt ſich ſein Theil.

Bauernfeld hat ſich in den Kopf geſetzt, er ſei der öſterreichiſche Voltaire — allen Feinden des poſitiven Chriſtenthums und der Kirche bringt er oft in dem fadeſten Gereime ſeine Sympathien dar. Er will immer ſpotten und höhnen und witzig ſein, Spott und Hohn, d. h. der böſe Wille iſt immer da; der Witz aber läßt ſehr lange auf ſich warten.

Bauernfeld S. 122 Kinderfrage:

„Gott hat die Welt geſchaffen; ich weiß, dann ruht' er, doch nachher?
Was hat der liebe Gott nun ſeit der Schöpfung gethan?“

Antwort:

Nimm den Katechismus zur Hand, Du alberner Junge,
Frage nicht gar ſo dumm, lerne zuerſt etwas.

Bauernfeld, S. 123 Die Wiener:

„Wiener frondiren und ſpötteln gar gern — ſo ruht mir ein Stück auch
Und ein erkleckliches zwar, Wienerthum ſelbſt in der Bruſt.“

Antwort:

Ein erkleckliches Stück von Hochmuth wohnt in der Bruſt Dir,
Eklich bleibt immer der Hohn, wenn es an Witz ihm gebricht.

Bauernfeld, S. 125 Hausmittel:

„Ist die barbarische Zeit, die Verwilderung stürmisch im Anzug,
Lasset sie brausen und bleibt Weisen und Dichtern geneigt."

Antwort:

Habt Ihr verstanden, Ihr Tölpel, die feine Mahnung des Dichters?
Bleibt dem Dichter geneigt, denn er kommt gleich nach dem Kant.

Man sollte es nicht glauben: an Selbstwerth-, ja an Selbst-Ueberschätzung hat Bauernfeld nie Mangel gelitten. Gleich im folgenden Gereime sagt er:

S. 125: Kant:

„Zog er mit kritischem Geist die zwingende Grenze des Wissens
Dien' ich der Wahrheit, dem Recht und dem Humanen, wie er."

Antwort:

Zwingend sagt uns der Dichter ist ihm die Grenze des Wissens,
Grenzenlos aber dafür — ist oft die Unwissenheit
Wehe „der Wahrheit, dem Recht", wehe dazu dem „Humanen"
Haben all diese drei keinen anderen Lakai!!
In den Tempel der Wahrheit will der Dichter sich schmuggeln
Und hält krampfhaft sich fest an dem Frackschoß des Kant.

Goethe und Schiller, S. 125:

„Daß sie groß geworden im kleinsten Staate, das nimmt uns Wunder, die wir so klein geblieben im riesigen Reich."

Antwort:

O Du großstaatlicher Dichter, uns nimmt es sicher nicht Wunder,
Daß Du geblieben so klein in dem riesigen Reich;
Denn auch in Krähwinkel werden geborene Riesen nicht kleiner
Und im Großstaate bleibt — immer der Zwerg nur ein Zwerg.

Bauernfeld S. 129, „Niederländer“:

„Geistreich malen und dichten, was nützt es? Wir brauchen Talente
Immer Lebendiges schafft, wärs nur die pissende Kuh.“

Antwort:

Schafft Lebendiges nur, das heißt malen und dichten
Nach dem Lorbeer strebt auch — der kirchenbesudelnde Pinsch.

Bauernfeld S. 131:

„Cultus: Gold, den gediegenen Barren, man schlägt ihn in Blätter,
Alle die Culte sie sind: Kleingeld der Religion.“

Antwort:

Wisse, der Du Dich träumst im Besitz des gediegenen Barren,
Der Du von oben herab sprichst über Religion,
Wisse: es giebt auch arme eingebildete Narren,
Arm an Witz und Verstand, reich an Hochmuth und Hohn.*)

S. 131. „Französische Religiösität“:

„„Entrer en religion“, giebt's einen frivoleren Ausdruck?
Klingt wie ein Rendez-vous zum Trinitätensalon.“

Antwort:

„Der Trinitätensalon“! welch ein blödsinniger Hohn!
So höhnt ein Simpel nur im Simplicitätensalon!

Cölibat:

„Beten und fasten ist leicht, auch in guten Werken sich üben,
Aber das Reizendste selbst, Höchstem zu opfern, ist groß.“

Das ist die einzige Xenie, die keinen gemeinen Hohn enthält.

S. 131. „Katholischer Pfarrer spricht:

„Deutschkatholiken, was soll's? Ich bin fürs Beten und Messelesen, nur ich allein. Störet mir nicht das Gewerb'“. —

*) In der Zweizeile S. 166 (bei Bauernfeld) und Nr. 6 im Vorliegenden sinkt der Dichter zum Cultusminister der Zote herab und geräth nach einer sehr ekelhaften Verhöhnung des „Leibes des Herrn“ — geradewegs in den Saustall hinein, um sich buchstäblich an Saubetrachtungen zu vergnügen.

Antwort:

„Gelderwerb ist allein das ganze Treiben der Pfaffen."
Schnapsbude und Criminal — machen ihn oft diesen Witz.

Eben als wir diese Xenie Bauernfelds lesen, berichten auch alle halbwegs ehrlichen radikalen und noch nicht total verrabbinerten Blätter, daß in Sicilien (Oktober 1885) der gesammte Seelsorgerstand während des Wüthens der Cholera aufopfernd seinen Pflichten nachkommt! — Als der Edle von Bauernfeld die Früchte seines Liberalismus an der Wiener Universität auflodern sah — machte er sich aus dem Staube und verfiel in eine Todeskrankheit.

S. 131. „An die Altkatholiken":

„Sagt Ihr vom Papst Euch los, dem unfehlbaren? Will es nicht tadeln,
Aber „Unsinniges" noch bleibt Euch zu glauben genug."

Antwort:

Unsinn dünken dem Witzkopf auch manche Gottesgebote,
Dieser Unsinn hat ihn wohl am meisten genirt.

S. 131. „Zeitvertreib":

„Alte katholische Weiber, sie gehn in den Segen und beten,
Doch die lutherischen und jüdischen Alten — was die?"

Antwort:

Warum diese Besorgniß um die älteren Frauen?
Selbst wie ein altes Weib — redet der Dichter daher.

Seite 131. „Sprachgebrauch":

„Herrschende Religion", das klingt bedenklich, aber man sagt auch:
Herrschende Dynastie, herrschender Typhus und so."

Antwort:

Auch von „herrschender Dummheit" ist bisweilen die Sprache,
Nie vergesse sich ein dankbarer Pensionist,
Der von der „Dynastie" für seine Komödienmache
Mit einem Jahresgehalt gnädig beschenkt worden ist!

Dem auch das Hoftheater hat auf die Beine geholfen,
Dem es reichlich gezahlt immer die Tantieme,
Wenn sich ein solcher k. k. zum Spötter des Hofes erniedrigt,
Schadet er nicht dem Hof — sondern blamirt sich nur selbst,
Ist er dann noch begnadigt aus einer fürstlichen Kasse,
Dann gehört er ganz sicher zu einer verkommenen Rasse!

Die Erfolge seiner Lustspiele haben diesem Herrn zu seinem ungeheuerlichen Hochmuth verholfen. Diese Erfolge aber hat er der glänzenden Begabung der Hofschauspieler zu verdanken. Zum Lesen sind seine Komödien nur unter dem bangen Druck der Langenweile. Ueber den Hofschauspieler Fichtner heißt es in dessen Biographie*): „An den glänzenden Erfolgen der Bauernfeld'schen Lustspiele hat Fichtner wesentlichen Antheil. Denn eben zwischen Fichtner und Bauernfeld tritt der immer seltner werdende Fall ein, daß sich Dichter und Darsteller wesentlich ergänzen".

3. Fortsetzung der geistreichen Satiren Bauernfelds mit unliebsamen Klang-Ritornellen.

Wie hätte sich der geistreiche Spötter das Thema der Infallibilität entwischen lassen können? Freilich ist er auch hier weder in Anschauung, noch in Kenntniß und in Witz über die Insassen der Schnapsbuden und der Zuchthäuser hinausgekommen.

S. 132 Infallibilität:

I. „Denkende Geister, Spinoza und Kant, wer nennt sie unfehlbar,
Dünkst Du Dich größer als sie — mit dem anathema sit?
II. Zorniger Fluch, Weihrauch und Pfaffengeplärr — Was erschreckt Ihr?
Rufen wir ihnen getrost unser non possumus zu!"

Bauernfeld dokumentirt hier nur Unverstand und sucht denselben durch „brutales Geplärr" einer Schnapsbude**)

*) Wurzbach: Lexikon, IV Bd. S. 217.

**) Das Wort „Pfaffengeplärr" klingt doch sicher eher schnapsbudisch als salonfähig.

zu maskiren. Spinoza und Kant haben philoſophiſche Syſteme erdacht, die ſich ohnedies gegenſeitig aufheben. Der Papſt hat gar nichts zu erfinden, er hat und darf kein Syſtem aufſtellen, er hat nur die von Chriſto und den Apoſteln überkommene Lehre einzuhalten, ſie gegen Irrthümer zu vertheidigen, Gegner abzuwehren. Er hat weder ein Syſtem noch einen Glaubensartikel zu erdenken; und ſein Entſcheid iſt eben wieder nur auf den Kreis der Glaubens- und Sittenlehre beſchränkt, ſonach ſind obige Xenien geradewegs als der blöde Spott eines Ignoranten zu bezeichnen.

Wenn es z. B. einem Papſt einfallen würde, den Satz aufzuſtellen: „Die Komödien Bauernfelds ſind witzlos, abgeſchmackt; ſie haben ſich nur durch vorzügliche Schauſpieler halten können, die ſich durch das Auswendiglernen des zerbröſelten Dialogs das Hirn zerreißen mußten,*) ſo würde ein ſolcher Papſt vom ganzen Kardinalskollegium als geiſteskrank verurtheilt werden müſſen", weil er ſich in eine Kritik eingemiſcht hat, die ihn nichts angeht — wenn auch das wahr iſt, was er geſagt hat —
und angenommen, wenn wieder ein anderer Papſt erklären würde: „Die Komödien Bauernfelds ſind das Höchſte, was die Poeſie je geleiſtet: er überragt an Witz den Goldoni, Molière, Sheridan Knowles und ſelbſt den Shakespeare, ſo würde ein ſolcher Papſt noch als geiſteskränker erkannt werden müſſen als der vorhergezeichnete — und man würde ſeinen Ausſpruch, abgeſehen, daß ihm ein ſolcher gar nicht zuſteht — auch noch ſehr lächerlich finden — Bauernfeld ausgenommen, der in dieſem Falle — die Infallibilität des Papſtes mit Freuden anerkennen möchte!

*) Fichtner, der beſte Darſteller, der den Komödien Bauernfelds ſpecifiſch aufgeholfen hat, verlor frühzeitig durch Ueberanſtrengung der zerbröſelten Rollen in den Bauernfeld'ſchen Stücken das Gedächtniß. Es iſt auch keine Kleinigkeit, mit durchwegs nichtsbedeutenden Dialogen ſich das Gedächtniß zu foltern.

S. 132 „Döllinger“:

„Alter Dogmatiker ſprich! Ein einziges Dogma verneinſt Du
Glaubſt Du die Hölle, ſo glaub friſch auch den Satan dazu.“

Echo: Mancher Teufel fängt an, an ſich ſelber zu zweifeln,
In dieſem Falle wird er „Dummer Teufel“ genannt;
Dumm, weil die Bosheit allein ſelber beim Teufel nicht ausreicht;
Denn der Mephiſto ſoll ſein: immer auch pfiffig und ſchlau.

4. Wie der Dichter ſeine Theologie und Philoſophie zum Wohlgefallen der Schnapsbuden und Zuchthausinſaſſen auszuſchmücken verſucht.

S. 132, 133 giebt uns Bauernfeld in 4 Xenien folgenden Commis-Voyageurſpott über Menſchenſchöpfung, Vorſehung und Unſterblichkeit zum Beſten.

„Menſchenanfang“:

„Adam erſchaffener Menſch, von keiner Mutter geboren
Und Du zeugteſt den Sohn, welchen der Bruder erſchlug.“

Echo an Bauernfeld:

Zwar iſt der Anfang nicht ſauber, doch iſt er immer noch beſſer
Als der Pavian, den Ihr Euch zum Ahnherrn gemacht,
Das iſt ein herrlicher Stammbaum und ein ſaub'res Diplom das;
Auf einem Affenpelz ſtellt Ihr Euern Adelsbrief aus.

„Auf Abſchlag“:

„Ewige Seligkeit! Nun, das iſt ein Wechſel aufs Jenſeits
Wer honorirt mir ihn hier? Zahlt ihr Diskonto, ſo nehmt!“

Echo: Laſſe ihn Dir als Diskonto vom guten Gewiſſen bezahlen;
Iſt dieſe Bank bei Dir — gar am Ende bankerott?
In die wichtigſten Fragen würfelt er Börſengemauſchel
Und verjudet iſt er, ſammt ſeiner Theologie.

„Vorſehung“:

„Sperling verhungert, die Lilie welkt, das Sterbliche
Und Gott kümmert zuletzt ſich einen Teufel um Dich.“

Echo: Wahrlich, bei Bauernfeld könnte man ſich dieſem Zweifel ergeben;
Denn verkümmert iſt ganz ſein Gedankengehalt.

„Aufſchluß“:

„Warum ſchlafen die Menſchen ſo gern und ſterben ſo ungern?
Weiß doch Keiner, ob auch Ewigkeitswecker beſtehn?“

Echo: Nur an einer Unſterblichkeit hält er feſt mit den Zähnen:
Mit Ariſtophanes lebt er im Elyſium fort.

Der Dichter copirt den Voltaire, er forcirt ſich in den Hohn über Schöpfung, Vorſehung und Unſterblichkeit hinein. Auch im Poetiſchen Tagebuch (1825—1877) läßt ihm die religiöſe Frage keine Ruhe — als Motto ſchreibt er: „Warmes Herz und ſpitze Zunge, ſo der Alte, wie der Junge“. — Man könnte ihm erwidern: „Die Zunge iſt ja nicht gar ſo ſpitzig — ſie lallt nur Hohn — der iſt nicht witzig“.

Dort heißt es S. 141:

„Was betet nur das Gewimmel: Vater, der Du biſt im Himmel
Ich bete: Anders begriff ichs nie — Der Du biſt in der Phantaſie.“

Echo: Was hat der arme Gott in der reichen Phantaſie
Des Bauernfeld für ein miſerables Logis!
Das iſt ein kurioſes Heiligthum
Was liegt darin für ein Trödel herum,
Was für Komödien — altgebacken,
Fade Späße — Ausgebrannte Schlacken —
Eine ſchlechte Gotteswohnung — dieſe Bude
Darin bleibt auch kein Trödeljude

Bauernfeld:

„Und wie ich's immer überdenke — 'S bleibt eine zweifelhafte Sache,
Ob die Sprache ein Gottesgeſchenke — Ob Gott ein Geſchenk der Sprache.“

Echo: Schon wieder ein altgeback'ner, geſtohlener Witz:
„Gott hat nur im Geiſt des Menſchen ſeinen Sitz“;
Der Menſch ſelber hat ſich ſeinen Gott gedichtet —
Und Bauernfeld hat dieſen Gott zu Grund' gerichtet;
Komödiendichter, Geiſtesheld! Gottvernichter, Bauernfeld!

Bauernfeld:

„Am beſten ich das fromme Volk vermeide;
Ich mag mich an der Trübſal nicht betheiligen,
Was ſoll ein geſunder Heide — Unter kranken Heiligen?"

Echo: Iſt er wirklich ein Heide, iſt er wahrhaft geſund?
Er hat nur einen ungewaſchenen Mund;
Man kann ihm ſein Schalten und Walten — nicht einmal für übel halten, —
Wer an Größenwahn leidet in ſeiner Phantaſie,
Bei dem iſt der Blödſinn doch keine Blasphemie.

Bauernfeld:

„Giebt es wirklich Offenbarung — Wozu brauchen wir Erfahrung!"

Echo: Ein ſolcher Unſinn iſt ſelbſt beim großen Chineſen,
Bei Sing-ſchma-fu nicht dageweſen;
Bauernfeld iſt und bleibt der größte Mann,
Er hat die Offenbarung mit zwei Zeilen abgethan.

Bauernfeld:

„Für ſchwere Sünden, wie für leichte — Geh' ich im Tagebuch zur Beichte".

Echo: Ach Du barmherziger Richter, Sündenvergebender Dichter
Dem, wenn er auf dem Pegaſus reitet — die Welt nur eine Poſſe bedeutet;
Der, wenn er ſelbſt mit unſerm Herrgott ſeine Späße treibt
Nur ein armer Sünder und ein matter Dichter bleibt.
Welch ein Jubel im Zuchthaus und Criminal
Ueber Bauernfeld und deſſen Moral:
Man kann alle Sünden und Laſter treiben
Und braucht ſie dann nur ins Tagbuch zu ſchreiben,
Dann iſt alles gut und alles vergeben,
Hoch ſoll die Lumperei und der Todtſchlag leben!

Bauernfeld:

„Erforſch' ich mein Gewiſſen — Erweck' ich Reu und Leid,
Es kommt doch wieder die Zeit — Wo ich werde ſündigen müſſen."

Echo: Weder das Sündigen noch das Dichten iſt ein muß;
Zur Sünde wird das Dichten — iſt es gar zu abſtrus,

Besonders wenn ein Dichter nicht recht bei Verstand ist
Und etwas dichtet was eine Sünd' und eine Schand ist.

Bauernfeld:

„Weh' Dir ungläubiger Geselle — der uns den Himmel raubt,
Flugs kommst Du in die Hölle — an die Du nicht geglaubt".

Im Gedichte: Parallele (Siehe Nr. 18) singt Bauernfeld: „Ihren Himmel, ihre Hölle läßt die Menschheit sich nicht rauben", und hier macht er sich selber zum witzigen Himmel- und Höllenräuber!

Er ist schon gar so gedächtniß- und geistesschwach,
Das ist der Bankrott — der poetische Krach!
Man kommt von einem Unsinn in den andern hinein,
Wenn man will alleweil sehr geistreich sein.
Die Flügel erlahmen, der Flug wird matt,
Wenn einer zum fliegen das Zeug nicht hat.

Bauernfeld:

„Bleibt alles wie es ist, und sei auch
Die Welt in schweren Wehn
Denn Klingelbeutel und Weihrauch
Die werden immer zusammenstehn."

Echo: Der Klingelbeutel in Wien gehört für die Armen,
Doch sammeln damit auch Dichter zum Gotterbarmen.
Der Grillparzer hat einen davon wohl gekannt
Und hat ihn sogar beim Namen genannt;
Der wollte gelten als Weisheitsorakel
Und machte mit fremder Waare Spektakel.
Er denkt sich: mein Denken und Dichten wär eitel
Könnt ich nicht herumgehn mit dem Klingelbeutel.

Doch verdient dieses widerwärtige Voltaire-nachäffen auch noch einige Prosa. Der gesunde Heide verachtet die kranken Heiligen. Da fallen uns diese blöden dummen barmherzigen Schwestern ein, welche auch kranke Heiden mit Gefahr und Einsetzung ihres Lebens pflegen. Diese barmherzigen Schwestern sind aber gesunde Heilige; auch diese armen Schwestern wären ein schönes Subject für den geistreichen mannesmuthigen Hohn des großen Unsterblichen!

Diese Schwestern glauben an einen wirklichen selbstbewußten Gott, sie glauben an Himmel und Hölle und Fegefeuer, sie betrachten auch Heiden, die in ihre Spitäler kommen, als arme hilfsbedürftige Menschen; und diese Nonnen gehen sämmtlich zur Beichte, sie haben durch ihren Opfermuth schon manchen Sünder und Ungläubigen zum Glauben an Gott, Erlösung, Gericht zurückgeführt, sie haben den Muth mit ihrem Leben und ihrem Herzblut für ihre Ueberzeugung einzustehen!

Nun eine solche Versammlung von „närrischen Mädchen" müßte ja für Bauernfeld, wenn er anders consequenter Gedanken fähig wäre, auch einen Gegenstand seiner Frivolität und seines billigen Spottes abgeben! —

5. Wie Bauernfeld selbst das Vaterunser verspottet — „Herr erlöse uns vom Uebel der Bauernfeld'schen Witze". Die Ansichten Bauernfeld's über Dummköpfe, Schlauköpfe, aber nicht über seinen eigenen Kopf.

Was hat denn dieser Edle von Bauernfeld für die leidende Menschheit je gethan, was hat er für Opfer gebracht? — Ist in den 12 Bänden seines poetischen und satirischen Sammelsuriums auch nur Ein Gedanke enthalten, der dem leidenden, zweifelnden oder verzweifelnden Menschen einen Funken von Trost gewähren könnte!!

Einsam geht der Dichter durch die Welt — hat ein anderer Dichter als Bauernfeld gesagt — aber auch er will einsam gehn — Niemand ist werth vorn, hinter und neben ihm zu gehen, so sagt der große Mann (XII. S. 147).

„Zwei Dinge kann ich nicht ausstehn,
Daß Leute vor und hinter mir gehn;
Und noch ein drittes wurmt mich schier,
Spaziert so einer neben mir.

Echo: So spottet über das betende Gewimmel
Ein aufgeblasener, hochmüthiger . . . (Herr;)
Er kann Niemand hinter, vor und neben sich leiden,
Der ist sicher außerordentlich bescheiden;

Er will ganz allein gehn der große Mann,
Der Niemand vor, hinter und neben ſich dulden kann.

Voltaire iſt ſein Vorbild im Spott — er will Goethe nachahmen und wie dieſer den Heiden ſpielen, jeder Angriff auf das poſitive Chriſtenthum wird von ihm bewundert; dem Freund Strauß macht er ſeine Reverenz — er huldigt ſogar dem Darwinismus, wenn er auch nicht mit offenen Worten für Darwin einſteht — zeigt aber durch ſein beſtändiges Beißen, Zähnefletſchen und Kratzen — gegenüber allen, die nicht der Thierabſtammungstheorie huldigen, thatſächlich, daß er dieſem Forſcher große Sympathien entgegenbringt.

Im Bewußtſein ſeines Großen-Mann-Seins ruft er aus:

S. 198: „Der große Mann eilt ſeiner Zeit voraus,
Der Kluge geht mit ihr auf allen Wegen,
Der Schlaukopf beutet ſie gehörig aus,
Der Dummkopf ſtellt ſich ihr entgegen.“

Dieſe vierte Zeile iſt die gefährlichſte Waffe Bauernfelds, mit welcher er ſeine Gegner niedermetzeln kann. Er iſt ein großer Mann — ein kluger Mann — ein Schlaukopf — nur ein Dummkopf wird es wagen ſich ihm entgegenzuſtellen!

Auch die chriſtlichen Blutzeugen, welche ſich dem zu ihrer Zeit herrſchenden Heidenthum gegenüber geſtellt haben, ſind nach Bauernfeld Dummköpfe geweſen. Er hat das in einem eignen Gedichte ſeinen Leſern nahe zu legen geſucht! — Wir werden ſpäter ſo dummköpfig ſein, ihn dafür ins Verhör zu nehmen. Uebrigens iſt ſein Haß und Hohn nichts weniger als neu — ſchon vor anderthalb Jahrtauſenden haben die Talmudiſten ihm vorgearbeitet — Bauernfeld hat auch ſeinem ausgeſprochenen talmudiſtiſchen Haß gegen das Chriſtenthum — das ſtarke Lob und die Bewunderung ſeines Genies und ſeines Witzes zu verdanken. Eine Hand wäſcht die andere — freilich kommt es auch vor, daß eine Hand die andere noch ſchmutziger macht als dieſelbe ſchon iſt, Bauernfeld ſchließt ſich immer den linkſten Elementen an. Den Wolfgang Menzel haßt er mit dem jungen Deutſchland im Bunde. Einmal ruft er zwar aus:

„Den jungen Deutschen, den deutschen Jungen
Ist nie ein tönender Vers gelungen.“

Hat denn er nicht dieselbe Richtung eingeschlagen wie das junge Deutschland? Ist er nicht im Könighaß und Fürstenfraß in der vordersten Reihe zu finden? Freilich immer unschädlich und unzurechnungsfähig! Es handelt sich beim jungen Deutschland nicht darum, ob den Dichtern desselben tönende Verse gelungen sind oder ob sie mißtönende Verse gemacht haben; faktisch ist, daß manchem von ihnen doch weit bessere Verse gelungen sind als jene, die Bauernfeld „dem alles unter der Hand zum Gedicht wird“ oft zusammengestoppelt hat — es handelt sich um die Frage: Was haben diese Herren gewollt, was war ihr Ziel — auf was ging ihr Dichten und Trachten hinaus? Der Schreiber dieses hat schon 1845, 46, 47 auf die Kurzsichtigkeit jener Herren aus den privilegirten Gesellschaftsklassen hingewiesen, die nur immer nach oben Krakehl machten, und vermeinten den Krakehl von unten, der ihnen schädlich werden könnte, den werden sie schon zu bändigen wissen.

Eines der schlagendsten Beispiele ist der Excellenzherr Auersperg, der, als es ihm selber an den Hals ging, angstvoll ausgerufen: Er wolle nur Licht, nicht Brand, Bewegung, nicht Sturm, Bau, nicht Zerstörung! Alles sehr poetisch deklamirt! Auf deutsch und auf logisch aber heißt es: Er wollte den Ruhm des Krakehlers, aber nicht die Consequenzen seines Krakehls, die konnte er nicht vertragen! Wo die sociale Bewegung hinausgehen wird, das ist ihm fremd geblieben; oder: er wollte sich's nicht eingestehen!

6. Wie Bauernfeld im Gebiete des literarhistorischen Richteramtes Gnaden austheilt, oder Rechte vorenthält und sich seine Muse am Ende in ihre behaglichste Wohnung (den Saustall) flüchtet.

Wir haben uns schon 1845—47 die Freiheit genommen, die Illusionen dieser liberalen Bestreber zu zerstören, und diese ganze Menschenklasse mit dem Namen: blöde Ritter bezeichnet.

Die Ereigniſſe, welche 40 Jahre darnach bis auf unſere Zeit ſich abgewickelt — haben uns ſicher nicht Lügen geſtraft. Zwei Herren des jungen Deutſchland haben Gnade gefunden vor Bauernfeld.

S. 158: „Es blieben nur die echten Sterne
Heine und Börne".

Nun wir haben auch für dieſe beiden Sterne einen Refraktor conſtruirt — ihre Bahnen beſchrieben; ihren Schwefelkern aufgefunden und ihre „Echtheit" aufgedeckt —

Bauernfeld macht ſich in ſeiner Kritik ſeine eigne Moral:

S. 155: „Wenn Börne über Goethe ſchimpft,
Er thuts in ſeinem Glauben;
Doch wenn Herr Menzel die Naſe rümpft,
Der darf ſich's nicht erlauben"!

Wie ſtreng dieſer Edle von Bauernfeld iſt — die ekeligen Knoblauchdünſte, welche Stern Börne in Strahlenform über Göthe herableuchtet, die ſind erlaubt; den „dickſchnauzigen Goethe" ſchilt ihn der giftgeſchwollene kleine Jude, das iſt erlaubt — Bauernfeld trägt dem Börne die Schleppe nach, dafür wird er von allen kleinen Börnes wieder gelobt — rein Geſchäftsſache — aber Menzel, dem erlaubt Bauernfeld keine Kritik über Goethe! Es iſt ſehr gut, daß man weiß, bei welchem literarhiſtoriſchen Machthaber man ſich eine Licenz zu erbitten hat, wenn man über Goethe etwas ſchreiben will!!

S. 166 giebt Bauernfeld ſeine Anſicht über die Ehe!

„Heirathen iſt eine hübſche Erfindung,
Nur koſtet's Ueberwindung.
Iſt Einer weit beſſer draus gekommen
Hat Fiaker und Weib à l'heure genommen".

Dieſe Zote iſt ekelig und kühl wie eine Krötenhaut — ſie iſt dem Anfertiger derſelben aber noch nicht genug — er ſucht ſich in dieſer Richtung noch zu vervollkommnen, noch ekelhafter zu werden und ſingt:

„Der Leib des Herrn ward gläubig eingenommen,
Der Leib der Frau hat uns nicht minder wohl bekommen".

Der Dichter fühlt selber, daß er mit dieser poetischen Eructation dem Schweinekoben nahe gekommen ist, denn er verräth gleich darnach seine bedenkliche Situation indem er dichtet:

„Mutterliebe, viel besungen — Auch die Sau säugt ihre Jungen,
Der Eber aber hat indessen — Seine eigenen Ferkel aufgefressen".

Echo: Wenn sich die Musen in den Saustall flüchten,
So werden sie darin nur Ferkel züchten.
Hätte der Dichter doch auch — wie das Eberschwein
Seine poetischen Ferkel geschluckt durch den Rüssel hinein,
So würde sicher kein Mensch bedauern
Den Verlust dieser Kinder — vom Felde des Bauern.

Wenn am Ende ein Anhänger dieses großen Dichters obiges Echo für saugrob ausgeben wollte — so könnte ihm in der Höflichkeit auf gleichem Niveau entgegnet werden: da liegt nicht viel daran, es ist doch jedenfalls viel besser, wenn Jemand was dichtet was nur saugrob ist — als wenn man ein Gedicht verdauen soll, das unfläthig, saugrob und saudumm zugleich ist! Herrn Bauernfeld kann das um so weniger treffen, denn er selber hat ja geschrieben: daß ihm „alles unter der Hand zum Gedicht wird" wie dem Midas alles, was er berührte, zu Gold geworden ist. Wie glücklich, wer es versteht auch das Materiale des Saustalls poetisch zu verklären, es durch seine Berührung zum Gold der Poesie zu machen.

S. 168 belehrt uns Bauernfeld, daß es ganz etwas anderes ist eine Komödie zu dichten und was anderes Zuschauer zu sein.

„Du bist nur da um zuzusehn — Doch wie man's macht, das wissen wir allein,
Um einen Knopf nur anzunähn — Muß man ein Schneider sein".

Echo: Der Dichter ist der Musen Schneider — Er näht die Knöpfe an ihre Kleider;
Ein jedes Lustspiel ist ein Musenknopf — der Schneider aber bleibt ein Musentropf.

S. 170. Es erregt Heiterkeit, wenn der Dichter unwirsch über das alberne Verlangen auffährt: er soll ein Genie sein. Tief beleidigt schreit er auf:

„Du verlangst von mir, ich soll ein Genie sein,
Ich von Dir, Du sollst kein Vieh sein".

Diese sittliche Entrüstung hätte sich Bauernfeld ersparen können, es hat noch niemals Jemand an ihn das blöde Verlangen gestellt: er soll ein Genie sein. Er ist auch so vorsichtig den Unglücklichen nicht namhaft zu machen, der mit einer so tollen und exorbitanten Forderung an ihn herangetreten ist — die ganze Episode läuft am Ende auf einen hochmüthigen Dichtertraum hinaus!

Nachdem Bauernfeld aber auf diese fingirte Frage eine so entrüstete Antwort gegeben hat, werden sich auch seine größten Schmeichler bedenken, in Zukunft eine so verfängliche Frage an ihn zu stellen.

S. 171 sagt Bauernfeld über die gute alte Zeit in Wien:

„Es war die Zeit so gut und alt — Auch ohne krit'sche Dichter,
Wo Fuger für einen Maler galt — Collin für einen Dichter".

Wie lange wird es dauern, daß den Bauernfeld dasselbe Los ereilt?

Wo ist die schöne Zeit dahin — Dahin in diesem guten Wien,
Wo Bauernfeld kam in Verdacht — Er habe gute Witze gemacht?
Die herrlichste Unsterblichkeit — Verlischt am Ende mit der Zeit,
Und daß der Mann war witzig sehr — Das glaubt am Ende Niemand mehr.

So wie er den Collin verschmäht — So wird auch er hinabgedreht;
Ach was verschlingt Ein Säkulum — Für große Portionen Ruhm.

S. 174 ist Bauernfeld schon wieder so unvorsichtig in Theologie zu arbeiten:

„Was hat Euch der Vertragsbruch so verdrossen,
Nothwendig war's, und kann man's auch nicht loben,
Gott selber hat den alten Bund geschlossen
Und ihn im neuen wieder aufgehoben."

Bauernfeld hat in seinen Memoiren selber gestanden, daß er das Studium der 4 Evangelisten sehr bald mit dem Studium der 4 Kartenkönige vertauscht hat. Hier liefert er sehr aufrichtig den Beweis hiefür: Der große Gelehrte soll seine sehr voreilig und viel zu früh ausgelöschhörndelte Studirlampe wieder anzünden und Matthäus V. 17 nachlesen und nicht in einem fort den Sturm des Jahres 1848 blamiren, welcher ihn in die k. k. Akademie der Wissenschaften hineingeweht hat!

7. Wie Bauernfeld sich sehr ungnädig über die Könige und regierenden Fürsten vernehmen läßt, aber am letzten Monatstag immer sehr versöhnlich gestimmt wird und sich herabläßt sein Gnadengehalt (1000 Gulden jährlich) abzuholen. Tableau!

Im poetischen Tagebuch (II. Bd. S. 172 u. ff.) stellt sich Bauernfeld als großer Politiker dar und bekundet seinen Scharfblick:

S. 178: „Die Sache war verloren — In allem Anfang gleich,
In Deutschland durch die Professoren — Durch die Studenten in Oesterreich".

Der Dichter ist so unvorsichtig, die kleinen Flügelthürlein seines Hirnkastens vorne und hinten zugleich aufzumachen und der ganzen Welt zu zeigen, daß seinem Kopf Durchsichtigkeit nicht abgesprochen werden kann. Es ist eben nichts drinnen.

Als plötzlich die ausgeſtreuten Schwefelhölzchen im Stroh zündeten, und alles in Brand auffloderte, ſchloß er ſich als „kluger und ſchlauer“ Mann dem Zeitgeiſt an, und da brachte es dieſer unſchuldige Krakehler zum Tiger, zum poetiſchen Königsfreſſer.

Hören wir ihn, wie er über die Könige losgeht, wenn er fuchtig wird! Man kann dieſe Ergüſſe eines radikalen Lottoconcipiſten durchaus nicht gefährlich nennen; ſie ſind ja dazu viel zu albern, und liefern nur den Beweis was ſich ein Menſch Alles erlauben darf — deſſen Vertheidiger bei einem eventuellen Proceß ſo glücklich wäre: auf eine gewiſſe notoriſche von Grillparzer bezeichnete Eigenſchaft ſeines Clienten hinweiſen zu können.

S. 179 bauernfeldert er wie folgt:

„Vornamen bedeuten viel und wenig,
Franz heißt der Kellner, wie der König. —
Der König iſt ein Gott — heißt viel und wenig,
Gott gilt Euch nur für eine Art von König. —

Kleine Menſchen in den Häuſern wohnen,
Kleinſte Menſchen ſitzen auf den Thronen. —
„Les rois s'en vont“ ein tröſtend Wort
Sie gehn — ſind leider noch nicht fort! —

Königshaupt iſt wie die Hyder, — Schlag' es ab, es wächſt
gleich wieder. —

Erbübel die Monarchie — Erbſünde die Despotie. —

Titus der Gütige — Nero der Wüthige — Karl der Einfältige,
Jedem parirten ſie, Jedem hofirten ſie — Der ſie bewältige. —

Dies Reich iſt eine Nothwendigkeit, So hör ich rufen beſtändig
Doch Alles wechſelt mit der Zeit, Man bleibt nicht immer
nothwendig. —
Pragmatiſche Sanktion, Geheimnißvolles Weſen,
Dazu die Perſonal-Union. Wie dort bei den Siameſen.“

Geradeso wie der Goethefreund Knebel, dieser Anastasius Grün-Freund Bauernfeld! 29 Tage des Monats hindurch voll Königshaß und Königsfraß dieser entsetzliche Saffafraß — am letzten des Monats vollkommene Bekehrung; er wird loyal bis in die Fingerspitzen — greift nach seinem abgeschmierten Gnadengehalt-Zahlungsbogen, und läuft in das k. k. Zahlamt:

Den ganzen Monat hindurch wird krakehlt,
Am letzten bereut er das, was er gefehlt;
Da wird er zum Lober, der grimmige Tadler
Da begrüßt er ganz freundlich den kaiserlichen Adler.
Sein ganzer Krakehl war doch nur erlogen,
Das beweist er jetzt mit seinem Zahlungsbogen.
Ein solcher Bogen heißt die gestempelte Quittung,
Die bringt die Krakehler zur Ruhe und Gesittung!

Legaler Weise kann er für seine Dienstzeit bis 1848 nur 266 Fl. 40 Kr. Pension verlangen — man gab ihm aber von 1868 an auf dem „Gnadenwege" als Gnadengehalt 1000 Fl.*) Das k. k. Hoftheater zahlt ihm für seine Stücke schöne Tantiemen. Die armen Schauspieler mußten seine zerbröselten Dialoge, seine auf Charpie zerzupfte Gedankenlosigkeit auswendig lernen, was am Ende bei Manchem in Gedächtnißschwäche ausartete! Seine Witze (à la 1793 Pariserzeit) auf das Königthum sind sehr unschicklich und unerquicklich. Hätte er während der Zeit der ersten Republik in Frankreich ähnliche Verhöhnungen über die Republik gebracht — man hätte ihm sein Gefäß mit 100 Kürbiskernen (unvollendeter nur im Keim existirender Komödien) vor die Füße gelegt; in einer konstitutionellen Monarchie werden taube Kerne dieser Art nicht zu Giftsamen gerechnet und der ganze Kürbis der unausbleiblichen Selbstverfaulung überlassen —

*) Das erzählt er selber XII S. 298. Der Edle von Bauernfeld hat offenbar vergessen, daß ein König ihm den Gnadengehalt gegeben und daß dieser im Schweiße des Angesichts von jenen „Bauernlümmeln" verdient werden muß, über die sich der Edle von Bauern-(feld, nicht Lümmel) sehr impertinent lustig macht!

er hatte nur dem abſoluten Regiment und der ſtrengen Cenſur ſeinen Ruf als Witzkopf zu verdanken, weil er ſtets lamentiren konnte: „Ja wenn ich frei ſchreiben dürfte“ — gerade die Revolution demaskirte die thatſächliche Gedankenloſigkeit!

8. Wie Bauernfeld auf ſeine Komödien-Theologie ſehr verſeſſen iſt, und immer über die wichtigſten Lebensfragen mit einigen Reimen hinübervoltigirt.

S. 205—206 kommt er wieder auf ſein beliebtes Thema und macht Witze über die Religion; es iſt uraltes Zeug, mit Grillparzer über ihn zu reden: es ſind zumeiſt alte Kerne aus fremden Kürbiſſen, die er in ſeinem Kürbis durcheinanderraſſelt.

„Die Offenbarung iſt eine Gemüthserfahrung.
Im Schönen, Guten, Wahren will Gott ſich täglich offenbaren.
Erinnert Euch vor allen Dingen der alten Fabel von den Ringen.
Glaubt Ihr Euch im Beſitze des echten, ſo wollt nicht mit dem Bruder rechten,
Ihn ob des falſchen Ringes nicht verdammen zu Scheiterhaufen und hölliſchen Flammen“.

Echo: Die Offenbarung
Iſt des geiſtigen Lebens Nahrung,
Sie iſt nicht eine hohle Gemüthsfaſelei,
Nicht aus Gutem, Schönem und Wahrem ein äſthetiſcher Brei,
Der vom Menſchen wird nach Gefallen genoſſen
Oder auch nach Laune von ſich geſtoßen.
Was der Dichter über Offenbarung phantaſirt,
Zeigt nur: daß ihn dieſelbige ſehr genirt.
Er will ein Heide ſein — nur der Natur ergeben
Und nach ihren „heiligen Geboten“ leben.

Warum Bauernfeld über die Ringe disputirt?
Er ſelber hat ſich ja keinen davon aquirirt
Und es läuft hinaus ſeine Geſammt-Theologie
Auf die ausgewaſchene Nathanologie.

Es gilt ihm keine Religion als echt und wahr,
Nur was er sagt: das ist alles sonnenklar.
Eine Stiefelwichsflasche durcheinander gerüttelt,
Das ist das System, das uns Bauernfeld vermittelt
Wir wollen ihn aber dafür durchaus nicht verdammen
Weder zum Scheiterhaufen, noch zu höllischen Flammen
Aber sein Nichtswissen und seine Oberflächlichkeit
Sind wir zu beweisen — vor jedem Gerichte bereit.

Bauernfeld:
„Ich sags mit wahrer Wehmuth — dem Frommen fehlt die Demuth,
Meint jeder, daß er besser wär, Als Goethe, Spinoza oder Voltaire".

Echo: Das ist wieder ein Unsinn, den der Dichter krakehlt,
Weil das tertium comparationis hier fehlt.
Um diesen blöden Vorwurf auszuweichen
Braucht sich kein „Frommer" mit diesen Dreien zu vergleichen.
Goethe war Dichter, Spinoza Philosoph, Voltaire ein Schuft,
(Das darf man sagen, wenn man sich auf Friedrich II. beruft,
Der den Voltaire sehr genau gekannt
Und ihn praecise einen Schuft hat genannt,)
Wer den will benutzen als Vorbild der Frömmigkeit,
Der möge mit ihm wohnen in alle Ewigkeit
Natürlich im Himmel, den alle jene Frommen,
Voltaire und seine Jünger haben in Pacht genommen.

Bauernfeld:
„Natürliche Religion, was sagst du darauf?
Nenn's lieber dreist — Natur und Geist".

Echo: Es sei uns erlaubt, diese zwei Zeilen
Nicht nur als dreist, sondern als dummdreist zu verkeilen.
Was helfen denn derlei herausgeknallte Sentenzen,
Ohne Kopf, ohne Geist, ohne Witz, ohne Consequenzen?

Die Naturreligion zu nennen: Natur und Geist
Das bleibt ein Humbug – wenn auch ausgesprochen dreist.
Es ist dreist vom Dichter das unsinnige Wagen
Den Leser mit zwei Zeilen ins Bockshorn zu jagen.

Bauernfeld:

„Was will der Mann uns bieten — Verkehrt das Heilige in Mythen,
Doch heilig bleibt die Salb' und Thräne — Der sündigen Magdalene".

Echo: Arm ist der Mann, der das Heilige in Mythen verkehrt,
Das offen zu sagen, wär schon der Mühe werth;
Daß man aber zur Heiligkeit nur kommt durch die Sünde,
Zeigt uns ein neues theologisches Irrgewinde.

9. Wie Bauernfeld Gott als einen „Hauch" erklärt, den Glauben an Gott mittelst Gassenhauer verhöhnt, den Atheismus vertheidigt, vom Memento mori nichts wissen will und keck behauptet, er habe „Vernunft" und überlasse andern die Religion. Der große k. k. Lotterie-Coucipist und der kleine bedauernswerthe Newton.

Bauernfeld:

„Persönlicher Gott, Das klingt wie ein Spott,
Ihr Thoren malt ihn auch! Wozu er ist ein Geist, ein Hauch".

Daß man unter dem persönlichen Gott — den in seiner inneren Wesensentfaltung sich selbst bewußten — nicht in der Welt aufgehenden, sondern transcendenten Gott versteht — das weiß offenbar Bauernfeld nicht, sonst könnte er nicht so albern sein und sagen: „Das klingt wie Spott!"

Da haben wir wieder in zwei Zeilen die ganze Theologie
Gott ist ein Hauch — und Bauernfeld ein Genie,
Auf Fragen — welche die Menschen Jahrtausende plagen,
Weiß er in zwei Zeilen eine Antwort zu sagen.

Bauernfeld:

„Was schiert Dich das Schimpfwort Atheist
Es sagt nur, daß Du kein Jude bist".

Echo: Erkläret uns Graf O'rindur
Diesen Unsinn der Natur.

Bauernfeld:

„Befangen in dem alten Uebel,
Verwechſelt Ihr das Weſen mit dem Schein;
Was baut Ihr gothiſche Thürme und Giebel,
Den Glauben baut Ihr nicht hinein".

Echo: Die Dome ſind des Glaubens Früchte,
Der Glaube baut die Dome heraus,
Und durch des Bauernfelds Gedichte
Iſt's mit dem Glauben noch nicht aus.
Von dem was Schein iſt und was Weſen,
Davon verſteht er einen Dunſt;
Von ihm wird man kein Blatt mehr leſen,
Und bleiben wird die gothiſche Kunſt.
Sein ſchwacher Kopf rennt vergebens Sturm
Gegen gothiſchen Giebel und gothiſchen Thurm,
Er mag den ſtärkſten Unſinn ſagen,
Giebel und Thurm — die können's vertragen.

Bauernfeld:

„Jagt mir die Nebel-Pfaffenbilder fort,
Die mit dem Tode ſchrecken, um zu gleißen,
Memento mori iſt ein triſtes Wort,
Memento vivere muß es heißen".

Echo: Es wird ja von Deinen eigenen alten Knochen,
Dir täglich das Memento mori vorgeſprochen;
Und Deine „Nebelpfaffenbilder"
Sind nur Deiner Aengſten Aushängſchilder;
Du fürchteſt den Tod — als wie den Teufel,
Darüber laſſen Deine Zeilen nicht den mindeſten Zweifel;
Wer ſo erſchüttert erſcheint vor des Todes Schrecken,
Der möchte ſich gern vor'm Senſenmann verſtecken.

Bauernfeld:

„Was geiferſt Du mein frommer Sohn
Als ſpornte Dich die Furie, die Alekto
Weißt ja: Vernunftreligion
Iſt contradictio in adjecto;
Drum theilen wir mein frommer Sohn,
Ich hab' Vernunft — Du Religion!"

Echo: Obwohl Bauernfeld sehr kühn — die Vernunft für
sich genommen,
Ist er dennoch dabei etwas zu kurz gekommen.
Doch auch den Glauben hat er nicht abgethan,
Den Glauben an sein Genie — den Größenwahn;
Auch Newton ist ein gläubiger Christ gewesen,
Und was hat der alles in den Sternen gelesen!
Freilich war er kein so großer Wissensheld,
Wie der vernunftbedürftige Bauernfeld,
Man sieht — was gegen diesen kk. Lotterie-Concipist
Dieser Newton für ein armer Schuster gewesen ist.
Nur die „Religion" hat ihm der Bauernfeld überlassen,
„Weil Religion und Vernunft nicht zusammen-
passen".
Newton hat nur den Weg der kleinsten Sterne gelesen,
Aber Bauernfeld ist selbst ein Stern erster Größe gewesen!
Er hält für zermalmend seiner Vernünftigkeit Wucht!
Der arme Raßler leidet an Großmannssucht!

Auch den obigen Gedanken hat der „Raßler mit Fremdem" wieder dem Goethe abgespikt, der Xenien 7, Reihe 57 sagt: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion, Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion". Bauernfeld, der bei seinem Copiren immer die Sätze verballhornisirt, um die Gedankenausfuhr zu verbergen, macht hier aus „Wissenschaft und Kunst" die „Vernunft", und der Bauernfeld'sche Witz ist fertig.

Er kennt weder Gesetz noch Schranken
Beim Rasseln mit fremden Gedanken
Und läßt sich beim Stehlen und Plündern,
Weder durch Sitte noch Ehre verhindern.

10. Was der Graf von Habsburg dem Edlen von Bauernfeld für eine Lehre giebt.

Bauernfeld:

„Ein Wickelkind es scheidet aus dem Leben,
Nie wird sich sein Geschick erfüllen,
Im Jenseits wird's wohl Ammen geben,
Um geistig es zu stillen!"

Echo: Es scheiden auch alte Jungen nicht minder
Aus dieser Welt — wie Wickelkinder,
Sie haben wenig gewußt und viel geschwätzt,
Dort wird ihnen der Kopf zurecht gesetzt;
Daß an ihnen nicht verloren sei Malz und Hopfen,
Wird man sie auf die schmutzigen Finger klopfen;
Und sicher wird jeder Junge im Reich der Geister
Auch bekommen seinen Herrn und Meister;
Hier kann man Kirchenwände mit Zoten bekritzeln,
Dort aber ist's aus mit dem albernen Witzeln.

Bauernfeld:
„Sie haben das Concordat zerrissen."
Das führte bald zu Aergernissen,
Denn sie erzählten die alte Mär
Wie Graf von Habsburg kam geritten her,
Stieg ab vom Schimmel, das waren Zeiten,
Ließ den Kaplan statt seiner reiten.

Das poetische Löschhörndl hätte seine Studirlampe nicht so geschwind auslöschen sollen. Der Graf von Habsburg überließ dem Kaplan sein Pferd — weil der Kaplan einem armen Kranken die letzte Wegzehrung bringen sollte; der Graf von Habsburg hat in dem armen Kranken seinen Bruder in Christo seinen Miterlösten erkannt — er wollte, daß der Kaplan so schnell und sicher als möglich zum Kranken komme — diese Handlungsweise des Grafen von Habsburg können nur jene Gesellen und ihre Helfershelfer spottwürdig finden, die das arme Volk einer Bande von Betrügern, Ausnützern, Blutegeln, Wucherern unter dem plausiblen Vorwand von „Freiheit" auszuliefern mitgeholfen haben. Die Phrasen von 1840 bis 1850 sind verklungen. Jetzt kann man den blöden Schreiern, die den Grafen von Habsburg als einen albernen Pfaffenknecht schildern, zurufen: Den Mund schließen,*) Ihr Genossen und Freunde der liberalen Gründer, Volksschinder und Volksausbeuter.

*) Etwas feiner als das volksthümliche: das Maul halten.

So viel den Spöttern des Grafen von Habsburg im Allgemeinen. Für die Dienſtmänner der Volksausbeuter aber noch extra:

Ihr Geſellen möchtet den Grafen von Habsburg loben
Hätte dieſer den Baron Pinkeles aufs Pferd erhoben,
Der ſich hat Millionen erſpekulirt,
Die er ſich durch toffe Maſematten annexirt
Und der jetzt den Mäcen ſpielt — wie wir wiſſen
Und hier und da austheilt einen guten Biſſen,
Auch bekommt mancher Sänger auf die Naſe einen Knochen,
Der dem Mäcen iſt krumm durch die krummen Beine gekrochen.
Mögen ſich die Herren in Zukunft nicht liberal erhitzen
Und laſſen ſie den armen Kaplan auf dem Pferde ſitzen
Und laſſen ſie den Grafen von Habsburg ſein Pferd verleihen
Auch ohne Perzent — was iſt ſchwer zu verzeihen,
Das waren ja auch ſchon des Shyloks Schmerzen,
Der den chriſtlichen Kaufmann gehaßt hat vom Herzen.
Dieweil er dem Shylok hat Concurrenz gemacht,
Hätt' ihn der Shylok gern um's Herzblut gebracht,
Aber das Gericht von Venedig iſt endlich erwacht
Und Shylok wurde ſehr gnädig nur ausgelacht.

11. Wie er die Juden mittelſt des verſchimpften Tetzel zu vertheidigen ſucht.

Bauernfeld:

„Was ſchimpft Ihr die Juden?
Denkt an den Tetzel und ſeine Ablaßbuden".

Das iſt wieder ein echt Bauernfeld'ſcher Witz, für den er den Titel und Charakter eines Ehrenknoblauchritters verdient.

Der Menſch kann ſchreiben in zwei kurzen Zeilen
Einen Unſinn, der lang iſt hundert Meilen!

Wo iſt da auch nur eine Spur von Geſchichtskenntniß und eine logiſche Gedankenfolge, wo iſt hier das tertium comparationis? In welchem Zuſtande producirt Herr Bauernfeld ſein Witztagewerk?

1. Kennt Bauernfeld offenbar nicht die Resultate der neuen Geschichtsforschungen über Tetzel — der durch Parteilüge und Parteiliteratur zu einem Zerrbilde geworden ist.
2. Weiß Bauernfeld offenbar nicht, daß auch wahrheitsliebende Protestanten die Lügen über Tetzel schon zurückgewiesen haben.
3. Selbst für den Fall: daß Jemand das Märchen von der Seele, die aus dem Fegefeuer springt, wenn der Pfennig im Kasten klingt — wahr halten wollte, wo ist da ein Anknüpfungspunkt mit der Judenpraxis?
4. Selbst der Märchentetzel hat nur Pfennige von Leuten genommen, welche ihm dieselben freiwillig brachten; er hat nicht Länder ausgewuchert, nicht auf Wucher gegeben, ausgeliehen, nicht Bauern von Haus und Hof vertrieben, Adelige und Bürger um Habe und Erwerb gebracht; selbst der Märchentetzel hat Niemanden finanziell ruinirt und es hat sich da auch im Märchen nur um freiwillig gegebene Pfennige gehandelt! — —

Wo ist dem Bauernfeld der Verstand geblieben,
Als er die obigen zwei Zeilen geschrieben?

Wenn Bauernfeld bei seinen sonstigen Studien Zeit hätte, so empfehlen wir ihm zu lesen: „Tetzel und Luther, oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaßpredigers und Inquisitors Tetzel von Dr. Gröne, Soest und Olpe, 1853" — ein historisches Werk mit Daten, Aktenstücken und Zeugnissen auch von Protestanten. — Was soll aber ein so großes Genie erst in seinen alten Tagen etwas lernen? Die Unwissenheit ist bei dem alten Jüngling schon eingerostet! Dafür ist er aber sehr schlagfertig; Controversfragen der Weltgeschichte weiß er in zwei Zeilen gründlich und geschwind zu erledigen.

Gleich darauf kommt ein ähnliches Meisterstück von Logik und Vergleichungskunde.

12. Wie Bauernfeld die Märtyrer sehr unglücklich mit den Proletariern in Verbindung bringt.

Bauernfeld:

„Zwei hundert Märtyrer sind selig gesprochen,
Doch Millionen Proletarier unselig vor wie nach dahingekrochen"!

Das Nulla dies sine linea heißt bei Bauernfeld: „Kein Tag ohne Unsinn". Was können denn 200 Märtyrer, oder was kann die Kirche dafür, daß es Millionen Proletarier giebt? Seit wann ist denn das Heer der Proletarier zu einer Anzahl herangewachsen — die auf eine fürchterliche Zukunft hinweist — wer saugt denn das Volk aus, wer bringt das Volk um seine Habe diesseits und um seinen Glauben aufs Jenseits. Ihre guten Freunde, Herr Edler von Bauernfeld, die liberalen Kapitalmänner — besonders diejenige Race, die den Bauernfeld als ein Ehrenmitglied behandelt — ihre liberalen Genossen haben nach den statistischen Ausweisen in Ungarn, Oesterreich und Mähren als Wucherer, als Fabrikanten, als Güterschlächter von Bauerngütern unstreitbar die Millionen Proletarier gemacht; was können denn die selig gesprochenen „200 Märtyrer" (nach dem dürftigen Martyrologium Bauernfelds oder besser nach der dürftigen Geschichtskenntniß dieses Gelehrten) dafür, daß es jetzt Millionen Proletarier giebt. — Sie sind kein Wucherer, Sie sind kein Güterschlächter, Sie sind kein unbarmherziger Fabrikant — — — aber Sie thun doch das, was Sie nach Ihrer beschränkten Kraft thun können — um den Proletariern auch die letzte Hoffnung aufs Jenseits zu rauben durch ihren blöden Hohn, durch ihre Unkenntniß der Geschichte, durch ihren Haß gegen das positive Christenthum, das sie nur aus Rabbinerblättern, oder aus atheistischen Schriften kennen; durch ihre maßlose Eitelkeit, welche der Meinung ist, man könne sich durch Spott und Hohn über Religion am leichtesten, (aber auch am seichtesten) als einen Mann von Geist documentiren! —

Sie und ihre Schriftstellergenossen geben durch ihre subversiven Predigten und Lehren dem Proletarier das Beil in die Hand, mit dem er seiner Zeit — auf Ihre eigenen Genossen, die liberalen Kapitalisten, losgehen wird; — Sie und Comp. erweisen den besitzenden Liberalen Freundschaftsdienste — die erst nach und nach ihre Früchte tragen, und wofür sich aber Ihre Genossen im Liberalismus kaum bedanken werden.

Die Millionen Proletarier werden nicht ewig kriechen,
Die Sie so geistreich haben mit den Märtyrern verglichen,
Sie sind wirklich die Märtyrer der modernen Zeit
Und ihre Zahl wächst an so weit als breit.
Aber ein Umschwung steht bevor über Nacht,
Sie werden sich bedanken bei jenen, die sie zu Märtyrern gemacht.
Man kann mit einem vollen Faß allerhand Experimente wagen,
Das letzte ist: wenn der Boden wird thöricht eingeschlagen;
Herr Bauernfeld und Comp. merken Sie sich das,
Die Geschichte mit dem vollen Faß das ist kein leerer Spaß.
Hohle Köpfe und volle Töpfe zerbrechen gar leicht,
Wenn die Hohlheit und Vollheit den höchsten Grad erreicht!

13. Wie Bauernfeld fragt: ob er der Enkel eines Orang-utangs sei, um sich ein Zeugniß für seine zeitweilige Bescheidenheit auszustellen.

Bauernfeld:

„Woher nur alle die Menschenhorden,
Woher ich selbst? Es macht mich bang;
Verdank ich's wirklich dem Orang-utang,
Der mein Ur-Ur-Großvater worden.
Nach seinem Ebenbild hat mich ein Gott erschaffen,
Nun ja, durch die Vermittlung eines Affen,
Nicht doch, wir stammen von Einem Menschenpaar;
Nun ja, sonach von Adams Kindern,
Daß da der Bruder auch der Schwester Gatte war,
Wo ließ sich das verhindern!"

Echo: Das ist doch wahrhaft ein blöder Hohn
Von einem stolzen Orang-utang-sohn,
Doch hat Darwin den Orang als Ahnherrn nicht vorgeschrieben,
Man kann sich auch einen Pavian wählen nach Belieben;
Man hat dann nur zu achten, wodurch die beiden
Affenspecies sich von einander unterscheiden.
Der Forscher giebt acht, was für Eigenschaften
Von dem einen oder dem andern an ihm selber haften.
Wer hat des Dichters Hirn so durcheinander gerüttelt,
Daß er Gottes Ebenbild durch einen Affen vermittelt?
Auch auf den alten faden Witz ist er gekommen,
Daß sich dort Bruder und Schwester zu Gatten genommen;
„So rasselt er immer mit fremdem Geld,"
Sagt Grillparzer über den Bauernfeld;
Wenn es ihm an eigenen Gedanken mangelt
Hat er geschwinde nach fremden geangelt.

Der asiatische Waldmensch (Pithecus Satyrus) wird trotz seiner von Naturhistorikern ihm verliehenen satyrischen Begabung im Alter immer träger aber auch bissiger. Die Macht seiner Satyre liegt im Kratzen und Beißen. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben: daß weltberühmte Satiriker wenn selbige in Darvinismus machen, ihren Ahnherrn in Borneo, dem eigentlichen Vaterlande dieser witzigen Baumkraxler (-Kletterer), aufsuchen.

14. Wiederholte Zuchthauswürdige Schmähungen kirchlicher Lehrsätze.

Bauernfeld:
„Ihr nennt den Namen Gottes eitel,
Trotz Eurem Weihrauch und Klingelbeutel;
Wasser in Wein und Wein in Blut,
Hokus, pokus, wofür ist's gut?"

Echo: Dem Dichter wird das Leben sauer,
Er singt schon Zuchthaus-Gassenhauer;
Zu ekelhaft sind derlei Lieder,
Die hallet auch kein Echo wider!

Bauernfeld:

„Ich ſehe die Seligen gähnen,
Sich nach dem Diesſeits ſehnen —"

Echo: Es wird auch ſehr viel gegähnt auf Erden,
Auch wenn am Ende Komödien gegeben werden,
Da kommen die Seligen vom Regen in die Traufen,
Beim „Ausgang des Alcibiades"*) iſt alles davongelaufen.
Er brauchte nur zu ſchreiben ein einziges Stück
Und die Seligen kehrten mit Freuden in den Himmel zurück;
Wenn nicht die Schauſpieler ſeine Stücke dekoriren,
Beim Leſen muß Jeder die Geduld verlieren.
Man ſieht immer das mißlungene Streben,
Einen faden Gedanken zum Witz zu erheben!

Bauernfeld:

„Wenn alle in den Himmel kommen — Alle die Millionen Frommen,
Deutſche, Magyaren, Wälſche, Polen — So ein Himmel wär' zum Teufel holen.
Könnt' ich Gewißheit mir verſchaffen — Ich bin noch immer in Zweifel,
Ob Gott die Welt geſchaffen — Oder der Teufel.
O, dieſe Welt voll Fratzen und Affen — Ich ſag's Euch unverhohlen,
Gott hat die Welt geſchaffen — Der Teufel mag ſie holen".

Echo: Bauernfeld's Witze ſelbſt gemacht — oder geſtohlen,
Sie ſind alle — zum Teufel holen;
Die gemachten per se, die Geſtohlenen verdirbt er,
Aber in der Meinung, daß er witzig iſt, lebt er und ſtirbt er!

Bauernfeld:

„Die Alten hatten keine Feiertage — Nur wir genießen die Sonntagsplage,
Die harte Noth, die Wochentage — Die Langeweile, die Sonntagsfrage".

*) Ein Stück, welches trotz dem ganzen Kunſtaufwand der Hofſchauſpieler in Wien an verzweiflungsvoller Langerweile untergegangen iſt.

Echo: So blöde wird nur von Tagedieben geſprochen,
Die nichts arbeiten die ganze Wochen
Und von Wucherern, Gründern und Schindern,
Die der Sonntag thut am rauben verhindern;
Müßten die Geſellen ſich plagen und ſchinden,
So möchten ſie den Sonntag ſehr plauſibel finden;
Und nicht mehr ſo frech den Hohn dazu wagen:
„Vom Genießen der Sonntagsplagen"!
— Was noch? „keine Feiertage hatten die Alten?" —
Wer hat ihn da zum beſten gehalten?
Der große Gelehrte hat auf den Schabbes vergeſſen,
Auf den die Juden ſeit Jahrtauſenden verſeſſen;
Man muß es ihm ſagen ganz exemplariſch
Seine Unwiſſenheit iſt auch altteſtamentariſch.

15. Wie er ſeine Witze über Wiſſen und Glauben losläßt und das Verhältniß zwiſchen beiden in gewohnter genialer Kürze abfertigt.

Bauernfeld:
„Das Wiſſen iſt gar ein grober Geſelle,
Es wirft den Glauben über die Schwelle".

„Glauben und Glas, wie bald bricht das".

„Faſt ſchwindet ſie, die Glaubensſeligkeit,
Der Menſchheit wird zu eng das Mythenkleid".

Echo: Ein noch gröberer Geſelle iſt das Gewiſſen,
Das den Sünder beſtraft mit ſeinen Biſſen;
Auch die Sünde wird nur erfaßt durch den Glauben,
Das Sündenbewußtſein kommt nicht durch Daumenſchrauben;
Grobe Geſellen verleugnen Gott
Und treiben mit dem Gewiſſen ihren Spott;
Aber es kommt für jeden ein bitterer Tag,
An dem ihm ſein Witz vergehen mag.
Dieſen Tag wird Bauernfeld freilich nicht ſehn,
Denn dieſem Herrn braucht der Witz nicht erſt zu vergehn;

Der ist schon lange ausgeflossen
In einen Sumpf von anrüchigen Possen;
Für die Bosheit würde er manche Strafe verdienen,
Aber seine ..... wird ihm Nachsicht gewinnen.
Gott, Gericht und Jenseits habt Ihr zur Mythe gemacht,
Euch selber dafür zu Affen degradirt,
Nun merkt Euch, Ihr Weisen, habt acht,
Was Euch in kurzer Zeit arrivirt.
Auch der Besitz ist schon als Mythe erklärt,
Euer Leben ist Euer Geld, das wird von Euch begehrt.
Neun Gebote Gottes habt Ihr zerschlagen,
Nur an das letzte da soll sich Niemand wagen;
Ihr könnt es noch gebrauchen als Schirm und Hut:
„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut" —
Heilig ist das Eigenthum, so hört man Euch rufen
Mit diesem Scherben in der Hand an der Tempelruine Stufen;
Ihr habt den Leuten so viel Heiligthum geraubt,
Daß es auf Euer größtes — auch nicht mehr glaubt.

16. Religion, ein nothwendiges Uebel — Hohn über das Jenseits und die Heiligen — Der Weltdurchschauer dichtet Gassenhauer.

Bauernfeld:

„Ob Zendavesta, Koran oder Bibel,
Religion scheint ein nothwendig Uebel".

Echo:

Wenn die Religion ein Uebel ist, das soll man vertreiben,
Und Sünde ist's gegenüber dem Uebel tolerant zu bleiben.
Alle Religionen sind gleich — ist das Voß-Lessing-Orakel,
Dann sind auch die Menschenfresser ohne Makel.

Bauernfeld:

„Wozu, woher, wohin? — Wir wissens keiner,
Doch kommt wohl einer
Mit allerernsthaftestem Gesichte
Und offenbart — Jenseitsspezialberichte".

Echo: Da kommt auch mitunter einer daher,
Der sich giebt ein sehr geistreiches Air

Und legt feierlich ein — ſeine Verwahrung
Gegen die ganze göttliche Offenbarung,
Und nennt ſie einen: „Jenſeitsſpezialbericht“
Mit dem allerblödeſten Schafsgeſicht;
Er meint, Himmel und Erde ſeien nur geſchaffen
Für ſeines Witzes alte Rumpelkammer-Waffen.

Bauernfeld:

„Du ſagſt ein Wort, das mir gefällt,
Du ſagſt vielleicht das rechte;
Er ging in eine beſſere Welt,
Die unſ're iſt die ſchlechte“.

Echo:

Hier muß man ſchon wieder leſen,
Was ſchon tauſendmal dageweſen.
Er raſſelt ohne Scheue
Den alten Witz aufs neue.

Bauernfeld:

„Das Sterben iſt der Zweck des Lebens;
Stirbt Keiner gern, Du lehrſt vergebens.

Zum ſeligen Leben gelangt dann Keiner,
Nur die Heiligen, die Lebensverneiner“

Echo:

Wer hat denn den Unſinn gelehrt — In obigen vier Zeilen?
Ueber den Zweck des Lebens — Fragt man auch den Bauernfeld vergebens
Und am Leben der Heiligen — Will er ſich ſchon gar nicht betheiligen.

Bauernfeld:

„Schier zwiſchen Willen und Intellekt — Liegt noch etwas andres verſteckt,
Nicht zu begreifen, zu erkennen — So magſt Du's Gott und göttlich nennen“.

Echo:

Bei dem Mann mit dem kleinen Wiſſensdurſt
Iſt „Gott“ oder „göttlich“ alles Wurſt;
Er hat zwiſchen Willen und Intellekt
Seine ganze Weisheit verſteckt
Und ſchreibt den Leſern in unverſtändigen Phraſen
Einen Unſinn nach dem andern unter die Naſen.

Bauernfeld:

„Das All war immer da, wird ewig sein.
Ich muß es glauben, seh' ich's auch nicht ein.
Doch wie aus Schleim und Zell erklärt mir's nur,
Wie ward die fühlend-denkende Creatur"?

Echo:

Früher wirft bei ihm das Wissen den Glauben über die Schwelle,
Und jetzt glaubt er wieder, was er nicht einsieht, auf der Stelle.
Von Consequenz ist bei ihm keine Rede,
Er ist ein bedauernswerther alter Schwede;
An Geistüberfluß hat er nie gelitten
Und seinen Haushalt immer nur sehr ärmlich bestritten.

Er hält sich für eine fühlend denkende Creatur,
Aber von Gedanken ist bei ihm keine Spur —
Macht er sich auch mit Gefühl und Gedanken breit,
Er hat kein Gefühl für seine Gedankenlosigkeit.

Daß das All immer war und ewig sein wird,
Das weiß er, der scharfe Weltdurchschauer
Und in der nächsten Minute darauf
Kommt wieder ein derber Gassenhauer.

Er spielt den Philosophen prima sorte
Raffinirt und reinste Melasse,
Er spricht sehr kühn als geistreicher Mann,
Und lebt doch nur — aus der Armenkasse.

Da wird ihm aber selber bang dem alten Hottentotten,
Er fühlt selber ein Grauen vor seinen Zotten und Spotten,
Es stört ihn seines Hohnes und seiner Frivolität Consequenz,
Er glaubt in Todesangst wieder an die Providenz.

17. Momentan kommt ihm sein Atheismus selber lächerlich vor, gleich darauf erklärt er das „Nackte und Naive" als das Höchste in der Kunst, macht Witze über Liszt und Richard Wagner.

Bauernfeld:

„Was Zuchtwahl, Kampf um Existenz
Die Millionen Jahr' und all' die Phasen,

Schier glaub' ich lieber an die Providenz
Und Odem Gottes, der mir eingeblasen".

Echo:
Jetzt ist's wieder aus mit seinem stolzen Wissen,
Das den Glauben bei der Thüre hinausgeschmissen;
Er verleugnet das Darwinische Ringelspiel,
Das sich nur um sich selber dreht — ohne End' und ohne Ziel.
Früher aber hat er jeden Unsinn gedruckt,
Der in seinem Kopfe herumgespukt —
Jetzt ist ihm die Providenz wieder lieber,
Als das ganze Darwin-kopfunter und -kopfüber
Aber das Alles dauert nicht lang,
Es ist ihm um seinen Ruhm bei der Mitwelt bang;
Er hat der Aufklärung von jeher gehuldigt,
Daß ihn Mancher sogar des Witzes beschuldigt.
Er stimmt wieder in die Froschmusik ein
Und stürzt sich kopfüber in den Sumpf hinein.

Bauernfeld Uebergang:
„Wer dächte dran in unsern Tagen — Sich mit Mysterien zu plagen,
Hinweg mit all dem Nebeldunst — Ergebt Euch dem Leben, ergebt Euch der Kunst!

Laßt mir das Nackte, das Naive — Behalte Du das Künstliche, Schiefe".

Echo:
Er spricht hier aus, was sein Herz verlangt,
Er ist schon wieder beim Nackten-Naiven angelangt,
Das ist sein Leben, das ist seine Kunst,
Alles Andere ist Nebeldunst!
Er ruft zweimal: „Ergebt Euch!" aus
Ergebt Euch nur mit Mann und Maus!
Ein armer Mann, zernagt vom Zeitenzahn,
Der kein anderes Kunstziel aufstellen kann,
Das ist ein Sturz vom Dichterrosse,
Das ist eine ausgepfiffene Posse!

Aber auch die Musik unterliegt des Großmächtigen Kritik, besonders die religiöse Tonkunst macht ihm Herzweh; den Virtuosen Liszt bearbeitet er:

Die heilige Eliſabeth:

„Von Liszt Ferenz aus ihrem Grab beſchworen
Mit vielem Blech und brünſtigem Gebet,
Sie hört nicht, iſt ein Geiſt — wir haben leider Ohren.

Unfehlbar wär' der Papſt, glaub' nicht, daß ſich's erprobt;
Denn Liszt's Cantate hat der Pontifex gelobt".

„Die Damen küſſen dem Abbé die Hände,
Sonſt hatten ſie ihm den Mund geküßt;
Er ſeufzt: bin ich mit meinem Latein zu Ende,
So hol's der Teu— Gelobt ſei Jeſu Chriſt!"

Dieſe letzte Zeile iſt ein echter Judenwitz, Moſenthal hat denſelben in gleicher Verwendung mit dem grinſenden Judenhohn auf den chriſtlichen Gruß: Gelobt ſei Jeſus Chriſt — losgelaſſen und Bauernfeld raſſelt damit. Beſonders blöde iſt der Witz über den Papſt — denn es weiß ja doch jeder Schuljunge, daß der Papſt, nur bezugs der Glaubens- und Sittenlehre und da nur ex cathedra einen verpflichtenden Entſcheid beſitzt — und daß ſomit ein Lob über eine Cantate von Seite des Papſtes nur von Seite einer ebenſo koloſſalen Unwiſſenheit oder wenn das nicht, einer blöden Bosheit ins Bereich ſeines kirchlichen Richteramtes hineingelogen wird. Bauernfelds Witze gehören als Brettelwitze für Volksſänger in gewöhnliche Kneipen,*) aber nicht für gebildete Chriſten. Anerkennende und lobſpendende Urtheile kann der Edle hierfür allerdings erwarten von der Baroneſſe Knofeles, einer Nichte der Baroneſſe Schofeles, die mit der Baroneſſe Pimpeles kommt zur Baroneſſe Zimpeles. Und alle dieſe fein und echt ariſtokratiſchen Damen ſollen küſſen dem großen Dichter die Hände, was hat gedichtet für die 12 Stämme ſeine 12 Bände — und der gerichtet hat ſeine geiſtreichen Spieße gegen die Abbé-liſtiſchen Küſſe.

Sie warten nur bis er kapores geht — Dann kriegt er ein Ehrenmanſcheldekret — Man ſoll ihn in unſere Abtheilung tragen — Und ein Rabbi ſoll ihm das Kadoſch ſagen — Mit ſeinem Chriſtenthum

*) Die Wiener Volksſänger nennen ihre Bühne: „das Brettel".

ist er längst schon pleite — Er war ja immer auf unserer Seite — Darum wird er auch von unsere Leute — Aus Dankbarkeit genannt Lessing der zweite — Der den großen Philosophen Mendelssohn — Im Nathan gesetzt hat auf den Königsthron. — Leider hat dieser schändliche Dühring ohne Scham — Gesagt: der Lessingcultus ist nur Judenreclam — Und weil der Dühring das hat verbrochen — Wird über ihn der große Bann gesprochen: — „Gras soll wachsen vor seiner Thür — Kriechen soll er auf alle vier — Fressen sollen ihn Würm und Läus — Und Verzweiflung sei seine Speis'" — Aber der schändliche Dühring lacht — Und anerkennt nicht die Judenmacht — Das ist eine wahre Niedertracht! — Cremieux hat gesagt: „Israel macht Riesenschritte" — Und da wird es auf einmal aufgehalten in der Mitte!! — Es wird auf einmal im Fortschritt gehemmt — Die verfluchten Antisemiten haben sich dagegen gestemmt — Schon haben die Antichristen gemeint sie sind am Ziel — Und nun verderben ihnen die Antisemiten das Spiel! — Wir haben doch das Kapital und das Interesse — Und unsere Bocher beherrschen die Presse! — Die Gojim sind aber unendlich dumm und wir werden sie kriegen doch herum!! — Die Antisemiten sind nur ein Fieber — Und das wird recht bald gehen vorüber! — Wir Antichristen werden siegen — Und die Antisemiten müssen erliegen — Wir sind die Herren, uns gehört die Welt! — Und da ruft der dumme Dühring: — Die Tage dieser Herrschaft sind gezählt! — Wozu ist die Polizei, wozu das Militär, — Als unsere Herrschaft wieder zu stellen her? — Das Militär mit Gewalt, die Polizei mit List — Müssen dem Juden helfen — herunter muß der Christ! — Uns soll ja dienen jede Regierung — Wir haben das Fett und verstehen die Schmierung! — Aber leider wollen die Gojim nicht länger dulden die Plage — Und rufen laut: Es ist noch nicht Abend aller Tage!"

18. Wie der „alte Fabulist" Bauernfeld ein eigenes Buch verfaßt, in welchem er seine höchst bedenklichen Conflicte mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre zum Besten giebt und am Ende in seiner heidnischen Tugendentrüstung über die christlichen Blutzeugen seinen — Hohn losläßt.

Seit Goethe und Schiller 1797 im Schiller'schen Musenalmanach ihre Xenien zum Besten gaben, in denen sie die höchsten Lebensfragen, welche die Menschen seit 6 Jahrtausenden

zum ernſten Nachdenken anregten, mit ein paar Zeilen abzufertigen ſuchten, fanden ſich eine Menge mehr oder weniger oder auch gar nicht begabte Poeten veranlaßt: ſich durch einige Kolophoniumblitze das Renommée ſcharfer und bedeutender Denker zu erwerben.

Nachdem nun Freunde und wohlwollende Kritiker dem Edlen von Bauernfeld in den Kopf geſetzt haben, daß er ein ſehr ſcharfſinniger Philoſoph ſei, hat ſich in ihm der felſenfeſte Glaube an ſeine Scharfſinnigkeit und Witzköpfigkeit herausgebildet, und er hat ſich auch in religiöſen und philoſophiſchen Fragen als ein kleiner Voltaire in der Weſtentaſche hervorthun wollen.

Freilich hat er auch hier wieder alten Kohl aufgewärmt, auch hier giebt er als Widerkäuer der Heiniſchen Knoblauchtheologie folgende Vierzeilen zum Beſten:*)

S. 80. „Die euleſtiniſchen Geheimniſſe."

„Heil'ger Becher ward geleeret — Und das heil'ge Brod gebrochen,
Zu des einen Gottes Ehren — Auch ein myſtiſch Wort geſprochen.

In dem Tempel auf den Knieen — Lagen ſie, die frommen Beter,
Alles iſt ſchon dageweſen — Nur die Trinitas kam ſpäter.

Dieſe hat in Indien ihren Urſprung. Zur Trimurti liefen
Da zuſammen jene drei Götter Brahma, Wiſchnu, Schieven".

Von Bauernfeld, der ſchon im 21. Jahre ſeine Studirlampe ausgelöſcht hat, verlangen — er ſolle die Schriften gelehrter Theologen über die Spuren der Uroffenbarung in den Culten des Heidenthums kennen — das iſt zu viel!

Er bietet zumeiſt auch bei ſeinen Spöttereien fremde Gedanken, die er in die Taſche geſchoben und dann zerknittert in ſeinem Jargon zum Vorſchein bringt. Wir wollen ſeine Genieblitze nicht ernſthaft nehmen und erwidern in ſeiner Manier:

Nicht blasphemiſch ſei genommen,
Was der Bauernfeld hier dichtet,
Denn es hat der eigne Blödſinn
Dieſen Herren ſchon gerichtet.

*) Aus der Mappe des alten Fabuliſten von Bauernfeld. Wien 1879.

Etwas Neues, meint er, sei es,
Was er da von Wischnu predigt
Und die Gottes-Wesen-Frage
Habe er hiermit erledigt.

Und es wird sich Alles beugen
Vor dem großen Mann in Stummheit,
Der durchschauet Gottes Wesen,
Doch nicht kennt die eigne D . . . . . .

Wollt er sich ein Urtheil holen
Vor dem zeitlichen Gerichte,
Nun dann sei er Gott befohlen
Mit dem Xeniengedichte.

Denn da würden wir ihm zeigen,
Was er für ein armer Kauz ist,
Der wo sich's ums Wissen handelt,
Daliegt und total pardauz ist.

Im Gedichte: „Parallelen als Epilog" verhöhnt Bauernfeld die heiligen Märtyrer in einer Weise, welche ihm nur den Beifall talmudischer Theegesellschaften einbringen kann — jeder der noch einen Funken christlicher Ehrenhaftigkeit in sich trägt, muß sich mit Ekel von dieser poetischen Verkommenheit abwenden. Es haben ihn „die Götter Griechenlands" von Schiller nicht schlafen lassen.

Der „Edle" dichtet:

„In den heiligen Legenden — Werden Wunder viel verrichtet,
Märtyrer in Oel gesotten — Die auf Christus nicht verzichtet.

Dieses alles gilt dem Leibe — Doch die Seele fliegt zum Himmel,
Freut sich sündenrein gewaschen — In der Seligen Gewimmel.

In Ovids Metamorphosen — Herrscht ein ähnlicher Spektakel,
Mord und Todtschlag, Höllenstrafen — Wie auch göttliche Mirakel.

Doch es lacht ein blauer Himmel — Niemals Schnee und Regenwetter
Und die Götter fühlen menschlich, — Diese alten Heidengötter

Sind in ihrem Glanz und Schimmer — Erdenjungfraun oft erschienen,
Freuten sich an ihrem Umgang — Liebten, sündigten mit ihnen.

Auch die Heidenweiberseelen — Zog es nach der Himmelsferne
Und so prangen schließlich Jovis — Favoritinnen als Sterne.

Alt und neue Welt im Glauben — Gleichen sich im Aberglauben,
Ihren Himmel, ihre Hölle — Läßt die Menschheit sich nicht rauben".

19. Betrachtung dieser Züchtlingstheologie.

Welche Dutzendarbeit im Aufklärungsspektakel! Es gehört mehr noch als sittliche Verkommenheit dazu, die Märtyrer zu verhöhnen. Wir wollen dem armen Männchen in seiner poetischen Form einige wohlverdiente Nüsse zum aufknacken geben:

In poetischen Legenden — Wirkt der Autor keine Wunder,
Er wärmt auf des Juden Heine — Knoblauchsauern alten Plunder.

Feig, hinein in Mark und Knochen — Ist ihm jeder Muth zuwider,
Selbst die Märtyrer bewirft er — Mit dem Kehricht seiner Lieder.

Er ist nicht in Oel gesotten — Nicht gesotten, nicht gebraten,
Der von je nur — hinterm Schreibpult — Muth gehabt zum Attentaten.

Der den Typhus hat bekommen — Und sich aus dem Staube machte,
Als der Rummel ausgebrochen — In dem Jahre vierzig achte.

Der sein Nichts und seine Hohlheit — Nur im Phrasenkleid versteckt hat
Und sich in den Sturmestagen — Mit Blamage nur bedeckt hat.

Der in seinem eitlen Wähnen — In Politik wollte machen
Und durch sein Programm-Gesudel — Was geliefert hat — zum Lachen.

Weil er nie den Feind bestürmte — Will er stürmen jetzt den Himmel
Mit unselig faden Witzen — Auf der „Seligen Gewimmel".

Er hält sich für einen Witzbold — Dessen Sprüche genial sind,
Während diese — wie sein Kürbis — Ebenfalls so hohl und schaal sind.

Denn er rasselt nur bisweilen — Mit gestohl'nen Kürbiskernen,
Wie wir's in Grillparzers Tagbuch — Aufgeschrieben, kennen lernen.

Das, worüber er in Hochmuth — Seinen Spott hat ausgegossen,
Wird doch sicher länger dauern — Als er selbst und seine Possen.

Denn er ist und er wird bleiben — Bei der heidnischen Cohorte,
Nur ein fader „Deutscher Krieger*) — Von der allerletzten Sorte.

Ihm sind Himmel und sind Hölle — Nichts als blöder Aberglauben;
Und er höhnt: die Menschheit läßt sich — Diesen nie und nimmer rauben.

Nur in Schnapsboutiquen singt man — Derlei pöbelhafte Lieder,
Und auch in den Zuchthausmauern — Hallen solche Witze wieder.

Als ein abgeschmackter Spötter — Wünscht er sich — die Jovisfrauen
Und hat auf die Griechengötter — Sein andächtiges Vertrauen.

In dem Griechengötterhimmel — Möcht auch er so gerne wohnen,
Und die „Heidenweiberseelen" — Wählt er sich zu Schmutzpatronen.

Vom furchtbaren Loose der Tausende von Sklaven unter dem blauen Götterhimmel Griechenlands will der Edle von Bauernfeld nichts wissen — ebenso wie die liberalen Genossen, die Capital und Fabrikbesitzer — von dem Sklavenleben der Arbeiter, der Bauern, der ausgesaugten Volksmassen nichts wissen wollen; die armen Teufel werden statt mit einem menschenwürdigen Arbeitslohn mit billigen Phrasen von Freiheit gefüttert!

Aber auch hier bei diesem heidenbübischen Hohn über die Märtyrer bewährt sich wieder der Grillparzersche Ausspruch des Rasselns mit fremden Gedanken; auch diesen ekeligen Hohn über die Märtyrer finden wir viele Dezennien

*) Bauernfeld hat ein Lustspiel verfaßt unter dem Titel: „Ein deutscher Krieger".

früher beim großen Platen — der an Formgewandtheit den Bauernfeld meilenhoch überragt hat — mit dem sich aber der Bauernfeld, was die Gedankenlosigkeit anbelangt — schon eher messen kann! Wir haben in „Denkpfennige" die mit feingedrechselten Reimen polirte Flachköpfigkeit Platens nachgewiesen.

Wann und wo hat Auersperg und Bauernfeld für die Freimachung der Arbeiter, der Bauern, des Gewerbestandes, der ehrlichen Kaufleute — aus den Klauen der Wucherer und Bedränger ein Wort fallen lassen, nie und nirgends — Concordat, Ultramontanismus, Mönchthum, Pfaffen, diese sehr billigen Karten haben die Herren in ihren Reden unter dem Beifall sämmtlicher Juden und auch getaufter liberaler Volksausbeuter losgelassen, mit Worten verschwenderisch — außerordentlich karg sparsam und rückhaltend mit Geld!! Das ist die Signatur der 20 jährigen liberalen Volksunterdrückungswirthschaft gewesen! Wenn sich die ausgepumpten Massen zu rühren anfangen — so beginnen die liberalen Krakehler zu heulen!

So lange das bethörte Volk den Ausbeutern vom Jahre 1848 an die Kastanien (die süßeste darunter, die Gewerbe- und Wucherfreiheit) aus dem Feuer holen mußte, da nannten diese Herren das Militär nur „die verthierte Soldateska"; wenn aber das Volk sich gegen seine Blutsauger erhebt — dann kommt diese verthierte Soldateska zu Ehren — da soll sie unter das Volk hineinfeuern! Die Larve herunter! Ihr seid erkannt!

Zur Beleuchtung nur Ein Exemplar als Exempel. Kuranda ließ vor 1848 drucken: „Der Untergang Oesterreichs als Großmacht sei von jeher der schönste Traum seines Lebens gewesen" und nannte 1848 das österreichische Militair „eine verthierte Soldateska". — Nach der Einnahme Wiens flehte er einen Major (dieser „verthierten Soldateska") an, derselbe möge ihm zur Sicherheit seine Begleitung angedeihen lassen. Wir ließen ihm bezugs seines schönsten Traumes

unter das Gesicht drucken: „Es wundert uns, daß diesem Juden nicht auch einmal geträumt hat: er wäre wegen Hochverrath gehenkt worden.“ Kuranda schwieg weise — spielte später den guten Oesterreicher, holte sich unter dem Minister des Aeußeren Grafen Buol den Stoff für die von Goyim verfertigten Leitartikel zu seinem Blatt — wir bemerkten über diese seine Bekehrung zu jener Zeit in der Kirchenzeitung:

Kuranda geht jetzt aus und ein — Beim Grafen Buol-Schauenstein
Und holt sich dort zum Strumpf den Zwickel — für seine schainen
Leitartikel!

Er beklagte sich im Ministerium über diesen fatalen Enthüller seiner politischen wechselvollen Vergangenheit mit den Worten: „Warum träufelt dieser Mensch mir immer Gift in meine Seele!“ — darnach bewies er dem größten und genialsten Minister Oesterreichs — dem Oesterreich so viel zu danken hat — seinen aufopfernden Patriotismus — und der große Patriot bekam durch die Verwendung Beusts auch noch den Leopoldsorden — von dem er zu jener Zeit sich sicher nichts träumen ließ, als er vom Untergang Oesterreichs träumte, und über die Orden und den Adel ganz entsetzlich wüthend schimpfte. Er wurde für seine Vaterlandsliebe Verwaltungsrath der Nordbahn und Vorstand der Israelitischen Cultusgemeinde in Wien. Wir haben vernommen: es wolle Jemand diesem Edelweiß ein historisches Andenken widmen, zur Freude seiner Verehrer!!

20. Des Edlen von Bauernfeld republikanische Vieh-Witze.

Der Dichter läßt in seiner „Republik der Thiere“, welche er 1848 gedichtet, zwei Affen Folgendes sagen:

„Heiliger Jesus, sie schießen. Sauve qui peut!“ (Sie laufen davon. Von außen wiederholtes Schießen und Geschrei). — —

Wozu diese beiden Affen gerade den heiligen Herrn Jesus anrufen und was darin für ein Witz liegen soll, das wäre gradewegs unverständlich; — bei Bauernfeld, der ein erklärter

Freund des „Nachäffens“ ist, muß man sich an derlei Witze gewöhnen. Man würde ihm Unrecht thun, diese Anrufung des Erlösers durch Affen als eine beabsichtigte Blasphemie zu erklären; es ist doch nur die Frechheit des Talentmangels, die sich zwingt, einen Witz zu produziren. Wenn die Affen des Edlen von Bauernfeld französisch sprechen, so ist das minder befremdlich, denn dieser lustige Dichter bringt in seinen Lustspielen oft französische Phrasen an (die in Meidingers 40. Auflagen schon erprobt wurden) und die er als billigen Schnittlauch auf die Wassersuppen seiner Lustspiele streut.

Im Jahre 1848 ist Bauernfeld in die Monomanie der Witziasis verfallen, er bildete sich ein durch die Preßfreiheit, nach welcher er jahrelang geseufzt, wirklich witzig geworden zu sein, und machte in dieser schmeichelhaften Voraussetzung einen riesigen Kraftaufwand, leider mit zwerghaften Erfolgen.

So z. B. sagt in derselben Thier-Republik der Polizeidiener Windspiel zum Polizeidirektor Ochse: ‚Eure Excellenz‘ — und da giebt es noch Leute, die am Witze Bauernfelds zweifeln!

Besonders witzig geht es im Lustspiel ‚Die Vögel‘ über die Pfaffen los:

„III. Scene Uhu: Dominus vobiscum, Dompfaff: Pax vobis. Uhu (blinzelt mit den Augen). Fremde: Wollt Ihr beisteuern zum Petrispfennig? Treumeier: Wir sind nicht in der Lage. Hoffemeier: Leer die Taschen Uhu: Was also sonst? Gewissensbisse? Treumeier: Das eben nicht! Uhu: Geheime Sünden etwa? Treumeier: Auch nicht. Hoffemeier: Nur Hunger, ungeheurer Hunger. Treumeier: Wir suchen einen Staat und eine Stadt, wo es uns besser ginge als bisher. Uhu: Ihr findet nicht! Die Welt liegt im Argen, seit man das Patrimonium Petri raubte. Die Völker taugen nichts, die Könige auch nicht (verdreht die Augen), muß wieder Schwefel und Pech vom Himmel regnen. Hoffemeier: Pech hatten wir zu Haus genug, Excellenz. Uhu: Ihr kommt woher? Treumeier: Aus Wien. Uhu (Schlägt ein Kreuz): Aus Sodom und Gomorrha, dort wo die Juden herrschen. Hoffemeier: Diese Juden, daß man sie ungestraft todtschlagen dürfte. Uhu (mit Salbung): Amen, mein Sohn. Hoffemeier: So jeden, der was hat. Consentio: Volksfreund bin ich und will Euch gern

bereichern mit all den Schätzen dieser Ketzer. Uhu: Die Juden mögt Ihr tödten und die Ketzer plündern, das Kirchengut natürlich ausgenommen. Hoffemeier: Wir sind die Männer des Fortschritts, nicht reaktionär wie ihr, und werden so den Pfaffen wie den Juden den Brodkorb höher hängen. Uhu (empört zum Dompfaff): Domine. Dompfaff: Illustrissime. Uhu (streckt die Klauen empor: Anathema sit. Dompfaff: Anathema sit". — —

Wer diese Vieh-Witze liest, wird sicher nicht zum Ausrufe: Anathema sit! sich veranlaßt finden, sondern eher zum Ausruf: Herr, erbarme Dich seiner und unser! Zur Produktion dieser Witze hat Herr von Bauernfeld die Vernichtung der Censur und die Preßfreiheit gebraucht! — die Censur war sein Glück und die Preßfreiheit ist sein Unglück.

Wenn man die Anstrengung sieht, mittelst welcher diese Witze herausgepreßt werden, so könnte man eine lehrreiche Fabel dichten, von einem Stiefelknecht, der in seinem Größenwahn sich einfallen läßt: Menuet zu tanzen.

21. Wie ein „Freund" Bauernfeld als Politiker schildert, und was der von seiner Politik für eine schmeichelhafte Ansicht hat.

In einer Biographie Bauernfelds, deren Verfasser dem Edlen von Bauernfeld sehr bekannt ist, erzählt der „Verfasser dieser Biographie" Folgendes:

„Als öffentlicher Charakter trat Bauernfeld im Jahre 1848 auf, in welchem er seine Entlassung aus dem Staatsdienste nehmen wollte. In den Märztagen suchte er am 15. mit Anastasius Grün, als die Gährung den Gipfelpunkt erreicht hatte, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln die aufgeregte Menge zu beschwichtigen". —

Unter diesen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ist natürlich seine ungeheure Beredsamkeit zu verstehen; es ist jammerschade, daß er das Recept dieses Ciceronianischen, eine Revolution niederschlagenden Pulvers, nicht aufbewahrt hat. Wenn man nur wüßte, was diese zwei großen Politiker gesprochen haben? Wir zweifeln keinen Augenblick, daß hier Bauernfeld

jenen Effekt errungen hat, nach welchem er in seinen Komödien gestrebt — nämlich daß über seine Rede — von Herzen gelacht worden ist. Der Effekt seiner Rede hat wenigstens ihn selber außerordentlich angegriffen, denn sein „sehr guter Freund" erzählt weiter:

„Seine Anstrengung zog ihm am 18. eine starke Gehirnentzündung zu, von der genesen er sich auf Reisen begab; die Wahl zum Deputirten nach Frankfurt schlug er in Folge der Krankheit, andauernder Beschäftigung sich nicht gewachsen fühlend, aus!" — —

Wie schade, daß er sich „in Folge der Krankheit" nicht gewachsen fühlte; wenn diese fatale Krankheit nicht gewesen wäre, so hätte er seinen Freund, den großen Politiker, im Frankfurter-Parlament unterstützen und sich so wie Grün, durch ein permanentes Schweigen bemerkbar machen können. Er hätte in Nachahmung seines Chefs eben wie dieser den Mund weit aufgethan — zum Athmen und mitunter auch zum Gähnen!

Nun sein sehr guter Freund, der Lobartikelmacher, sucht die in Wien und Frankfurt verunglückte politische Rolle ein wenig durch folgenden Bericht auszubügeln:

„Als Satyriker in der Republik der Thiere, wendet er sich mit geißelnden Worten an die Gegenwart, da er in prophetischem Geiste manches voraussagte, was eintraf" — —

Kolossal — dieser Satyriker, der noch dazu mit einem prophetischen Geiste behaftet, allerhand voraussagte!!"

Wer sich die Mühe nimmt, das Geheule, Gepfiffe und Geschnurre dieser Propheten-Menagerie durchzublättern (wir haben nur ein kleines Muster davon gebracht), der wird bald zur Einsicht gelangen, daß diesem poetischen Menagerie-Direktor das Abrichten seiner Schüler aufs Prophezeien total mißlungen ist — für Thiere reden sie zu gescheidt, für Menschen reden sie zu dumm! Und was diese Thiere prophezeien, das haben andere Thiere (die Spatzen auf allen Dächern) schon längst gepfiffen, das ist nichts Neues!

Die Gehirnentzündung, welche ihn unfähig machte — politisch thätig zu sein, war längst vorbereitet, die Unfähigkeit war schon lange da — das hat er in seinen vormärzlichen Schriften und Handlungen bewiesen. Er hat mit dem unglücklichen Versuch, die Revolution einzudämmen, seine politische Laufbahn begonnen — und beschlossen. Verunglückte Versuche, durch sein Genie in Rathschlägen an hohe Personen, die Revolution in legale Bahnen zu lenken, hat er sehr naiv in einer fast kindlichen Unbefangenheit in seinen Memoiren mitgetheilt. Seine einzige Großthat war die Darstellung Metternichs auf der Bühne als einen albernen Tölpel — unter dem Schutze seines Gönners Kollowrat. Wir haben dieses Lustspiel in unserer Schrift: „Denkpfennige" nach seinem inneren Werth und äußeren Erfolg eingängig gewürdigt.

22. Wie Bauernfeld als Prophet sich zu blamiren trachtet.

Ueber Kaiser Max II.*)

„Max, Dein Streben fruchtlos blieb es — Wie das immer mich betrübte!
Einen Fehler hat mein Kaiser — Daß er schöne Weiber liebte.

Ganz Europa wollt' er sammeln — Zu dem großen Christen-Heere
Und die eingedrungnen Türken — Jagen über ihre Meere.

Und ganz Oestreich wollt' er tauchen — In die neue Denkerlehre,
Doch da stellten sich die Weiber — Dunkle Gegner auf zur Wehre.

Christus ist der Born der Weisheit — Dieser heil'ge Gottesseher,
Ihm auch stellten sich entgegen — Juden, Pfaffen, Pharisäer.

Pharisäer sind es immer — Die das Gute, Schöne hindern.
So erging es unsern Vätern — So erging es ihren Kindern.

Weiber auch sind Pharisäer — Und ich sag' es euch prophetisch:
Schlimmstes werdet Ihr erleben — Durch Weihkessel und durch Nähtisch!

*) Ein Buch von uns Wienern. 1858. S. 180.

Ja, ich sag es auch prophetisch — Kommen werden schlimme Zeiten,
Und die Dunkelmänner werden — Gegen Licht und Wahrheit streiten.

Aber kommen wird am Ende — Doch die neue schöne Aere,
Siegen wird der Geist der Freiheit — Und die neue Liebeslehre". —

Wenn Bauernfeld den Prophetenmantel umwirft, da wirft er auch wie gewöhnlich mit hohlen Phrasen herum; im liberalen Geschwätz hat er eine Palme errungen!

Er orakelt prophetisch: durch Weihkessel und Nähtisch und durch die Dunkelmänner werden schlimme Zeiten kommen!!

Sonderbar, 30 Jahre Freiheitsaera, hunderttausend Bauern von Haus und Hof vertrieben, ihre Häuser und Ländereien vom schändlichsten Wucher verschlungen, die Kleingewerbe und Arbeiter aufs Blut ausgesaugt — — Bauernfeld soll die statistischen Ausweise über Fallimente, Bankerotte, Licitationen von ausgewucherten Bauernhöfen, ruinirte Gewerbsleute — rückständige Steuern und allen andern Früchten der modernen Wirthschaft studiren, und er wird finden, daß weder Weihkessel noch Nähtisch noch Dunkelmänner, sondern lauter Lichtmänner seines Calibers, seiner Aufklärung, seines Auffassens von Freiheit, seines politischen Systems zu den gegenwärtigen rein unhaltbaren Zuständen mitgewirkt haben. Aber das Genie kommt in keine Verlegenheit, es hüpft als liberal-poetischer Tanzmeister Paurel mit einem Satz über alle diese socialen Barrikaden hinweg:

„Aber kommen wird am Ende — Doch die neue schöne Aere,
Siegen wird der Geist der Freiheit — und die neue Liebeslehre".

Armseliges Geschwätz, hirnlose Extase!

Wenn diesen Herren Jemand ins Verhör nähme und ihn fragen würde: Was verstehen Sie unter dem Geist der Freiheit?

Wer hat die neue Liebeslehre verkündigt, und worin bestehen die Gesetze derselben? Was sind die bisher offen an den Tag gekommenen Früchte der von ihnen gerühmten Freiheit? — — —

Immer noch die verroſteten Waffen der alten Phraſeologie vor 1848. Die neue Zeit iſt an ihm vorübergerauſcht, ihr Flügelſchlag hat auch ſeine Ohren merkwürdiger Weiſe nicht berührt — aber er hat immer noch das Unglück — keine guten alten Lehren anhören, dafür aber nur neue ſchlechte Lehren geben zu wollen.

Hier ein ſtatiſtiſcher Ausweis über die neue Freiheit, welche auch die beiden Apoſtel derſelben mit herbeigelockt haben. Thatſachen und Zahlen beweiſen.

In Cisleithanien betrug die Verſchuldung auf liegende Güter 1858 nur 1 122 431 028 fl. Dieſe hat ſich in der liberalen Aera verdreifacht. Chronologiſch iſt das Anſchwellen der Grundſchuld in den Hypothekenbüchern wie folgt zu ſehen:

1871	um	46 740 671
1872	„	107 621 655
1873	„	222 458 629
1874	„	156 127 010
1875	„	136 169 565
1876	„	99 776 440 u. ſ. w.

grade während des volkswirthſchaftlichen Aufſchwungs, als der Liberalismus ſeine Höhe erreicht hatte, wurde Grund und Boden mit 200 Millionen unproduktiver Schulden belaſtet. (Siehe den ſtatiſtiſchen Ausweis im Vaterland 1885. Nr. 349. „Die Grundſchuld in Cisleithanien").

Statt des blöden Hohnes, mit welchem ſich Bauernfeld über die Sonntagsruhe (S. 163) und über die chriſtlichen Märtyrer (S. 172) hermacht, ſoll er ſich lieber der chriſtlichen Märtyrer aus der neuen „Freiheitsära" annehmen, das wäre ein würdiges Sujet für einen Freiheitsapoſtel.

Das Wiener Vaterland bringt (1. und 2. Juni 1886) über die rapide Verſchlechterung der Geſundheitsverhältniſſe und ſtetig zunehmende Sterblichkeit der chriſtlichen Arbeiter bei den jüdiſchen Fabrikanten in Brünn ſchaudererregende ſtatiſtiſche Nachrichten über den „Fortſchritt" der „Fortſchrittspartei"! Ein Troſt für die mehr als 12000 chriſtlichen Arbeiter zu

Brünn wären die Zustände der christlichen Arbeiter in den jüdischen Petroleumfabriken Galiziens, welche als die haarsträubendsten in Europa bezeichnet werden können.

Der „Edle" sollte statt seines anwidernden Hohnes über die Offenbarung (Jenseitsspezialberichte) sich lieber mit den Diesseitsspezialberichten d. h. mit den statistischen Tabellen über die christlichen Märtyrer der Neuzeit bekannt machen und darüber Satyren verfertigen.

Freilich würde er dann des Lobes von Seiten der Rabbinerblätter verlustig, und auch der seither gespendete Beifall für seine Komödien würde verringert werden.

23. Der geistreiche Edle predigt vom hohen Roß seinen Standpunkt an die gemeinen dummen Prediger herunter. — Wie Bauernfeld diesen Predigern eine gute Lehre zu geben versucht.*)

„Fördern gilt es jetzt und schaffen — Tüchtig sein im Tagewerke,
Und die harte Prosa: Arbeit — Ist des Staats, des Volkes Stärke.

Wackres Können ist das erste — Edles Wissen ist das zweite,
Wissen, Können, das ist Macht — Und die Bildung ihr zur Seite.

Jetzt, Ihr Pred'ger, auf die Kanzel — Schenket frischen Trank des Lebens!
Doch mit Weihrauch und Zerknirschung — Nicht betäubet uns vergebens.

Edle Wahrheitskünder sollt Ihr — Tapf're Streiter auch auf Erden,
Prediger der Neuzeit — keine Werner, Sancta Clara's werden.

Keine kirchlichen Bajazzos — Keine Hetzer, keine Schürer,
Keine mit dem Höllenschrecken — Auf Gewissen Speculirer.

Christi Lehre sollt Ihr künden — Bis sie Wahrheit wird hinieden,
Seine Lehre ist die Liebe — Seine Lehre ist der Frieden.**)

---

*) Ein Buch von uns Wienern S. 212.

**) Wir haben gesehen, mit welchen Zoten der „Edle" die Anordnungen und Lehren des Welterlösers zu verhöhnen gesucht hat; hier giebt er wieder den Predigern fromme Lehren. Das ist jedenfalls noch ekelhafter als alle seine Zoten!

Solche Predigt zu verbreiten — Mögt Ihr nimmermehr erkalten,
Euch dabei des Gott-Erlösers — Mahnung stets vor Augen halten.

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers — Neben Kaisers Recht kein zweites,
Drum Ihr Herrn kein Staat im Staate — Keine Fackel alten Streites".

Echo:

Künde uns Du wackrer Bräuer — Was ist denn Dein Trank des Lebens?
Ach, es scheint auf eine Antwort — Warten wir von Dir vergebens.

Nur der Weihrauch, die Zerknirschung — Sind Dir in die Seel' zuwider,
Denn das könnte Dir verleiden — Deine Harfenistenlieder.

Halte Du erst eine Predigt — Welche gelten kann als Muster
Dann belehr' die armen Jungen — Als erhabner Seelenschuster.

Du, dem Werner, Sancta Clara — Rein nur als Bajazzos gelten,
Sage uns mit welchem Titel — Soll man Deine Weisheit schelten?

Armer Held der hohlen Phrasen — Rasselnd mit den tauben Nüssen,
Wo ist Macht und wo ist Bildung — Wackres Können, edles Wissen?

Ach, wie komisch ist der Aufputz — Mit den Worten: edel, wacker?
So zerkrachet taube Nüsse — Oft ein alter Nüsseknacker!

Der in Staatskunst und in Dichtkunst — Es zur Phrase nur gebracht hat
Und als Dienstmann in Politik — Eklatant Bankrott gemacht hat!

Der als Knappe nachgetragen — In dem Jahre vierzig achte
Seinem Kolowrat die Schleppe — Und mit ihm zugleich verkrachte.

24. Einige Nummern in kritischer Prosa über den wackren Kenner und edlen Wisser!

1. Was ist Können, was Wissen, was Bildung? — Und was ist Nichts-Können und Nichts-Wissen? Das ist Einbildung!

2. Was ist edles Wissen, giebt es auch ein unedles Wissen, vielleicht so wie es auch „Edle von“ und „unedle von“ giebt!

3. Der gute Herr will sich weder durch Weihrauch noch durch Zerknirschung betäuben lassen — die Prediger auf der Kanzel sollen ihm den frischen Trank des Lebens einschenken — Reiner Unsinn! Hohle Phrase!

4. Der Prediger soll nicht auf „Gewissen speculiren“, also keinem ins Gewissen reden, sondern jeden Sünder in der Gewissenlosigkeit fortstürmen lassen, denn wenn er das nicht thut, so ist er ein Hetzer und Schürer und ein kirchlicher Bajazzo — diese Bezeichnung ist keine Phrase, selbe constatirt nur, daß es auch staatliche Bajazzo giebt, so daß wenn einer ein recht großer entschiedener Bajazzo ist — man ihn eben mit Recht einen staatlichen Bajazzo nennen kann.

5. Auch Abraham von Sancta Clara gilt dem Edlen von Bauernfeld als Bajazzo, da müssen wir uns schon erlauben auf sein sehr unedles Nichtswissen aufmerksam zu machen. Wir berufen uns diesem unglücklichen Mitgliede der k. k. Akademie der Wissenschaften gegenüber auf den verstorbenen Präsidenten derselben — Theodor Edlen von Karajan, welcher statt blödsinnig in die Welt hinein zu schimpfen (edles Wissen) einige Jahre Studien zu einer Biographie dieses Abraham gemacht und ein Buch über denselben herausgegeben hat. Wir ersuchen den Edlen von Bauernfeld dieses Buch zu lesen, und in „Reue und Zerknirschung“ den so verschwenderisch hinausgeworfenen Bajazzotitel zurückzunehmen und in der Tasche für sich aufzubewahren, denn nach Karajan war Abraham ein Originalgenie, das nicht mit fremden Gedanken gerasselt hat.

Wir liefern durch diesen Hinweis auf das Buch Karajans zugleich den Beweis, daß wir wirkliche Gelehrte unter den Mitgliedern der Akademie ebenso zu schätzen wissen, als wir unwirklichen Gelehrten (trotz wackren Könnens und edlen Wissens) die ihnen gebührende Achtung nicht vorenthalten.

6. Von komischer Wirkung ist das Ende des Bauernfeldschen Hochgesanges an die Prediger; er wird auf einmal in das Schwungrad einer höchst loyalen und patriotischen Stimmung hineingerissen.

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers — Neben Kaisers Recht kein zweites,
Drum Ihr Herren, kein Staat im Staate — Keine Fackel alten Streites".

Eine Komödie mit Verkleidungen! Der Wiener Robespierre und Königsvertilger geht in die Garderobe, wirft die Jacobinermütze weg — und erscheint in Staatsuniform! Jetzt hat er geschwind vergessen, wie er kurz vorher bedauert: daß die Könige noch nicht alle abgethan sind: „Kleinste Menschen sitzen auf den Thronen", „Die Könige gehn, ein tröstend Wort, Sie gehn, sind leider noch nicht fort", „Königshaupt ist wie die Hyder, Schlag es ab, es wächst gleich wieder", „Erbübel die Monarchie, Erbübel die Despotie" u. s. w.

Heute Danton, Marrat, Robespierre, blutwürstiger Dietrich — dessen Werke auf mit Carbolsäure desinficirtem Papier erscheinen sollten, und morgen Vertheidiger der absoluten Monarchie und der Staatsomnipotenz der Kirche gegenüber! Es giebt auch Revolutions-Bajazzos, die sich von den echten Revolutionären nur durch ihre Unschädlichkeit auszeichnen. Wir wollen den Edlen von Bauernfeld dieser Menschenklasse nicht beizählen, denn von dieser wird verlangt, daß sie wenigstens einige originelle Späße machen kann.

Bauernfeld hat eben nur in der Sucht die höchste Palme der Freisinnigkeit als alter liberaler Baumkraxler zu erklettern — alte schmierige Plakate von den Guillotinen in Paris 1793 herabgekratzt und diese auch hier (nach Grillparzer) in seinen deutschen Krakehljargon übersetzt; von einer bösen Absicht keine Spur! Der animus injuriandi fehlt ihm durchwegs, ihm wird alles unter der Hand „zum Gedicht", wie er sagt, und so sind hier die alten, vergilbten, verknitterten Königskopf-Abschlägerischen, Hydravertilgerischen Schaffot-Zettel von ihm nur ausgeglättet, übersetzt und in einem schluderigen

Deutsch zu unschädlichen Waffen umgewandelt worden. Er hat auch hier wieder nur mit den alten Kürbiskernen von 1793 geraffelt.

Von dieser einzig richtigen Seite hat auch die Preßpolizei seine Werke angeschaut, und die Ausgabe derselben ist ohne Anstand verfügt worden.

Kein Staatsanwalt hatte sich zur Zeit der Ausgabe durch eine Klage lächerlich gemacht, und jetzt ist schon Jahrelang die Verjährung eingetreten. Wäre er aber selbst dort beanstandet worden, wir selber hätten seine Vertheidigung übernommen — und wären mit Grillparzers Urtheil über ihn in der Hand des glücklichen Erfolges sicher gewesen. Grillparzer sagt:

„Da war aber schon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter so viel Aufregungen befiel und heute noch nicht verlassen hat."

Aber auch sein erstes Mitwirken beim Krakehl 1848 darf ihm nicht zur Last gelegt werden, auch da erklärt wieder Grillparzer dieselbe Unschuld deutlich genug: „Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur andern übertragen".

Auch am Hofe zu Weimar war es allgemein bekannt, daß der sehr unglückliche Prinzenerzieher, fade Schwätzer (nach Schiller) und beständig „in Philosophiemacher", Major Knebel, während er eine für das Land und die Zeit sehr schöne Gnadenpension bezog immer für die französische Revolution in der Fürstenfeindlichsten Weise offen schwärmte; die Fürsten von Weimar aber erwiesen sich diesem Titularmajor gegenüber wahrhaft gentlemanlike; der alte Krakehler bezog nach 1793 noch 40 Jahre lang seine Pension aus der Weimarischen Hofkasse. Aehnliche Fälle sind jetzt noch in Mitteleuropa nicht selten. Die Fürstengroßmuth sieht hinweg über die Unbedeutendheit hohlköpfiger Schwätzer — die statt über Monarchien und Fürsten altgebackene Witze von 1793 der Pariserzeit aufzuwärmen, Gott alle Tage auf den Knieen

danken ſollten, daß es noch Monarchen und Fürſten giebt, welche das blöde Hydrageſpöttel undankbarer Penſioniſten nicht achten und eben dadurch ihre Großmuth bezeugen, wodurch dann die Krakehler erſt recht der verdienten — Achtung anheim fallen.

Der Edle von Bauernfeld hat zudem ſeine unſchädlichen, revolutionären Knallerbſen zu Wien unter Polizeiaufſicht — in einer k. k. Hofbuchhandlung zu Boden geworfen — er wußte zu gut, daß er dafür weder eine Beanſtandung zu befürchten, noch eine Verfolgung zu erleiden haben wird.

Es hat bisher dieſen „Edlen“ wegen ſeines ſpaßigen Krakehls noch Niemand offiziell angefochten, und es wird ihn auch Niemand anfechten, denn Unſchädlichkeit und Unbedeutendheit könnte jeder Vertheidiger dieſer Perſönlichkeit eklatant nachweiſen.

Wir haben dem Luſtſpielverfertiger, der mitunter Leute (die doch einige Klafter hoch über ſeine Fähigkeiten und über ſeine wiſſenſchaftlichen Erungenſchaften hinausragen) ohne Grund lächerlich zu machen geſucht hat — nur den Beweis liefern wollen, daß er bei ſeinem Geſchäfte andere lächerlich zu machen, auf ſich ſelber nicht vergeſſen hat.

Uebrigens wollen wir bereitwillig anerkennen, daß man ihm einen Gehalt und zwei Fähigkeiten nie abſtreiten kann: und zwar den Gnadengehalt, die Turnierfähigkeit und die Unzurechnungsfähigkeit!

25. Die Vorläufer und Nachläufer der Herren Grün und Bauernfeld.

Unter den modernen Vorläufern des Grün und Bauernfeld ſind vorzüglich zwei, welche ſich auch die Aufgabe geſtellt haben, das poſitive Chriſtenthum durch wohlgegliederte mit pantheiſtiſchem Gehäckſel ausgefüllte Verſe zu Grunde zu richten — ſie ſind Vorbilder und Vorläufer Grüns und Bauernfelds geweſen; beide ſtrebten ihnen nach und wollten ſie noch übertrumpfen. Leopold Schefer, (geb. 1789 † 1846) machte in ſeinem „Laienbrevier“ und „Weltprieſter“ den Verſuch, durch

pantheistische Erbauungsbücher — der modernen Weltanschauung unter dem belletristisch angehauchten Lesepublikum — Eingang und Verbreitung zu verschaffen.

Wolfgang Menzel berichtet über diesen Dichter in seinen „Denkwürdigkeiten S. 310" folgendes:

„Einer der verruchtesten Poeten jener Zeit war Leopold Schefer, der mich auch ein- oder zweimal besuchte und äußerst zuthulich war, indem er den biedern Mann spielte. Dem Anscheine nach ein ganz bescheidener und gemüthlicher sächsischer Philister, hatte er den Schalk im Nacken. Von Anfang an hatte er es wohl nicht böse gemeint: aber als die Religionsspötterei Mode wurde und man sich damit einen literarischen Namen und gute buchhändlerische Honorare verschaffen konnte, schrieb er ein gottloses Buch nach dem andern, worin er unter einer frömmelnden immer christliche Gesinnungen affektirenden Sprache den infamsten Hohn auf die geoffenbarte Wahrheit und auf die specifisch christliche Moral ausschüttete. Diese Bücher machen den Eindruck, wie wenn der Teufel Pastor würde. Schefer lebte in Muskau unter dem gleichfalls nicht sehr heiligen Fürsten Pückler. Dieser berühmte Reisende beehrte mich mehrmals mit liebkosenden Zuschriften, und schickte mir sogar einmal aus Egypten eine Käfersammlung, weil er gehört hatte, ich sei ein Liebhaber der Entomologie. Er hätte diese Aufmerksamkeit nicht nöthig gehabt, denn ich zollte dem Geist und Witz in seinen Schriften ohnehin volle Anerkennung, genirte mich aber auch nicht, öffentlich das an ihm zu tadeln, was vornehme Ueberhebung und Frivolität war". —

Schefers Laienbrevier zuerst erschienen 1834, hatte 1859 schon die 12. Auflage erlebt. Der „Weltpriester" erschienen 1846, ist aber abgesehen von der gleichen atheistischen Tendenz auch noch sprachlich ungeheuer langweilig und auch ästhetisch total ungenießbar.

Diese Gloire ließ Sallet nicht ruhen (geb. 1812 † 1843). Er war Lieutenant, nahm aber 1848 seinen Abschied und ging nach Breslau. Er schrieb im Sinne wie der vorige ein Laienevangelium (1861 die 6. Auflage), in welcher er die Gott-

werdung jedes Menschen als das höchste Ziel aufstellte, und eine „neue Moral“ zu begründen suchte. Treffend charakterisirt diesen Erfinder des Systems: wie man in 24 Stunden sein eigener Herrgott werden kann — Menzel in derselben Schrift wie folgt:

„Auch Sallet in Breslau schrieb mir einmal und empfahl mir seine Dichtungen, in denen sich aber der Haß gegen das Christenthum noch viel glühender aussprach, als bei Leopold Schefer. Wenn ich mich nicht irre, hatte sich bei ihm, wie bei so manchen andern die politische Unzufriedenheit, die sich nicht frei äußern durfte, ins kirchliche Gebiet geflüchtet, um ihren ganzen Haß und Zorn am Altare auszulassen, da sie es nicht am Throne thun durfte. Mein alter Freund Hoffmann von Fallersleben, der damals in Berlin als dritter Bibliothekar mit geringem Gehalt gern heirathen wollte und nicht konnte, saß gewöhnlich Abends mit Sallet zusammen in einer Weinstube, und wurde allmälig immer gereizter, so daß er der ursprünglichen Sanftmuth seines Wesens entsagend, in seinen sogenannten unpolitischen Liedern die verbissenste politische Opposition machte“. —

Dieselbe psychologische Erscheinung können wir bei Grün mit Belegen nachweisen. Nachdem diesem Herrn die Consequenzen seines Freiheitskrakehles in der auftauchenden demokratischen Richtung der modernen Poesie zu scharf an den Leib rückten — verlegte er sich ausschließlich auf das ungefährliche Gebiet des religiösen Radikalismus, wo es nichts zu befürchten, keine Gefahren zu bestehen gab — und wo dem Dichter im Gegentheil die herrschende Rabbanitische und Talmudische Musik ihre süßen Lobhymnen aufspielten.

Die exclusive Feindschaft gegen das Kreuz und die bis zum Wahnsinn gesteigerte Pfaffenhetze begleitete den Dichter bis an sein verzweifeltes Scheiden aus diesem Leben. Während das producirende Volk schon unter den Klauen seiner (den Grün sehr lobenden) Bedränger seufzte — hat er seine politische Laufbahn auf der Tribüne des Herrenhauses durch ein höchst ordinäres, huttenartiges Schmähen über Mönche abgeschlossen!

Ueber den Fürſten Pückler-Muskau, bei dem Sallet als eine Art atheiſtiſcher Hofkaplan lebte, haben wir eine eigene Abhandlung und Charakteriſtik aus den durch die Ludmilla Aſſing — mit echt cyniſcher Unverſchämtheit publicirten Memoiren dieſes ſonderbaren Fürſten fertig. Dieſe Memoiren, in welchen mit der größten Unverfrorenheit der öffentlichen Sitte durch Skandale aller Art Hohn geſprochen wird — ſind der beſte Commentar für die von Sallet verkündete Religion und Sittenlehre; Pückler brauchte Geſellen wie Sallet in ſeiner Umgebung — die ihn beſtändig mit ihrem Atheismus calmiren und die Verantwortlichkeit des Menſchengeiſtes gegenüber einem perſönlichen Gott und Richter — lächerlich machen mußten.

Auch der große Friedrich hat ſich eine Art aufgeklärter Hofkapelle aus Frankreich verſchrieben, deren Hoherprieſter Voltaire geweſen iſt. Was Friedrich ſelber dieſem kurioſen Seelenlakai für Koſenamen gegeben hat, iſt bekannt und wir haben es im Verlaufe des Vorliegenden erwähnt.

Es ſucht ſich eben jeder Macht- oder auch Geldhaber, der, frei von der chriſtlichen Ethik und von ſeinem Gewiſſen ungenirt leben will, jene Gattung Cultusbeamten, welche ihm durch gleiche Lebensanſchauung in ſeinem Treiben einigen Troſt gewähren ſollen.

Pückler-Muskau hat auch immer ſehr „freiſinnige Geſellen" um ſich gehabt — die mit der finſtern mittelalterlichen Moral formal und real in unverſöhnlichem Kriege lebten; auch den Freund Strauß hat er einmal zur Calmirung ſeiner Nerven und zur Beiſtimmung zu ſeinem Leben allerhöflichſt eingeladen.

Wer nicht in der Lage iſt, derlei „koſtſpielige Gäſte" zur Beſchwichtigung ſeines Gewiſſens um ſich zu verſammeln, der ſucht ſich billiger mit einer Lectüre zu behelfen — die ihn in ſeinen Anſchauungen vom Menſchenleben und in den daraus reſultirenden Handlungsweiſen eher beſtärken, als ſie ihm eine unliebſame Störung verurſachen.

Auch die Herren Grün und Bauernfeld haben sich zu einem Trutz- und Schutz-Bündniß gegenüber den Anforderungen des finsteren Mittelalters zusammengefunden. Die Freundschaft des Hochgeborenen schmeichelte außerordentlich dem Wohlgeborenen, der bei Gelegenheit auf die Plebejer (also auf die: unwohl Geborenen) als auf „Unwürdige" herabgeschaut hat.

Wir haben Bauernfelds Adelsdiplom ebenso wie den Adel seines Charakters, seiner Gesinnung, seiner Schreib- und Handlungsweise einer gehörigen Adelsprobe unterzogen und zugleich auch Prämissen zu einem Urtheile über den Charakter des Anastasius Grün aus Schriften von ihm und über ihn zusammengestellt. Wenn wir den Lobsprüchen, welche sich Grün und Bauernfeld gegenseitig angethan haben, nur den Werth beilegen, welchen dieselben verdienen, so meinen wir, diesen beiden Dichtern kein Unrecht zugefügt zu haben.

Der Leser, welcher die gerechte öffentliche Meinung über Anastasius Grün erfahren will — der kann von Graz in Steiermark bis Thurn am Hart in Krain bei ehrenhaften und wahrheitsliebenden Aristokraten und Bürgern sich erkundigen, denen sowohl die ökonomischen als häuslichen von Bauernfeld mit freundschaftlicher Hingebung gerühmten Verhältnisse im Leben des Dichters bekannt sind, und dieser Leser möge dann selber entscheiden, ob Bauernfeld recht, ja ob er nur klug gehandelt hat, seinen apprehensiven Spektakel in Scene zu setzen.

Wir haben hier die Werke und Thaten Bauernfelds nur in heiterer Stimmung behandelt, sollte er, oder seine Freunde mit dieser Behandlung nicht zufrieden sein, so könnten wir die Sitte und Ehrenhaftigkeit des Lebendigen durch eine systematische Construktion seines Sitten- und Ehrengesetzes aus seinen Schriften noch einer näheren Betrachtung unterziehen.

Wenn sich diese Herren gegenseitig mit Lob überschütteten, so ist aus diesem Umstande nur sicher zu schließen: die beiden haben gewußt, daß einer so viel werth war, wie der andere.

26. Der herannahende Kratzbesen mittelst welchem die verkündigte „neue Liebesära" und der sonstige Talmifreiheitsschwindel beider Herren von der Bühne herabgefegt wird.

Hätten die Stimmführer des Liberalismus statt in einem fort mit Freiheitsphrasen zu rasseln — etwas Tüchtiges gelernt, und würden sie dabei auch den guten Willen haben den Wohlstand des Volkes zu dessen Vertretern sie sich aufwarfen — oder auch wählen ließen — zu fördern, so würden unsere socialen Zustände sich nicht in einer sehr desperaten Lage befinden — denn dann wäre mittelst Wissenschaft und ehrlichem Streben schon eine Gesetzgebung zu Stande gekommen, die (mit Ausnahme der Wucherer, legal gefärbten Gauner und Betrüger) allen ehrlichen Gesellschaftsklassen gerecht wird.

In dieser Richtung haben nun die politischen Talmifreiheitsdichter wie auch die liberalen, die tonangebenden parlamentarischen Maultrommelmusikanten — nichts geleistet; ob aus Unkenntniß, oder aus Unehrlichkeit, ob aus beiden zugleich: das mag je nach den Persönlichkeiten beurtheilt werden, die sich am öffentlichen Geschäft der „neuen Liebes- und Freiheitsära" betheiligt haben.

Der Schreiber dieses hat vor 36 Jahren eine Schrift über die socialen Zustände*) herausgegeben mit dem Motto:

Es soll der Dichter, wie das Herz im Leib der Menschheit schlagen,
Und ihre Lust und ihren Schmerz in sich gesammelt tragen,
So mag er manches Siechthum lang, vor seinem Ausbruch spüren,
Wenn Fieberschauer kalt und bang — Sein armes Herz berühren.

In dieser Schrift heißt es unter anderem: „Unsere moderne Gesetzgebung ist eine Solonsarbeit im Interesse der Lumpe". —

Ein armer Geselle denuncirte darnach diesen Ausspruch der österreichischen Kriminaljustiz — in der Hoffnung, daß der

*) Mene thekel, phares. Ein letztes Wort an die armen Reichen 1852. Ist im selben Jahre in Paris in französischer Sprache erschienen.

freche Schreiber desselben einer justizpeinlichen Untersuchung anheimfallen werde. Nachdem aber die Schrift in Regensburg erschienen war und Land und Leute dieser Solonsarbeit nicht bezeichnet waren, wurde die Denunciation bei Seite gelegt. Wäre diese Schrift und die Anklage derselben in das Regiment der liberalen Trinkgelder-Solone gefallen und hätten diese Solone die Unvorsichtigkeit begangen, den Autor vor Gericht zu laden, so würde er Gelegenheit gefunden haben, dieser notorischen, gerichtlich gebrandmarkten Bande den Beweis zu liefern — in welchem Interesse sie die Schleusen des schmutzigen Kanals zu ihrer verheerenden Gesetzesinundation aufgezogen haben.

Hören wir einen der ersten und berühmtesten Juristen Deutschlands*) über die Grundlagen der socialen Gesetzgebung sich äußern. Ihering giebt dem heiligen Thomas Aquin durch angeführte Citate das Zeugniß: „daß dieser große Geist das realistisch praktische und gesellschaftliche Moment des Sittlichen, ebenso wie das historische vollkommen erkannt hatte". Ihering (Protestant) macht den modernen Philosophen und protestantischen Theologen den Vorwurf:

„Daß sie es versäumt haben die großartigen Gedanken dieses Mannes zu Nutze zu machen." Er fährt fort: „Staunend frage ich mich, wie war es möglich, daß solche Wahrheiten, nachdem sie einmal ausgesprochen worden waren bei unserer protestantischen Wissenschaft so ganz in Vergessenheit gerathen konnten. Welche Irrwege hätte sie sich ersparen können wenn sie dieselben beherzigt hätte. Ich meinerseits hätte vielleicht mein ganzes Buch nicht geschrieben, wenn ich sie gekannt hätte, denn die Grundgedanken um die es mir zu thun war, finden sich schon bei jenem gewaltigen Denker in vollendeter Klarheit und prägnantester Fassung ausgesprochen." —

Ihering führt nun dem Leser mehrere Aussprüche dieses Kirchenlehrers und Philosophen an.

Hätte Auersperg statt seiner blödfanatischen Mönchschimpferei

*) Dr. Rudolph von Ihering, Geheimer Justizrath und Professor in Göttingen „Der Zweck im Recht". 2. Band S. 121 u. ff.

— diesen Kirchenlehrer studirt, so hätte er im Herrenhause vielleicht etwas Vernünftiges, Stichhaltiges sprechen können — denn das Adressenstilisiren, deren Inhalt die Minister dem Stilisirer zur Politur übergaben — das ist ja vom socialpolitischen Standpunkt aus — doch nur als eine nichtsbedeutende, total folgenlose Stilübung zu betrachten.

Ein Parlamentarier hat jüngst von der „deutschen Geistesarbeit eines der größten Söhne Oesterreichs" gesprochen — schade, daß der Cicero uns nicht die Erfolge dieser Geistesarbeit nachgewiesen hat! —

Außer dem poetisch geschniegelten Phrasenschwulst ist uns in sämmtlichen Werken des Grün auch nicht Ein Gedanke vorgekommen, den man im Gebiete der Geistesarbeit neu — und entweder die Wissenschaft oder irgend einen reellen Nutzen für die Menschheit fördernd, bezeichnen könnte.

Bei Gelegenheit der Anbringung einer Gedenktafel am Geburtshause Auerspergs in Laibach — wo die Slovenen mit den Urteutschen (zunächst mit den herbeigezogenen Turnern, einer Vergesellschaftung, die sich wegen der Selbstständigkeit ihres Denkens und Handelns einen ausgiebigen Ruf erworben hat, und die sich nie und nimmer von den Fäden der Logenbrüder leiten läßt) in Konflikt geriethen, besagt eine Korrespondenz aus Laibach (Wiener Vaterland am 13. Juni 1886 folgendes:

„Nun darf man aber nie vergessen, daß sich Grün als Mensch und als Politiker in unserem Lande keines besonders guten Rufes erfreut, daß er einer der heftigsten und fanatischesten Gegner der slovenischen Nation war, und daß die Behandlung seiner Bauern noch recht wohl in der lebhaftesten Erinnerung derjenigen ist, welche ihn von dieser Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Eine wahrheitsgetreue und objektive Schilderung dieses, von den Liberalen so hochgefeierten Mannes in dieser Richtung wäre in hohem Grade interessant, und würde den Beweis erbringen, daß sein praktisches Leben mit jenen Freiheitsideen, welche uns aus seinen Gedichten entgegen wehen nichts weniger als im Einklang war". — — — .

Inhaltsverzeichniß.

Anastasius Grün.

Seite

1. Auersperg als Knabe in zwei Erziehungsinstituten im Conflikte mit klerikalen Lehrern. Der Anstoß zum nachfolgenden „Pfaffenhaß“. 1
2. Wie der Dichter immer in sittlicher Entrüstung arbeitet, in seiner freiheitlichen Furie gegen die Könige wüthet — und dieselben als eine Krankheit des ganzen Menschengeschlechtes erklärt. 3
3. Wie sich der gestrenge Gutsbesitzer in eine gemachte Wuth gegen Tyrannen hineinhetzt und voll sittlicher Entrüstung über die geträumten Verfolger hermacht, denen gar nicht eingefallen ist, mit dem halbverrückten Extasenprahler nothpeinlich vorzugehen. 5
4. Wie der reimende Quixote einen alten Leuchtthurm für einen Zwinger hält, sich bei seinem Windmühlenkampf gegen Tyrannen ganz wohl geschehen läßt, eben so heldenmüthig als gefahrlos über Klöster schimpft und sich Voltaire zum Muster nimmt. 7
5. Wie dem frivolen Freiheitssänger beim Herankommen des Todes dieses Witzmachen total vergangen ist. 9
6. Grüns bedenkliche Ansichten, und was er sich in seiner confusen Phantasie für eine Zukunftskirche zusammenconstruirt. 12
7. Wie es ihm an Consequenz in seinem Denken gefehlt, und er das Glück der Menschheit in jene schöne Zukunft versetzt, in der die Menschheit das Kreuz total vergessen hat und die Religion des Kreuzes untergegangen ist. 14
8. Wie wir den Blödsinn des Dichters noch fortsetzen und ausgliedern, um ihn anschaulicher zu machen. Er wärmt einen Witz Ulrichs von Hutten auf, ohne Quellenangabe. . . . 16
9. Wie er sich seine neue Religion sehr vertrauensselig ausmalt — das Komische in seinem Ueberschwang. 19
10. Freiheitdichten und Pfaffenhetzen sind für die Stadt gut — bei den Bauern aber — des guten Beispiels und anzuhoffenden geduldigen Steuerzahlens wegen ist der Kirchenbesuch angezeigt. 20
11. Schimpft über Könige. Macht sich eine neue Priesterweihe als Sakramentserfinder. Der Graf und sein Sancho unter Menschenfressern. 22

Seite

12. Ein Urtheil über die österreichischen Krakehler vom Jahre 1847. 28
13. Wie Grün, der von dem Grunde und der Bedeutung des Erbadels keine Ahnung hat, seinen Stammbaum gegen sein Princip nie aufgeben will. 30
14. Wie der Dichter in seiner Pfaffenwuth auch die Zote als Mitarbeiterin herbeiruft. 31
15. Nutzanwendung dieser Moral auf den Dichter, — umgekehrter Spieß. 33
16. Der Dichter winselt: als es mit der Freiheit nicht nach seiner Phantasie gegangen, und auch er unter die Räder des herabrollenden Wagens gerathen ist. 34
17. Wie die reiche Begabung glänzende Bilder und klingende Reime zu machen — öfter mit einer großen Gedankenconfusion und Armuth an Logik im Bunde erscheint. . . . 35
18. Der Liberalismus in seiner Kinderseligkeit vor 1848. Grün, der große Socialpolitiker: Wenn nur einmal die Pfaffen herunter sind, dann kommt das Volksglück — Das jetzige Glück des Volkes —. 36
19. Wie der Schreiber dieses den „blöden Rittern" vor 1848 den Spiegel vorgehalten hat. Der Liberalismus Grüns als nicht echtfärbig vielfach ausgelacht. 38
20. Was 1876 das Wiener „Vaterland" über Anastasius Grün noch als er gelebt und im Parlament gewirkt — über ihn gebracht hat. 41
21. Warum ist Bauernfeld erst nach Grüns Tode mit dem Brief herausgerückt? 44
22. Der Brief Grüns an Bauernfeld. 45
23. Der nach der Angabe Bauernfeld's schon 1849 von Auersperg abgefaßte Fehdebrief erst nach 28jährigem Bedenken und nach dem Tode des Adressanten nicht an den Adressaten spedirt, sondern in eine norddeutsche Zeitschrift gesendet!! 49
24. Entgegnung auf diesen angeblich 1849 abgefaßten Brief . 54
25. Wie die Schlauheit Bauernfelds auf die Dummheit seiner Leser speculirt und wie Brunner seine Verse über Grün (in den blöden Rittern) ohne jede Zurücknahme aufrecht hält. Bauernfelds aristokratisches Bewußtsein, die Heldenthaten seiner Ahnherren, seine ihm verliehene Turnierfähigkeit — Beschreibung seines Wappens sammt den darauf befindlichen Thier-Bestandtheilen. 62
26. Wie Bauernfeld nach 28jährigem Nachsinnen und nach dem Tode von drei Mitspielenden, die bereits in der Grube liegen und nicht mehr als Zeugen vorgeladen werden können — eine Komödie inscenirt. 66

Seite

27. Graf Auersperg thatsächlich weit bescheidener als der aufgeblasene Edle von. — Der Ruf Auerspergs als Gutsbesitzer gegenüber seinen Unterthanen. 68
28. Die Irrungen des phantasiebegabten Bauernfeld, bezugs des Zustandes der Wiener Presse. 70
29. Wie die Kirchenzeitung grob gewesen ist in einem Beispiel contra Bauernfeld. 72
30. Wie der Redakteur der Kirchenzeitung seine Grobheit selber zu beweisen sucht. 73
31. Wie sich Bauernfeld der Feine über „Bauernlümmel" und „fromme Bengel" lustig macht, und vermeint auf Grobheit ein ausschließliches Privilegium zu haben. 75
32. Wie Bauernfeld eine sehr verunglückte Apotheose auf seinen Freund zum Besten giebt. Was er dem Leser bietet, nachdem er ihn in die höchste Erwartung versetzt hat. 78
33. Wie und wofür Auersperg Ehrenbürger von Wien wird und in seiner Poesie aufs Jucken und Kratzen herunterkommt. 81
34. Wie der fromme Kirchengeher den Luther gegen den Papst zu Felde führt. 84
35. Wie Grün den Kaiser Joseph die Tiara der Päpste zertreten läßt. 85
36. Wie die statistischen Ausweise am besten die Wohlthaten bezeugen, welche der Liberalismus über Oesterreich gebracht hat. 86
37. Wie Auersperg eine Geschichte stiehlt, die Quelle nicht angiebt und selbe mit verändertem Aufputz zu seiner Papstvertilgung verwendet. 87
38. Wie dem Grün der Pfaffenhaß als einziges echtes Siegel seiner liberalen Gesinnung zu gelten scheint. . . 90
39. Wie Anastasius Grün im „Pfaff von Kahlenberg" seine ganze Wuth gegen Kirche und Pfaffen ablagert. 93
40. Beleuchtung seiner kirchenhistorischen Kenntnisse und seiner Freiheitsliebe. 96
41. Talmudische Wuthanfälle gegen das Kreuz Christi. . . . 98
42. Das höchste Glück der Menschheit, wenn alle Kirchen und Klöster in Ruinen zerfallen. 101
43. Grüns Reime, in Prosa aufgelöst, sind Verrücktheit und totaler Unsinn. 103
44. Grün malt sich ein Scheusal von einem Mönch, um so recht von oben herab in sittlicher Entrüstung arbeiten zu können. 104
45. Wie Grün sein Ritterschwert zieht und in die Mönche mit großer Tapferkeit hineinhaut. 105

Seite

46. Wie am Ende seines Lebens seine Wuthgedichte auf ihn selber zurückprallen. 108
47. Eine dankende Anerkennung für Leopold I. Auersperg als österreichischer Cavalier! Der „literarische Zwischenfall". . 112
48. Wie Auersperg von consequenten Liberalen als Apostat von der Freiheit verurtheilt wird. 118
49. Auerspergs Tod. Nach den Berichten des Grazer Volksblattes von 1876. 120
50. Das Begräbniß und die Erben der Hinterlassenschaft. . . 125

Der „Edle von Bauernfeld".

1. Wie Bauernfeld in den Verdacht einer großen Gelehrsamkeit gekommen ist. 129
2. Wie Bauernfeld die höchsten theologischen Fragen nur mit 2 Versen höchst genial zu lösen weiß. 133
3. Fortsetzung der geistreichen Satiren Bauernfelds mit unliebsamen Klang-Ritornellen. 137
4. Wie der Dichter seine Theologie und Philosophie zum Wohlgefallen der Schnapsbuden und Zuchthausinsassen auszuschmücken versucht. 139
5. Wie Bauernfeld selbst das Vaterunser verspottet — Herr erlöse uns vom Uebel der Bauernfeld'schen Witze. Die Ansichten Bauernfeld's über Dummköpfe, Schlauköpfe, aber nicht über seinen eigenen Kopf. 143
6. Wie Bauernfeld im Gebiete des literarhistorischen Richteramtes Gnaden austheilt, oder Rechte vorenthält und sich seine Muse am Ende in ihre behaglichste Wohnung (den Saustall) flüchtet. 145
7. Wie Bauernfeld sich sehr ungnädig über die Könige und regierenden Fürsten vernehmen läßt, aber am letzten Monatstag immer sehr versöhnlich gestimmt wird und sich herabläßt sein Gnadengehalt (1000 Gulden jährlich) abzuholen. Tableau! 149
8. Wie Bauernfeld auf seine Komödien-Theologie sehr versessen ist, und immer über die wichtigsten Lebensfragen mit einigen Reimen hinübervoltigirt. 152
9. Wie Bauernfeld Gott als einen „Hauch" erklärt, den Glauben an Gott mittelst Gassenhauer verhöhnt, den Atheismus vertheidigt, vom Memento mori nichts wissen will und keck behauptet, er habe „Vernunft" und überlasse andern die Religion. Der große k. k. Lotterie-Concipist und der kleine bedauernswerthe Newton. 154

Seite

10. Was der Graf von Habsburg dem Edlen von Bauernfeld für eine Lehre giebt. 156
11. Wie er die Juden mittelst des verschimpften Tetzel zu vertheidigen sucht. 158
12. Wie Bauernfeld die Märtyrer sehr unglücklich mit den Proletariern in Verbindung bringt. 160
13. Wie sich Bauernfeld für den Enkel eines Orangutangs erklärt, um sich ein Zeugniß für seine zeitweilige Bescheidenheit auszustellen. 161
14. Wiederholte Zuchthauswürdige Schmähungen kirchlicher Lehrsätze. 162
15. Wie er seine Witze über Wissen und Glauben losläßt und das Verhältnißzwischen beiden in gewohnter genialer Kürze abfertigt. 164
16. Religion, ein nothwendiges Uebel — Hohn über das Jenseits und die Heiligen — Der Weltdurchschauer dichtet Gassenhauer. 165
17. Momentan kommt ihm sein Atheismus selber lächerlich vor, gleich darauf erklärt er das „Nackte und Naive" als das Höchste in der Kunst, macht Witze über Liszt und Richard Wagner. 167
18. Wie der „alte Fabulist" Bauernfeld ein eigenes Buch verfaßt, in welchem er seine höchst bedenklichen Conflicte mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre zum Besten giebt und am Ende in seiner heidnischen Tugendentrüstung über die christlichen Blutzeugen seinen — Hohn losläßt. . . . 170
19. Betrachtung dieser Züchtlingstheologie. 173
20. Des Edlen von Bauernfeld republikanische Vieh-Witze. . 176
21. Wie sich Bauernfeld als Politiker schildert, und was er von seiner Politik für eine schmeichelhafte Ansicht hat. . 178
22. Wie Bauernfeld als Prophet sich zu blamiren trachtet. . 180
23. Der geistreiche Edle predigt vom hohen Roß seinen Standpunkt an die gemeinen dummen Prediger herunter. — Wie Bauernfeld den Predigern eine gute Lehre zu geben versucht. 182
24. Einige Nummern in kritischer Prosa über den wackren Kenner und edlen Wisser! 184
25. Vorläufer und Nachläufer der Herren Grün und Bauernfeld. 189
26. Der herannahende Kratzbesen mittelst welchem die verkündigte „neue Liebesära" und der sonstige Talmifreiheitsschwindel beider Herren von der Bühne herabgefegt wird. 193

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, (Carl Janke).

PT 2484 .A2 B7 1887 C.1
Eine Pechfackel zur Beleuchtun
Stanford University Libraries
3 6105 040 891 355

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004